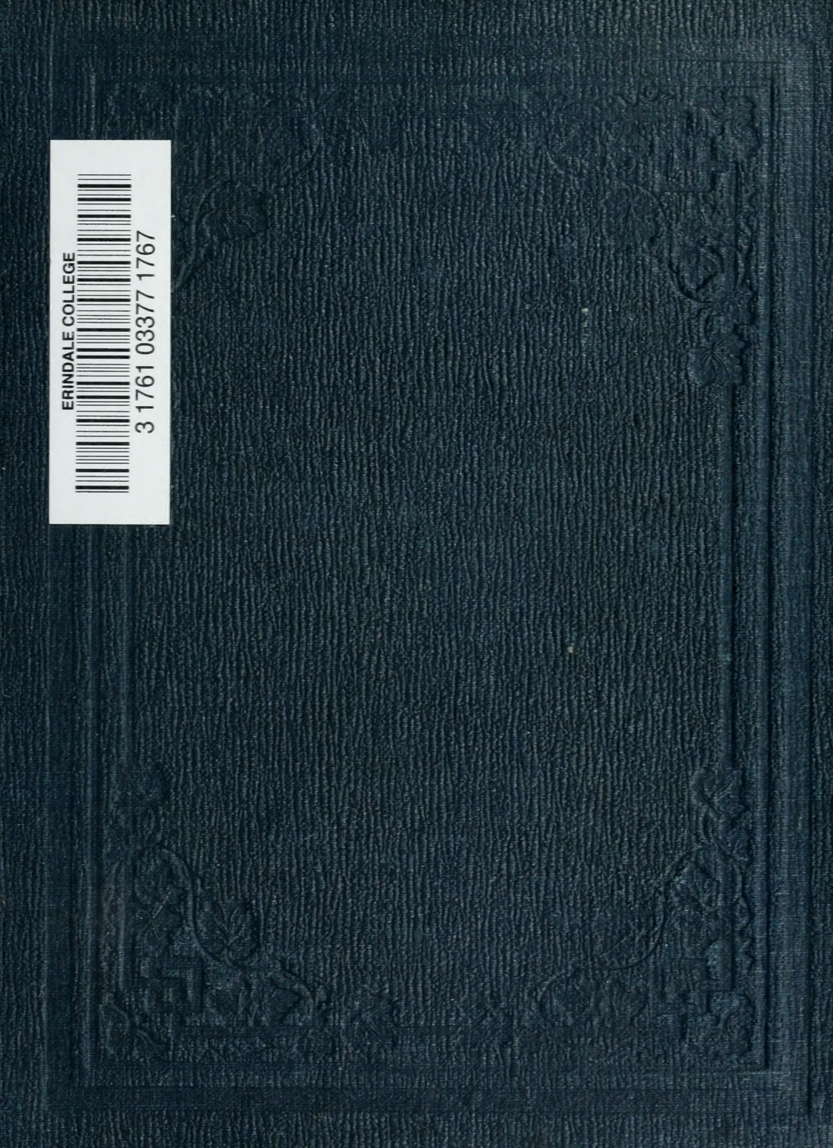

ERINDALE COLLEGE
3 1761 03377 1767

C. M. Wielands

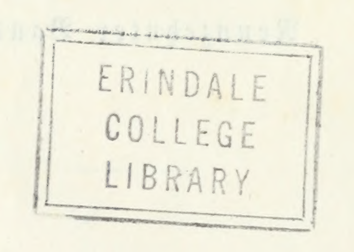
sämmtliche Werke.

Neunzehnter Band.

Leipzig.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

1856.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Poetische Werke.

Inhalt.

Seite

Nachlaß

des

Diogenes von Sinope.

Aus einer alten Handschrift.

Vorbericht des Herausgebers.

Geschrieben im Jahr 1769.

Ich hatte vor einigen Jahren Gelegenheit, in einer gewissen Abtei B***** Ordens in S** Bekanntschaft zu machen, welche, Dank sey dem Genius des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, der sie dotirt, und dem ökonomischen Geiste, der sie bisher verwaltet hat, reich genug ist, siebzig bis achtzig wohlgenährte Erdensöhne in einem durch verjährte Vorurtheile ehrwürdig gemachten Müßiggang und in tiefer Sorglosigkeit über Alles, was außerhalb ihrer Gerichte und Gebiete vorgeht, zu unterhalten.

Vermöge einer wohl hergebrachten Gewohnheit hat das Kloster einen Bücherschatz, welcher sich mehr durch Weitläufigkeit, als gute Einrichtung empfiehlt. Von neuen Büchern werden höchstens nur eine gewisse Art von Kanonisten, Asceten und Ordensgeschichtschreibern angeschafft. Von allen andern, besonders von den Werken des Genies

ist die Rede nicht. Diesen letztern wird der Zutritt gar nicht gestattet: und, wofern sich eines derselben durch irgend einen unglücklichen Zufall in so heterogene Gesellschaft verirren sollte, so hat der Pater Bibliothekar nichts Angelegners, als es sogleich in einen besondern Schrank, der allen seines gleichen zum Gefängniß bestimmt ist, einzuschließen und zu mehrerer Sicherheit in Ketten schmieden zu lassen. Zum Gebrauch, den diese würdigen Männer von ihrer Bibliothek machen, haben sie auch in der That keine gute Bücher und, wenn wir die Wahrheit sagen sollen, überhaupt keine Bücher vonnöthen; welches denn vermuthlich der Grund ist, warum die Vermehrung derselben in ihren Augen unter die überflüssigen Ausgaben gehört, welche ein Abt, der den Ruhm eines guten Haushalters hinterlassen will, dem Kloster ersparen muß. In der That vermuthe ich, daß bloß eine Art von Gefälligkeit gegen die Motten, welche man in ihrem unfürdenklichen Besitze zu stören Bedenken trägt, oder vielleicht die Furcht, daß sie sich, wenn sie daraus vertrieben würden, ihres Schadens auf eine unsern guten Mönchen weniger gleichgültige Art erholen möchten, der Beweggrund ist, warum man die so genannte Bibliothek immer ungefähr in demjenigen Stande, worin man sie gefunden hat, den Nachkommen zu hinterlassen sucht.

Dem sey, wie ihm wolle, das unbegreifliche Schicksal wollte, daß ich in dieser nämlichen Bibliothek etwas

fand, was ich am wenigsten da gesucht hätte, und was in der That so außerordentlich scheint, daß ich besorge, meine ganze Erzählung dadurch verdächtig zu machen, — einen vernünftigen und wissensbegierigen Bibliothekar. Um die Sache einigermaßen begreiflich zu machen, muß ich sagen, daß er dem Ansehen nach kaum dreißig Jahre haben mochte. Meine Freude über diesen Fund war, wie billig, außerordentlich; wir wurden in wenigen Minuten gute Freunde, und ich fand, daß der wackere Pater das Recht, seine Gefangenen, so oft er wollte, von ihren Ketten los zu schließen und sich mit ihnen in seinen Nebenstunden zu unterhalten, ziemlich wohl zu benutzen wußte. Er war noch nicht, was man eigentlich einen aufgehellten Kopf nennen kann; aber es fing doch wirklich an, in seinem Kopfe Tag zu werden, und ich machte mir gute Hoffnung, bei einem zweiten Besuch im Kloster einen beträchtlichen Theil desselben schon beleuchtet zu finden. Aber ich fand mich in meiner Erwartung sehr betrogen. Seine Obern, was sie auch sonst seyn mochten, waren doch nicht so dumm, daß sie nicht etwas von demjenigen wahrgenommen haben sollten, was diesen Mann in meinen profanen Augen schätzbar machte. Man erschrak darüber. Seit sieben oder acht Jahrhunderten hatte sich der Fall nicht ein einziges Mal begeben, daß ein Mönch dieses Klosters hätte klüger seyn wollen, als seine Mitbrüder. Was für Folgen konnte eine solche Neuerung

haben! Man übersah sie beim ersten Blick, man erschrak davor und glaubte nicht schnell genug eilen zu können, einem so großen Uebel vorzubauen. Mit einem Worte, der ehrliche ** wurde plötzlich zu einem andern Amte befördert, und der Pater Küchenmeister wurde — Bibliothekar.

Man hätte keine glücklichere Wahl treffen können; er war die beste, dümmste und mit sich selbst und ihrer Dummheit vergnügteste Seele von der Welt. Außer seinem Brevier und Marx Rumpels Kochbuche hatte er in seinem Leben nichts gelesen; auch konnt' er nicht begreifen, wie es Leute geben könne, die sich mit dem unnützen Bücherlesen die Augen verderben mögen. Weil man doch von Allem gern eine Ursache angibt, so half er sich damit, daß er behauptete, die Wissensbegierde und die daher rührende Liebe zum Bücherlesen sey weder mehr noch weniger, als einer von den subtilen Fallstricken, wodurch der leidige Satan die Seelen in seine Gewalt zu ziehen suche. Unwissenheit war, seiner Meinung nach, der wahre Stand jener seligen Einfalt und Armuth an Geiste, welchen die herrlichste Belohnung in jener Welt versprochen ist; und er pflegte zu sagen, daß ein Kameel leichter durch ein Nadelöhr, als ein Gelehrter in das Himmelreich eingehen könnte; kurz, man hätte vielleicht die Hälfte von Europa durchsuchen können, ohne noch einen Bibliothekar, wie dieser war, anzutreffen.

Meine angeborene Neigung zu allen Leuten, die in ihrer Art ungemein sind, machte, daß ich gar bald mit dem neuen Bibliothekar eben so gut bekannt war, als mit seinem Vorfahrer. Ich schmählte auf den Febronius und lobte das alberne Buch des Herrn von***; mehr brauchte es nicht, mich bei ihm in die beste Meinung von der Welt zu setzen. Ich hatte aber, die Wahrheit zu sagen, noch eine andere Absicht, ohne welche ich vielleicht so gefällig nicht gewesen wäre. Es standen ein paar Schränke voll Handschriften in der Bibliothek, unter denen, der Sage nach, einige rare Stücke seyn sollten. Ich konnte mir vorstellen, was ich ungefähr zu erwarten haben möchte; allein ich wollte doch sehen. Ich machte den P. Bibliothekar, der in der That ein gutherziges Geschöpf war, so gefällig, daß er mir seine Schränke aufschloß. Ich fand, was ich mir eingebildet hatte, schön geschriebene Gebetbücher, Legenden, magre Chroniken von Erschaffung der Welt an, Quaestiones metaphysicales de principio individuationis, de formalitatibus, etc. Commentarios in libros sententiarum, in parva Naturalia Aristotelis, Abbreviationes Decretorum und hundert andere dergleichen Leckerbissen, welche mich nicht sehr lüstern machten, mehr als die Titel davon zu entziffern. Ich war im Begriff, alles weitere Suchen aufzugeben, als mich das moderige Aussehen eines dünnen Codex in Quartformat oder vielmehr der nämliche

Instinct, welchen Sokrates seinen Genius zu nennen pflegte, auf eine beinahe bloß maschinenmäßige Art antrieb, ihn hervor zu ziehen, um zu sehen, was es seyn möchte. Das Buch hatte weder Anfang noch Ende; aber der Name Diogenes und einige andere, die ich nicht darin gesucht hätte, machten mich, ungeachtet des schlechten Lateins, aufmerksam. Ich überlas eines oder zwei von den kleinsten Capitel und war nun vollkommen überzeugt, daß ich vermuthlich auf die beste unter allen diesen Handschriften gestoßen sey.

Da ich mir Gewalt genug anthat, um dem ohnehin wenig auf mich Acht gebenden Kerkermeister dieses literarischen Gefängnisses nicht merken zu lassen, wie wichtig mir dieser Fund war, so kostete mir es wenig Mühe, die Erlaubniß von ihm zu erhalten, es auf etliche Tage zum Durchlesen mitzunehmen. Und nun weiß der geneigte Leser so gut als ich selbst, wie ich zu der alten Handschrift gekommen bin, davon ich ihm hiermit eine Art von Uebersetzung vorlege.

Ich nenne sie eine alte Handschrift, ungefähr aus eben dem Grunde, womit der Antiquar, dessen Lady Worthley in ihrem dreizehnten Briefe gedenkt, ihren Einwurf gegen das Alterthum der Münzen in dem damaligen kaiserlichen Cabinet ablehnte: Sie sind alt genug: denn, soviel ich weiß, sind sie diese vierzig Jahre her immer da gewesen. So viel getraue ich mir zu behaupten,

daß sie wenigstens nicht viel jünger ist, als einige Uebersetzungen von Aristotelischen Büchern aus dem Arabischen. Denn, soviel ich aus dem noch übrigen Bruchstücke der Vorrede ersehen konnte, gibt der Verfasser vor, dieses Werkchen aus einer arabischen Handschrift, die er in der Bibliothek zu Fetz gefunden und abgeschrieben habe, in so gutes Latein, als man damals zu Salamanca zu lernen pflegte, gedolmetschet zu haben.

Da ich fand, daß ein beträchtlicher Theil dieser Handschrift aus Gesprächen des Diogenes mit sich selbst und mit Andern bestehe, so erinnerte ich mich aus dem Diogenes Laertius, daß Diogenes von Sinope, genannt der Hund, unter Anderm auch Dialogen geschrieben haben sollte. Und nun brauchte ich nichts weiter, als von den Regeln der Verwandlung des Möglichen ins Wirkliche einen kleinen Gebrauch zu machen, um mir einzubilden, daß diese Dialogen ohne Zweifel unter den griechischen Handschriften gewesen seyen, welche der berühmte Khalif Al-Mamon zu Bagdad mit großen Kosten zusammen suchen und ins Arabische übersetzen ließ; daß ein Exemplar dieser arabischen Uebersetzung in der Folge in die prächtige Bibliothek gekommen sey, welche unter der Regierung des maurischen Sultans Al-Mansur errichtet worden seyn soll; und daß dieses Exemplar vielleicht das nämliche gewesen, aus welchem mein Ungenannter seine Uebersetzung verfertiget habe.

Wenn ich ein Liebhaber von Dissertationen über Dinge, die man nicht wissen kann, wäre, sollte es mir eben nicht schwer fallen, mir selbst eine Menge Einwürfe gegen diese Hypothese zu machen. Der beträchtlichste würde indessen doch immer derjenige seyn, der von dem Charakter, welchen Diogenes in diesen Dialogen und übrigen Aufsätzen behauptet, hergenommen werden kann.

Es ist nämlich der gewöhnliche Begriff, den man sich, den Nachrichten des Diogenes Laertius und dem Athenäus zufolge, von unserm Diogenes von Sinope zu machen pflegt, von demjenigen, den wir aus diesem Werke von ihm bekommen, nicht weniger verschieden, als die Komödie von dem Possenspiel, der ironische Sokrates von dem zügellosen Aristophanes, der Harlekin des Marivaux von dem Hanswurst des alten Wiener Theaters und ein launiger, aber feiner und wohl gesitteter Spötter der menschlichen Thorheiten von einem schmutzigen und ungeschliffenen Misanthropen unterschieden ist.

Wenn dem unkritischen Compilator der Lebensbeschreibungen der Philosophen und dem waschhaften Grammatiker, der in seinem Gelehrten-Gastmahle den alten Weisen so viele ungereimte Geschichten anheftet, zu glauben wäre, so müßte Diogenes der Cyniker der verachtenswürdigste, tolleste, unfläthigste und unerträglichste Kerl gewesen seyn, der jemals die menschliche Gestalt verunziert hätte; und es wäre solchen Falls nichts

unbegreiflicher, als wie eben dieser hündische Mensch so vernünftige Dinge, als die Alten von ihm melden, hätte sagen und thun können, und woher die Hochachtung gekommen seyn sollte, welche selbst die Weisesten unter ihnen für ihn geheget haben.

Aber zum Glücke für sein Andenken verdienen die vorbemeldeten Schriftsteller, welche uns ein so häßliches Bild von diesem Schüler und Nachfolger des sokratischen Antisthenes machen, nicht Glauben genug, um die Gründe zu entkräften, womit die bessere Meinung unterstützt ist, welche einige neuere Gelehrte von ihm gefaßt haben. Wer diese Sache umständlich erörtert lesen will, kann seine Wissensbegierde in demjenigen, was Heumann und Brucker hierüber geschrieben haben, befriedigen. Uns genüget hier, dem schwachen Ansehen jener beiden alten Griechen (deren anderweitiger Werth uns sonst ganz wohl bekannt ist) das ungleich größere Gewicht zweier weiser Männer des griechischen Alterthums entgegen zu setzen, welche uns einen ganz andern Begriff von unserm Diogenes geben.

Der eine ist Arrian, ein Mann, den seine persönlichen Verdienste unter dem Kaiser Hadrian zur Statthalterschaft von Kappadocien beförderten, und der, was noch mehr als dieß ist, ein Schüler und Freund des weisen Epiktet und in der That der Xenophon dieses zweiten Sokrates war. Ich schreibe nicht gern ab: Leser, welche die Quellen selbst besuchen können, mögen das zwei und

zwanzigste und vier und zwanzigste Capitel des dritten Buches seines Epiktet nachlesen, um zu sehen, was für ein großes und sogar liebenswürdiges Bild er von unserem Philosophen macht. Sie werden finden, daß er in dem ersten der angezogenen Capitel — worin er von dem echten Cynismus handelt, und denselben gegen die Vorwürfe, welche von den Sitten einiger After-Cyniker hergenommen zu werden pflegen, ausführlich rechtfertiget — an verschiedenen Stellen deutlich zu erkennen gibt, daß Diogenes ein solcher Mann gewesen sey, wie er den wahren Cyniker schildert; — und daß er in andern, wo er sich über den eigenen Charakter des Diogenes umständlicher ausbreitet, ihm eben diese Liebe zur Unabhängigkeit, eben diese Freimüthigkeit und Stärke der Seele, eben diese Güte des Herzens, eben diese Gesinnungen eines Menschenfreundes und Weltbürgers zuschreibt, durch welche er sich in seinem gegenwärtigen Nachlaß, bei aller seiner Singularität und Launenhaftigkeit, unsrer Zuneigung bemächtigt. Und, gesetzt auch, wie wir gern gestehen, daß ihn Arrian nur von der schönen Seite gemalt hätte, so bleibt doch immer so viel gewiß, daß er in dem wirklichen historischen Charakter des Diogenes den Grund dazu gefunden haben mußte; denn man wählt keinen Thersites zum Urbilde, wenn man einen schönen Mann malen will.

Die zweite Autorität, welche ich den Verleumdern unsers Weisen entgegen stelle, ist der Philosoph Demonar,

dessen Charakter uns Lucian (ein sehr glaubwürdiger Mann, wenn er Gutes von Jemand sagt, denn das begegnet ihm selten genug) in einer eigenen Abhandlung mit xenophontischem Geist und plutarchischer Naivetät geschildert hat. Wenn dieser weise Mann gleich kein Sectenstifter noch ein großer Verehrer metaphysischer Speculationen war, so wird doch Niemand, der gelesen hat, was uns Lucian von ihm erzählt, in Abrede seyn, daß er das günstige Urtheil verdiene, das dieser scharfe und mißtrauische Beurtheiler des moralischen Werths der menschlichen Dinge von ihm fällt. Ist aber das Ansehen dieses Demonax festgesetzt, so muß auch sein Urtheil von Diogenes Gewicht genug haben, alle die elenden Mährchen und Gassenanekdoten zu überwiegen, auf welche die abschätzige Meinung, die man gemeiniglich von ihm hegt, gegründet ist. Lucian führet etliche Züge an, welche die ungemeine Hochachtung des Demonax für den Diogenes beweisen. Wir begnügen uns, zwei davon abzuschreiben. Die Rede war einst von den alten Philosophen, und welcher unter ihnen am meisten Hochachtung verdiene. Ich, meines Orts, sagte Demonax, ich verehre den Sokrates, bewundere den Diogenes und liebe den Aristippus. Und, da man ihm zu Olympia eine Bildsäule aufrichten lassen wollte, lehnte er diese Ehre aus dem Grunde ab: „damit es ihren Vorfahren nicht zur Schande gereiche, weder dem Sokrates noch dem Diogenes Bildsäulen gesetzt zu haben.“

Wenn gegen solche Zeugnisse noch immer der Einwurf übrig bleibt: man könne doch, ohne die ganze Autorität des Alterthums wider sich zu haben, nicht leugnen, daß Diogenes überhaupt unter seinen Zeitgenossen in schlechtem Ansehen gestanden und vielmehr für einen närrischen Sonderling, als für einen weisen Mann gehalten worden sey; so können wir dieses zugeben, ohne daß er das Geringste von der Achtung verlieren soll, die uns das günstige Urtheil der kleinern Zahl für ihn gegeben hat. Was für einen Begriff müßten wir uns von Sokrates selbst machen, wenn wir ihn nach demjenigen, den Aristophanes in seinen Wolken auf die Schaubühne brachte, oder nach der Anklage des Anytus und nach dem Endurtheil seiner Richter beurtheilen wollten? Man müßte wenig Kenntniß der Welt haben, wenn man nicht wüßte, daß etliche wenige Züge von Sonderbarkeit und Abweichung von den gewöhnlichen Formen des sittlichen Betragens hinlänglich sind, den vortrefflichsten Mann in ein falsches Licht zu stellen. Wir haben an dem berühmten Hans Jakob Rousseau von Genf (einem Manne, der vielleicht im Grunde nicht halb so sonderbar ist, als er scheint) ein Beispiel, welches diesen Satz ungemein erläutert. Und in den vorliegenden Aufsätzen werden wir den Diogenes selbst über diesen Gegenstand an mehr als einem Orte so gut raisonniren hören, daß schwerlich Jemanden, der sich nicht zum Gesetz gemacht hat, nur seine eigene

Meinung gelten zu lassen, ein unaufgelöster Zweifel übrig bleiben wird.

Bei Allem dem gestehe ich doch gern, daß der Diogenes, der in diesen Aufsätzen spricht, mir selbst ein ziemlich idealischer Diogenes zu seyn scheint: es sey nun, daß ihn der lateinische Uebersetzer wirklich aus dem arabischen, und der arabische aus einem griechischen Original gedolmetschet habe, oder daß einer von den vorgeblichen Uebersetzern selbst der Urheber dieses Werkchens sey. Die Verschönerung einiger Züge fällt in die Augen; und, um alle mögliche Aufrichtigkeit gegen den Leser zu gebrauchen, kann und soll ich ihm nicht verhalten, daß auch ich, eben sowohl als die beiden Uebersetzer, meine Vorgänger, vielleicht eben so viel aus Nothwendigkeit, als aus Vorsatz, mehr Antheil daran habe, wenn dieses kleine Werk der Urschrift ziemlich unähnlich seyn sollte, als mit der Treue bestehen kann, die man ordentlicher Weise von einem Dolmetscher fordert. Ohne Umschweife, ich besorge, sie habe beinahe das nämliche Schicksal gehabt, welches die Geschichte des Schaumlöffels, nach der Erzählung seines französischen Herausgebers, betroffen haben soll. Es ist mehr als zu wahrscheinlich, daß der erste arabische Uebersetzer, gesetzt auch, daß er alle mögliche Geschicklichkeit gehabt habe, doch in der unendlichen Verschiedenheit seiner Sprache von der griechischen eine unüberwindliche Schwierigkeit gefunden, ein Werk von dieser

sonderbaren Art gut zu übersetzen. Es wird also vermuthlich von ihm geheißen haben: Ex Graecis bonis fecit Arabicas non bonas. Ich denke, es sey dem lateinischen Dolmetscher nicht besser gegangen. Die Wahrheit zu sagen, seiner Schreibart nach muß er ein armer Stümper gewesen seyn; ungeachtet er, als ein Magister noster auf einer neu angehenden Universität (wie Salamanca damals war), in der Vorrede die Backen ziemlich aufzublasen scheint.

Er scheint, nach Art unsrer meisten neuern Uebersetzer, weder die Sprache, aus welcher, noch die, in welche er übersetzte, am allerwenigsten aber den Geist seiner Urkunde recht verstanden zu haben.

Man merkt an unzähligen Orten, daß da vermuthlich ein feiner Gedanke oder eine glückliche Wendung oder irgend eine andere seines gleichen unsichtbare Schönheit unter seinen plumpen Händen verloren gegangen seyn müsse; an vielen Stellen ist er sogar unverständlich, ohne sich das Mindeste darum zu bekümmern, was seine Leser dazu sagen würden. Vermuthlich hat er sich nicht vorgestellt, daß er Leser haben würde oder, (wie ein ehemaliger französischer Uebersetzer der Musarion) nur für sich und seine guten Freunde und nicht für das Publicum — schlecht übersetzt. Dem sey, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß ich der Welt das elendeste Geschenk, das sich denken läßt, gemacht haben würde, wenn ich mich durch

die Ehre, der Herausgeber einer alten lateinischen Handschrift zu seyn, hätte verleiten lassen, die seinige, so wie sie war, abdrucken zu lassen.

Ich gab mir also, weil doch dieser Diogenes so viel zu verdienen schien, lieber die Mühe, ihn ganz umzuschmelzen und, nach meinem besten Können und Wissen, so deutsch reden zu lassen, wie ich mir einbildete, daß ihn wenigstens ein erträglicher griechischer Sophist aus Alciphrons Zeiten möchte haben griechisch reden lassen.

Zusatz.

Dieses kleine Werk erschien im Jahre 1770 zum ersten Male unter dem Titel Dialogen des Diogenes. Man hat das Wort Dialogen hauptsächlich deßwegen unschicklich gefunden, weil die eigentlichen Gespräche nur den wenigsten Theil des Ganzen ausmachen; als welches meistens aus zufälligen Träumereien, Selbstgesprächen, Anekdoten, dialogisirten Erzählungen und Aufsätzen, worin Diogenes bloß aus Manier oder Laune abwesende oder eingebildete Personen apostrophirt, zusammengesetzt ist. Der Herausgeber, der jenem Tadel nichts Erhebliches entgegen zu setzen hatte, fand also für gut, bei

gegenwärtiger Ausgabe von der letzten Hand den Titel der alten lateinischen Handschrift, Diogenis Sinopensis Reliqua, beizubehalten; ein Titel, wozu dieses Werkchen ein desto größeres Recht hat, weil in der That (da die unechten Briefe, die dem Diogenes angedichtet worden sind, nicht in Betrachtung kommen) außer demselben sonst nichts von diesem berühmten Cyniker übrig ist.

Der ehemalige griechische Titel *Σωκρατης μαινομενος* (Socrates delirans, ein aberwitzig gewordener Sokrates) ist aus dem zweifachen Grunde weggeblieben, erstlich, weil er griechisch ist, und dann, weil dieser halb ehrenvolle, halb spöttische Spitzname, welchen Plato dem Diogenes gegeben haben soll, auf den Diogenes, der sich uns in diesen Blättern darstellt, ganz und gar nicht zu passen scheint. Dieser ist zwar ein Sonderling, aber ein so gutherziger, frohsinniger und (mit Erlaubniß zu sagen) so vernünftiger Sonderling, als es jemals einen gegeben haben mag; und gewiß, wer nicht Alexander ist, könnte sich schwerlich etwas Besseres zu seyn wünschen, als ein solcher Diogenes.

1.

Wie ich auf den Einfall komme, meine Begebenheiten, meine Beobachtungen, meine Empfindungen, meine Meinungen, meine Träumereien — meine Thorheiten, eure Thorheiten und — die Weisheit, die ich vielleicht aus beiden gelernt habe, zu Papier zu bringen, das — sollte gleich das Erste seyn, was ich euch sagen wollte, wenn ich nur erst Papier hätte, worauf ich schreiben könnte. — Doch Papier könnten wir leicht entbehren, wenn wir nur Wachstafeln oder Baumrinden oder Häute oder Palmblätter hätten! — und in Ermanglung deren möcht' es weißes Blech, Marmor, Elfenbein oder gar Backsteine thun; denn auf alle diese Dinge pflegte man ehemals zu schreiben, als es noch mehr darum zu thun war, dauerhaft als viel zu schreiben. — Aber unglücklicher Weise hab' ich von allen diesen Schreibmaterialien nichts; und wenn ich sie auch hätte, so würd' ich sie nicht gebrauchen können, weil ich weder Feder, noch Griffel, noch irgend ein andres Werkzeug dazu habe, als dieses Stückchen Kreide.

Es ist ein schlimmer Handel! — Aber wie macht' ich's, wenn gar nichts von allen diesen Dingen in der Welt wäre?

Nicht schreiben wäre wohl das kürzeste Mittel; aber schreiben will ich nun, das ist beschlossen!

In den Sand schreiben? — Es ging' an; ich kenne zwei bis drei hundert junge und alte Schriftsteller (nichts von einigen Tausenden zu sagen, die ich nicht kenne), denen ich, weil sie doch nun einmal schreiben wollen — oder schreiben müssen — diese Methode bestens empfohlen haben wollte. Allein sie hat bei Allem dem ihre Unbequemlichkeiten. —

Dummkopf! daß ich mich nur einen Augenblick besinne, eh ich sehe, daß meine Tonne geräumig genug ist, eine ganze Iliade zu fassen, insofern ich klein genug schreiben könnte. An meine Tonne will ich schreiben! — Ihre Seitenwände sind ohnehin so nackt, ohne Schnitzwerk, ohne Vergoldung, ohne Tapeten, ohne Malereien; — in der That gar zu kahl. — Bin ich nicht so gut, als der Wurm, aus dessen gesponnenem Schleime man diese Gewebe macht, womit unsre neuen Argonauten ihre Säle behängen? — Der Wurm spinnt sich sein Haus selbst; ich beneide ihn darum; das ist mehr, als ich kann. Aber ich kann doch mein Haus mit meinen eigenen Hirngespinnsten tapezieren, und das will ich, wenigstens solange dieses Stückchen Kreide dauert.

In der That, es sollte mich verdrießen, wenn unter allen zweibeinigen Thieren ohne Federn auf diesem Erdenrund oder Erdenei oder Erdenteller — was es ist, mögen die Herren ausmachen, die sonst nichts zu thun haben und nicht müßig seyn können — ein einziges wäre, das weniger Bedürfnisse hätte, als ich.

Es ist eine vortreffliche Sache, keine Bedürfnisse zu haben oder, wenn man nun einmal nicht umhin kann, einige zu haben, doch wenigstens nicht mehr zu haben, als man

schlechterdings haben muß und sich so wenig damit zu thun zu machen, als nur immer möglich ist. Anfangs, insofern ihr nicht dazu geboren seyd, kostet's einige Mühe. — Aber wie viel Mühe macht sich der Thor, der sich in den Kopf gesetzt hat, reich zu sterben? Wie viel Mühe gibt sich der Thor Phädrias, sein Mädchen erst zu gewinnen, hernach zu befriedigen, dann zu hüten? Wie viel kostet's einem andern Thoren, um aus einem Gerber oder Gewürzhändler ein Vater des Vaterlandes zu werden? Oder einem andern, sich in die Gunst eines Satrapen einzuschmeicheln? — Die doppelten Narren! Mit der Hälfte der Mühe, die sie anwenden, sich tausend wirkliche und eingebildete Plagen zu den natürlichen, denen sie ohnehin nicht entgehen können, zu erkaufen, könnten sie sich auf ihr ganzes Leben in den Besitz einer Glückseligkeit setzen, die so nahe als möglich an die göttliche reicht.

Denn, daß die seligen Götter es darum seyen, weil sie nichts zu thun haben, als sich ewig mit Ambrosia zu füllen, ewig in Nektar zu berauschen und den Weihrauch in die Nase zu ziehn, den wir ihnen zu Ehren verbrennen, — das glauben ihre Priester — wie ich. Sie sind selig, weil sie nichts bedürfen, nichts fürchten, nichts hoffen, nichts wünschen, Alles in sich selbst finden; — und so bin ich's auch, soviel es ein armer Schelm von einem Erdensohne seyn kann, der Brod oder Wurzeln haben muß, um zu leben, einen Mantel, um nicht zu frieren, eine Hütte oder wenigstens ein Faß, um sich ins Trockne legen zu können, und — ein Weibchen seiner Gattung, wenn er Menschen pflanzen will.

Bei Allem dem bin ich zufrieden, es so weit gebracht zu haben, daß ich gegen Hunger und Durst nur Wurzeln, gegen die Blöße nur einen Mantel von Sackleinwand, gegen Wind und Wetter nur mein Faß nöthig habe.

Was den vierten Artikel betrifft, davon hören eure ernsthaften Leute nicht gern sprechen, und ein weiser Mann denkt so wenig daran, als er kann; — und muß er daran denken, nun, so hat unsere gute Mutter Natur auch dafür Rath geschafft; wie ich euch mit einem hübschen Beispielchen beweisen könnte, wenn ich nicht besorgte, ihr möchtet — eifersüchtig werden.

2.

Wenn sich Jemand in den Kopf setzen wollte, andern Leuten zu Gefallen weise zu werden — als, zum Beispiele, sein Glück dadurch zu machen oder sich bei der Welt in Achtung zu setzen oder sich ihrem Tadel zu entziehen, — so wollte ich ihm unmaßgeblich gerathen haben, sich hinzusetzen und es bleiben zu lassen. Denn ich will meine Tasche und meinen Stecken, das ist, mein ganzes Vermögen, gegen eine Puffbohne (insofern ihr kein Pythagoräer seyd) setzen, daß ihr eure Mühe dabei auf die eine oder die andere Art verlieren würdet.

Entweder werdet ihr euch die Hochachtung der Welt erwerben; und dann müßte mich Alles betrügen, oder ihr werdet diese Ehre eurem Gelde oder eurem Stande oder eurem Amte oder eurer Frau oder eurer Schwester oder eurer guten Miene oder eurer Kunst zu singen, zu tanzen,

die Flöte zu spielen, durch einen Reif zu springen, Hirsenkörner durch einen Fingerring zu werfen, kurz, eher allem Andern in der Welt als eurer Weisheit zu danken haben: — oder gelangt ihr, durch des Himmels Gunst, wirklich zu Weisheit, so wird sich's die Welt nicht ausreden lassen, euch für eine Art von Narren zu halten; welchen Falls ihr wohl thun werdet, es (wofern ihr könnet) wie Diogenes zu machen — nämlich, gerade weil Diogenes weise ist, so ist Diogenes kein Narr und bekümmert sich darum.

Denn, meine guten Freunde, wenn er euren Beifall suchte, er, der euch keine Gnaden auszutheilen, keine Gastmähler zu geben, keine persischen Weine und keine schöne Frau vorzusetzen hat, — so müßte er eure Handmühlen drehen oder in euern Bergwerken graben oder eure Nymphen ins Gehäge treiben oder eure Verdauung durch seine Schwänke befördern; und, mit eurer Erlaubniß, von Allem diesem, und was dem ähnlich ist, findet er für gut, sich selbst zu dispensiren, weil er das Mittel ausgefunden hat, eures Beifalls entbehren zu können.

Mit den guten Freundinnen hat es schon eine andere Beschaffenheit. Auch ohne eben schön oder reich oder von Stande oder in Purpur und Byssus gekleidet zu seyn oder nach Lavendel zu riechen oder einen frisirten Kopf oder überall einen Kopf (insofern Witz darein gehört) oder irgend ein Talent zu haben, das ein Frauenzimmer auch haben kann, gibt es — Dank sey eurer Gutherzigkeit, ihr angenehme Geschöpfe! — ein unfehlbares Mittel, euren Beifall zu verdienen, und — kurz, wir verstehen einander, denke ich: und

wenn jemals meine Feinde ihre Bosheit so weit treiben sollten, mir durch gewisse Verleumdungen eure gute Meinung entziehen zu wollen; so hoffe ich, es werden immer noch einige unter euch edelmüthig genug seyn, mich in ihren Schutz zu nehmen und ihren Schwestern in die Ohren zu lispeln, daß Diogenes — nicht ohne alle Verdienste sey.

3.

Uebrigens, und was die Weisheit betrifft, meine Herren von Korinth, Athen, Sparta, Theben, Megära, Sicyon u. s. w. — und ihr, welche ich Ehren halben zuerst hätte nennen sollen, meine werthen Mitbürger von Sinope, — so erlaubet mir euch zu sagen, daß ich die Ehre, von einem Stamme mit euch Allen zu seyn, viel zu stark empfinde, um an mehr Weisheit Anspruch zu machen, als so viel ich zu meinem eignen nothdürftigsten Gebrauche nicht entbehren kann. Sollte davon auch etwas zu euren Diensten seyn können, so gestehe ich offenherzig, daß ich es lediglich den Beobachtungen zu danken habe, zu denen ihr mir Gelegenheit gabt, wenn ich euch handeln sah. Ich bemerkte gemeiniglich in der Folge, was ich euch, ohne ein Oedip zu seyn, hätte vorher sagen können: „daß es euch hinten nach gereuete, so gehandelt zu haben;" — und daraus schloß ich schlechtweg: „ihr würdet besser gethan haben, es anders zu machen."

Ich habe mir daraus einige Anmerkungen gesammelt, wovon ich euch gelegenheitlich so viel zukommen lassen werde, als ich glaube, daß ihr auf einmal tragen könnet.

Inzwischen aber, und um auf die Veranlassung zu dieser ganzen Betrachtung zurück zu gehen, kann ich nicht umhin,

den Einfältigen zum Besten zu erinnern: daß — seitdem es meinem Freunde Platon gefallen hat, mir die Ehre zu erweisen, mich den rasenden Sokrates zu nennen — einige Halbköpfe in den Vorstädten von Korinth und vielleicht auch in der Stadt selbst sich eine ordentliche Angelegenheit daraus zu machen scheinen, eine Menge Narrheiten von ihrem eigenen Gewächs auf meine Rechnung zu setzen und denjenigen, wozu ich mich wirklich bekenne, eine Gestalt zu geben, worin ich sie nicht für mein erkennen kann.

Es sollte mir leid thun, wenn das, was ich davon sagen werde, ihnen unangenehm seyn könnte. Denn ich merke wohl, daß sie bei dieser kleinen Kurzweil eine große Absicht haben. Sie können in ernsthafter Beurtheilung der Narrheiten, die sie mir andichten, ihre Vernunft oder in Verspottung derselben ihren Witz desto bequemer sehen lassen. Sie genießen dabei des Vortheils, den derjenige hat, der sich den Gegner, den er überwinden will, selbst macht: er kann ihn gerade so schwach und ungeschickt machen, als er ihn nöthig hat, um den Sieg davon zu tragen. Da es nun unfreundlich wäre, sie in dieser kleinen Ergetzlichkeit beunruhigen zu wollen: so soll Alles, was ich bis zu Nro. 4 sagen werde, ohne einigen Nachtheil ihrer dießfallsigen Zuständigkeiten und bloß zum Besten derjenigen gesagt seyn, welche mich gerne kennen möchten und die Gelegenheit nicht haben, deßwegen nach Korinth zu reisen.

Ich gestehe also, daß ich vor vielen Jahren ausdrücklich darauf studirt habe, „wie ich mich so unabhängig machen könnte, als möglich wäre."

Ich fand, „daß dieß unter gewissen Bedingungen ganz wohl angehe," und, „daß diese Bedingungen in meiner Gewalt lägen."

Ich bedachte mich also nicht lange. Meine Theorie war nicht so bald gefunden, als ich that, was die wenigsten von euren Sittenlehrern thun. Ich fing an, sie in Ausübung zu bringen, und kam darin, ohne Ruhm zu melden, binnen zwanzig Jahren so weit, daß ich, wie ihr sehet, sehr bequem in einer Tonne wohne, von Bohnen und Wurzeln Mahlzeit halte und meinen Nektar dazu, in Ermanglung eines Bechers, mit der hohlen Hand aus dem nächsten Brunnen schöpfe.

Dafür aber genieße ich auch die Vortheile der Unabhängigkeit. Ich habe nicht nöthig, euch zu betrügen, und bin sicher, daß ihr mich eben so wenig betrügen werdet. Ich erwarte nichts von euch, ich fordre nichts von euch, ich besorge nichts von euch. — Denn was für ein armer Teufel müßte der seyn, der mir meinen Stecken und meine Tasche voll Bohnen und Brodkrummen stehlen wollte! Sollte sich, wider Vermuthen, Jemand hervorthun, der arm genug wäre, in solche Versuchung zu fallen, so bin ich bereit, ihm beides gutwillig abzutreten. Ich werde im nächsten Walde wieder einen Stecken finden und mir aus einem Zipfel meines Mantels eine andre Tasche machen, so ist der Abgang ersetzt. — Kurz, ich sehe nicht, warum wir nicht die besten Freunde seyn sollten. Wornach ihr immer streben möget, findet ihr den Diogenes nie in eurem Wege. Bewerbt euch, wenn ihr wollt, — rathen werde ich euch nie dazu — um eine Archontenstelle, um eine

Priesterstelle, um eine Feldherrnstelle, um eine Stelle in dem Bette einer schönen Frau oder einer reichen Matrone oder einer Dame, die euch für eine Hand voll Drachmen thut, was Platons Penia dem schlafenden Plutus, — bewerbt euch um die Gunst eines Satrapen oder eines Königs oder einer Königin oder um eine Krone selbst oder gar um einen Platz unter den Göttern — (ihr wißt, daß auch der zu kaufen ist) — kurz, bewerbt euch, warum ihr wollt, Diogenes wird niemals euer Nebenbuhler seyn. Diogenes ist der unschädlichste, unbedeutendste Mensch von der Welt, — ausgenommen, daß er euch bei Gelegenheit die Wahrheit sagt; und wenn er auch gleich dadurch nichts zu eurem Vergnügen beiträgt, so dächte ich doch, er verdiente immer, daß ihr ihm Luft und Sonnenschein unentgeltlich angedeihen ließet und erlaubet, sich unter einen Baum hinzulegen, den vielleicht sein Großvater gepflanzt hat.

4.

Sagte ich euch nicht vorhin, daß Diogenes, des Iketas Sohn von Sinope, — dessen Narrheiten ich übrigens nicht besser zu machen begehre, als sie sind — nicht ganz so närrisch sey, als die Herren und Damen im Kraneon aus einigen Zügen seiner Denkungsart zu folgern belieben?

„Der Mensch affectirt, ein Sonderling zu seyn," sprechen sie: — und Sie, meine Herren und Frauen, affectiren, ehrlich und tugendhaft zu seyn.

„Er hat seinen hölzernen Becher weggeworfen, da er einen Bettler sah, der aus der hohlen Hand trank." — Dieser Zug

ist, mit Ihrer Erlaubniß, ein wenig verzeichnet. Der Becher mußte weggeworfen werden, weil er einen Leck bekommen hatte; und da man nicht gleich einen andern fand, so sah man zu gutem Glück einen ehrlichen Sohn der Erde, von dem man ohne Becher trinken lernte. Ein weiser Mann findet immer Gelegenheit, etwas zu lernen; und ich versichre Ihnen, Madame, daß ich von Ihrem Schoßhündchen die ganze Philosophie des Aristipp gelernt habe.

Aber, gesetzt, ich hätte den Becher weggeworfen, weil ich ihn entbehren konnte? — Kleon, der jetzt aus einem goldnen Becher trinkt, weil er den unschuldigen Nikias verurtheilen half, würde noch ein ehrlicher Mann seyn, wenn er aus der hohlen Hand trinken könnte, wie ich.

„Diogenes ist ein Misogyn.“ — Ha, ha, ha —

„Er nimmt sich heraus, allen Leuten zu sagen, was sie nicht gern hören.“ — Ist es meine Schuld, wenn sie die Wahrheit nicht hören mögen?

„Er wohnt in einem Fasse.“ — Es ist, wie Sie sehen, eine Tonne und für einen Mann ohne Familie, der nichts zu thun hat, geräumig genug. Gesetzt nun, daß ich eine Probe hätte machen wollen, daß im Nothfall auch die engste Wohnung für einen ehrlichen Mann groß genug ist? — Ich weiß es, guter Xeniades, daß, wenn mich jemals Alter oder Krankheit einer bequemern Wohnung bedürftig machen sollte, Diogenes unter deinem freundschaftlichen gastfreien Dache sein Kämmerchen bereitet finden wird. Jetzt, da ich es noch nicht bedarf, sey, in diesen heitern Sommertagen, der grüne Rasen mein Faulbettchen, mit weichem Gras und Blumen

gepolstert, und eine Cypresse breite gesunde Schatten um mich her! Da sauge ich den erfrischenden Athem der Natur ein: der umwölbende Himmel ist meine Decke; und indem ich so liege, und mein Blick seine endlosen Tiefen durchschweift, ist mein Gemüth offen, still und unbewölkt, wie er.

„Aber, was für eine Grille, sagen sie, die Wände eurer Tonne zu einer Schreibtafel zu machen?" — Gut! Es soll eine Grille seyn: haben Sie etwa keine Grillen? Oder sind meine Grillen nicht eben so gut, weil sie die meinigen, als Ihre Grillen, weil sie die Ihrigen sind?

Indessen sehen Sie hier die Schreibtafel? Es ist eine hübsche Schreibtafel von Elfenbein, in vergoldetes Leder gebunden, deren ich mich, aus Mangel einer schlechtern, künftig vielleicht bedienen werde. So eigensinnig bin ich nicht, die Bequemlichkeit zu fliehen, wenn sie mich sucht, und ich ihr nichts Besseres aufopfern muß. Der gute Xeniades, dem sie zugehört, glaubt, daß sie desto besser seyn werde, wenn ich sie ihm beschrieben zurück gebe. — Du sollst deinen Willen haben, guter Xeniades.

5.

Sie lag, ein wenig zurück gebogen, auf einem kleinen Throne von Polstern und spielte, wie ich sagte, mit ihrem Schoßhündchen.

Gegenüber saß ein junger Mensch, von dem die Natur viel versprach, — und der beim Xenokrates gehört hatte, man müsse die Augen zuschließen, wenn man sich nicht stark

genug fühle, einer schönen Versuchung mit offnen Augen Trotz zu bieten.

Der junge Mensch hatte den Muth nicht, die seinigen ganz zu schließen; aber er sah auf den Boden, — und da fiel ihm (zum Unglück) ein kleiner Fuß in die Augen, wie man sich den Fuß einer aus dem Bade steigenden Grazie einbilden kann, jedoch nur wenig über die Knöchel aufgedeckt.

Es war nichts für — euch oder mich; aber es war sehr viel für den jungen Menschen. Schüchtern und verwirrt zog er die Augen zurück, sah die Dame an, dann ihren Schoßhund, dann wieder den Fußteppich; aber der schöne kleine Fuß hatte sich inzwischen unsichtbar gemacht.

Er bedauerte es. Er sprach, mit stotternder Stimme, von allem Andern — als was er fühlte.

Die Dame streichelte ihren Schoßhund. Das Hündchen liebkosete ihr hinwieder, zerrte mit seiner kleinen Pfote an ihrem Halstuche, sah sie dann mit schalkhaftem — Lächeln, hätte ich gesagt, wenn Hunde lächeln könnten — an, zerrte wieder an ihrem Tuche und entfesselte unter diesem Spiele — (die Dame betrachtete eben eine Leda von Parrhasius, die etwas rechter Hand gegen über hing) — die Hälfte eines sehr weißen und sehr reizend geründeten Busens.

Der junge Mensch blinzelte, erröthete bis an die Ohrenläppchen und schnappte nach Luft.

Das Hündchen stand mit den Hinterpfoten auf ihrem Schoße, schmiegte sein rechtes Vorderpfötchen an den schönen Busen an und sah mit halb offnem Munde — dem Ausdruck des Verlangens — zu ihren Augen hinauf. Sie küßte das

Hündchen, nannt' es ihren kleinen Schmeichler und steckte ihm den Mund voll Honigplätzchen.

Der junge Mensch hatte keine Kraft mehr auf den Boden zu sehen, und — ich schlich mich fort.

Unterwegs sah ich Aristippen, mit Rosen bekränzt und ganz Arabien um sich her düftend, von einem Gastmahle des reichen Klinias wohl bezecht zurückkehren. Er schwamm in einem weiten seidenen Gewande, schimmerte um und um von der Beute, die er vor einiger Zeit von Dionysen zu Syrakus gemacht hatte; ein kleiner Hof von muntern Jünglingen schwärmte um ihn her, und, wie Bacchus unter Faunen und Satyren, ging er in ihrer Mitte und lehrte sie — seine Weisheit.

Beim Anubis, dem Schutzgott aller Schoßhündchen! ich will meinen Stecken und meine Tasche verloren haben, wenn Aristipp seine Weisheit nicht von Danaens Schoßhunde gelernt hat!

Schmeichelt der Eitelkeit der Reichen und Großen, liebkoset ihren Leidenschaften oder befördert ihre geheimen Wünsche, ohne zu thun, als ob ihr sie bemerket; — so werden sie euch den Mund mit Honigplätzchen füllen: das ist das ganze Geheimniß.

„Nichts mehr als das?" — Kein Jota!

6.

Glaubet mir, Klinias, Chärea, Demarchus, Sardanapalus, Midas, Krösus, und wie ihr Alle heißet, — es ist

nicht aus Neid — oder aus Verzweiflung, daß ich euch niemals werde gleichen können, oder aus Stolz, der sich durch Verachtung dessen, was er nicht haben kann, leichter zu machen sucht; ich habe mich genau darüber geprüft — es geschieht aus einer inneren Ueberzeugung, welche sich nichts von mir einreden läßt, daß ich meinen Freunden unmöglich rathen kann, sich um eine Glückseligkeit, wie die eurige, zu bewerben.

Eure Paläste sind geräumig, bequem, schön gebaut, mit den auserlesensten Werken der Kunst geschmückt, mit den wollüstigen Geräthschaften der Ueppigkeit angefüllt; — eure Gärten gleichen den Gärten des Alcinous und der Hesperiden; — eure Säle dem Saal, wo Homers unsterbliche Götter sich in Nektar selig trinken; — eure Knaben sind schön wie Ganymed, eure Sklavinnen wie die Gespielen der Liebesgöttin; — euer Leben ist ein immerwährendes Gastmahl, mit Musik, Tänzen und Spielen abgesetzt; euch ist keine Schöne spröde, keine Danae unzugangbar; Riegel, Mauern, hütende Drachen, nichts hält euch auf; euer Gold überwindet Alles.

Ein Sophist würde vielleicht viel gegen alle diese Vortheile einzuwenden haben — Aber von mir habt ihr keine Chicane zu besorgen. Ich bin kein Verächter des Schönen, kein Feind des Vergnügens, wie mich die Sträußermädchen im Kraneon beschuldigen. Ich hasse schwache Gründe. „Die Wollust entnervt," sagt Xenokrates: — die Tugend auch, sag' ich; denn sonst würde Phryne nicht so mißvergnügt von dir aufgestanden seyn. War Alcibiades nicht tapfer? Konnt'

er nicht, wenn es seyn mußte, eben so gut auf hartem Boden unter freiem Himmel schlafen, als im Schoße der schönen Nemea? Ließ er sich nicht die schwarze Suppe der Spartaner eben so gut schmecken, als die niedlichen Gerichte des üppigen Tissaphernes? Keine Einwürfe, ich bitte euch, die nur von einer Seite wahr sind, und die man mit tausend Beispielen widerlegen kann! — Gestehen wir die reine Wahrheit! Guter Wein aus Cypern schmeckt, insofern ihr nicht durstig seyd, besser als Brunnenwasser, die strengen Sittenlehrer mögen einwenden, was sie wollen; und eure Tänzerinnen aus Jonien oder eure Mädchen von Skio sind, mit Allem dem, ganz artige Geschöpfe. Eure Galerie mit den Gemälden der Zeuxis und Polygnotus, der Parrhasius und Apellen behangen, bezaubert ungelehrte Augen und befriedigt den verweilenden Kenner. — Sollet ihr denn nicht glücklich seyn? Sollten wir nicht alle nach eurem Zustande streben? Der Genuß alles Schönen und Angenehmen sollte nicht glücklich machen?

Ich habe nur einen einzigen Zweifel, — es ist, däucht mich, mehr als ein Zweifel — aber ich besorge, euch verdrießlich zu machen, wenn ich ihn sage. Er würde zu Erörterungen führen, und mein Zweck ist verfehlt, sobald ich euch lange Weile mache. — Ihr habt zu thun, wie ich sehe? — einen Besuch bei der schönen Philänion abzulegen oder bei der jungen Gemahlin des alten Strepsiades? — Ich will euch nicht aufhalten; ich lege mich indessen dort in den Schatten hin und träume was, bis ihr wiederkommt.

7.

Diesen Augenblick ertappe ich mich bei einer häßlichen Unart. — O Sohn des Iketas, wie weit bist du noch entfernt, so weise zu seyn, als du närrisch aussiehest! — Ungeduldig darüber zu werden, daß du von einem Menschen, der dir Ehre anzuthun glaubt und nicht zu wissen schuldig ist, daß du eben träumen willst, in deinen Träumereien gestöret wirst! — Fi! das hättest du von einer langbeinigen Spinne, von einer Wespe oder Hornisse leiden müssen. — Ich will euch den ganzen Handel erzählen.

„Du bist müßig, Diogenes?" sagte er.

Nach meiner Gewohnheit, antwortet' ich.

„So setze ich mich zu dir."

Wenn du nichts Bessers zu thun hast.

„Auf der Welt nichts, — außer daß ich auf dem Markte seyn sollte. Die Sache des armen Lamon wird entschieden. Sein Vater war ein guter Freund unseres Hauses. Ich denke, er wird Mühe haben, seinen Feinden dießmal zu entwischen. Ich bedaure ihn. Ich hatte mir gestern vorgenommen, für ihn zu sprechen; — aber ich bin heute gar nicht aufgelegt. — — "

Nicht aufgelegt? Und Lamons Vater war ein Freund deines Hauses? — und der arme Lamon ist in Gefahr?

„Wie ich dir sagte, mein Kopf ist heute zu nichts gut. Wir schmauseten gestern beim Klinias. Es währte die ganze Nacht durch. Wir hatten Wein der Götter, Tänzerinnen, Mimen, Philosophen, die sich erst zankten, hernach besoffen,

hernach den Tänzerinnen — genug, wir hatten Alles, was zu einer vollständigen Kurzweil gehört. —"

Das ist Alles ganz hübsch, wenn du willst — aber der arme Lamon!

„Wer kann sich helfen? Er dauert mich, wie ich sage. Er ist ein ehrlicher Mann, — und hat eine tugendhafte Frau, — eine sehr tugendhafte Frau!"

Und eine schöne Frau vermuthlich?

„Sie kam gestern, mir ihres Mannes Sache zu empfehlen. Sie hatte zwei Kinder, zwischen drei und fünf Jahren, bei sich — liebliche kleine Geschöpfe. Sie war nicht sehr geputzt, aber ihre Gestalt und Miene überraschte mich. Sie warf sich mir zu Füßen; sie sprach mit Hitze für ihren Mann: — Es ist unmöglich, daß er schuldig seyn kann; er ist der ehrlichste Mann, der zärtlichste Vater, der beste Freund; gewiß, er kann nichts Unedles aus Vorsatz gethan haben; helfen Sie ihm, Sie können es. — Ich machte ihr Einwendungen: sie widerlegte mich. Ich stellte ihr die Schwierigkeit vor, da er so viele Feinde hätte. — Er habe sie bloß, weil er mehr Verdienste als Vermögen habe, sagte sie. — Ich zuckte die Achseln. — Sie weinte, und die beiden artigen kleinen Geschöpfe fingen auch an, da sie ihre Mutter so heftig reden und weinen sahen, schlangen ihre kleinen Arme um ihre Knie und fragten sie ängstlich: Wird uns dieser Mann unsern Vater nicht wieder geben? — Ich versichre dich, die Scene war rührend; ich hätte fünfzig Minen um einen guten Maler gegeben, der mir auf der Stelle ein Gemälde daraus gemacht hätte —"

Wirklich? — Konntest du in jenem Augenblick einen solchen Gedanken haben?

„Ich versichere dich, Diogenes, es wäre des Geldes werth gewesen. In meinem Leben sah ich die Schönheit in keiner rührendern Gestalt. Ihr Busen schlug unter ihrem Halstuche so stark empor, daß ich ihn zu fühlen glaubte. Alles war Seele und Grazie an der reizenden Sirene. Ich sagte ihr: Madame, ich will das Möglichste versuchen; was würde man nicht für eine Frau unternehmen, wie Sie sind? — Ich muß jetzt zu Klinias; er gibt diesen Abend ein Fest; aber ich will mich vor Mitternacht losreißen. Kommen Sie um diese Zeit wieder; mein Kammerdiener soll Sie in mein Cabinet führen, und wir wollen dann auf ein Mittel denken, wie Ihrem Manne geholfen werden kann. Das Meiste wird von Ihnen selbst abhängen. — Kannst du dir einbilden, Diogenes, was die Närrin that? — Sie raffte sich mit einem Zorne, der sie noch zehnmal schöner machte, — ich hätte sie gleich dafür umarmen mögen — vom Boden auf, eh' ich noch ausgeredet hatte, und ein verächtlicher Blick war ihre ganze Antwort. Ich winkte meinem Kammerdiener und verließ sie. Ich kenne den Kerl; ich bin gewiß, daß er ihr Alles sagte, was man sagen kann; aber sie wollte ihn nicht anhören. Kommt, meine Kinder, sagte sie, ohne ihn nur eines Blickes zu würdigen, indem sie die kleinen Geschöpfe an ihren Busen drückte; der Himmel wird für uns sorgen, — und wenn auch e r uns verläßt, so können wir sterben. — Du siehst, daß ich Ursache hatte, sie eine sehr tugendhafte Frau zu nennen."

Wie ich sehe, nur gar zu tugendhaft für die Erhaltung des armen Lamon! — O Chärea, Chärea — ist's möglich? —

„Du bist in der Laune zu moralisiren, Diogenes! — Lebe wohl! Ich bin nicht aufgeräumt, — wie ich dir sagte. Ich muß mich zerstreuen. — Willst du mit mir zur Thryallis gehen? — Mein Maler nimmt das Modell zu einer Venus Kallipyga von ihr. Es wird ein treffliches Stück werden!"

Ich danke für dießmal. — Der arme Lamon und seine schöne tugendhafte Frau mit den zwei lieblichen Kindern hat sich meiner so sehr bemächtiget, daß ich zu nichts Anderm gut bin. Dein Maler würde mir keinen Strich recht machen können und könnte doch nichts dazu. — Gehe, Chärea, gehe und überlaß mich meinen einsamen Gedanken!

Nein, ich will nicht denken; unsinnig müßt' ich werden, wenn ich in diesem Augenblick den Gedanken Gehör gäbe, die sich eindrängen wollen.

Ihr wißt doch, daß dieser Chärea einer von den berühmten Glücklichen zu Korinth ist?

8.

Wie schön diese Grasmücke zwitschert! — Ich habe mich dort aus dem Quell erfrischt, — und nun will ich mich zu der kleinen wilden Sängerin in dieses Gebüsche legen und mich jedem Vergnügen überlassen, womit die Natur wohlthätig die dornigen Pfade des Lebens bestreut.

Der arme Lamon! — Soll ich gehen und versuchen? — Das will ich!

Aber was wird ihm mein guter Wille helfen? Ich habe kein Ansehen, keine Anhänger, Niemand, dem an meiner Freundschaft gelegen ist. — Ich bin hier fremd. — Lamons Sache betrifft sein Amt, das gemeine Wesen; — ich würde nicht einmal die Erlaubniß zu reden bekommen. — So könnt' ich wenigstens als Fürsprecher für ihn reden? — Aber wir sind nicht bekannt mit einander. — Was hindert das? Ich will gehen! Eine so schöne Frau soll nicht umsonst die Füße eines Chärea mit ihren Thränen benetzt haben!

9.

Ich wußte noch nichts Eigentliches von Lamons Handel, da ich ging und meine Grasmücke allein ließ. Unterwegs stieß ich auf einen seiner Richter, der mir sagte, warum es zu thun war. Nichts als ein Pack Schelmen, von einem andern Schelme gedrungen, der auf Lamons Amt ein Auge hat. Er sollte mit öffentlichem Gelde, das er zu verwalten hatte, ungetreu umgegangen seyn. Sie konnten ihm keine wirkliche Untreue beweisen. Aber er hatte einem Freunde Geld ausgezahlt, der ihm eine Vollmacht von den Archonten vorzeigte und dieses Geld zu den Geschäften der Republik nöthig zu haben vorgab. Lamon traute seinem Freunde und wurde betrogen.

Das war sein ganzes Verbrechen. — Aber ihr hättet das Ungeheuer sehen sollen, das seine Ankläger daraus machten!

Lamon antwortete ihnen mit der Erschrockenheit eines ehrlichen Mannes, der sein Schicksal in den Händen seiner Feinde sieht und weiß, daß sein Urtheil schon beschlossen ist,

eh' er noch zu reden anfängt. Er sprach wenig und übel. Laß mich für dich reden, Lamon, sagte ich und fing an.

Sie wollten Lärm machen, aber da half mir meine Brust; ich überschrie sie und fuhr fort. Ich sprach mit aller der Wärme, die mir die Idee der schönen Frau und der zwei lieblichen Kinder mitgetheilt hatte; ich schonte seine Feinde nicht, — und die Richter bestach ich mit Anpreisung ihrer Frömmigkeit, ihrer Menschlichkeit, ihres Edelmuths, ihrer Unparteilichkeit, ihres Hasses gegen die Unterdrückung. Ein Drittel von ihnen hatte noch Wangen, welche erröthen konnten — Das feuerte mich an — Ich verdoppelte meine Lobsprüche und meine Zuversicht zu ihrer Billigkeit, zu ihrer Tugend; — ich brachte noch ein Drittel zum Erröthen. — Nun hatt' ich gewonnen! Ich vollendete meinen Sieg mit dem Gemälde der schönen Frau und der zwei kleinen Jungen, die ich zu ihren Füßen hinwarf und für ihren ehrlichen Vater bitten ließ. — Lamon wurde losgesprochen. Ich schlich mich im Tumulte davon, und da bin ich wieder!

Wie schön der Abend ist! Wie heiter, wie lachend die ganze Natur! Ich bin mit mir selbst zufrieden, ich habe dem Rufe der Menschlichkeit gefolgt. Ich habe die Freude wieder in die schönen Augen der tugendhaften Frau und in die kleinen Herzen ihrer armen Kinder gebracht. Wie süß werden ihre Umarmungen seyn! — Ich genieße sie, ohne sie zu sehen.

Und wer ist nun an diesem Abend glücklich? Chärea, Klirias, Midas, Sardanapalus, Krösus — oder ich?

10.

Gönnet mir, daß ich mich der Empfindung überlasse, die mich glücklich macht, — und überleset inzwischen die drei vorher gehenden Nummern noch einmal — wenn ihr wollt, — und so langsam oder flüchtig ihr wollt.

11.

Wirklich ein recht poetischer Ort! — Dieser hohe Rosenstrauch voll frisch aufgeblühter Rosen, wie schön er sich über mich herab wölbt! Wie lieblich diese Quelle neben mir über die kleinen Kiesel hinrieselt! Wie eben und weich dieser Rasenplatz ist! wie frisch sein Grün, wie dicht sein kurzes Gras! Ich würde mir Vorwürfe machen, wenn ich mir eine so wollüstige Gegend mit Fleiß ausgesucht hätte.

Was für ein Zauber liegt in der einfältigen Natur! Selbst der unpoetische Diogenes wird von ihr begeistert. Ich sehe, ja, ich sehe die Grazien! rosenbekränzt tanzen sie auf diesem weichen Grasplatz ihre schwesterlichen Tänze. Kleine versteckte Amorn winden indeß hinterm Gebüsche eine lange Kette von Rosen; sie winken einander lächelnd zu; nun sind sie fertig. Auf einmal rauschen sie aus ihrem Hinterhalt hervor und umschlingen lachend die Tanzenden mit ihrer Rosenkette. — Welch ein liebliches Gemälde!

Wenn ihr es erst so lebhaft vor euch stehen sähet, als es jetzt, von meiner Phantasie ausgemalt, vor mir steht! Sie hat einen feinen warmen Pinsel, das versichr' ich euch, meine schönen Damen, — so unempfindlich für eure Reizungen

man mich ausruft, weil ich mir vielleicht mehr Mühe als ein Andrer gegeben habe, euer entbehren zu können; ohne daß ich mir jedoch schmeichle, es gar weit darin gebracht zu haben. Eine Dryade, die hinter diesem Gebüsch hervorschliche, käme vortrefflich gelegen, die Probe darüber zu machen.

Aber, meine Grazien, — ihr denkt, ich habe das Gemälde selbst erfunden, und das wundert euch. Ich will euch aus dem Wunder helfen; ich verachte es, mich für besser zu geben, als ich bin. — Es ist eine bloße Copie.

Chärea hat das Original, von Apelles, den sie den Maler der Grazien nennen, und der den Muth hatte, sich diesen Namen selbst zu geben, weil er fühlt, daß er's ist.

Ich war zugegen, da es gekauft wurde. Es ist göttlich, rief der entzückte Chärea: ich muß es haben; ich lass' es keinem Könige. — Kennst du, Diogenes, das Myrthenwäldchen in meinem Garten, mit dem kleinen Saale, wo ich zuweilen Mittagsruhe halte? Dort will ich dies' Grazien im Gesicht haben, wenn ich ruhe.

Chärea kaufte das Gemälde um vier attische Talente.

Vier attische Talente! rief ich, um drei halb nackte Mädchen und drei oder vier kleine nackte Buben auf einem Stück Leinwand!

Aber siehe nur, wie schön sie sind! rief Chärea; — wie idealisch! wie ganz Grazie! Jede mit ihrem eigenen charakteristischen Reize, jede durch sich selbst schön und dennoch durch eine Art von Wiederschein von ihrer Nachbarin verschönert!

Es ist wahr, Chärea — Aber ihr andere reiche Leute habt Unrecht, diese Künstler so theuer mit ihren Werken zu machen. Zehn Minen wären immer genug für einen Maler. Er soll auch das Vergnügen, das er unter einer so schönen Arbeit genießt, für etwas rechnen! Vier Talente, Chärea! für eine Augenlust, die in wenig Wochen ihren Reiz für dich verloren haben wird! Wie viel Glückliche hättest du mit dieser Summe machen können!

12.

Nach einiger Zeit kam ich auf ein großes Gut, das dieser Chärea am korinthischen Meere besitzt. Ich fand da einen seiner Pächter, einen wackern alten Mann mit weißen Haaren, der traurig vor seiner Thür saß und sich die Augen auswischte, wie er mich gewahr wurde.

Ich bat ihn, daß ich mich zu ihm setzen dürfte, und fragte ihn nach der Ursache seines Kummers.

„Ach, Fremdling, sprach er, ich habe meine Tochter verloren! — Ein Kind von vierzehn Jahren, das beste, angenehmste Mädchen, das jemals gewesen ist. Alle junge Leute in der Gegend sagten, daß sie einer Oreade gliche, wenn sie an Festtagen mit andern Mädchen ihres Alters im Reihen tanzte. Ich hatte meine Lust daran, sie tanzen zu sehen. — So war ihre Mutter ehemals gewesen! — Es war ein gutes Mädchen; häuslich, arbeitsam von der besten Mutter erzogen — ach! die ich jetzt glücklich preise, daß sie den grausamen Tag nicht erlebt hat. Seeräuber entführten mein Kind, da es am Ufer Muscheln suchte, um eine kleine Grotte

in unserm Garten auszuschmücken, worin ich in der Mittagshitze zu ruhen pflege." —

Ich erkannte den Vater in der Wärme des Gemäldes. Aber seine Tochter hätte zehnmal weniger liebenswürdig seyn können, als er sie beschrieb, ohne daß ich weniger Antheil an seinem Schmerze genommen hätte.

Armer Vater! rief ich und wischte die Augen; aber war denn kein Mittel, Eure Tochter wieder zu bekommen? War's nicht möglich, sie los zu kaufen?

„Ach! antwortete er seufzend, ich versuchte Alles. Sie forderten zwei Talente. Das Mädchen ist schön, sagten sie: ein Satrape des großen Königs würde uns noch mehr für sie bezahlen. — Es war mir unmöglich, nur die Hälfte dieser Summe aufzubringen. Das Verlangen, mein Kind wieder zu haben, machte mich unsinnig. In dieser Verwirrung lief ich zu meinem Herrn nach Korinth. — Er ist unermeßlich reich, dacht' ich; deine Thränen, deine weißen Haare werden ihn erweichen. Wie oft gibt er zwei Talente aus, um sich eine vorüberrauschende Lust zu machen! Vielleicht bewegst du ihn, daß er eben so viel thut, sich das Vergnügen zu machen, einem alten Vater sein Kind, die einzige Freude seines Alters, wieder zu schenken! — Ich warf mich zu seinen Füßen. Aber Alles war umsonst. — Ich hätte besser auf meine Tochter Acht geben sollen, sagte er. — Es durchbohrte mir das Herz, da er es sagte; und wie kalt er dabei aussah! Ich darf nicht daran denken!"

Der alte Mann weinte, da er's sprach; und ich — wenig fehlte, daß ich wie Ajax Oileus zu rasen angefangen hätte.

Ich fluchte in der Erbitterung meines Herzens dem Ersten, der jemals gemalt hatte, und allen Malern, seinen Nachfolgern, und allen Angehörigen der Zunft, die Farbenreiber selbst nicht ausgenommen.

Wie ich wieder allein war, und mein Blut sich abgekühlt hatte, verwandelte sich mein Zorn gegen die Reichen in Mitleiden. Ich bejammerte sie, daß eben das, was sie glücklich machen sollte, sie für das göttliche Vergnügen, Gutes zu thun, unempfindlich macht. Die armen Leute! Sie haben so viel Bedürfnisse! ihre Sinne, ihre Phantasie, ihre Leidenschaften, ihre Grillen, ihre Bequemlichkeit, ihre Eitelkeit — haben so viel Forderungen zu machen, daß ihnen für die Forderungen der Menschlichkeit nichts übrig bleibt.

Wie gern wollt' ich auf eure Paläste, Gärten, Gemälde, Statuen, Gold, Silber und Elfenbein, eure Gastmähler, Concerte, Schauspiele, Tänzerinnen, Affen und Papagaien gönnen, wenn es nur von mir abhinge, nicht daran zu denken, daß zehntausend arme Geschöpfe eurer Art nicht haben, womit sie sich der Beleidigung des Wetters und der unfreundlichen Jahrszeit erwehren können, — weil ihr in marmornen Palästen wohnt; nicht haben, womit sie ihre Blöße decken, — weil eure Sklaven in prächtigem Gewande schimmern; nicht genug haben, um sich zu sättigen, — weil ihr in einem Gastmahle den wöchentlichen Unterhalt von Tausenden verschlingt.

Ich hass' es, diese Gedanken fortzusetzen; ich besorge, ich spiele mein Lied tauben Zuhörern. — Aber was wollt' ich nicht thun, wenn ich hoffen könnte, von jedem Hundert

eurer Gattung — einen Einzigen zur Menschlichkeit zu bekehren!

13.

Ich bitte dich, Chärea, dich und alle deine Brüder, sagt mir nichts davon, daß ihr durch den Gebrauch, den ihr von euren Reichthümern macht, den Fleiß, die Künste, die Handlung unterhaltet und den Umlauf der Zeichen des Reichthums befördert, worin, wie ihr sagt, das Leben des Staats bestehe.

„Tausende und Zehntausende, sagt ihr, leben dadurch, daß wir bauen, Gärten anlegen, ein großes Haus unterhalten, eine unendliche Menge entbehrlicher Dinge nöthig haben u. s. w.“

Darüber ist kein Streit zwischen uns. Aber, wenn ihr euch ein Verdienst daraus machen wolltet, so könnten der Seidenwurm und die Purpurschnecke mit gleichem Rechte behaupten, die vortrefflichsten und wohlthätigsten Geschöpfe in der Welt zu seyn; denn wirklich leben etliche Millionen Menschen von der Arbeit, die ihnen diese beide Arten von Gewürme verschaffen.

Nichts ist billiger, als daß ihr eure Reichthümer, ihr möget sie nun geerbt, erworben, erschlichen, erkuppelt, geraubt oder gefunden haben, zur Belohnung derjenigen anwendet, die für eure Trägheit, Eitelkeit und Ueppigkeit arbeiten.

Aber, mein lieber Chärea, es gibt Leute, die nun gerade nichts beitragen können, deine Sinne oder deine Phantasie

zu kitzeln, und die darum nicht minder Anspruch an deinen Ueberfluß haben. Der Unglückliche, dem du mit einem kleinen Theil davon die Ruhe wieder geben kannst, die sein thränenbenetztes Lager flieht; — die unschuldige Schönheit, welche du von der Schmach, einem Parrhasius zum Modell seiner leichtfertigen Täfelchen zu dienen, und von einem noch schimpflichern Mißbrauch ihrer Reizungen mit der Hälfte dessen, was dir ein solches Täfelchen kostet, befreien könntest; — der verlassene Waise, dem Dürftigkeit und Verachtung den Muth niederschlägt, und aus welchem deine Hälfe dem Staat einen guten Bürger, vielleicht einen großen Mann, einen Aristides, einen Sokrates, erziehen könnte; — haben diese alle kein Recht an deinen Ueberfluß?

Ihr Söhne des Glücks könnt sonst sehr fertig rechnen. Rechnet doch einmal, wie viel tausend Geschöpfe eurer Gattung darben müssen, damit einer von euch jährlich vierzig oder fünfzig Talente verzehren könne? Solltet ihr nicht Gutes thun, wenn es auch nur wäre, um den Haß von euch abzuwälzen, den der Anblick eurer Wollüste und Verschwendungen dem größten Theil eurer Mitbürger einflößen muß, der mit der sauersten Arbeit seinen Kindern kaum so viel Brod erwerben kann, als ihr täglich euren Hunden zur Suppe reichen laßt? —

Denkt ein wenig hierüber nach, wenn ich bitten darf!

14.

Wie? es sollte also nicht auch schöne Seelen geben, wie es schöne Gesichter gibt, die der Kunst nichts schuldig und gerade darum nur desto schöner sind?

Ich widerlegte einstmals einen Sophisten, der die Bewegung aus der Welt hinaus demonstrirte, indem ich vor den Augen des Narren auf und ab ging.

Soll ich euch auf die nämliche Art beweisen, daß es solche schöne Seelen gibt?

Ich werde euch vielleicht zu schiefen Urtheilen Anlaß geben; doch denkt davon, was ihr wollt; unsre Meinungen von einander können euch und mich nicht schlechter machen, als wir sind. Ueberdieß erkläre ich hiermit, daß ich mein Geschichtchen allein der schönen Psyche und ihres gleichen erzähle. Ich kann Niemanden verbieten zuzuhören; aber das versichre ich, daß ich keine Sylbe darum mehr noch weniger sagen werde und wenn mir der ganze hohe Rath der Amphiktyonen zuhörte.

Ich hielt mich ehemals (wie ihr wißt — oder auch nicht wißt) zu Athen auf, um vom Plato reden und vom Antisthenes leben zu lernen. Einsmals fügte sich's, daß ich Abends, zwischen Dämmerung und Nacht, ganz allein unter den Säulengängen des Keramikus herum schleuderte. Es war schon dunkel in der Halle, außer daß der stark erleuchtete Saal eines nicht allzu nahen Gebäudes einige Stellen etwas heller machte.

Mit Hülfe dieser schwachen Helle sah ich einen Schatten auf mich zuschleichen, der sich im Annähern in eine weibliche Gestalt, und diese in die liebliche Figur eines Mädchens von sechzehn Jahren ausbildete. Sie war so leicht bekleidet, daß einem Theil ihrer Füße und einem Busen, wie man der Hebe zu geben pflegt, wenig zur Bedeckung blieb; und

ihre langen blonden Haare flogen ungebunden um ihren Nacken.

Dieser Anblick setzte mich in einige Verwirrung; aber das war noch nichts. Das Mädchen breitete seine aufgestreiften Arme, deren Weiße aus der Dunkelheit hervor glänzte, mit jammervoller Geberde gegen mich aus und sank mit dem Gesicht auf meinen Arm hin. Meine Verwirrung stieg aufs Aeußerste.

Jedoch faßt' ich mich ohne langes Besinnen. Ich schlang meinen rechten Arm um ihren Leib, drehte sie zugleich mit mir selbst um und führte sie gerades Weges in eine kleine Hütte, die ich im Keramikus gemiethet hatte. Folgsam ließ sie sich führen, ohne ein Wort zu sagen. Sie schien ohne Kräfte und vom Kummer erdrückt.

Wir kamen in meiner Zelle an. Ich setzte sie auf eine Art von Ruhebett, das, im Vorbeigehen zu sagen, nichts weniger als geschickt war, wollüstige Ideen zu begünstigen. Ich machte Licht; und nun betrachtete ich meinen Fund mit aller Aufmerksamkeit, die er zu verdienen schien.

Das Mädchen flößte mir — ich weiß nicht was ein, das mich weichherziger machte, als ich gewöhnlich bin. Es war ein überaus angenehmes Gemisch von Mitleiden und Liebe. — Damit ich es ungestört genießen könne, gab ich ihr, unter dem Vorwande, daß es kühl sey, eine Art von Mantel, womit sie ihren Busen und ihre Füße bedecken konnte.

Sie schien mich mit einiger Verwunderung anzusehen. Sie versuchte etwas zu sagen; aber ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme. Ich nahm sie in meine Arme, küßte

sie, bat sie mit der sanftesten Stimme, die mir möglich war, Zutrauen zu mir fassen. — Sie schien sich aus meinen Armen winden zu wollen, aber so schwach, daß ein Andrer es für eine Aufmunterung genommen hätte. Ich dachte anders. Ich glaubte in ihren halb erloschenen Augen die Merkmale einer schönen Seele zu sehen.

Ich konnte mich betrogen haben. — Denn die Umstände, — und der schöne Busen, und was Vater Homer ihre Rosenarme und Silberfüße genannt haben würde, — arbeiteten, die Wahrheit zu sagen, gewaltig in meiner Einbildung. Allein ich überließ mich mit vollem Vertrauen meiner Empfindung, und ihr werdet aus dem Erfolg sehen, ob ich mich betrogen habe.

Das Erste, was das Mädchen nöthig zu haben schien, war einige Erfrischung; denn sie hatte das Ansehen einer gänzlichen Erschöpfung. Ich eilte also — Aber in der That, ich bitte euch um Verzeihung; ich vergesse, daß ich dieses Nachbild eines Originals, an dessen kleinste Züge ich mich mit Vergnügen erinnere, nicht für mich selbst mache.

Das Mädchen kam, nachdem sie etwas Speise und ein wenig Wein gekostet hatte, so gut wieder zu sich selbst, daß sie mir ihre Geschichte erzählen konnte. Mit niedergeschlagenen Augen hob sie an — Aber die Grazie in ihrem Ausdruck, in ihrer Stimme, in ihrem ganzen Wesen kann ich zum Unglück nicht in mein Nachbild übertragen.

15.

„Die schöne Lais ist meine Mutter. Ich wurde bei ihr erzogen und lebte in dieser frohen Unwissenheit meiner selbst,“

die das Vorrecht der Kindheit ist, bis ich denjenigen verlor, der die Gutherzigkeit hatte, sich für meinen Vater zu halten. Er war aus Sicilien, und man sagte, daß er reich und von edler Geburt wäre. Ich war kaum sieben Jahre alt, da er starb. Nach und nach erkaltete die Zärtlichkeit meiner Mutter für mich; andere Liebhaber verdrängten das Bild dessen, der nicht mehr war; und endlich hörte ihr Herz gänzlich auf, ihr etwas für die arme Laidion zu sagen. Ich grämte mich sehr darüber, aber ich mußte meine Thränen verbergen; die bloße Spur davon in meinen Augen zog mir Ungewitter zu. Im Uebrigen hielt sie mich den andern Mädchen gleich, die ihr aufwarteten und wir hatten Lehrmeister im Singen, Tanzen und Lautespielen."

Du spielst die Laute, kleine Grazie? (rief ich) und singst — Hier ist eine Laute; ich bitte dich —

Das Mädchen hatte die Gefälligkeit, ihre Erzählung zu unterbrechen. Sie sang mir Anakreons süßestes Liedchen, — rathet selbst, welches? — und begleitete es auf der Laute mit Fingern, deren jeden eine eigene Seele zu beflügeln schien.

O Weisheit! O Antisthenes! wo waret ihr damals? — Für mich eben so, als ob nichts, das euch gliche, jemals in der Welt gewesen wäre.

Ich suchte meine Seele auf den Lippen der schönen Sängerin.

Laß mich in meiner Erzählung fortfahren, sagte sie lächelnd, indem eine liebliche Röthe ihr ganzes Gesicht überzog.

Ihr Erröthen brachte mich plötzlich wieder zu mir selbst, und eine natürliche Folge davon war, daß ich wenigstens eben so sehr erröthete, als das Mädchen.

Sie fuhr fort: „Ich war vierzehn Jahre alt, als ich von der schönen Lais einem jungen Athener übergeben wurde, der mich, wie er sagte, heftig liebte. Die schöne Lais sagte mir, da er mich wegführte, ich hätte ihn hinfür als meinen Gebieter anzusehen.

„Mein neuer Gebieter verbarg seine Gewalt über mich unter die zärtlichsten Liebkosungen. Meine Tage flossen unter immer abwechselnden Ergetzungen vorbei. Ich war mit meinem Zustande zufrieden, ohne an die Zukunft zu denken. Glykon hatte Ursache, mit meiner Gefälligkeit vergnügt zu seyn; aber, wenn die Liebe das ist, was in Sappho's Liedern glüht, so ist mein Herz unfähig, sich diese Leidenschaft mittheilen zu lassen. Glykon würde es gethan haben, wenn es möglich wäre. Oft mußt' ich ihm das Lied an Phaon singen, worin die Wuth der Leidenschaft so feurig ausgedrückt ist; und allemal wurde er unwillig, nichts von Allem, was ich sang, in meinen Augen zu finden. Endlich ward ich gewahr, daß seine Liebe lauer zu werden anfing. Der zärtliche Ton, auf den sie gestimmt gewesen war, verwandelte sich in einen scherzhaften und muntern, — der mir, aufrichtig zu reden, nur desto besser gefiel. Aber auch dieses dauerte nicht lange —"

Kurz (denn ich merke, daß ihr zu gähnen anfangt) die schöne Bacchis entführte meinem kleinen Mädchen ihren Liebhaber, und die Komödie war aus.

Das Mädchen, wie ich euch sagte, erzählte sehr artig, — weil die kunstlose Offenheit der Jugend, ihre Blicke, ihr Ton und ein gewisses — wie nennt ihr's? das ich sehr stark empfand, aber nicht beschreiben kann, ihre Geschichte interessanter machten, als sie es an sich selbst war. — Denn in der That, meine Herren, ihr habt Recht; es war (Dank sey euren Bemühungen!) ein sehr alltägliches Mährchen. — Ueberdieß öffnete sich zuweilen in der Hitze der Erzählung der Mantel ein wenig, den ich ihr umgeworfen hatte, und ihr begreift, daß eine solche Kleinigkeit in gewissen Umständen keine Kleinigkeit ist.

Ich hätte ihr die ganze Nacht durch zugehört; aber euch kann es unmöglich so seyn. Ich lasse mir und euch Gerechtigkeit widerfahren, und ich wünsche, im Vorbeigehen, daß alle Erzähler — Dichter oder Geschichtschreiber — die Gütigkeit haben möchten, sich daraus eine kleine Lehre zu nehmen.

16.

Das Mädchen fuhr fort, mir begreiflich zu machen, wie es zugegangen, daß sie mir in dieser nämlichen Nacht in einer Halle des Keramikus in einem so verdächtigen Aufzug in die Arme gelaufen sey.

Ich denke, ich könnte diese Lücke eurer eigenen Einbildungskraft auszufüllen überlassen. Wenn ihr euch vorstellt, daß Glykon sie endlich, seiner neuen Buhlschaft zu Gefallen, an einen seiner Freunde, — dieser, weil sie ihm nicht wohl begegnete, an einen Bildhauer, — und der Bildhauer, nachdem er etliche Modelle von ihr genommen, an einen

Mädchenhändler verkauft habe, dem sie, da er sie wieder an einen alten Seefahrer von Ephesus gegen levantische Waaren austauschen wollte, gestern Nachts entlaufen sey und sich den folgenden Tag über unter den Ruinen eines alten eingefallenen Gebäudes verborgen gehalten habe, — oder so was dergleichen, — so hättet ihr nahe zu an die Wahrheit gerathen.

Dem sey, wie ihm wolle, die junge Lais befand sich nun unter meinem Schutze, und ich glaubte verbunden zu seyn, mich ihrer, so gut ich immer könnte, anzunehmen. Ich war damals nicht viel reicher, als ich dermalen bin. Mitleiden und guter Rath war das Beste, womit ich ihr dienen konnte.

Vielleicht kann das, was ich ihr sagte (wenn anders eine Abschrift dieser Schreibtafel auf die Nachwelt kommen sollte) in vielen Jahrhunderten einem jungen Geschöpfe nützlich seyn; es sey nun, daß sie sich in einer ähnlichen oder in der allgemeinen Schwierigkeit der Personen ihres Geschlechts und Alters, — in der Ungewißheit, was sie mit ihrem Herzen anfangen solle, — befinde. In dieser Voraussetzung widme ich hiermit den nächstfolgenden Abschnitt dem schönern und zärtlichern Theil der Nachwelt zu behutsamem Gebrauch, mit der Bitte, die Philosophie, die ich sie darin lehre, für sich allein zu behalten und weder ihren Müttern, noch viel weniger ihren Liebhabern das Geringste davon merken zu lassen.

17.

Das Vergangene, sagte ich zu dem Mädchen, war die Folge des Unglücks, die schöne Lais zur Mutter gehabt zu haben. Bemühe dich, es in jeder andern Absicht zu vergessen,

als insofern deine Erfahrung dir fürs Künftige nützlich seyn kann. Dieß allein muß nun dein Augenmerk seyn; es wird meistens von dir selbst abhangen. Ein so schönes Geschöpf — ich konnte mich nicht verhindern, sie auf die Stirn zu küssen, indem ich es sagte, — ist ganz gewiß zu etwas Besserm gemacht, als einem Glykon zum Spielzeuge oder einem Kalamis zum Modell zu dienen. Die Natur hat viel für dich gethan, meine Liebe, das Glück nichts; aber, launisch, wie es ist, wird es durch unverhoffte Zufälle seine bisherige Nachlässigkeit verbessern.

Es hat den Anfang damit gemacht, daß es mich in deine Hände fallen ließ, sagte das Mädchen.

Verdiente das nicht wieder einen Kuß?

Deine Zukunft, fuhr ich fort, wird von dem Gebrauch abhangen, den du von dem einen oder dem andern machen wirst. Weil es Namen von schlimmer Vorbedeutung gibt, so wollen wir immer damit anfangen, deinen Namen zu ändern. Laidion soll in Glycerion verwandelt werden; und als Glycerion will ich dich mit einem meiner Freunde bekannt machen, der (gegen eine kleine Erkenntlichkeit vielleicht) großmüthig genug seyn wird, dich unter der Aufsicht einer alten Freigelassenen aus seinem Hause nach Milet zu führen, wo du, mit Allem versehen, was die Anständigkeit erfordert, durch eine stille und eingezogene Lebensart am ehesten Aufmerksamkeit erregen wirst. Es gibt eine gewisse Art sich zu verbergen, um desto besser gesehen zu werden. In kurzem werden die Liebhaber so dicht, wie die Bienen um einen Rosenstrauch, um deine Hütte flattern.

Ihre Absicht — merke dir's wohl, gutes Mädchen! — ist weder schlimmer noch besser, als dich so wohlfeil zu haben als möglich: die deinige muß seyn, dich so theuer zu verkaufen, als du kannst. Dein eignes Herz wird dir hierin vielleicht am hinderlichsten seyn. Wehe dir, wenn es zur Unzeit oder für einen Gegenstand gerührt würde, wobei nur die Augen ihre Rechnung fänden! Eine Schöne hat tausend Dinge zu verschenken, die von keiner Erheblichkeit sind; aber ihr Herz muß immer in ihrer Gewalt bleiben. Solange du dieses Palladion erhältst, wirst du unbezwinglich seyn. Bemühe dich, allen deinen Liebhabern gut zu begegnen, ohne einen zu begünstigen. Theile die Gnaden, die du, ohne dir selbst zu schaden, verschenken kannst, in unendlich kleine Theilchen. Ein Blick sey schon eine große Gunst; und den Zwischenraum vom Gleichgültigen zum Aufmunternden und von diesem zum Zärtlichen fülle, wenn es seyn kann, — und ich dächte, ein schönes Mädchen sollte es können — mit hundert andern aus, die stufenweise sich von dem einen entfernen und dem andern nähern. Aber hüte dich, bei diesem Spiele deine Absicht merken zu lassen: das wäre so viel, als wenn du sie warntest, sich in Acht zu nehmen. Gleich schädlich würde es seyn, wenn du die Meinung von dir erwecktest, als ob dein Herz nicht gerührt werden könne. Laß einem Jeden, der es werth zu seyn scheint, einen Strahl von Hoffnung, daß es möglich sey, dich zu gewinnen; aber dabei richte alle deine Bewegungen so ein, daß es immer in deiner Macht bleibe, denjenigen zu begünstigen, der zärtlich und schwach genug ist, sich und sein Glück deinen Reizungen auf

Gnade oder Ungnade zu ergeben; — wohl verstanden, daß, nach bedächtlichster Abwägung aller Umstände, der Mann und sein Glück das Opfer werth sey, das du ihm dagegen von dir und deiner Freiheit machst. Einen solchen, wenn die Wunde, die ihm deine Augen geschlagen haben, zu schwären anfängt, kannst du mit gehöriger Vorsicht merken lassen, daß du fähig bist, zärtlich zu seyn. —

Aber mir fällt auf einmal ein, daß du mir sagtest, du könntest nicht zärtlich seyn.

Sie erröthete — Ich glaubte es, flüsterte sie.

Ich nicht, sagte der Sohn des Iketas, indem er ihr mit einem Blicke, der ein Mittelding von Zärtlichkeit und Muthwillen war, in die Augen sah.

Sein Knie berührte von ungefähr das ihrige in diesem Augenblicke.

Er fühlte es zittern.

Willst du nicht fortfahren zu reden? sagte sie.

Ich muß vorher wissen, ob du zärtlich seyn kannst.

„Und wenn du es wüßtest?“ —

So muß ich wissen, wie sehr du es seyn kannst.

Ihr Mantel hatte sich, indem sie ihn um ihre Knie zusammen zog, oben ein wenig aufgethan. — Eine süße Verwirrung zitterte in ihren glänzenden Augen.

Der Sohn des Iketas war damals fünf und zwanzig Jahre alt.

Seine Neugier hätte nun schweigen sollen. — Hatte sie nicht Ursache dazu?

18.

O! Glycerion, warum bin ich nicht Herr von einer Welt — oder, so stark der Abfall ist, — nur der Herr eines kleinen Maierhofs, der für dich und mich groß genug wäre; der einen Garten hätte und ein kleines Feld, uns zu nähren, und Gebüsche, unser Glück vor den Augen des Neides zu verbergen!

19.

Es ist ein schwaches Ding, liebe Leute, um unser Herz. Und doch, so schwach es ist, und so leicht es uns irre gehen macht, ist es die Quelle unserer besten Freuden, unserer besten Triebe, unserer besten Handlungen.

Unmöglich kann ich anders, ich muß den Mann, der das nicht verstehen kann oder nicht verstehen will, — bedauern oder verachten.

Indessen wollte ich, daß sich die Schönen warnen ließen, auf keine vermeinte Erfahrung hin jemals zu versichern, daß sie sich für unfähig hielten, bis auf einen gewissen Grad gerührt zu werden.

Ein sanfter Schlummer unterbrach die Unterweisungen des Freundes und die Lehrbegierde des Mädchens.

20.

Wie schwer hast du dir's gemacht, allzu schwacher Schüler des weisen Antisthenes, in deiner Unterweisung fortzufahren, wo du sie gelassen hattest!

Liebste Glycerion, sagte ich endlich, so sehr ich dich liebe, so muß ich doch, wenn meine Liebe nicht die Wirkung des Hasses haben soll, — fortfahren. — Ach, Glycerion! morgen werden wir uns nicht mehr sehen.

„Nicht mehr sehen? — Und warum nicht?"

Weil meine Gegenwart deinem künftigen Glücke hinderlich wäre.

„Was für einem Glücke? — Ist's dein Ernst? Kannst du an unsre Trennung denken?"

Ich muß! Meine Umstände — —

„Werd' ich deinem Glücke schädlich seyn, Diogenes?"

Nein, Glycerion, das Glück und ich haben nichts mehr mit einander zu schaffen. Ich wär' es, der dem deinigen im Lichte stände.

„Wenn dieß dein Beweggrund ist, so höre mich an, lieber Diogenes! — Ich wünsche mir kein andres Glück, als bei dir zu seyn. Du verdienst eine Freundin, an deren Busen du die Ungerechtigkeit des Glücks und der Menschen vergessen kannst. Denke nicht, daß ich dir zur Last fallen werde; ich kann weben, sticken, spinnen —" Vortreffliches Geschöpf! — Lange widersetzt' ich mich. Aber Glycerion blieb entschlossen.

Sagt nun, ihr, denen die Natur ein fühlendes Herz gab, hatt' ich mich geirret, da ich die Zeichen einer schönen Seele in ihren Augen wahrzunehmen glaubte?

Wir beschworen den Bund ewiger Freundschaft. Wir entfernten uns von Athen. Die Welt wußte nichts von uns,

und wir vergaßen der Welt. Drei glückliche Jahre — Meine Augen lassen mich nicht fortfahren. —

21.

Sie ist nicht mehr, die zärtliche Glycerion! — mit ihr verlor ich Alles, was ich noch verlieren konnte. Ihr Grab ist das einzige Stück Boden auf der Welt, das ich mein zu nennen würdige. Niemand weiß den Ort, als ich. Ich habe ihn mit Rosen bepflanzt, die so voll blühen, wie ihr Busen, und nirgends so lieblich düften. Alle Jahre im Rosenmonde besuch' ich den geheiligten Ort. Ich setze mich auf ihr Grab, pflücke ein Rose — So blüthest du einst, denke ich, — und zerreiße die Rose und verstreue die Blätter auf dem Grab umher. — Dann erinnr' ich mich des süßen Traums meiner Jugend, und eine Thräne, die auf ihr Grab herab rollt, befriedigt den geliebten Schatten.

22.

Wenn ihr nicht gerührt seyd, so ist es meine Schuld nicht; aber ich vergeb' es euch. Ihr habt keine Glycerion verloren — oder habt keine zu verlieren — oder verdient keine zu bekommen.

Ich weiß ein hübsches Mährchen, das mir meine Amme zu erzählen pflegte, wie ich noch klein war; — vielleicht würde es euch belustigen. Es steht euch von Herzen zu Dienste.

Aber da kommt der gute Xeniades und nimmt mir die Schreibtafel.

23.

Du bist eine so gute Art von Sterblichen, sagte Xeniades, nachdem er die Geschichte der Glycerion gelesen hatte. Ich kann es nicht ausstehen, daß die Welt dich in einem falschen Lichte sehen soll.

D. Und warum sieht sie mich in falschem Lichte?

X. Vergib mir, mein Freund; ich ehre dich so herzlich, daß ich mich selbst überzeugen möchte, du habest keinen Fehler.

D. Aber warum das, guter Xeniades? — Bin ich nicht ein Mensch? Darf ich nicht so gut Thorheiten und Fehler haben als andre?

X. Du willst mich nicht verstehen, Diogenes —

D. Ich verstehe dich wohl, aber ich kann eine gewisse Art von Gleißnerei nicht leiden, die ich in unsrer Familie — ich meine die Familie des Deukalion und der Pyrrha — herrschen sehe. Ist die Rede überhaupt von den Schwachheiten, Fehlern und Gebrechen der menschlichen Natur, so gesteht Jedermann, daß er die seinigen auch habe, daß er deren viele habe. Aber gebt diesen Schwachheiten oder Fehlern ihren rechten Namen, leset das ganze Register von Stück zu Stück ab und haltet bei jedem Umfrage; so wird sich kein Mensch auch nicht zu einem einzigen von allen bekennen wollen. Welche Ungereimtheit! — Ich hasse sie von Herzen! Ich entferne mich in vielen gleichgültig scheinenden Dingen von den Regeln der Gewohnheit. Man nennt mich deßwegen einen Sonderling und, wer nicht so höflich seyn will, einen Narren. — Gut! Ich bekenne mich dazu. Das ist nun meine

Schellenkappe. Schadet sie Jemanden? — Ich sehe ganz Korinth mit Thorheiten und Lastern erfüllt, die ihren Besitzern, andern ehrlichen Leuten und dem gemeinen Wesen selbst verderblich sind. Man sieht ihnen ruhig zu; und mir will man nicht zwei oder drei Grillen zugestehen, von denen keine lebende Seele, nicht die Seele einer Schmeißfliege, Schaden hat!

X. Aber das wirst du mir doch eingestehen, daß ein vortrefflicher Mann es desto mehr wäre, wenn er gar keine Flecken hätte?

D. Gesetzt, Xeniades, daß dieß möglich wäre, so ist die Frage, ob eine so große Vollkommenheit nicht das unfehlbarste Mittel wäre, sich einen allgemeinen Abscheu zuzuziehen? Wehe dem Manne, der so weise wäre, um den übrigen Sterblichen in keiner Schwachheit ähnlich zu seyn! Wie sollten sie ihn erträglich finden? Wie sollten sie ihm seine Vorzüge verzeihen können? Er muß sich die Freiheit, ihrer ungestört zu genießen, durch einige wirkliche oder vermeinte Thorheiten erkaufen, mit denen er gleichsam den allgemeinen Genius dieser sublunarischen Welt versöhnt und den übrigen Thoren das Recht gibt, sich über ihn lustig zu machen. — Aber wirklich räum' ich dir schon mehr ein, als ich schuldig bin, mein lieber Xeniades, indem ich dir zugebe, daß dasjenige, worin ich ein Sonderling bin, so schlechthin Thorheit oder Grille seyn müsse. Ich bin bereit, wenn du gerade nichts Besseres zu thun hast, dir das Gegentheil zu beweisen. — Sage mir Stück für Stück, was die Korinthier an mir aussetzen, und ich will dir sagen, was ich darauf zu antworten habe.

X. Sie sagen, zum Beispiel, Diogenes sucht aus Hochmuth was Besondres darin, sich in Kleidung, Lebensart und Manieren von allen anderen Leuten zu unterscheiden.

D. In allen diesen Punkten handelt er nach seinen Grundsätzen; er sucht also nichts — als mit sich selbst übereinzustimmen; und das ist freilich sonderbar genug! Aber wie kommen die ehrlichen Korinthier dazu, die geheime Triebfeder meines Betragens so zuverlässig angeben zu können? — Doch wir wollen nicht über einen Punkt streiten, wo es so schwer ist, einander zu überzeugen. — Gesetzt, sie hätten Recht, so hieße das weder mehr noch weniger, als ihr Hochmuth finde nicht gut, daß der meinige eine andre Maske trage, als er. — Aber, gerade von der Sache zu reden, würden nicht eure reichen Wollüstigen, selbst für ihren eigenen Vortheil besser thun, wenn sie wenigstens in der Mäßigkeit meinem Beispiele folgten? Wie viele von ihnen befinden sich bei der wohl schmeckenden Giftmischerei ihrer Köche so wohl, als ich bei der einfältigen Nahrung, welche die Natur überall für mich zubereitet? Welcher unter ihnen Allen, wenn er dem Komus nur zehn Jahre geopfert hat, dürfte es mit mir an Stärke und Geschmeidigkeit aufnehmen, die Probe möchte nun mit den Spielen, die zu Olympia gekrönt werden, oder mit denen, wovon die Schönen Richterinnen sind, gemacht werden sollen?

Diese äußerste Mäßigung hat, nachdem ich ihrer einmal gewohnt bin, nichts Beschwerliches mehr für mich; und verschafft mir hingegen Vortheile, welche mit dem schalen Vergnügen, meinen Gaumen zu kitzeln, gewiß in keine

Vergleichung kommen. Denn, seitdem ich diese Lebensart führe, die euch so armselig vorkommt, bin ich immer munter und zu Allem aufgelegt; mein Gemüth ist unbewölkt, meine Vernunft unbefangen, mein Herz fühlend, alle meine Kräfte stehen mir zu Gebot, und es hängt nicht von meinem Magen ab, ob ich ein Genie oder ein Dummkopf, ein angenehmer oder ein unerträglicher Gesellschafter für mich selbst und Andere seyn soll. Die Schönheiten der Natur verlieren ihren Reiz nie für mich, und gegen ihre Abwechslungen bin ich abgehärtet. Ich kann Hitze und Frost ertragen, hungern und dursten, Wind und Wetter ausdauern, solang es die Natur eines Menschen ausdauern kann. Kurz, ich bin zu Erduldung aller Arten von Arbeit und Schmerzen geschickter, und empfinde das Reizende der Wollust selbst desto lebhafter, je seltner ich sie koste. Laßt eure verzärtelten, mädchenhaften, nervenlosen, wetterlaunischen, kränkelnden und schmachtenden Sybariten, denen ein geknicktes Rosenblatt auf ihrem weichlichen Lager schon Schmerzen macht, laßt sie herbei schleichen und sich in allen Stücken mit mir messen! — Es ist übrigens nicht mehr als billig, mein lieber Xeniades, als daß es so ist; die Günstlinge des Zufalls würden gar zu viel Vortheile über uns Andere haben, wenn die Natur nicht auf sich genommen hätte, uns schadlos zu halten. — Und nun, sprich selbst, sollte ich, dem Nasenrümpfen der Korinthier zu Ehren, der Stimme dieser guten Mutter ungetreu werden? — Diogenes ist zu sehr sein eigner Freund!

X. Du magst in der Hauptsache so Unrecht nicht haben, Diogenes; aber was würde aus der Welt werden, wenn

Jedermann nach deinen Grundsätzen leben wollte? Und hat die Natur, indem sie den Erdboden mit Gegenständen des Vergnügens für uns angefüllt und den Menschen mit Witz und Geschicklichkeit ausgerüstet hat, tausend Künste zu erfinden, welche sich einzig mit Verschönerung seines Lebens beschäftigen; — hat sie dadurch nicht selbst zu erkennen gegeben, ihre Absicht sey nicht bloß, daß wir leben, sondern daß wir auf die angenehmste Weise leben sollen?

D. Es ließe sich vielleicht Manches gegen die Einbildung sagen, womit wir uns zu schmeicheln pflegen, als ob Alles in der Welt um unsertwillen gemacht sey. Der Schluß, „ich kann etwas zu einer gewissen Absicht gebrauchen, also ist es dazu gemacht," ist offenbar falsch: denn ich kann, zum Exempel, einen Becher für einen Topf gebrauchen, ob er gleich zum Trinkgeschirr bestimmt war. Die Frage bleibt immer: ob wir nicht viele Dinge durch den bloßen Gebrauch, den wir davon machen, schon mißbrauchen? — Es käme auf besondere Untersuchungen an, in die wir uns jetzt nicht einlassen wollen; ich hab' es auch zu Beantwortung deines Einwurfs nicht vonnöthen. Gesetzt, die Natur habe alle ihre Werke, mit allen Schöpfungen der Kunst (welche in gewissem Sinne die Tochter der Natur genannt werden kann), zu unserm Gebrauch und Vergnügen bestimmt: so könnten wir sie hierin einem reichen Manne vergleichen, der ein großes Gastgebot angestellt und dazu alle Arten von Gästen aus allerlei Ländern, Völkern und Zungen, von allerlei Classen, Ständen, Geschlecht und Leibesbeschaffenheit, eingeladen hätte. Natürlicher Weise würde er recht daran thun, so

vielen und mannigfaltigen Gästen vielerlei Gerichte und Alles in großem Ueberflusse vorzusetzen. Nun stelle dir unter diesen Gästen irgend einen starken Kerl vor, der, nicht zufrieden mit dem, was vor ihm stände, auch die entfernten Schüsseln alle zu sich raffte und, ohne zu bedenken, daß nicht Alles für ihn allein zubereitet worden, und daß er nur einen Magen hat, oder daß gewisse Speisen nur für die schwachen und kränklichen Gäste aufgestellt sind, Alles allein zu verschlingen suchte, bis er so voll wäre, daß er das Ueberflüssige wieder von sich geben müßte — was würdest du von einem solchen Menschen sagen, oder wie meinst du, daß er von dem Herrn des Gastmahls angesehen würde?

X. Die Antwort gibt sich von selbst.

D. Und die Anwendung meines Gleichnisses auch. Eure Reichen, die alle ihre Speisen aus allen Elementen und Himmelsgegenden zusammen suchen lassen, sind der Gast, der das ganze Gastmahl der Natur, wenigstens so viel an ihm ist, allein verschlingen will. Laßt einen Jeden nach dem greifen, was ihm zunächst liegt, und nicht mehr essen, als er bedarf, um seinen Hunger zu stillen: so werden wir Alle von der Tafel der Natur gesättigt aufstehen, werden uns Alle wohl befinden, und Niemand wird über Unverdaulichkeit klagen oder seinen Mitgästen durch unziemliche Entladungen beschwerlich fallen. Das wäre Alles, was daraus entstände, wenn Jedermann nach meinen Grundsätzen lebte. — Aber sey immer unbesorgt, Xeniades. Ich werde nie so viel Nachfolger bekommen, daß die dermalige Verfassung der Welt darunter Gefahr liefe. Und wenn wir auch den unmöglichen

Fall setzen, daß mein Beispiel Kraft genug hätte, ein ganzes Volk zu meinem System zu bekehren: meinst du, daß es desto schlimmer für sie wäre? — Ich habe gute Lust — Aber was ist's? Hörst du nicht ein ängstliches Geschrei vom Ufer her? — Ich will dir meine Republik schuldig bleiben, Xeniades — ich muß sehen, was es ist.

24.

Es war nichts — als eine kleine Barke, die an einer Klippe nah am Ufer umschlug. Ich ward unter den Schwimmenden einer Person gewahr, welche nicht Kräfte genug zu haben schien, das Ufer zu erreichen. In einem Augenblicke lag mein Mantel im Sande; ich sprang ins Wasser — Anständigkeit oder nicht! — Es kam jetzt darauf an, das Leben einer menschlichen Creatur zu retten.

„Es war also eine Weibsperson?"

Ich kann nichts dazu, daß es so war; indessen — glaubt mir's oder nicht — dacht' ich in diesem Augenblick nicht mehr daran, als an den Mann im Monde. — Ich lud sie auf meinen Rücken und arbeitete mich mit ihr ans Ufer.

Sie in den Sand hinzulegen und davon zu gehen, wäre unartig gewesen; man muß nichts Gutes halb thun. Ich trug sie also bis zum nächsten Grasplatz, der mit einigen Gebüschen bewachsen war.

Ihr könnt euch vorstellen, daß ich während Allem dem Gelegenheit hatte, die Entdeckung zu machen, daß die Frau eine schöne Frau war. Interessirt sie euch nun weniger, seitdem ihr das wißt? — Es ging mir wie euch.

Inzwischen war ich noch immer ohne Mantel. Die schöne Frau und die Sorge, sie wieder zurecht bringen, beschäftigte meine Aufmerksamkeit so sehr, daß ich nicht auf mich selbst Acht geben konnte, bis sie die Augen zu öffnen anfing.

Ich wollte wetten, daß sie nicht viel gesehen haben konnte, so schnell schloß sie die Augen wieder zu. Die Verwirrung, womit sie es that, machte mich stutzen; und jetzt ward ich erst gewahr, daß ich ohne Mantel war.

Ich erzähle euch die Sache mit allen ihren Umständen, wie sie war, ohne das Geringste zu verschönern. — Ruhe indessen hier an der Sonne und trockne dich, so gut du kannst, sagte ich; ich gehe einen Augenblick, meinen Mantel zu holen; denn ich will und muß deine Augen sehen und hören, wozu ich dir noch weiter gut seyn kann.

Ich lief fort. In zehn Minuten hatte ich meinen Mantel wieder. Ich kam zurück. Sie hatte indessen ihr Oberkleid ausgewunden und gegen die Sonne ausgebreitet, und war im Begriff, sich hinter dem Gesträuche auch der übrigen zu entladen. Ein großer Busch hinderte sie, mich gewahr zu werden, ungeachtet sie immer schüchtern um sich sah.

Ich blieb stehen und — sah ihr zu. Ich sage euch weiter nichts davon, als — daß ich unter hundert jungen Menschen neun und neunzig und einem hätte rathen wollen, anders wohin zu sehen oder lieber gar wegzugehen. Aber ein Mann von fünfzig Jahren, der seit mehr als zwanzig Jahren von Salat, Bohnen und Wasser lebt, darf eine jede

schöne Statue ansehen, sie mag nun aus den Händen eines Alkamenes oder der Natur selbst gekommen seyn.

Endlich war das Oberkleid trocken. Sie wickelte sich darein ein, setzte sich an die Sonne, die sich schon zum Untergang neigte, und schien sich umzusehen, wo ich bliebe.

Ich kam zum Vorschein. Sie erröthete, schlug die Augen nieder und sah wie eine Person aus, die in Verlegenheit ist. Ich komme wieder, schöne Fremde, sagte ich (hier klärte sich ihr Gesicht ein wenig auf, aber die Röthe nahm zu), um zu vernehmen, worin ich dir weiter dienen kann.

Sie schwieg eine Weile. Wolltest du mir, sagte sie endlich, den Gefallen thun und sehen, was aus einer alten Frau geworden ist, die bei mir in der Barke war? Sie war meine Amme; ich hoffe, sie ist gerettet.

Ich flog nach dem Ufer. — Alles war gerettet; nur von der alten Amme konnte Niemand Nachricht geben. Die schöne Frau weinte, da ich ihr diesen Bericht brachte; sie lief selbst ans Ufer, bat die Schiffer, ihre Amme aufzusuchen, versprach Belohnungen und — weinte vielleicht noch, wenn nicht eine Kiste, die nicht weit von ihr im Sande lag, ihrer Aufmerksamkeit eine andre Richtung gegeben hätte. Sie gehörte ihr zu und war mit Kleidern und tausend Sachen, die zu Rüstung einer schönen Frau gehören, bepackt. Zum Glücke war Alles unbeschädigt. Ein Strahl von Freude entwölkte plötzlich ihr ganzes Gesicht; — es war ein sehr liebliches Gesicht, das versichr' ich euch. Aber die Amme fand sich nirgends, und die Sonne ging unter.

Die schöne Frau, ziemlich getröstet, daß sie wenigstens ihre Kiste gefunden hatte, sagte mir den Namen einer Freundin, zu der ich sie führen sollte. Ein Schiffer, mit ihrer Kiste beladen, zeigte uns den Weg. Wir langten an; die schöne Frau dankte mir, und ich — wünschte ihr eine gute Nacht. — Zum ersten Male schien sie mich mit Aufmerksamkeit und einem gewissen Erstaunen zu betrachten. Ruhe wohl, schöne Fremde, sagte ich und ging fort.

25.

Nun frage ich alle ehrliche Leute, Griechen und Barbaren, Männer und Weiber (die Zwitter und Castraten mit eingerechnet), „was an der Geschichte, die ich eben erzählt habe, denn so sehr Aergerliches ist?"

Auf mein Wort, ich begreife nichts davon. Alle Umstände vorausgesetzt, wie sie wirklich waren, seh' ich nicht, wie ich selbst, oder die schöne Frau, oder beide zusammen, uns anders hätten betragen sollen, als wir thaten.

Indessen höret, was geschah! Des folgenden Tages war die Sache in ganz Korinth ruchtbar; man sprach drei Tage lang von nichts Anderm, als von Diogenes und der schönen Frau; man erzählte einander die Geschichte; jedes verschönerte etwas daran oder ersetzte einen mangelnden Umstand mit einem andern von eigener Erfindung; man setzte sie sogar in Verse, und gestern Nachts hörte ich sie auf der Gasse singen.

Aber das ist noch nichts. Man urtheilte auch darüber; man untersuchte, was Diogenes und die schöne Frau gethan

hatten, was sie nicht gethan hatten, aus was für geheimen Bewegursachen und zu welchem Zwecke sie es gethan hatten; was sie unter diesen oder andern gegebenen Umständen hätten thun können oder thun sollen u. s. w. Man sprach für und wider davon, und die Stimmen fielen einhellig dahin aus: „daß Diogenes in dieser ganzen Sache weder als ein weiser, noch als ein tugendhafter Mann gehandelt habe."

Eine alte Dame fand sehr übel, daß er seinen Mantel so spät geholt hätte. Was für eine Unvorsichtigkeit, wenn man der Sache auch den gelindesten Namen geben wollte! Wie war es möglich, das Vergessen seiner selbst so weit zu treiben? Er hätte die Frau, ehe sie sich noch erholt hatte, ans Ufer hinlegen und erst, nachdem er seinen Mantel wieder umgehabt hätte, an einen bequemern Platz tragen sollen.

Sie sind sehr gutherzig, Madame, sagte eine andere: sehen Sie denn nicht, daß man etwas mit gutem Bedacht vergessen kann? — und daß es ihm gemüthlich seyn mochte, an das Nothwendigste nicht eher zu denken, als bis es zu spät war?

Bei den eleusinischen Göttinnen, schwor eine Dritte, er hätte sich nicht mehr vor mir sehen lassen dürfen, wenn ich die Fremde gewesen wäre!

Vermuthlich, nahm die Vierte das Wort, war die Dame aus einem Lande, wo man noch im Naturstande lebt.

Oder sie sah ihn für einen Satyr an, — sagte die Fünfte, eine große dicke Frau, welche die Miene hatte, sich vor zehn Satyrn nicht zu fürchten.

Ich weiß nicht, warum Sie rathen mögen, sprach die Sechste. Ich denke, die Sache spricht von sich selbst. Wenn es nun der Geschmack dieser Dame so ist? Allen Umständen nach war es ohnehin so eine Dame von — den Damen, bei denen es eben nicht viel zu bedeuten hat, ob man ihnen so gar regelmäßig begegnet oder nicht.

So urtheilten die Damen von der ersten und zweiten Classe zu Corinth; die Priesterinnen ausgenommen, welche gar nicht urtheilten, sondern sich nur nach allen Umständen erkundigten und, da sie hörten, daß er ohne Mantel gewesen, als die Dame zum ersten Mal die Augen aufschlug, feuerroth wurden, die Hände vor die ihrigen hielten und nichts weiter hören wollten.

In den männlichen Gesellschaften wurde die Sache aus einem andern Gesichtspunkt erörtert.

Warum erstreckte sich seine Dienstfertigkeit nur auf die schöne Frau? Warum ließ er die ehrliche Amme zu Grunde gehen? Sie mußte doch, wie der Erfolg zeigte, seiner Hülfe eben so sehr benöthiget gewesen seyn!

Die Frage ist um so begründeter, setzte ein Andrer hinzu, da sich vermuthen läßt, daß die schöne Frau auch ohne seine Hülfe das Ufer würde erreicht haben.

Sie sind streng, meine Herren, sprach der Dritte: als ob es nicht natürlich wäre, sich lieber um eine schöne junge Frau, als um ihre alte Amme Verdienste machen zu wollen, ha, ha, he! — Der Mann lachte über seinen guten Einfall — Ha, ha, he! —

Zumal, fügte ein Vierter mit einer spitzfindigen Miene bei, da man nicht alle Tage einen so ehrbaren Vorwand findet, mit einer schönen Nymphe in puris naturalibus hinter eine Hecke zu gehen.

Ich weiß von guter Hand, ließ sich ein Fünfter vernehmen, der erst kürzlich Rathsherr geworden war, daß sie über zwei Stunden allein bei einander im Gebüsche waren; und es könnten Zeugen aufgeführt werden, welche seinen Mantel am Ufer und die Kleider der Dame an einem dürren Aste gegen die Sonne haben hangen sehen.

Ich denke nicht gern das Aergste, sprach ein Priester Jupiters, ein ernsthafter Greis — von vierzig Jahren, indem er sehr emphatisch auf sein gedoppeltes Unterkinn drückte. — Aber, so wie die Menschen einmal sind, hör' ich nicht gern von großmüthigen Handlungen reden, wenn ein Frauenzimmer, zumal ein junges und schönes Frauenzimmer, dabei im Spiel ist. Es fällt so stark in die Augen, warum man sich, wie schon vor mir erinnert worden ist, um diese letzte Classe so gern verdient macht. Ich möchte, wenn ernsthaft von der Sache gesprochen werden soll, wohl wissen, warum eine schöne Frau, insofern sie eine schöne Frau ist, liebenswürdiger seyn sollte, als ihre Amme? Ist die Amme nicht eben so wohl ein menschliches Geschöpf? Haben wir nicht die nämlichen Pflichten gegen sie? Ist nicht, in vorliegendem Falle, die eine so hülfsbedürftig, als die andere? Ist nicht Frömmigkeit und Unsträflichkeit der Sitten dasjenige, was den wahren Werth der Menschen bestimmt? und hat eine junge oder schöne Frau dieser zufälligen Eigenschaften wegen etwa mehr

Anspruch an Frömmigkeit und Tugend, als eine alte oder häßliche? — Natürlicher Weise ist eher das Gegentheil zu vermuthen. Ein tugendhafter Mann, wenn er weise ist, — und das muß er seyn, oder seine Tugend läuft alle Augenblicke Gefahr, zu straucheln — würde in einem solchen Falle, wo er unter beiden wählen müßte, sich um so mehr für die Amme bestimmt haben, je reiner bei dieser seine Bewegungsgründe seyn konnten, je erbaulicher das Beispiel gewesen wäre, das er dadurch gegeben hätte, und je weniger er dabei für seine eigene oder ihre Tugend zu besorgen gehabt hätte.

Vergib mir, Vater der Götter und Menschen! — aber es ist mir unmöglich, deinen Priester länger so gravitätisch — Unsinn sagen zu hören. — Du sollst Recht haben, Priester Jupiters! Es ist nicht abzusehen, warum eine schöne junge Frau liebenswürdiger seyn sollte, als ihre Amme; sie ist gar nicht liebenswürdig! — Die Tugend der alten Amme, das ist die Sache! Welch ein Kleinod! Dieses hätte gerettet werden sollen! Laßt immerhin die schönen Frauen ertrinken! Was ist daran gelegen? Die Tugend gewinnt noch dabei! Die Versuchungen vermindern sich; was für Beispiele wollten wir geben, wenn nichts als alte Ammen in der Welt übrig wären! — Diogenes hat weder als ein weiser noch tugendhafter Mann gehandelt; man gibt dir Alles zu, was du willst, Priester Jupiters, — nur schweige!

26.

Ohne Ruhmredigkeit, das vorhergehende Capitel ist eines von den lehrreichsten, die jemals geschrieben worden sind,

und ich rathe euch wohlmeinend, es mehr als einmal mit aller möglichen Aufmerksamkeit zu überdenken. Ein nur mittelmäßig scharfsinniger Leser wird daraus, mit geringer Mühe, die Regeln verschiedener von den brauchbarsten und nützlichsten Künsten abstrahiren können; — als da sind, die Kunst, mit guter Art zu verleumden — die Kunst, Begebenheiten in ein falsches Licht zu stellen, ohne an den Umständen etwas Andres als Zeit und Ort zu ändern — die Kunst, einer gleichgültigen und unschuldigen Sache einen Anstrich von Aergerlichkeit zu geben — die Kunst, individuelle Lügen durch allgemeine Wahrheiten aufzustutzen — lauter Künste, die einen sehr ausgebreiteten Einfluß in das gesellschaftliche Leben haben und von einer solchen Art sind, daß diejenigen, welche es darin auf einen gewissen Grad von Vollkommenheit gebracht haben, durchgängig so geheim damit thun, als gewisse Aerzte mit ihren Arcanis, weil sie den Nutzen, der daraus zu ziehen ist, für sich selbst behalten wollen. — Ich wiederhol' es, es ist viel daraus zu lernen!

27.

Ich gestehe dir, Xeniades, ich unterlag der Versuchung, mich an der großen, dicken Frau zu rächen, die mich mit einem Satyr verglichen hatte.

Du kennst ja die Lysistrata, die Gemahlin des albernen Phokas? — Ich ging an einem dieser Tage, um die Zeit der Mittagsruhe, zu ihr. Die Hitze war sehr groß. Ich fand sie in einem kleinen Saal ihres Gartens auf einem Faulbettchen liegen. Ein junger Sklave — ein Mittelding

von Knabe und Jüngling, der einem Maler die Idee zum schönsten Bacchus gegeben hätte — kniete mit einem großen Luftfächer neben ihr und zog sich zurück, wie ich hinein trat. Ich sagte ihr, daß ich gekommen wäre, um eine von meinen Freundinnen in eine bessere Meinung bei ihr zu setzen, als worin sie, unwissend warum, das Unglück hätte bei ihr zu stehen.

Sie schien nicht zu begreifen, was ich wollte. Ich half ihrem Gedächtniß nach und sagte ihr, die bemeldete Dame glaubte nicht ein so strenges Urtheil verdient zu haben, als neulich in einer gewissen Gesellschaft über sie ergangen wäre. In der That, setzte ich hinzu, wünschte ich zu wissen, wie Lysistrata in den nämlichen Umständen sich anders hätte betragen wollen?

„Es ist meine Schuld nicht, daß die Gesetze des Wohlstands so streng sind,“ sagte sie —

Redest du von dem Wohlstande, der aus der innern Schönheit der Gesinnungen und Handlungen entspringt, oder von dem eingebildeten Wohlstande, der bloß von der Meinung der Leute abhängt?

„Ich verstehe mich nichts auf eure Distinctionen,“ erwiederte die Dame. — „Jedermann weiß, was man unter Wohlstand versteht, und alle Leute stimmen, glaub' ich, überein, daß es gewisse Regeln gibt, von denen man sich nicht loszählen kann, ohne sich dem Urtheil der Welt auszusetzen.“

Du zielest vermuthlich auf den Umstand, daß ich ohne Mantel war, wie die Dame zum ersten Mal die Augen aufschlug. Ich gestehe, es war nicht nach den Regeln; allein

die Umstände müssen mich entschuldigen, und ich dachte in der That an nichts Böses.

„Die Rede ist nicht von dem, was du dachtest, sondern was du thatest," sagte sie lächelnd.

Ich wollte für nichts stehen, schöne Lysistrata, wenn ich mich mit einer so reizenden Frau, als ich jetzt vor mir sehe, in so seltsamen Umständen befände.

„Ich sehe nicht, warum du mich ins Spiel ziehen willst," versetzte sie erröthend, indem sie ihr Halstuch, welches ein wenig in Unordnung war, so nachlässig zurecht machte, daß das Uebel merklich größer wurde, als es gewesen war.

Aber im Ernst, schöne Lysistrata, würdest du fähig gewesen seyn, einem Menschen, der dir das Leben gerettet hätte, eine solche Kleinigkeit nicht zu vergeben? Im Grunde war es doch immer die nichtsbedeutendste Sache von der Welt.

„Nicht so sehr, als du dir einbildest. —"

Aber warum das? — Ich müßte mir einen kleinen Begriff von der Tugend eines Frauenzimmers machen, wenn ich glaubte, daß ein Zufall dieser Art, wobei weder auf der einen noch andern Seite die mindeste Absicht war, fähig seyn sollte, sie aus ihrer Fassung zu setzen.

„Wer sagt auch das? — Ich wollte nicht, daß ihr euch für so gefährlich hieltet: aber was würde aus der Achtung, die man uns schuldig ist, werden, wenn wir so geneigt wären, wie deine Fremde, dergleichen Freiheiten, so wenig auch Absicht dabei seyn möchte, zu verzeihen?"

Vielleicht, schöne Lysistrata, sah sie ihren Retter für einen Satyr an, von dem sich kein so zartes Gefühl erwarten läßt?

Sie erröthete zum zweiten Male. — „Du bist boshaft, Diogenes," sagte sie, indem sie sich etwas mehr auf meine Seite drehte, ohne Acht zu geben, daß diese Bewegung die Draperie ihres linken Fußes in eine gewisse Unordnung brachte, welche ihrer ganzen Figur, so wie sie auf dem Ruhebette lag, zwar ein desto malerischeres Ansehen gab, aber doch Eindrücke machen konnte, welche sie, nach der Präsumtion, die für eine tugendhafte Dame vorwaltet, vermuthlich nicht zu machen gesonnen war.

In der That, Lysistrata, sagte ich, einem Satyr ist vieles erlaubt, was man einem Andern nicht vergeben würde. — Die Richtungslinie meiner Augen hätte sie aufmerksam machen sollen, wenn sie weniger zerstreut gewesen wäre. — Ich wollte dir, zum Beispiel, nicht rathen, schöne Lysistrata, fuhr ich nach einer kleinen Pause fort, dich mit Vorsatz in die Stellung zu setzen, worin ich dich wirklich sehe, wenn du dich in der mindesten Gefahr glaubtest, von einem Satyr überrascht zu werden.

„Wer sollte sich einfallen lassen, sagte sie, indem sie sich mit einer angenommenen Verwirrung in sich selbst hinein schmiegte, daß die Philosophen für solche Kleinigkeiten Augen hätten! — Du trauest mir doch zu, daß ich nicht daran dachte, deiner Weisheit Zerstreuungen zu geben?"

Ich weiß nicht, was du dachtest; aber ich weiß, was ich zu thun hätte, wenn ich dich überreden könnte, mir die Vorrechte eines Satyrs zuzugestehen.

Die Dame sah mich mit einem kleinen Erstaunen, das nichts Abschreckendes hatte, an. — Es war ein Blick, der in

meinen Augen zu suchen schien, ob ich wirklich so viel fühle, als ich sagte.

Da Alles seine Gränzen hat, fuhr ich mit einem großen Seufzer fort, sollte nicht auch die Tugend die ihrigen haben? — Ich fühl' es zu sehr, schöne Lysistrata, als daß ich nicht wünschen sollte, dich davon überzeugen zu können.

Ich gab in diesem Augenblick nicht mehr auf meinen Mantel Acht, als die Dame vor einigen Augenblicken auf ihre Tunica. — Sie hatte ihre Augen halb geschlossen, und ihr mit Gewalt aus seinen Fesseln sich drängender Busen hätte mich selbst beinahe aus meiner Fassung gesetzt.

O reizende Lysistrata, rief ich, indem ich mich ihr mit einer Bewegung näherte, als ob ich mir kaum verwehren könne, sie zu umarmen, — warum kann ich dir nicht eine gelindere Denkungsart einflößen! Die strenge Tugend, von der du öffentlich Profession machst, ich verehre sie — sie zwingt mich dazu! — aber wie würd' ich dich lieben, wenn du fähig wärest, der armen Fremden den kleinen Fehler zu vergeben, der dir so anstößig gewesen ist! Wie bald könntest du das, wenn du nur selbst fähiger wärest, eine Schwachheit zu begehen!

„Ich verstehe dich in der That nicht, sagte sie; aber — du würdest mir einen Gefallen thun, wenn du mich allein lassen wolltest.“

Kannst du im Ernst einen so grausamen Gedanken haben? sagte ich in einem tragischen Ton, indem ich eine ihrer Hände ergriff und mich vorwärts an den Rand ihres Ruhebettes setzte. —

Sie zog ihre Hand so unvorsichtig zurück, daß die meinige, indem sie der ihrigen folgte, auf einen Theil des besagten Busens zu liegen kam.

„Ich will nicht mit mir spielen lassen," sagte sie.

Das ist es eben, was mich zur Verzweiflung treibt, rief ich: ich möchte unsinnig werden, daß ich mich selbst in eine solche Gefahr wagte, da ich doch so viele Ursache hatte, mir von deiner Tugend die fürchterlichsten Begriffe zu machen!

Sie schwoll vor Wuth auf, ohne zu wissen, wie sie mit Anständigkeit ausbrechen könne.

Du siehst, allzu reizende Lysistrata, wie viel mir noch fehlt, um so sehr Satyr zu seyn, als ich aussehe. Aber, gestehe mir, würdest du nicht selbst so gut betrogen worden seyn, als meine Fremde?

Sie brach vor Zorn in Thränen aus.

Ich fühlte, daß ich schwach zu werden anfing und stand auf.

In diesem Augenblick trat der Sklave herein, um der Dame etwas ins Ohr zu raunen. — So leise ich höre, so vernahm ich doch nichts, als den Namen Diophant, — des Priesters, der nicht begreifen konnte, warum eine schöne Frau liebenswürdiger seyn sollte, als ihre Amme. Der Knabe eilte mit einem Befehl wieder fort, von dem ich nichts verstehen konnte. Ich hatte keinen andern Wink vonnöthen. Ich hoffe, Lysistrata, sagte ich, daß ich dich mit der Gewißheit verlassen darf, dir eine bessere Meinung von mir und der schönen Fremden beigebracht zu haben. Der ehrwürdige Diophant kommt so gelegen, die Gemüthsverfassung, worin ich dich verlasse, zu bearbeiten, daß es unbillig wäre, ihn

nur einen Augenblick aufzuhalten. Lebe wohl, schöne Unerbittliche! — Und damit ging ich fort, ohne eines Blicks oder einer Antwort gewürdiget zu werden.

Ich begreife nicht, sagte Xeniades, wie du so viel Gewalt über dich haben konntest, eine Rache zu nehmen, die dir wenigstens so beschwerlich seyn mußte, als der Dame selbst.

Du kannst nicht glauben, Xeniades, wie herzlich ich diese Gleißnerinnen hasse! — so sehr, als ich Unschuld und wahre Tugend ehre. Die Begierde, sie die ganze Verachtung, die sie verdiente, fühlen zu lassen, machte mich zu Allem fähig, ungeachtet ich dir gestehe, daß eine Art von Gutherzigkeit mir, da ich sie so schrecklich leiden sah, beinahe einen Streich gespielt hätte, den ich mir in meinem Leben nicht vergeben haben würde.

28.

Wer es nicht selbst oder doch etwas Aehnliches erfahren hat, begreift nicht, was für ein Unterschied ist, nach dem Hafen zu gehen, weil man da zu thun hat oder auch nichts zu thun hat, und nach dem Hafen gehen zu müssen, um sich für zehen Jahre auf eine Galeere schmieden zu lassen.

Ich selbst habe den Unterschied nie so lebhaft empfunden, als dieser Tage, da ich au, einem meiner irrenden Spaziergänge in das Gehölze gerieth, welches sich nicht weit von Neptuns Tempel längs dem Ufer hinzieht und, wie ihr wißt, den Nereiden geheiligt ist.

Indem ich nichts weniger dachte, als auf eine alte Bekanntschaft in dieser wilden Gegend zu stoßen, erblickte ich einen Mann von ungefähr fünf und dreißig Jahren, übel gekleidet, ungekämmt, hager, blaß, hohlaugig, kurz mit allen Attributen des Kummers und Elends, unter einen Baum hingeworfen. Er war im Begriff, mit einer Hand voll Wurzeln, die er eben ausgerauft hatte, und etlichen Stückchen in Wasser geweichtem Zwieback seine Abendmahlzeit zu halten. Ich glaubte den Mann zu kennen, und da ich näher kam, sah ich mit einigem Erstaunen, daß es Bacchides von Athen war, dem kurz zuvor, eh' ich diese Stadt zum letzten Mal verließ, ein Vermögen von wenigstens acht hundert attischen Talenten von einem alten Wucherer, dessen einziger Sohn zu seyn er das Unglück hatte, erblich zugefallen war.

Wie treff' ich hier den glücklichen Bacchides an? und so allein, bei einer so frugalen Mahlzeit? — sagte ich.

„Glücklich! — Ach, Götter! rief er seufzend, diese Zeit ist vorbei, Diogenes! — denn der bist du, wenn mich anders meine Augen nicht täuschen."

Ich wünsche, daß sie dich nie mehr getäuscht haben mögen, versetzte ich.

„Du kommst sehr gelegen: ich wollte dich aufsuchen; denn ich komme von Athen, mich in deine Schule zu begeben."

So hast du eine vergebliche Reise gemacht; denn ich halte keine Schule.

„Ich werde also dein erster Schüler seyn. Ich will von dir lernen, wie du es machst, um in diesem dürftigen Zustande, worin du schon so viele Jahre lebst, glücklich zu seyn?"

Und wozu wolltest du diese Wissenschaft nützen?

„Wozu? — ich dächte, mein bloßer Anblick sollte diese Frage beantworten.“

Ich sehe wohl, daß einige Veränderung in deinen Umständen vorgegangen seyn muß.

„Eine sehr große, bei allen Göttern, eine sehr große! Du kanntest mich noch, da ich Häuser, Landgüter, Bergwerke, Fabriken, Schiffe, kurz genug hatte, um mich von dem größten Theil meiner Mitbürger beneidet zu sehen —“

Ohne Zweifel hattest du auch Bildsäulen, Gemälde, persische Tapeten, goldene Trinkgefässe, schöne Sklaven, Tänzerinnen, Pantomimen —

„Die hatte ich, beim Jupiter! die hatte ich, und besser als Jemand zu Athen.“

Ich bedaur' es.

„Ich finde nichts dabei zu bedauern, als daß ich sie nicht mehr habe.“

Beides! Aber durch was für Unglücksfälle —

„Ich will dir die Wahrheit gestehen, Diogenes, — auch ist es mein einziger Trost, daß ich meine Reichthümer doch genossen habe! — Keine Unglücksfälle, — Pracht, Aufwand, Feste, Gastmähler, Buhlerinnen haben mein Vermögen aufgezehrt. Zehen glückliche Jahre — wie kann ich ohne Verzweiflung an das denken, was ich jetzt bin! — Zehn glückliche Jahre brachte ich ununterbrochen mit Komus und Bacchus und Amorn und der lachenden Venus und mit allen Göttern der Freude zu.“

Und diese freundlichen Götter halfen dir in zehn Jahren ein Vermögen von acht hundert Talenten verschlingen?

„Wenn es noch einmal so viel gewesen wäre, ich würde mit ihnen Mittel gefunden haben, es gegen Freunde und Wollüste zu vertauschen. Ich gesteh' es, ich war ein unbesonnener Mensch; ich dachte nicht an die Zukunft.“

Und jetzt, da du gezwungen bist, an sie zu denken, was sind deine Anschläge?

„Ich habe keine, Diogenes, ich weiß mir nicht zu helfen.“

Du wirst dir doch mit so vielem ausgeworfenen Gelde, so viel Festen und Gastmählern Freunde gemacht haben?

„Freunde, so viel du willst; aber, seitdem ich nichts dergleichen mehr zu geben habe, kennt mich keiner mehr.“

Das hättest du in der Akademie — oder, weil du vermuthlich kein Liebhaber von graubärtiger Gesellschaft warest, von zwanzig ehmaligen Glücklichen, welche sich bei dir eingefunden haben werden, lernen können, ohne es auf die eigne Erfahrung ankommen zu lassen. — Doch ich will die Vorwürfe, die du dir vermuthlich selbst machst, nicht durch die meinigen vermehren. Die Frage ist, was wir nun anfangen? Du würdest doch zufrieden seyn, wenn dir irgend eine wohlthätige Gottheit dein verlornes Vermögen wieder gäbe?

„Welch eine Frage! — Leider! kenne ich nur keine so freigebige Wesen. —“

Du irrest, Bacchides; der Fleiß ist dieser hülfreiche Gott! Arbeit und Mäßigkeit sind ergiebige und unerschöpfliche Goldgruben, in denen der ärmste Sohn der Erde graben darf, so viel er will.

„Aber ich mag nicht graben, mein guter Diogenes; und wenn ich wollte, so kann ich nicht; alle Arten von Arbeit wollen gelernt seyn, und ich — ich habe nichts gelernt."

Ich will zugeben, daß du keine Kunst verstehest, die dich nähren könnte; aber du hast Verstand, du kannst reden; — widme dich der Republik; bewirb dich um das Vertrauen der Athener —

„Du scherzest gar zu bitter, Diogenes! Wie wollte ich die Athener überreden können, ihre Sicherheit, ihre Wohlfahrt, ihre gemeinen Einkünfte einem Menschen anzuvertrauen, der sein eignes Erbgut nicht zu erhalten gewußt hat?"

Es dürfte schwer halten.

„Zudem muß man eine Menge Dinge wissen, um die ich mich nie bekümmert habe, wenn man den Staatsmann machen will."

In deinen Umständen wenigstens; ohne Vermögen ist freilich ordentlicher Weise kein andres Mittel, sich empor zu schwingen, als Verdienste. — Wir wollen diesen Vorschlag aufgeben. — Aber du kannst ja Kriegsdienste nehmen.

„Als Gemeiner? — Lieber wollt' ich mich auf eine Ruderbank vermiethen! Als Officier? — Dazu gehört Geld oder Unterstützung oder persönliches Verdienst."

Wohlan! wenn dir von dem Allen nichts gefällt, so sind noch andre Auswege übrig. — Sie sind nicht so ehrenhaft; aber, wo man so wenig Wahl hat — Zum Beispiel, reiche Damen, die zu den Jahren gekommen sind, wo man den Werken der goldnen Venus entweder entsagen oder seine Liebhaber erkaufen muß — Du schüttelst den Kopf?

„Ach! Diogenes! Auch diesen armseligen Ausweg hab' ich mir gesperrt. — Die Damen, von denen du sprichst, fordern viel; — du kannst dir doch einbilden, daß ein Mensch, der in zehn Jahren acht hundert Talente durchgebracht hat, zu keinem solchen Amte taugt. — "

O, die Vortheile des Reichthums! — Ich gestehe dir, ich bin am Ende meiner Anschläge.

„Du hast das Alles nicht nöthig, wenn du mich lehren willst, wie du es machst, um in eben so dürftigen Umständen, als die meinigen, so glücklich zu seyn, wie du es wenigstens zu seyn scheinest."

Ich bin es in der That; aber laß dir sagen, daß du irrest, wenn du mich in dürftigen Umständen glaubst. Hierin betrügt dich der Schein. Ich bin reich, mein guter Bacchides! — reicher, denk' ich, als der König von Persien — denn ich bedarf so wenig, daß ich das, was ich bedarf, allenthalben finde, und ich werde nicht gewahr, daß mir etwas mangle. Diese Begnügsamkeit erhält mich so gesund und stark, wie du mich siehst. Nicht selten reiß' ich, aus Mitleiden oder um mir Bewegung zu machen, dem schwitzenden Sklaven die Mühle aus der Hand und mahle für ihn.

„Sonderbarer Mann!" — rief Bacchides aus.

Du glaubst nicht, Bacchides, wie viel darauf ankommt, daß das Instrument, worauf unsre Seele spielen soll, wohl gestimmt sey. Gesund am Leibe, gesund am Gemüthe, gesund im Kopfe, — etliche Grane Narrheit ausgenommen, um die ich mich nicht desto schlimmer befinde, — ohne Sorgen, ohne Leidenschaften, ohne beschwerliche Verbindungen,

ohne Abhängigkeit, wie sollt' ich nicht glücklich seyn? Ist nicht die ganze Natur mein, insofern ich sie genieße? Welch eine Quelle von Genuß liegt nur allein im sympathetischen Gefühle! — Ich besorge, du kennest diese Quelle nicht, Bacchides! — Und zu Allem dem hab' ich einen Freund.

„Indessen lebst du doch von Bohnen und Wurzeln, bist in Sacktuch gekleidet und wohnest, wie man sagt, in einem Fasse —"

Wenn du mir Gesellschaft leisten willst, so werden wir in meinem Sommerhause wohnen; es liegt nicht weit von hier am Ufer und hat die prächtigste Aussicht von der Welt; denn für unser zwei ist meine Tonne zu enge. Es ist zwar in der That nur eine Art von Höhle, von der Natur selbst ausgegraben; aber ich habe alle nöthige Bequemlichkeiten darin, dürre Baumblätter zum Lager und einen breiten glatten Stein zum Tische.

„Ich nehme dein Anbieten an, in der Hoffnung, daß du großmüthig genug seyn werdest, einem Unglücklichen das Geheimniß nicht zu versagen, das du besitzen mußt, um dir einbilden zu können, daß du reich und glücklich seyst."

Ich konnte mich des Lachens nicht erwehren. — Du sprichst ja, als ob du dir einbildest, ich trage Amulete oder magische Zeichen bei mir, welche diese Kraft hätten. Um dir nicht zu schmeicheln, Bacchides, mein Geheimniß ist das einfältigste Ding von der Welt, aber es läßt sich nicht mittheilen. Meine Grundsätze lassen sich freilich lehren: aber, um ihre Wahrheit zu fühlen, wie ich sie fühle, und so glücklich durch sie zu seyn, wie ich, muß uns die Natur eine

gewisse Anlage gegeben haben, — die du vielleicht nicht hast. — Doch machen wir immer eine kleine Probe! Gefällt es dir bei mir; gut! — Wo nicht, so wird uns der Zufall etwan einen andern Ausweg zeigen.

29.

Hilf mir lachen, guter Xeniades; ich habe auf einmal meinen Gast und einen Schüler verloren.

Die erste Nacht, die er in meiner Grotte zubrachte, konnt' er keinen Schlaf finden; und doch hatte der Homerische Ulysses selbst, da er an die phäakische Küste geworfen wurde, kein besseres Nachtlager, als ich ihm zubereitete. Man merkte wohl, daß der Mensch auf weichen Polstern und Schwanenfedern zu liegen gewohnt war. Eine Nachtigall sang zum Entzücken nicht weit von unsrer Höhle. Höre, sagte ich, die freundliche Sängerin, welch ein schönes Schlaflied sie uns singt! — Er hörte nichts, oder er fühlte doch nichts bei dem, was er hörte.

Des folgenden Morgens nahmen wir ein leichtes Frühstück von Brombeeren, die wir im Gebüsche pflückten; ich gab ihm ein wenig Brod aus meiner Tasche dazu. Er fand mein Frühstück in der That sehr leicht und dachte mit Seufzen an die Mahlzeit seines glücklichen Zustandes und an die wenige Wahrscheinlichkeit, auf den Abend eine bessere zu finden, als sein Frühstück war.

Ich fing an, mit ihm zu philosophiren; ich bewies ihm, daß ein Mensch in seinen jetzigen Umständen der glücklichste von der Welt seyn könne, sobald er wolle. Er schien mir

aufmerksam zuzuhören, er fand meine Gründe unwidersprechlich, aber sie überzeugten ihn nicht. Unter diesen Reden kamen wir an einen Ort, wo ihm Gegenstände in die Augen fielen, die ihn ganz anders interessirten, als meine Philosophie.

Unweit meiner Höhle hat ein alter Fischer seine Hütte. Er hat drei junge Töchter, welche meinem Athener (einem feinen Kenner schöner Formen) in ihrem schlechten Anzuge merkwürdig genug vorkamen, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Die Mädchen saßen vor der Hütte unter einem Baum und strickten Netze. Bacchides fand, daß die eine so schöne Arme, wie Juno, die andre einen Wuchs, wie eine Nymphe, und die dritte ein Paar viel versprechende Augen hatte. Ich hatte noch nie darauf Acht gegeben.

Du lächelst, Xeniades! Hab' ich dir jemals eine Schwachheit, die ich hatte, verborgen? — Der alte Fischer hat auch eine Frau, die Mutter dieser Mädchen, welche sich, im Nothfall, nicht übel schicken würde, eine Demeter vorzustellen; aber damals war sie nicht zugegen.

Auf den Abend nöthigte mich Bacchides, ihn in die Stadt zu führen. Er schien mit der Scharfsichtigkeit eines Habichts auf Beobachtungen auszugehen; aber er sagte mir nichts von denen, die er machte. Eh' ich mir's versah, verlor ich ihn von meiner Seite. Eine Weile darauf sah ich ihn mit einem Sklaven reden. Er flog zu mir, wie er mich wieder gewahr wurde. Ich habe einen Fund gemacht, rief er mir mit einem Ausdruck von Freude und Hoffnung zu, der wieder Leben und Farbe in sein Gesicht brachte. — Und

was ist das für ein Fund? fragte ich. — Ein junger Mensch, sagte er, der das Vergnügen liebt, oder, was eben so viel sagt, der ein junger Mensch ist, will sich diesen Abend mit seinen Freunden in geheim ergötzen; und sein Vater, ein reicher Filz, soll nichts davon wissen. Er hat einen vertrauten Sklaven ausgeschickt, ihm einen bequemen Ort ausfindig zu machen; aber alle, die in den Vorschlag kamen, hatten ihre Schwierigkeiten.

Ich sagte dem Sklaven, ich wisse eine vortreffliche Gelegenheit; und nun geht er, es seinem Herrn zu melden, welcher mich ohne Zweifel zu sich bitten lassen wird.

Du bist erst vier und zwanzig Stunden hier, rief ich, und kennest die Gelegenheiten schon! Darf ich fragen —?

Warum nicht? fiel er mir ins Wort: ich hoffe, du wirst nicht so albern seyn, eine Gelegenheit, satt zu werden und dich zu belustigen, fliehen zu wollen. Die Hütte unsers Fischers ist groß genug zu unserm Vorhaben. Der alte Mann ist weggegangen, seine Fische, ich weiß nicht wo, zu verkaufen. Das Mädchen mit den versprechenden Augen sagte mir ins Ohr, er würde erst übermorgen wieder kommen.

Und wo sprachst du sie? fragte ich.

„Ich fand einen Augenblick dazu, da du auf deiner Streu ein wenig Mittagsruhe hieltest. Die Mädchen sind so lebhaft, wie das Element, an dem sie geboren wurden, wahre Nymphen! von der gefälligsten Art, denk' ich; und die Mutter scheint der Freude auch noch nicht entsagt zu haben.“

Du bist ein guter Beobachter, Bacchides, sagte ich; und nun haben wir auf einmal dein Talent gefunden. Gelegenheit

machen ist an einem Orte, wie Korinth, kein unergiebiges Handwerk und wirklich das einzige, das einem Manne von deiner Art übrig bleibt. Ich sehe, daß du meiner nun weiter nicht bedarfst; ich werde dich den Weg, den du gehen willst, allein machen lassen. — Gehabe dich wohl, Bacchides! — Aber kaum kann ich dir verzeihen, daß du mich durch deine neu angesponnene Intrigue um mein Sommerhaus bringst. Es hatte eine so schöne Lage! — Nun werd' ich es nicht mehr sehen; denn nicht Alles, was dem Bacchides anständig seyn mag, geziemt dem Diogenes.

30.

Ja, Philomedon, ich behaupte es: der elendeste Wasserträger in Korinth ist ein schätzbarerer Mann, als du! — Du wirst mir meine Freiheit vergeben, — oder, wenn du böse darüber würdest, so wirst du mir doch erlauben, daß ich — nichts darnach frage.

„Das wollen wir sehen," sagte Philomedon mit trotziger Miene.

Ich habe so wenig zu verlieren, junger Mann, daß es nicht der Mühe werth wäre, mich vor Jemand zu fürchten. — Fi, wer wollte böse darüber werden, wenn man ihm die Wahrheit sagt! —

„Unverschämter Geselle!" —

Du scherzest, Philomedon: die Wahrheit von dem, was ich sagte, fällt so stark in die Augen, daß dich alle deine Eigenliebe nicht blind genug machen kann, sie nicht zu sehen. Der Wasserträger, so ein armer schlechter Kerl er ist, nützt

doch dem gemeinen Wesen; aber wozu nützest du? — Komm, keinen kindischen Trotz! Wir wollen freundschaftlich von der Sache sprechen. — Du verzehrest alle Jahre zwanzig Talente, das beträgt beinahe fünf hundert Drachmen auf jeden Tag.

„Und es verdrießt dich, daß du es nicht auch so machen kannst, Diogenes, nicht wahr? Du könntest wenigstens mein Tischgenosse seyn, wenn du wolltest; aber dazu bist du zu stolz.“

Nicht eben zu stolz, Philomedon, aber zu bequem. Seitdem ich die Beschwerlichkeiten der Sklaverei gekostet habe, wollt' ich das Glück, mein eigner Herr zu seyn, nicht gegen alle Schätze Asiens vertauschen.

„Gerade so denk' ich auch, Diogenes. Ich bin reich; ich genieße meines Reichthums, und Andre genießen ihn mit mir. Er verschafft mir Ansehen, oft auch Einfluß. Ich habe nicht nöthig, erst zu erwerben, was mir das Glück freiwillig zugeworfen hat. Warum sollt' ich nicht eben so gut mein eigener Herr seyn dürfen, als du?“

Der Schluß von mir auf dich geht nicht an; der Unterschied ist zu groß zwischen uns. Du ziehest jährlich zwanzig attische Talente aus dem Staate; ich nichts.

„Ich ziehe meine Einkünfte nicht vom Staate; sie sind mein Eigenthum.“

Beides geht mit einander. Sie sind dein Eigenthum, es ist wahr; aber nur kraft des Vertrags, welcher zwischen den Stiftern der Republik getroffen wurde, da sie die erste Gütertheilung vornahmen. Deine Vorfahren bekamen ihren Antheil unter der Bedingung, daß sie so viel, als in ihren Kräften wäre, zum Besten des Staats beitragen sollten.

Dieser Vertrag dauert noch immer fort. Wer Vortheile aus dem Staate zieht, ist ihm auch Dienste schuldig.

„Ziehest du etwa keine Vortheile aus dem Staate?"

Welche zum Exempel?

„Du lebst doch, und man lebt nicht von Luft. Du gehst frei und sicher unter dem Schutze der Gesetze herum. — Rechnest du das für nichts?

Es ist etwas, Philomedon, aber es ist doch nicht mehr, als mir die Korinthier schlechterdings schuldig sind. Das Wenigste, was ich nach dem Gesetze der Natur an sie zu fordern habe, ist, daß sie mich ungekränkt leben lassen, wenigstens solange ich ihnen nichts Böses zufüge.

„Warum sollten sie das mir nicht eben so schuldig seyn, als dir, ohne daß ich ihnen mehr Dienste zu thun brauche, als du?"

Sie sind es auch; aber du würdest übel zufrieden seyn, wenn sie dich damit abfertigen wollten. Du forderst noch gar viel mehr von ihnen. Andre müssen deine Felder bauen, Andre deine Heerden hüten, Andre in deinen Fabriken arbeiten, Andre die Kleider weben, die du anziehst, oder die Teppiche, womit du deine Zimmer belegst, Andre deine Speisen bereiten, Andre den Wein pflanzen, den du trinkst; kurz, Alles, was du nöthig hast, — und wie viel Bedürfnisse hast du nicht! — das müssen dir Andre verschaffen: du allein legst dich hin und thust nichts, nichts auf der Welt als essen, trinken, tanzen, küssen, schlafen und dir aufwarten lassen; und dieß Alles kraft deiner zwanzig attischen Talente, an die du kein andres Recht hast, als was dir der gesellschaftliche

Vertrag und die daher fließenden bürgerlichen Gesetze geben; ein Recht, welches, wie ich sagte, gewisse Pflichten von deiner Seite voraussetzt, deren Beschaffenheit du vermuthlich in deinem ganzen Leben nie so ernsthaft in Ueberlegung genommen hast, als den Küchenzettel, über den du dich alle Morgen mit deinem Hausmeister berathschlägst.

„Mich däucht, Diogenes, du vergissest, daß Alles, was mir Andre thun, entweder durch Sklaven geschieht, die ich dafür ernähre, oder durch Freiwillige, die ich dafür bezahle?"

Das wickelt dich noch lange nicht heraus, mein guter Philomedon. — Wer gibt dir ein Recht, Menschen, welche von Natur deines gleichen sind, als dein Eigenthum anzusehen? — „Die Gesetze," wirst du sagen; — aber gewiß nicht das Gesetz der Natur, sondern Gesetze, welche ihre Verbindlichkeit eben demjenigen ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrage zu danken haben, auf den sich die ganze bürgerliche Verfassung stützet. Denn was anders als diese nöthigt deine Sklaven zu einem Gehorsam, den sie dir bald aufkündigen würden, wenn sie nicht durch eine so furchtbare Macht im Zaum gehalten würden? — Und kannst du dir einbilden, daß unter allen den Freigebornen, welche dir um Belohnung arbeiten, nur ein einziger sey, der dessen nicht lieber überhoben wäre, wenn ihn nicht dringende Bedürfnisse oder die Begierde, sich zu bereichern, zu deinem freiwilligen Sklaven machten? Meinst du nicht, die meisten, anstatt durch die beschwerliche Arbeit etlicher Tage dir kaum den zehntausendsten Theil deiner Einkünfte abzuverdienen, würden weit lieber an deinem Platze, zwischen der lächelnden

Venus und dem Bacchus, dem Geber der Freude, auf einem wollüstigen Ruhebette liegen und für die zwanzig Talente, welche sie jährlich ohne die geringste Mühe einzunehmen hätten, — (denn auch diese überträgst du deinem Verwalter) — zehntausend andre Menschen für sich arbeiten lassen? — Ja, es ist kein Zweifel, daß die meisten, wenn sie dürften, die ganz einfältige Ueberlegung machen würden, sie könnten sich diese Mühe ersparen, wenn ihrer etliche zusammen träten und sich deines Vermögens mit Gewalt bemächtigten. Was anders sichert dich gegen diese Gefahr, als die bürgerliche Polizei und der Schutz der Gesetze, von deren Handhabung die ganze Gültigkeit des Vertrags, ich arbeite dir, damit du mich bezahlest, abhängt?

Und gesetzt auch, du hättest keine Gewalt zu besorgen, so würden eben diese Leute, von denen du, gegen einen kleinen Theil deines Geldes, Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und Wollüste eintauschest, die ihre Waaren oder ihre Arbeit in einem so übermäßigen Preise verkaufen, daß deine zwanzig Talente kaum für die Bedürfnisse einer Woche zureichten, — wenn es nicht abermal eine Wirkung der Polizei wäre, daß die Preise der Arbeiten und Waaren nicht von der Willkür der Arbeiter und Verkäufer abhangen.

Gestehe also, Philomedon, daß du von der bürgerlichen Gesellschaft, wovon du ein Mitglied bist, so große und wesentliche Vortheile ziehst, daß dir ohne sie alles Gold des Königs Midas wenig helfen würde. Ist aber dieses richtig, so brauchen wir weiter keinen Beweis, daß der erste beste Lastträger zu Korinth mehr Verdienste hat, als du. Denn

für den dürftigen Unterhalt, den ihm die Gesellschaft reicht, arbeitet er zu ihrem Dienste. Du hingegen, dem sie zwanzig Talente jährlich zu verzehren gibt, thust nichts für sie; oder wenigstens ist dein ganzes Verdienst um den Staat das Verdienst einer Hummel, welche den besten Theil des Honigs, den die arbeitenden Bienen mühsam zusammen tragen, verzehrt, ohne etwas Anderes dafür zu thun, als dem Staate junge Einwohner zu verschaffen; und erlaube mir zu sagen, daß du auch dieses nicht thun würdest, wenn der Reiz des Vergnügens nicht mächtiger auf dich wirkte, als das Gefühl deiner Pflichten gegen die Gesellschaft.

Laß uns noch einen Fall setzen, Philomedon, der so möglich ist, daß wir in der That keine Stunde völlig sicher sind, ihn nicht vorkommen zu sehen. — Zehn tausend Menschen haben unstreitig neunzehn tausend und acht hundert Arme mehr als hundert Menschen. Nun ist nichts gewisser, als daß gegen jedes Hundert deines gleichen in ganz Achaja wenigstens zehn tausend sind, welche bei einer Staatsveränderung mehr zu gewinnen als zu verlieren hätten. Gesetzt also, diese zehn tausend ließen sich einmal einfallen, die Anzahl ihrer Arme auszurechnen, und das Facit ihrer Rechnung wäre, daß sie sich ihrer Uebermacht bedienten, euch Reiche aus euren Gütern hinaus zu werfen und eine neue Theilung vorzunehmen? Sobald der Staat ein Ende hat, fängt der Stand der Natur wieder an, Alles fällt in die ursprüngliche Gleichheit zurück, und — kurz, du würdest keinen größern Antheil bekommen, als der ehrliche Handwerksmann, der deine Füße bekleidet. Dieser einzige kleine Umstand

würde dich in die Nothwendigkeit setzen, entweder zu arbeiten oder — von so Wenigem zu leben, als Diogenes; und vermuthlich würde dir das Eine so fremd vorkommen, als das Andere.

Es ist wahr, ich habe einen Fall gesetzt, der, so möglich er ist, dennoch aus vielen Ursachen nicht sehr zu besorgen scheint. Aber gibt es nicht noch viele andere Zufälle, die dich um dein Vermögen bringen können? Sehen wir nicht alle Tage Beispiele von dergleichen Veränderungen? Und wie wolltest du dir in einem solchen Falle helfen?

Es ist also klar, daß deine Unnützlichkeit ein eben so großes Uebel für dich selbst, als sie eine Ungerechtigkeit gegen den Staat ist, dem du für die Vortheile, die er dir gewährt, verhältnißmäßige Dienste schuldig bleibst, ohne dich zu bekümmern, wie du deine Schuld bezahlen wolltest; — kurz, wir mögen die Sache wenden, auf welche Seite wir wollen, so fällt die Vergleichung zwischen dir und dem Wasserträger immer zu Gunsten des letztern aus.

31.

„Bei Allem dem, Diogenes, würdest du schwerlich lieber Wasserträger als Philomedon seyn wollen?"

Wenn ich dir die Wahrheit sagen soll, so möcht' ich weder das Eine noch das Andre seyn.

„Aber, weil du doch so viel von der Gleichheit hältst, warum forderst du von mir so viel und von dir selbst gar nichts? — Ich sehe nicht, womit du dem Staate dientest: du treibst weder Kunst, noch Gewerbe, noch Wissenschaft, du

bauest und pflanzest nicht, du verwaltest kein Amt, du thust nichts, nicht einmal das, was du mir noch endlich zugestanden hast; du bist nicht einmal eine Hummel im gemeinen Wesen. Womit willst du deine Unnützlichkeit rechtfertigen?"

Man ist Niemandem mehr schuldig, als man von ihm fordert. Ich fordre von den Korinthiern und von allen Griechen und Barbaren zusammen genommen nichts mehr, als, wie ich dir schon sagte, daß sie mich leben lassen. Ich bin ihnen also auch nichts weiter schuldig. Ich besitze keine Güter, ich habe keine Einkünfte, ich bedarf keines Schutzes; ich sehe also nicht, was Korinth oder irgend eine andere Particular-Gesellschaft in der Welt an mich zu fordern haben sollte.

„Wenigstens hat Sinope, deine Vaterstadt, ein vorzügliches Recht an deine Dienste. —"

Gerade so viel als Babylon und Karthago. — Da die Natur einmal wollte, daß ich geboren werden sollte, so mußt' ich irgendwo geboren werden; der Ort selbst war dabei gleichgültig. Die Herren von Sinope wären sehr unhöflich gewesen, wenn sie meiner Mutter, die eine ehrliche hübsche Frau war, die Freiheit hätten versagen wollen, sich meiner in ihren Mauern zu entladen.

„Aber du wurdest doch zu Sinope erzogen. — Ist die Erziehung kein Vortheil? —"

Wenn sie gut ist; ich kann mich der meinigen nicht sonderlich rühmen. Meine eigentliche Erziehung empfing ich zu Athen vom Antisthenes, ohne daß ich den Athenern desto mehr Dank dafür schuldig bin; denn er hatte nicht mehr von ihnen, als ich von den Korinthiern. Das Uebrige und,

die Wahrheit zu sagen, das Beste hab' ich meiner Erfahrung und mir selbst zu danken.

„Aber waren nicht deine Voraltern Sinopier? Warum sollte das Vaterland kein Vorrecht an seine Bürger haben?"

An seine Bürger? Unstreitig! — Aber die Geburt macht mich zu keinem Bürger eines besondern Staats, wenn ich es nicht seyn will. Frei, unabhängig, gleich an Rechten und Pflichten, setzt die Natur ihre Kinder auf die Welt, ohne irgend eine andre Verbindung als das natürliche Band mit denen, durch die sie uns das Leben gab, und das sympathetische, wodurch sie Menschen zu Menschen zieht. Die bürgerlichen Verhältnisse meiner Aeltern können mich meines Naturrechts nicht berauben. Niemand ist befugt, mich zu zwingen, daß ich mich desselben begeben soll, so lange ich keine Ansprüche an die Vortheile einer besondern Gesellschaft mache. Kurz, es hängt von meiner Wahl ab, ob ich als Bürger irgend eines einzelnen Staates oder als ein Weltbürger leben will.

„Und was nennest du einen Weltbürger?"

Einen Menschen, wie ich bin, — der, ohne mit irgend einer besondern Gesellschaft in Verbindung zu stehen, den Erdboden für sein Vaterland und alle Geschöpfe seiner Gattung — gleichgültig gegen den zufälligen Unterschied, welchen Lage, Luft, Lebensart, Sprache, Sitten, Polizei und Privatinteresse unter ihnen machen — als seine Mitbürger oder vielmehr als seine Brüder ansieht, die ein angebornes Recht an seine Hülfe haben, wenn sie leiden, an sein Mitleiden, wenn er ihnen nicht helfen kann, an seine Zurechtweisung,

wenn er sie irren sieht, an seine Mitfreunde, wenn sie sich ihres Daseyns freuen.

Vorurtheile, ausschließende Neigungen, gewinnsüchtige Absichten, alle in ihren eigenen Wirbel hineinziehende Leidenschaften sind die gewöhnlichen Triebwerke unserer Handlungen, so lange wir uns bloß als Glieder irgend einer besondern Gesellschaft ansehen und unsre Glückseligkeit von der Meinung, welche sie von uns hat, abhängig machen. Sogar, was man in diesen besondern Gesellschaften Tugend nennt, ist vor dem Richterstuhl der Natur oft nur ein schimmerndes Laster; und derjenige, dem Athen oder Sparta Ehrensäulen setzt, wird vielleicht in den Jahrbüchern von Argos oder Megära als ein ungerechter und gewaltthätiger Mann dem Abscheu der Nachwelt übergeben.

Der Weltbürger allein ist einer reinen, unparteiischen, durch keine unechte Zusätze verfälschten Zuneigung zu allen Menschen fähig. Ungeschwächt durch Privatneigung schlägt sein warmes Herz desto stärker bei jeder Aufforderung zu einer Handlung der Menschlichkeit und Güte. Seine Zuneigung, seine Empfindlichkeit breitet sich über die ganze Natur aus. Mit einer Art von zärtlichem Gefühl sieht er die Quelle an, die seinen Durst löschet, und den Baum, in dessen Schatten er liegt; und der Erste, der sich zu ihm hinsetzt, käm' er von den Garamanten her, ist sein Landsmann — und, wofern sein Herz ihn liebenswürdig macht, sein Freund.

Diese Art zu denken und zu empfinden hält ihn reichlich wegen der Vortheile schadlos, die er dadurch entbehrt, daß

er sich nicht in die Leidenschaften und Absichten einer besondern Gesellschaft einflechten läßt.

Da er sich angewöhnt hat, außer dem Nothwendigen, was die Natur bedarf, alles Uebrige, was Gemächlichkeit und Ueppigkeit den Günstlingen des Glückes zu unentbehrlichen Nothwendigkeiten gemacht hat, entbehrlich zu finden, so hat er keine Mühe, allenthalben zu leben, ohne Jemandem beschwerlich zu seyn. Im Nothfall verschafft ihm die Arbeit eines Tages den Unterhalt einer ganzen Woche; und die Korinthier oder Athener werden nie so unfreundlich seyn, einem harmlosen Menschen, der Niemandem im Wege steht, eine Hütte oder wenigstens einen hohlen Baum zur Wohnung zu versagen.

Uebrigens ist ein Weltbürger, wie ich ihn schildere, kein so unnützlicher Mann, als man sich gemeiniglich einbildet. Es ist eure eigne Schuld, wenn ihr keinen Gebrauch von ihm macht. Er hat keine Vortheile davon, euch zu schmeicheln, euch auf Abwege zu verleiten, euch in euren Thorheiten zu bestärken; er gewinnt nichts durch euren Fall: wer sollte sich also besser dazu schicken, euch die Wahrheit zu sagen, deren ihr am meisten vonnöthen habt? Und das wäre doch oft (wenn ihr klug genug wäret, guten Rath anzunehmen) der wichtigste Dienst, den man euch leisten könnte.

Zum Beispiel, damit du deine Stunde nicht ganz bei mir verloren habest, hätte ich gute Lust, Philomedon, dir eine kleine Lehre mit nach Hause zu geben, welche — wenigstes zehn Talente werth ist; und von mir könntest du sie umsonst haben.

„Laß hören, Diogenes!“

Du bist höchstens fünf und dreißig Jahre auf der Welt, Philomedon. Du bist also noch nicht zu alt, um ein rechtschaffener Mann zu werden. Danke die schlechten Gesellen ab, die Alles bewundern, was du sagst, und Alles gut heißen, was du thust, um sich alle Wochen zwei oder drei Mal satt bei dir zu essen. Wende nur den sechsten Theil des Tages dazu an, dir die Kenntnisse zu erwerben, wodurch du dich dem gemeinen Wesen nützlich machen könntest. Da du einer der reichsten Bürger bist, so ist dir mehr als tausend Andern daran gelegen, daß es dem Staat wohl gehe, aus dem du so große Vortheile ziehst. — Oder traucst du deinem Kopfe nicht so viel zu, so bedenke, daß die Natur, welche ihre übrigen Gaben, Schönheit, Stärke, Witz, Genie, austheilt, wie und wem sie will, — die Güte des Herzens in unsre eigene Gewalt gegeben hat. Ein wohlthätiger Gebrauch deines Reichthums — und Gelegenheiten dazu wirst du nur zu häufig finden — würde dir die Herzen deiner Mitbürger gewinnen und deine Erhaltung zum Gegenstand der allgemeinen Wünsche machen. Wer wollte sich noch lange besinnen, ob er einen so großen Vortheil um eine arme Hand voll Goldes erkaufen wollte?

„Ob Philomedon diese guten Lehren des wohlmeinenden Cynikers zu Herzen genommen?" — Wir lesen nichts davon; es ist möglich, aber nicht zu vermuthen.

32.

Ein weiser Mann, liebe Leute, ist nichts weniger als ein Hasser der Freude. — Schickt die finstern, hohlaugigen,

milzsüchtigen Gesellen, welche das Gegentheil sagen, dem Demokritus oder den Söhnen des Hippokrates zu! — Sie haben keine Widerlegung, Niesewurz und blutreinigende Tränke haben sie vonnöthen!

Warum sollten wir die Freude hassen? Was haben uns die Götter Besseres gegeben? Und warum haben sie uns überall dieses vorüber rauschende Daseyn gegeben? — Wenn ihre Meinung nicht war, daß wir uns dessen mit einander erfreuen sollten, so hätten sie uns (aufrichtig zu reden) ein sehr gleichgültiges Geschenk gemacht.

Weisheit! Tugend! — ehrwürdige Namen, die so wenig Bedeutung auf den Lippen der Meisten haben! — was seyd ihr anders, als du, der sicherste Weg zur Freude? und du, die beste Art ihrer zu genießen?

Was fordert die strengste Pflicht von der Obrigkeit eines Staats? — als daß sie für das Wohl ihres Volks arbeite? Und wenn sie glücklich genug ist, ihm Sicherheit und Friede verschaffen zu können; wenn sie den Fleiß und die Künste aufmuntert, die Gewerbe befördert, die Wissenschaften ehrt, die Verdienste belohnt; wenn sie durch weise Anstalten für die Bildung derjenigen sorgt, in denen der aussterbende Staat wieder aufleben soll; wenn sie für die Gesundheit des Volkes Sorge trägt; wenn sie in Zeiten des Ueberflusses dem künftigen Mangel zuvorkommt; wenn sie rechtschaffene Leute zu Handhabern der Gesetze und zu Beamten bestellt; wenn sie Vernunft, Sitten, Geschmack und Geselligkeit allgemein zu machen bemüht ist; — kurz, wenn sie nichts unterläßt, was ein wahrer Vater des Vaterlandes thun kann und

thun soll; — und wenn sie Weisheit, Macht, guten Willen und Glück genug hätte, Alles dieses in dem höchsten Grade von Vollkommenheit, der sich denken läßt, auszuführen, — das ist, wenn es ihr möglich wäre, alles Uebel von ihren Kindern zu entfernen und ihnen den Genuß alles Guten zu verschaffen, welches die Götter überhaupt den Sterblichen zugemessen haben: was hätte diese Obrigkeit anders gethan, als etliche hundert tausend oder Millionen Menschen in einen Zustand gesetzt, worin sie des Lebens froh werden könnten?

Jede öffentliche oder Privattugend hat zum Gegenstand, etwas Gutes zu befördern oder etwas Böses zu verhindern oder zu vergüten; — und analysirt ihr dieses Böse und Gute, so löset sich immer jenes in Schmerz und dieses in Vergnügen auf.

Warum schwitzt der emsige Hausvater, mit schwerer Mühe, ganze Wochen durch über seine Arbeit? — Um sich an einem festlichen Tage mit seinen Hausgenossen der Freude zu überlassen.

Der müde Tagelöhner versingt aus voller Brust das Gefühl seines mühseligen Lebens. Mit einer Wollust, die den Lieblingen des Plutus unbekannt ist, öffnet er, unter einen schattigen Baum hingeworfen, seinen sonnegeschwärzten Busen dem kühlenden Zephyr; und, wenn ihr unverhofft das braune Grasmädchen beschleicht, vergessen beide — unter unschuldigern Scherzen vielleicht, als die eurigen sind, ihr Meister der feinsten Lebensart! — daß es Leute in der Welt gibt, welche glücklicher scheinen, als sie sich in diesen Augenblicken fühlen.

Der Nepenthe, mit dem wir ein süßes Vergessen alles gegenwärtigen Kummers, alles vergangenen Leides, aller Sorgen der Zukunft einschlürfen, ist die Freude.

Wie unglücklich würden wir neun und neunzig von hundert Theilen des menschlichen Geschlechts seyn, wenn die mitleidige Natur nicht von Zeit zu Zeit etliche Tropfen aus diesem ihrem Zauberbrecher auf die Beschwerden ihres Lebens fallen ließe!

Wir Griechen sind so sehr davon überzeugt, daß Freude das höchste Gut der Sterblichen ist, daß wir uns, so oft einer dem andern begegnet, nichts Bessers zu wünschen wissen, als Freude.

Was ist also der Mann, der nicht leiden will, daß wir dieser wohlthätigen Göttin opfern? — Er ist krank, wie ich sagte, oder — er ist noch was Aergers — ein Schurke.

Wenn ich einem Fürsten zu rathen hätte, so würd' ich ihm nichts eifriger empfehlen, als — sein Volk in gute Laune zu setzen. Kurzsichtige Leute sehen nicht, wie viel auf diesen einzigen Umstand ankommt.

Ein fröhliches Volk thut Alles, was es zu thun hat, muntrer und mit besserm Willen, als — ein dummes oder schwermüthiges; und (unter uns gesagt, ihr Hirten der Völker!) es leidet zwanzigmal mehr, als ein andres; Eure Majestäten dürfen es kühnlich auf die Probe ankommen lassen.

Wenn die Athener bei guter Laune sind, so vergessen sie über einer Komödie, einer neuen Tänzerin, einem neuen fröhlichen Liedchen den Verdruß über eine verlorne Schlacht oder die schlimme Verwaltung ihrer öffentlichen Einkünfte.

Alcibiades machte mit ihnen, was er wollte, weil er das Geheimniß besaß, ihnen alle Augenblicke wieder einen Spaß zu machen, über dem sie das Böse vergaßen, das er ihnen zufügte. Drückt uns immerhin ein wenig; — wir würden es an eurem Platze eben so machen — aber empört unsre Geduld nicht, indem ihr uns verbietet, einen Theil unsrer Plagen wegzuscherzen. Das hieße, ohne den mindesten Vortheil auf eurer Seite, unsere Last verdoppeln, — und das wäre, um ihm den gelindesten Namen zu geben, sehr unfreundlich.

Ein fröhliches Volk, ein Volk, das für Witz und lachenden Scherz empfindlich ist, läßt sich viel leichter regieren, als ein schwerfälliges, und ist unendliche Mal weniger zu Unruhen, Widersetzllchkeit und Staatsveränderungen geneigt. Religionsschwärmerei und politische Schwärmerei, diese Ungeheuer, welche die schrecklichsten Katastrophen zu verursachen fähig sind, finden bei einem fröhlichen Volke keinen Zugang offen oder verlieren bei ihm alle ihre Macht zu schaden. Steigt in irgend einem trüben Kopfe eine menschenfeindliche Grille auf, so scherzt und spottet man sie weg, und sie wird vergessen. Eben diese Grille wird unter einem milzsüchtigen Volke, bei einem mäßigen Zusammenflusse befördernder Umstände, die Gemüther in allgemeine Gährung gesetzt, Unruhen und Spaltungen erweckt, die Verfassung des Staats in Gefahr gesetzt, und wenigstens ein halb Duzend der besten Köpfe gekostet haben!

„Es ist ein schlimmes Zeichen, sagte der alte Demokritus, wenn die Tugend unter einem Volke ein gravitätisches und

aufgedunsenes Ansehen gewinnt. Irgend ein feindseliger Dämon schwebt mit unglückbeladenen Flügeln über ihn. Ich bin kein Tiresias, setzte er hinzu; aber ich weissage einem solchen Volke mit der zuversichtlichsten Ueberzeugung, daß mich die Zukunft keiner Lügen strafen wird: Dumm und barbarisch wirst du werden, armes Volk! Trebern und Distelköpfe wirst du fressen und Dinge leiden müssen, vor denen Natur und Vernunft sich entsetzen; — und wenn du siehest, daß die Betrüger, von deren gleißnerischer Miene du dich hast hintergehen lassen, ihre Tage in Müßiggang und Wollüsten verzehren, das Mark deines Landes aussaugen und deine Weiber und Töchter beschlafen, — wirst du die Augen zumachen und schweigen — oder mit offnen Augen zusehen und doch schweigen und dich bereden lassen müssen, du habest nichts gesehen "

Glaubt mir, gute Leute! — Doch was bekümmert mich das? — Glaubt es eurer Empfindung — wenn ihr euch diese abschwatzen laßt, so kann ich nichts dazu) — „Die Tugend, sie, die selbst die Mutter der besten Freuden ist, verträgt sich mit jeder schuldlosen Freude."

„Und welche Freuden sind schuldlos?"

Fragst du mich das, Diophant? — Hast du keine Sinne, keinen Witz, kein Herz, kein sympathetisches Gefühl? Bist du keiner uneigennützigen Neigung fähig? Kannst du nichts außer dir lieben? — So will ich dir wenigstens sagen, welche Freuden nicht unschuldig sind. — Warum erröthest du? Fürchtest du, ich werde dich an das Ruhebett der tugendhaften Lysistrata erinnern? Besorge nichts! Möchten

diese unter deinen geheimen Freuden die verdammlichsten seyn! — Die Schadenfreude, Diophant, die Freude, einen Unglücklichen, den du verfolgst, dich zu deinen Füßen krümmen zu sehen; die Freude, ein aufkeimendes Verdienst, das dich eifersüchtig macht, erstickt, eine Tugend, die dich verdunkelt, angeschwärzt zu haben; die Freude, durch niedrige Kunstgriffe dich des Ohrs eines Großen bemächtiget oder die Erbschaft einer alten Thörin vor dem hungrigen Munde dürftiger Verwandten listig weggeschnappt zu haben; die Freude, Böses zu thun, damit, wie du uns bereden willst, Gutes daraus erfolge: ich schwöre dir's bei allen Göttern und Göttinnen, Diophant, diese Freuden, wenn es gleich die deinigen wären, sind viel weniger unschuldig, als es die Freude der jungen Bacchanten war, welche diesen Morgen vom aufgehenden Tage bei Tanz und Saitenspiel und vollen Bechern und ermüdeten Mädchen überrascht wurden!

33.

Du begreifst nicht, Eurybates, was ich mit dieser Schutzrede für die Freude wolle, die dir in dem Munde des Diogenes unerwartet ist? Ich würde, däucht dir, am wenigsten dabei zu verlieren haben, wenn die ernsthaften Leute, die sich's zum Verdienst anrechnen, in ihrem Leben nie gelacht zu haben, die Oberhand in der Welt gewinnen sollten.

Du irrest dich vielleicht, Eurybates; — denn sie würden mir meine gute Laune nehmen wollen; und wenn sie das könnten, so möchten sie mir eben so gut auch das Leben nehmen; ich würde keine Bohne mehr darum geben.

Aber, in der That, ich dachte dabei weniger an mich selbst, als an eure Kinder und Kindeskinder. — Ich hatte bei mir selbst nachgedacht, was daraus folgen würde, wenn eine gewisse Partei von Graubärten in eurem Rathe durchdränge, welche Tag und Nacht über Verderbniß der Sitten klagt und, wie ich höre, neulich den Vorschlag gethan hat, daß man alle die Personen beiderlei Geschlechts aus Korinth wegschaffen solle, deren Profession ist, Andern Vergnügen zu machen. Alle Tempel und Capellen, wo den Göttern der Freude geopfert wird, sollen geschlossen, alle Schauspieler, Mimen, Tänzerinnen, Flötenspielerinnen auf einen Tag aus der Stadt verwiesen werden, — wenn es nach dem strengen Sinne dieser Herren ginge, welche sich ihrer eigenen Jugend nicht gerne mehr erinnern und einen vielleicht unbilligen Haß auf Vergnügungen geworfen haben, zu denen sie das Alter oder ihre ehemalige Unmäßigkeit unvermögend gemacht hat.

Ich gestehe dir, Eurybates, ich würde diese fröhliche Bande aus meiner Republik auch verbannen, oder vielmehr, ich werde sie nie hinein lassen, sobald ich Gelegenheit finde, eine Republik nach meiner Phantasie zu errichten. — Aber ob ihr sie aus Korinth verweisen sollt, ist eine andere Frage.

Die Perikles und die Sokraten, die Weisesten und Besten zu Athen, versammelten sich des Abends bei der schönen Aspasia. Man sprach von wichtigen Dingen in dem muntern Tone, der die lange Weile verbannt, und Kleinigkeiten wurden durch Witz und Laune interessant. Aspasia war die Seele der Unterredung. Die schönsten Ideen, die klügsten

Anschläge wurden in dieser Gesellschaft entworfen, welche nur Erholung und Zeitvertreib zum Zweck zu haben schien; und oft fand Aspasia Mittel, entfernte Gemüther unvermerkt zu vereinigen oder kleine Mißverständnisse zu heben, welche in der Folge der Republik hätten nachtheilig werden können. Eine niedliche Abendmahlzeit öffnete vollends die Gemüther der Geselligkeit und Freude. Kleine rosenbegränzte Becher weckten den attischen Scherz und das feine Lachen, die Philosophie lernte von den Grazien scherzen, man sprach Dinge, welche werth waren, von einem Xenophon geschrieben zu werden; bis die Musen, unter der Gestalt lieblicher junger Mädchen, durch Gesang und Tänze die Scene beschlossen.

Sage mir nun, Eurybates, würde sich Athen besser befunden haben, wenn es die schöne Aspasia mit ihren Mädchen fortgeschickt und die Perikles und Sokraten genöthigt hätte, ihre Abende ernsthafter zuzubringen?

Meinest du, daß Hellas diesen mannigfaltigen Ueberfluß von schönen Bildern und Gemälden, diese Meisterstücke idealischer Schönheiten, welche den Geist zu Begriffen von überirdischer Vollkommenheit erheben, besitzen würden, — wenn keine Theodoten, Phrynen, Danaen und ihres gleichen gewesen wären, welchen der Wohlstand nicht verbot, ihre Schönheit zur Aufnahme der Kunst dienen zu machen?

Und was für Ergötzungen wollen wir, wenn wir die Musen und die fröhlichen Grazien aus unsern Gränzen verbannt haben, an die Stelle der ihrigen setzen? — Gar keine? — So müßten wir die menschliche Natur umschaffen können! —

Skythische Schmäuse und thracische Freuden werden die Stelle derjenigen einnehmen, die ihr verjaget.

In kurzem wird euer Witz plump, eure Gemüthsart rauh und ungesellig, eure Tugend wild, spröd und menschenfeindlich seyn. Ihr werdet eurer Jugend eine Gelegenheit zu Ausschweifungen abgeschnitten haben; aber, unbekehrt von euren Sittenlehren, werden sie auf Schadloshaltungen bedacht seyn, welche ihnen selbst und dem Staate zehnmal verderblicher seyn werden. Die Fremden werden eure Stadt fliehen, die nichts Anlockendes mehr für sie haben wird; und der müßige Theil eurer Bürger, dem ihr die unschädlichsten Mittel, seine Zeit zu verlieren, benommen habt, wird in kleine Privatgesellschaften zusammen schleichen und aus lauter langer Weile anfangen, die Regierung nach falschen Begriffen zu bekritteln, Intriguen anzuzetteln und Staatsveränderungen zu träumen.

Ich habe, wie du sagtest, bei Allem diesem nichts zu verlieren: aber, Alles überlegt, dächt' ich, ihr behieltet immer eure Komödianten, Mimen, Gaukler, Flötenspielerinnen u. s. w. mit den kleinen Uebeln, von welchen ihr Daseyn begleitet ist. — Es gibt zwanzig Mittel, den Ausschweifungen, wozu der Hang zum Vergnügen verleitet, Gränzen zu setzen. Aber gegen die Uebel, die über euch kommen werden, wenn ihr die Musen und Huldgöttinnen, mit ihrem Gefolge von Scherzen und Freuden, des Landes verwiesen habt, weiß ich kein Mittel, als — ihr müßtet euch gefallen lassen, eure Republik nach der spartanischen oder platonischen — oder nach

der meinigen umzuschaffen; und dabei würdet ihr einige Schwierigkeiten finden!

34.

Was ich von den Leuten halte, die in speculativen Dingen immer entscheiden, nie zweifeln, nie gestehen wollen, daß sie von gewissen Dingen nicht mehr wissen, als wir Andere? — Von den Leuten, welche euch ganze Wochen lang von Wesen und Naturen, von Atomen und Homöomerien, vom Vollen und Leeren, von Geist und Materie, von Ursachen und Zwecken unterhalten und euch die unbekannten Länder, ihre Lage, Größe, Länge, Breite, Luftbeschaffenheit, Wärme und Kälte, ihre Producte, Pflanzen, Thiere, Einwohner und deren Lebensart, Polizei, ehemalige und künftige Begebenheiten u. s. w. so genau und zuversichtlich beschreiben, als ob sie eben jetzt mit Gelegenheit eines Kometen oder der Himmel weiß welches andern wunderbaren Fuhrwerks von dannen angelangt wären? — Was ich von ihnen halte?

Ich hörte einst einen solchen vielwissenden Schwätzer in der bunten Halle zu Athen zwei volle Stunden von den Geheimnissen der pythagorischen Zahlen sprechen. Wir liehen ihm unsere Ohren mit großer Geduld und begriffen nichts von dem, was er uns offenbarte; dessen ungeachtet fand der Pythagoräer großen Beifall. Er versprach, den folgenden Tag von den sieben Sphären und von der achten Sphäre und von den erstaunlichen Dingen, die über der achten Sphäre sind, eben so lang und eben so gelehrt zu sprechen. Ich lachte über meine eigene Narrheit und ließ mich dennoch von der

kindischen Neugier, was der Mann über solche Dinge werde sagen können, noch um zwei Stunden und zehn Drachmen betrügen. — Das sollen aber auch die letzten Drachmen seyn, sagte ich, wie er fertig war, die ich um Nachrichten von den Dingen überm Mond ausgebe, und wenn ich älter werden sollte als Tithon!

Nach etlichen Tagen ließ ich in ganz Athen ansagen, daß ein chaldäischer Weiser neu angekommen sey, welcher sich im Keramikus zu einer gesetzten Zeit öffentlich werde hören lassen. Es versammelte sich eine erstaunliche Menge Volks. Ich hatte mich, so gut ich immer konnte, in einen Chaldäer vermummt; ein langer weißer Bart und ein Mantel, mit allen Thieren des Sternhimmels bemalt, that eine vortreffliche Wirkung. Man lechzte vor Erwartung unerhörter Dinge bei meinem Anblick. Alles wurde still, wie ich mich zu räuspern anfing. Ich fing also an und sprach —

Ich gebe euch zehen Tage oder zehen Olympiaden, wenn ihr wollt, zu errathen, wovon ich sprach; — ihr werdet eher auf alles Andere rathen —

Vom Mann im Monde sprach ich.

Ich unterließ nicht, meine Zuhörer in dem Eingang meiner Rede mit einem so emphatischen Schwunge zu dem, was ich ihnen sagen würde, vorzubereiten, daß sie kaum erwarten konnten, bis ich wirklich zur Sache schritt. Aber ich muß noch jetzt lachen, wenn ich mir den Ausdruck von Erstaunen, Ueberraschung, Ungeduld und zwanzig andern Leidenschaften wieder vorstelle, der mir in der possirlichsten Vermischung aus unzähligen verzerrten Gesichtern entgegen kam, wie ich

ankündigte, daß ich sie vom Mann im Monde unterhalten würde.

Einer sah den Andern an und murmelte — Vom Mann im Monde! — Alle ohne Ausnahme sahen wie Leute aus, die sich gewaltig in ihrer Erwartung betrogen fanden. — Vom Mann im Monde!

Ja, vom Mann im Monde, rief ich, ohne mich aus der Fassung setzen zu lassen: von der wunderbarsten, wichtigsten und geheimnißvollesten Materie, wovon jemals ein Sterblicher zu Sterblichen gesprochen hat; vom Mann im Monde!

Der alte Knabe ist ein Narr, rief einer ziemlich laut, oder er hält uns für Narren. — Es könnte wohl beides seyn, dacht' ich.

Der dritte Theil der Versammlung machte Miene, davon gehen zu wollen.

Seyd ihr klug? rief ihnen ein alter hohlaugiger Schuhflicker zu, der selbst so aussah, als ob er aus irgend einem Planeten ausgewandert wäre; konntet ihr von einem Weisen aus Chaldä weniger erwarten? Sagte er nicht, daß er von unerhörten Dingen reden würde? Man muß ihn erst anhören, eh man urtheilen kann. Ich habe mehr Leute seiner Art gesehen; es stecken Dinge hinter ihm, die man ihm nicht an der Nase ansieht; und gerade, weil die Materie, wovon er sprechen will, närrisch scheint, wollt' ich um meinen Kopf wetten, daß ein Geheimniß unter der Decke liegt. Wer weiß — Kurz, ich will den Mann im Mond kennen lernen — ein Andrer kann auch thun, was er will.

Was der Schuhflicker gesagt hatte, war, dem Ansehen nach, gerade, was der größte Theil der Versammlung dachte.

Nachdem also der Lärm eine Weile gedauert hatte, kam am Ende heraus, daß Jedermann da blieb und wenigstens hören wollte, was man wohl vom Mann im Monde werde sagen können?

Ich fuhr fort, soviel ich mich erinnern kann, ungefähr wie folget:

„Nach dem, was ich euch angekündigt habe, meine Herren von Athen, scheint nichts billiger von mir erwartet werden zu können, als daß ich euch vor allen Dingen eine solche Erklärung von dem, was unter dem Mann im Monde zu verstehen sey, gebe, vermittelst deren ein Jeder, so oft die wellenförmige Bewegung der Töne, woraus dieser Name besteht, sein Trommelfell erschüttert, denjenigen bestimmten Begriff damit verknüpfen könne, der keinem andern Mann in der Welt zukommt, als dem Mann im Monde.

„Dem ersten Anschein nach eine sehr billige Forderung; aber in der That, meine Herren, eine Forderung, welche so schwer zu befriedigen ist, daß ihr mir eben so leicht zumuthen könntet, den Ocean in einen Becher zu schöpfen und — wofern es Wein von Thasos wäre — ihn auf ihre Gesundheit auszutrinken.

„Es gibt viele Dinge in der Welt, die beim ersten Anblick nicht die geringste Schwierigkeit zu haben scheinen; man glaubte sie so gut zu kennen, als die Mutter, die uns geboren hat. Kommt es aber dazu, daß wir den Mund aufthun sollen, um uns deutlich darüber vernehmen zu lassen, so finden wir uns beinahe in der Nothwendigkeit, ihn unverrichteter Sachen wieder zuzuschließen, so weit wir ihn

aufgemacht hatten. So ist, zum Beispiel, nichts leichter zu sagen, als: Wir wollen vom Mann im Monde reden! oder — Laßt doch hören, was man vom Mann im Monde sagen kann! Aber ich berufe mich auf euer eigenes Gefühl, wie euch zu Muthe wäre, wenn ihr euch anheischig gemacht hättet, von einem Dinge zu sprechen, das weder in die Sinne fällt, noch ohne Sinne begriffen werden kann!

„Aufrichtig zu reden, ungeachtet ich als ein Philosoph verbunden bin, niemals einiges Mißtrauen in die Allgemeinheit und Unfehlbarkeit meiner Einsichten zu verrathen: so seh' ich mich doch in keiner geringen Verlegenheit, ob ich von der Wirklichkeit des Mannes im Mond oder von seiner Möglichkeit zuerst reden soll. Denn, damit er wirklich seyn könne, muß er möglich seyn, und, damit er möglich seyn könne, muß er wirklich seyn. Hier liegt der Knoten!

„Sag' ich, der Mann im Mond ist möglich: so denk' ich entweder nichts bei dem, was ich sage, — welches freilich das Bequemste ist — oder ich setze in der That voraus, daß er sey; denn wie könnt' ich sonst sagen, er sey möglich. Es ist gerade so viel, als sagt' ich, der Mann im Mond ist blau oder großnasig, oder, er ist ein guter Mann; — denn bei jeder dieser Behauptung setz' ich voraus, daß ein Mann im Mond ist, oder es wäre lächerlich zu sagen, er ist dieß, oder er ist jenes; und ich würde im Grund eben so viel sagen als: das Ding, das nicht ist, ist etwas.

„Sag' ich auf der andern Seite, der Mann im Mond ist wirklich: so setze ich seine Möglichkeit voraus, wozu ich doch nicht befugt bin, eh' ich sie erwiesen habe. Will ich sie aber

erweisen, flugs bin ich wieder in dem verwünschten Cirkel, in welchem ich mich so lange von Möglichkeit zu Wirklichkeit und von Wirklichkeit zu Möglichkeit herumdrehe, bis mir der Kopf so schwindlig wird, daß ich die ganze Welt, den Mann im Mond und meine eigene Wenigkeit aus dem Gesicht verliere und am Ende nicht einmal den Unterschied zwischen meinem eigenen kleinen Ich und dem unendlichen Nicht-Ich mehr erkennen kann.

„Bei so bewandten Umständen weiß ich Ihnen und mir nicht anders zu helfen, als daß wir uns entweder mit dem einfältigen Behelf, „es ist nicht klar," ausreden, — und eh' ich mich dazu bequemte, wollt' ich lieber den Kopf verlieren! — oder daß wir einen Anlauf nehmen und mit so vieler Dreistigkeit, als uns nur immer möglich ist, geradezu behaupten: der Mann im Mond existire, so gut als Hermes Trismegistus oder irgend ein anderer Mann in der Welt; eine Behauptung, wobei wir den doppelten Vortheil haben, daß unsere Gegner entweder das Gegentheil beweisen — oder schweigen müssen, und daß alle Männer außerhalb des Monds um ihrer selbst willen genöthigt sind, sich zu uns zu halten; denn wo lebt der Mann, gegen den sich nicht die nämlichen Zweifel erregen ließen? In welchem Betracht ich gestehe, daß mir der Beweis des tiefsinnigen Heraklitus noch immer die meiste Genüge thut, der, um auf einmal aus der Sache zu kommen, sagt: Der Mann im Mond ist da, denn wie könnte er sonst der Mann im Monde seyn?

„Nachdem wir uns solcher Gestalt aus dieser ersten Schwierigkeit glücklich herausgewickelt haben, so entsteht die

andere große Frage: Wenn der Mann im Mond ist, was ist er?

„Hier, meine Herren, öffne ich euch die Pforte des metaphysischen Abgrundes. Ein undurchdringliches Dunkel scheint hier euren forschenden Blicken auf ewig Einhalt zu thun. Aber lasset euch nicht dadurch abschrecken! Wir schauen so lange hinein, bis wir etwas sehen.

„Ich verrathe euch hier ein großes Geheimniß: eure Philosophen werden böse auf mich werden; aber ich mache mir nichts daraus. Nur immer hineingeschaut, meine Freunde! Wir haben kein anderes Mittel, Entdeckungen in den unbekannten Ländern zu machen.

„Seht ihr noch nichts? — Seyd deßwegen unbekümmert! Es liegt bloß daran, daß wir unsere Augen zuvor in die gehörige Verfassung setzen. Höret an!

„Als ich zuerst anfing, mich um dem Mann im Mond zu bekümmern, ohne zu wissen, wie ich es anfangen sollte, ging ich bei allen euren Philosophen herum und fragte sie, was sie davon wüßten?

„Der Mann im Mond? — sagte der Erste, an den ich mich wandte — es ist so leicht nicht, ihn kennen zu lernen! Wenn Ihr aber entschlossen seyd, das Abenteuer zu unternehmen, so kommt Alles darauf an, daß Ihr ausfindig macht, was er ist, — und wie er ist, was er ist. — Das ist eben, was ich wissen möchte, sagte ich. — So mußt du nun bei Andern nachfragen, versetzte jener; denn ich habe dir Alles gesagt, was ich von der Sache weiß.

„Nun ging ich von Haus zu Haus, um zu hören, was die Weisen im Volk auf meine Fragen antworten würden. Und hier erfuhr ich die Wahrheit des alten Sprüchworts: Viel Köpfe, viel Sinne: ausgenommen, daß ich zuletzt einen guten Theil mehr Köpfe als Sinne herausbrachte.

„Der Mann im Mond ist kein eigentlicher Mann, sagten Einige: man könnte eben so gut sagen, die Frau im Mond, ob er gleich, genau zu reden, weder Mann noch Frau ist. — Denn, wenn er ein eigentlicher Mann wäre, so müßte er eine Frau haben, oder wo bliebe der zureichende Grund seiner Mannheit? Nun hat man aber nie von einer Frau im Monde oder von der Frau des Mannes im Monde reden gehört! also u. s. w.

„Die Wahrheit ist, daß er gar nichts mit uns gemein hat, sagte ein Anderer.

„Das ist unmöglich, sprach der Dritte; er muß uns doch immer ähnlicher seyn, als einer Auster oder einer Seenessel.

„Ich beweise meinen Satz, versetzte jener. Alles, was unterm Mond ist, ist nicht im Mond, und umgekehrt; und es muß ein Grund vorhanden seyn, warum es unterm Mond und nicht vielmehr im Mond ist, wo es sich vielleicht eben so gut befände; nun stimmen alle Leute überein, daß der Mann im Mond — im Mond ist —

„Wenn er im Mond ist, zugegeben! fiel ihm dieser ein: aber ich getraue mir zu behaupten, daß er vielleicht zwei Drittheile vom Jahr in der Venus oder im Mercur ist, oder daß er sich wenigstens den Winter über, der im Monde ziemlich kalt seyn mag, anderswo aufhält.

„Fi, sagte jener, wie wolltet Ihr das beweisen können, da warm und kalt nichts Absolutes ist? Natürlicher Weise ist die Organisation des Mannes im Monde seinem Aufenthalte gemäß; und weil dieser (wie alle Astronomen wissen) feucht und kalt ist, so muß auch der Mann im Mond ein ausgemachter Phlegmaticus seyn: ist er aber das, so läßt sich ohnehin nicht begreifen, was man in der Venus, welche der Planet der Liebe ist, mit ihm anfangen wollte.

„Die Herren sprechen sehr zuversichtlich von dem guten Mann im Monde, sprach ein Vierter; und doch bin ich gewiß, daß sie nicht mehr von ihm wissen, als ich — das ist, so viel als — gar nichts. Denn ich behaupte, man müßte wenigstens einen Sinn mehr haben, als die fünf oder sechs, die wir haben, um sich eine richtige Vorstellung von ihm machen zu können. Nach unserer Art zu reden ist er weder groß noch klein, weder hitzig noch frostig, weder sauer noch süß, weder weiß noch schwarz; — er ist — er ist — das mag er selbst wissen, was er ist!

„Die Meinung dieses letztern führte offenbar zum Skepticismus, der uns Dogmatikern von jeher so verhaßt gewesen ist, als — die Philosophie der Gymnosophisten — der Schneidergilde. Indessen, da ich doch nach Allem, was mir die weisen Männer gesagt hatten, weder mehr noch weniger von der Sache wußte, als zuvor: so beschloß ich einen Versuch zu machen, wie weit mich mein eigenes Nachdenken in dieser äußerst dunkeln Materie führen könnte.

„Wenn es seine Richtigkeit hat, sagt' ich zu mir selbst, daß ein jedes Ding das ist, was es ist, so kann ich ohne

mindestes Bedenken zum Grunde legen, der Mann im Monde sey — der Mann im Monde. Ihr meint vielleicht, damit sey nicht viel gesagt: aber da würdet ihr euch mächtig irren, meine werthen Herren. Ich habe schon viel damit gewonnen, wenn ihr das zugeben müßt! — Denn, wenn der Mann im Mond — der Mann im Mond ist, so ist er also

nicht der Mann im Mercur,
noch im Mars,
noch im Jupiter,
noch im Saturnus; — u. s. w. Er ist auch
nicht der Mann im Thierkreise,
noch in der Milchstraße,
noch im Feuerhimmel,
noch im leeren Raum,
noch im Chaos, — sondern wirklich und wahrhaftig

der Mann im Monde; und da er das ist, so

ist er auch weder Fisch,
noch Vogel,
noch Amphibion,
noch Insect.

„Er kann weder schwimmen noch fliegen — wiewohl ich für die Gewißheit des letztern nicht gut sagen wollte. Denn vielleicht ist es im Monde möglich, ohne Floßfedern zu schwimmen und ohne Flügel zu fliegen, oder er könnte auch Flügel und Floßfedern haben, ohne darum weniger der Mann im Monde zu seyn.

„Eben so wenig getraue ich mir aus seiner bloßen Identität mit sich selbst, d. i. daraus, daß der Mann im Mond —

nicht der Nicht=Mann im Nicht=Mond ist — mit völliger Gewißheit zu bestimmen, ob er

von Essen und Trinken lebt, wie wir,
oder von der Luft, wie der Paradiesvogel,
oder von Sonnenstrahlen, wie der Phönix,
oder von Ideen, wie Platons Geister?
ob er sein Geschlecht fortpflanzt oder nicht? und ersten Falls,
ob er ein Weibchen seiner Gattung dazu nöthig hat?

oder ob er sich mit sich selbst behelfen kann, wie unsere Schnecken?

oder ob er sich durch die Wurzel
oder durch Zwiebeln
oder durch Knospen
oder durch Schößlinge
oder durch Eier
oder durch lebendige Junge fortpflanzt?

oder vielleicht, wie der Phönix, immer der einzige von seiner Art bleibt und nur von Zeit zu Zeit wieder aus seiner Asche hervorgeht? —

ob er lang oder kurz,
fett oder mager,
blond oder braun,
gut oder bösartig,
gelehrt oder unwissend,
ein guter oder schlechter Dichter ist?
ob er gut tanzt,
gut reitet,
gut Ball spielt, — u. s. f.

„Diese und zwanzigtausend andere Fragen dieser Art welche ein Jeder, auch mit dem mäßigsten Grade von Witze, sich selbst machen kann, unter andern auch die nicht ganz unerheblich scheinenden:

Was kümmert uns der Mann im Mond?

Was für einen Einfluß hat er auf unser Wohl- oder Uebelbefinden?

Ist es auch wohl überall der Mühe werth, sich den Kopf um ihn zu zerbrechen?

„Alle diese Fragen werden (wie ich besorge) nicht wohl beantwortet werden können, solange wir nicht Mittel und Wege finden, den Mann im Monde näher kennen zu lernen; ob ich gleich überhaupt nicht ungeneigt bin, zu glauben, daß er — falls er so allein im Mond ist, wie man vorauszusetzen pflegt — ziemlich oft lange Weile haben und überhaupt kein Mann von sehr angenehmer Laune oder lebhaftem Umgang seyn mag.

„Doch, wie gesagt, meine Herren Athener, die Ehre, alle nur ersinnliche Probleme, welche sich über oft besagten Mann im Mond aufwerfen lassen, rein und aus dem Grunde aufzulösen, ist lediglich demjenigen unter unsern philosophischen Abenteurern aufbehalten, welcher sinnreich oder glücklich genug seyn wird — den Weg in den Mond zu entdecken, wofern einer ist; oder sich einen Weg dahin selbst zu machen, wofern keiner ist; und — was zum wenigsten eben so nothwendig scheint — den Weg wieder zurückzufinden, nachdem er sich lange genug da aufgehalten haben wird, um eine hinlängliche Anzahl von Beobachtungen machen zu können; vorausgesetzt, daß es

überhaupt möglich sey, mit Hülfe solcher Sinne, wie die unsrigen, über einen Mann, wie der Mann im Mond ist, irgend eine Entdeckung zu machen.

„Ihr seht, meine guten Athener, daß ich eure Aufmerksamkeit — nicht gemißbraucht und, Alles wohl erwogen, vielleicht mehr geleistet habe, als ihr billiger Weise von mir erwarten konntet. Wenige meiner Zunftgenossen würden sich so aufrichtig herausgelassen und so wenig Umschweife gemacht haben, um euch auf eine gelehrte Art zu erkennen zu geben, daß sie von einem Dinge sprechen, von dem sie nichts wissen, noch wissen können, d. i. von einem Dinge, welches — was es auch an sich oder für die Bewohner andrer Weltkörper seyn mag, wenigstens für sie — kein Ding ist.

„Uebrigens hoff' ich, dem Mann im Monde selbst, wer er auch seyn mag, durch das, was ich von ihm gesagt oder vielmehr nicht gesagt habe, auf keinerlei Weise zu nahe getreten zu seyn. Er hätte sich vielleicht beleidiget finden können, wenn ich unverschämt genug gewesen wäre, ein System über ihn zu machen und euch mit der gewöhnlichen Dreistigkeit meiner Amtsbrüder seine Figur, Farbe, Bildung, Fähigkeiten, Sitten, Lebensart, Religion, kurz alle seine innerlichen und äußerlichen Bestimmungen vorzudemonstriren. — Aber ich — was konnt' ich Unschuldigers von ihm sagen, als — — gar nichts?"

Hiermit endigte sich meine Rede, und ich schlich mich hinter die Scene, um der Wirkung, welche sie thun würde, desto ungestörter zuzusehen.

Meine Athener, welche vermuthlich geglaubt hatten, das Beste würde noch kommen, machten sehr alberne Gesichter, da sie sich in ihrer Hoffnung betrogen sahen. Etliche Augenblicke lang standen sie ganz betroffen da, große Augen und halb offne Mäuler nach der Bühne, wo der Chaldäer gestanden hatte, hingekehrt. Aber, nachdem sie sich völlig überzeugt hatten, daß nun nichts mehr zu erwarten sey, erhob sich ein vermischtes Gemurmel, welches immer lauter wurde und zuletzt in ein allgemeines Getümmel ausbrach. Ein Jeder sagte und behauptete seine Meinung von der Sache, von der Absicht, die der Chaldäer bei seiner Rede gehabt haben möchte, ob er gut oder schlecht gesprochen habe, von seiner Miene, von seinem Bart, endlich vom Mann im Monde selbst, und wen er wohl darunter verstanden habe; denn, daß ein Geheimniß unter der Sache stecke, wurde für ausgemacht angenommen. Der Tumult nahm überhand; man zankte sich, man schrie, Alle gaben ihre Stimme auf einmal; und da Viele, welche mit Gründen und Schlüssen nicht so gut zurechte kommen konnten, desto stärker von Schultern und Knochen waren, so wurde man endlich handgemein — kurz, es fehlte wenig, daß der Mann im Monde nicht einen allgemeinen Aufstand in Athen veranlaßt hätte.

Was für Kinder die Athener sind! rief einer von den Klügern, indem er sich in Zeiten auf die Seite machte: merkt ihr denn noch nicht, daß der Chaldäer keine andre Absicht hatte, als euch und eure Philosophen zum Besten zu haben?

35.

Ich lag an einem schönen herbstlichen Tage unter einer Cypresse im Kranion und genoß des Sonnenscheins, welcher alten Leuten in dieser Jahrszeit so angenehm ist, als ich unvermerkt in den Träumereien, denen ich mich zu überlassen pflege, wenn ich so eben nichts zu denken habe, von einem Unbekannten gestört wurde, der in Begleitung etlicher Andrer, die etwas Besseres als seine Sklaven, aber doch nicht seines gleichen schienen, auf mich zuging. Ich gab anfangs nicht darauf Acht; aber, da er mich anredete, fing ich an zu merken, daß Jemand zwischen mir und der Sonne stand.

Bist du, sagte er, indem er mich mit einer gewissen Dreistigkeit, die bei gemeinen Leuten Unverschämtheit genannt wird, mit den Augen maß, — bist du dieser Diogenes, von dessen Charakter und Launen man im ganzen Griechenlande so viel zu erzählen hat?

Ich betrachtete meinen Mann nun auch etwas genauer, als anfangs. Es war ein feiner junger Mensch, mittelmäßig von Statur, aber wohl gemacht, außer daß ihm der Kopf ein wenig auf die linke Schulter hing; er hatte eine breite Stirn, große funkelnde Augen, mit denen er euch in die Seele hinein sah, eine glückliche Gesichtsbildung und eine Miene, worin Stolz und Selbstvertrauen, durch eine gewisse Grazie gemildert, dasjenige ausmachten, was man an Königen Majestät zu nennen pflegt. — Ich bemerkte, daß er ein Diadem trug, welches ihn zu einer solchen Miene berechtigte; aber ich that nicht, als ob ich es wahrgenommen hätte.

Und wer bist denn du, antwortete ich ihm ganz kaltsinnig, daß du ein Recht zu haben glaubst, mich so zu fragen?

Ich bin nur Alexander, Philipps Sohn von Macedonien, versetzte der Jüngling lächelnd: ich gestehe, es ist dermalen nicht viel; aber, was es ist, steht dem Diogenes zu Diensten. Da ich wußte, daß du nicht zu mir kommen würdest, so komm' ich zu dir, um dir zu sagen, daß ich mir ein Vergnügen daraus machen würde, deine Philosophie auf einen gemächlichern Fuß zu setzen. Verlange von mir, was du willst; es soll dir unverzüglich gewährt werden, oder es müßte mehr seyn, als in meiner Macht steht.

Versprichst du mir's bei deinem königlichen Worte? sagte ich.

Bei meinem Worte, versetzt' er.

Nun, sagt' ich, so ersuch' ich Alexandern, Philipps Sohn von Macedonien, so gut zu seyn und mir aus der Sonne zu gehen.

Ist das Alles, sagte Alexander.

Alles, was ich jetzt bedarf, antwortete ich.

Die Hofschranzen erblaßten vor Entsetzen.

Ein König muß sein Wort halten, sagte Alexander, indem er sich mit einem gezwungenen Lächeln gegen seine Leute wandte.

Er rechtfertigt den Zunamen, den ihm die Korinthier geben, sagten die Hofschranzen, und er verdiente, daß ihm auch nach seinem Namen begegnet würde.

Das sollt ihr bleiben lassen, erwiederte der Jüngling: ich versichre euch, wenn ich nicht Alexander wäre, so möcht' ich wohl Diogenes seyn.

Und damit führten sie sich wieder ab.

Das Abenteuer wird Lärmen machen. Ich kann nichts dazu. In ganzem Ernste, was hätt' ich von ihm begehren sollen? Ich will mit seines gleichen nichts zu thun haben. — In der That, ich bedarf nichts; und wenn ich was bedürfte, hab' ich nicht einen Freund? Sollt' ich von einem Könige Wohlthaten annehmen, da ich keine von meinem Freund annehme, den ich dadurch glücklicher machen könnte?

Aber der junge Mensch gefällt mir. — Weil man doch Könige haben muß, so wär' es eben so gut, solche zu haben, die ihm glichen. — Ich zweifle nicht, daß er mich auf die Probe setzen wollte; und doch schien ihm meine Bitte unerwartet. — Es ist billig, daß er lieber Alexander als Diogenes ist; ich dächte an seinem Platz eben so: aber es macht ihm Ehre bei mir, daß er Diogenes seyn möchte, wenn er nicht Alexander wäre.

Wie viel wird dieser einzige junge Mann den Griechen von sich zu reden geben! Er hat sich von ihnen zu ihrem gemeinschaftlichen Feldherrn gegen den großen König erwählen lassen. Ein schöner Vorwand für einen jungen Ehrgeizigen, dem Macedonien und Griechenland ein zu kleiner Schauplatz ist!

Ich wollte, daß er über die Welt zu gebieten hätte und dächte wie Diogenes!

36.

Ich dachte an nichts weniger, als ich gestern Nachts auf meinem ulyssischen Ruhebette lag, als Besuch von einem

Könige zu bekommen: auf einmal öffnete sich das hölzerne Schloß an meiner Hütte, und Alexander, mit einer kleinen Laterne in der Hand, trat ganz allein in meine Zelle.

Ich stand auf und hieß ihn willkommen. Du bist ein sonderbarer Mensch, sagte er zu mir: ich suche dich, so wenig ich Ursache habe, mit dir zufrieden zu seyn; denn du hättest mich beinahe zu einem närrischen Wunsche gebracht —

Darf ich fragen, zu welchem?

„Kein König zu seyn, damit ich Diogenes seyn und Könige so demüthigen könnte, wie du.“

Vergib mir, Alexander das war meine Absicht nicht! Ich lag in der Sonne, wie du kamst; sie beschien mich so gut, daß es mir verdrießlich war, mir ein Vergnügen nehmen zu lassen, das in den Augen eines Königs so unbedeutend ist. Du hattest nichts bei mir zu thun, und ich hatte nichts von dir zu begehren. Ich hätte mich eine halbe Stunde besinnen können, ohne daß mir was Andres eingefallen wäre, als daß du mir aus der Sonne gehen möchtest.

„Gut; wenn du der sonderbarste Philosoph bist, den ich noch gesehen habe, so bin ich vielleicht der sonderbarste König, den du gesehen hast. Du gefällst mir; ich wollte, daß ich dich bereden könnte, mit mir auf Abenteuer zu gehen. Ich brauche einen ehrlichen Kerl, der mir die Wahrheit sagt, — und ich denke, du wärest mein Mann!“

Ein jeder Mensch muß seine Rolle spielen, König Alexander. Ich wäre nicht mehr Diogenes, wenn ich mit dir ginge. Aber, wenn du es verlangst, kann ich dir so viel

Wahrheit mit auf die Reise geben, als du brauchst, und wenn du Herr vom ganzen Erdboden würdest.

„Unter uns gesagt, ich gehe mit nichts Geringerm um; ich habe Ideen, die ich mir nicht aus dem Kopfe bringen kann. Macedonien ist nichts; Griechenland — ist etliche Hufen mehr; — Kleinasien, Armenien, Syrien, Medien, Indien, — das wäre wohl etwas! Aber, wenn wir das haben, nehmen wir eben sowohl das Uebrige noch dazu. — Kurz, ich sehe den Erdboden für ein Ding an, das aus einem Stücke gemacht ist; die Menschen darauf haben alle zusammen nicht mehr als einen Anführer nöthig, und — ich fühle, daß ich gemacht bin, dieser Anführer zu seyn."

Ich wollte nicht dafür stehen, daß dir, wenn du damit fertig bist, der Einfall nicht kommen sollte, auf eine Brücke in den Mond und in die übrigen Planeten zu denken, um das ganze Sonnensystem zu erobern, welches auch aus einem Stücke gemacht zu seyn scheint, und wozu du, nach deiner Denkungsart, ein Recht haben wirst, sobald du Meister von diesem Erdenrund bist.

„Ich werde nie Chimären verlangen, Diogenes: mein Project ist groß; aber auch so schön, so leicht auszuführen, daß mich nur wundert, wie ich der Erste bin, dem es eingefallen ist."

Du wirst über mich lachen, Alexander; aber ich versichre dich, ich würde gerade so gedacht haben, wenn ich, in deinem Alter und mit so günstigen Umständen, ein König gewesen wäre. Du hast die Herzen der Griechen in deiner Hand, und mit dreißig tausend Griechen muß ein junger

Mann, wie du, mit der ganzen Welt fertig werden können. Aber, wenn du sie nun hast, was willst du mit ihr anfangen?

„Welche Frage für einen Philosophen! Was ich mit Macedonien oder Epirus anfinge, wenn ich sonst nichts hätte. Es ist Alles schon in meinem Kopf angeordnet. Die noch unpolicirten Völker werd' ich in neu angelegte Städte ziehen und mit den besten Gesetzen versehen, die ich für sie nöthig finde; an allen großen Flüssen, an allen Seeküsten will ich neue Colonien und Handelsplätze anlegen; alle Provinzen des festen Landes durch brauchbare Straßen vereinigen; dem ganzen Erdboden einerlei Sprache und mit unsrer schönen Sprache unsre Wissenschaften und Künste geben; und, damit ich Alles übersehen und die Maschine im Gang erhalten kann, ungefähr in dem Herzen meiner Eroberungen eine große Stadt anlegen, welche der Vereinigungspunkt aller Nationen und ihrer verschiedenen Verhältnisse und Vortheile, die Seele aller ihrer Bewegungen, der Inbegriff aller Schätze der Natur und Kunst, der Sitz der Amphiktyonen des menschlichen Geschlechts, die allgemeine Akademie seiner auserlesensten Geister, kurz die Hauptstadt der Welt und meine Residenz seyn soll."

Und wie lange, König Alexander, denkst du daß dieses große Werk dauern werde?

„Solang ein Alexander seyn wird, es zu regieren. — Das sieht einer Prahlerei gleich, Freund Diogenes; aber ich traue dir zu, daß du es für das hältst, was es ist. Gesetzt, die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge oder vielmehr die schwindlige Beschaffenheit der menschlichen Köpfe, welche in kurzem

der Glückseligkeit selbst überdrüssig werden, lasse meine Stiftung von keiner langen Dauer seyn: so wird doch der Nutzen, den ich dem menschlichen Geschlecht dadurch verschaffe, sich über viele Jahrhunderte erstrecken; und ich werde doch immer das Vergnügen haben, dem vorübergehenden Traum meines Daseyns durch die größte Unternehmung, die jemals in die Seele eines Sterblichen gekommen ist, eine Art von Unsterblichkeit gegeben zu haben."

Aber die Schwierigkeiten der Ausführung?

„Schwierigkeiten? Dafür laß du mich sorgen! Gib mir nur zehn Jahre, und dann komm und sieh!"

Aber die Köpfe, die es kosten wird, bis du so viele hundert Nationen gelehrig genug gemacht haben wirst, sich von dem deinigen regieren zu lassen?

„Köpfe mag es kosten! — Es ist mir leid, denn ich bin kein Freund von Würgen und Zerstören. Aber, daß ich um dieser Köpfe willen, die doch ohnehin später oder früher der Natur ihre Schuld bezahlen müßten, meinen Plan fahren lasse, das sollen mich alle Köpfe der Welt nicht überreden! Setz' ich nicht meinen eigenen aufs Spiel? — Zudem sind die Weiber in Hyrkanien und Baktriane so fruchtbar, daß der Abgang unmerklich seyn wird."

O Alexander! (rief ich) du bist nur zwanzig Jahre alt! Andre deines gleichen verzehren ihre unrühmliche Jugend in Wollüsten und Müßiggang, zufrieden beim Trinkfeste die Ersten zu seyn und Anschläge auf die Tugend unsrer Weiber zu machen: und du hast in diesem Alter den Entwurf von einem allgemeinen Reiche gemacht und gehst hin, ihn

auszuführen! — Ich sehe dich von der hohen Schönheit deiner Idee begeistert; du bist dazu gemacht, ins Werk zu setzen, was kleinere Seelen für eine Chimäre halten würden. Ich würde dir und mir selbst lächerlich vorkommen, wenn ich dich von deinem Vorhaben abzuziehen suchen wollte. Gesetzt auch, ich hätte einige erhebliche Einwendungen zu machen, so würd' es gerade so viel seyn, als wenn ich einem Verliebten durch eine Kette von Schlußreden beweisen wollte, daß er besser thäte, nicht verliebt zu seyn. — Geister, wie der deinige ist, erweckt der Himmel, so oft er dem Erdboden eine neue Gestalt geben will. Die Regeln, wonach wir Andere uns zu betragen haben, sind keine Gesetze für Alexandern. — Ich würde dir vielleicht in meinem Herzen fluchen, wenn ich ein Athener oder Spartaner oder Kappadocier oder Mede oder Aegypter wäre. Aber ich bin ein Weltbürger. Kein andres Interesse, als das Beste des menschlichen Geschlechts im Ganzen betrachtet, ist in meinen Augen groß genug, um zu verdienen, daß es in Betrachtung gezogen werde. Geh, Alexander, und führe den großen Gedanken aus, der deine Seele schwellt! — Nur vergiß mitten im Laufe deiner glänzenden Unternehmungen nie, daß wir andere Erdensöhne so empfindlich für Schmerz und Vergnügen sind, wie du selbst; und daß du mit allen deinen Vorzügen so hinfällig bist, wie wir. Es braucht nichts mehr als einen elenden Pfeil vom Bogen eines nichtswürdigen Sogdianers oder etliche Tropfen Gift von einem treulosen Meden in deinen Becher gemischt, um alle Entwürfe deiner großen Seele in Träume zu verwandeln. Du läufst eine gefährliche Bahn.

Der Mensch kann Alles eher ertragen, als unumschränkte Gewalt. Der Augenblick, wo du der Versuchung unterliegen wirst, dich von deinen Schmeichlern bereden zu lassen, daß du mehr als ein Mensch seyest, wird das Ziel deines Ruhms und der Untergang deiner Tugend seyn. Dann wirst du deine schönen Thaten durch Laster beflecken, welche deine Menschheit nur zu sehr beweisen werden. Grausamkeit und zügellose Leidenschaften werden deine Regierung verhaßt machen, dein Leben abkürzen und dein Reich einem dieser seltnen und weit glänzenden Meteore gleich machen, welche die Welt einen Augenblick in Erstaunen setzen, aber wieder verschwunden sind, indem noch alle Augen auf ihre Betrachtung starren.

Alexander saß mit gesenktem Haupte da und schien in Gedanken vertieft zu seyn, während ich das Alles sagte. Ich vermuthe, daß er über meinen Sittenlehren ein wenig eingeschlummert war. Aber bald, nachdem ich aufgehört hatte, erwacht' er wieder, stand auf und sagte mir, daß er mit Anbruch des Tages von Korinth abgehen würde. „Im Ernste, Diogenes, setzte er hinzu, kann ich dir zu nichts nütze seyn? — Die Korinthier kennen, wie ich sehe, deinen Werth nicht."

Ich bin zufrieden, wenn sie mir nichts Uebels thun. Seelen von deiner Art sind zum Wohlthun gemacht. Ach, Alexander! es sind in diesem Augenblicke so viele Tausende, die in Elend und Unterdrückung schmachten! Könntest du machen, daß diese Unglücklichen den Tag deiner Geburt segneten, so hättest du mir alles Gute gethan, das mir der größte der Könige zu thun vermag.

„Du bist ein glücklicher Mann, Diogenes! Ich kann nicht unwillig darüber werden, daß du vielleicht der einzige Mensch in der Welt bist, der meine Freundschaft abweist."

Alexander, sagt' ich ihm, ich ehre dich, wie ich niemals einen Sterblichen geehrt habe. Aber ich kann dir nicht sagen, was ich nicht denke. Ein König kann kein Freund seyn und kann keine Freunde haben.

„Verwünscht seyst du mit deiner Aufrichtigkeit, Diogenes! Ich will nichts mehr davon! Du würdest machen, daß ich mich in deine Tonne wünschte, und die Welt hat genug an einem Diogenes."

Das weiß ich eben nicht; aber das ist gewiß, daß sie unter zwei Alexandern zu Trümmern gehen würde.

„Du sagst die Wahrheit, alter Mann! — Lebe wohl."

Die Republik des Diogenes.

An Xeniades.

1.

Ich habe dir meine Republik versprochen, guter Xeniades, und der Besuch eines macedonischen Jünglings, der auf Eroberung der Welt auszieht, hat mich in die Laune gesetzt, dir Wort zu halten.

Um den ungeheuren Einfall zu haben, aus allen Völkern des Erdbodens einen einzigen Staat zu machen, muß man — Alexander seyn. So weit erstreckt sich meine Einbildungskraft nicht.

Ich will mir einbilden, ich wär' ein weiser Zauberer, der mit Hülfe einer magischen Ruthe alle seine Ideen realisiren könnte; und hätt' eine noch unbewohnte Insel vor mir liegen, welche groß und fruchtbar genug wäre, einige hundert tausend Männer, mit den dazu gehörigen Weibern und Kindern, auf jeden Mann höchstens zwei Weiber und sechs Kinder gerechnet, hinlänglich zu ernähren.

Ich setze ferner voraus, daß diese Insel — Ja, das ist eben die Frage, was ich voraussetzen soll? — Ob, zum

Exempel, meine künftigen Unterthanen noch ungezeugt und ungeboren — oder zwar erwachsen aber noch wild — oder ob sie wirklich schon so policirt, so geschickt, so wohl erzogen und fromm seyn sollen, als wir Griechen sind?

Die Sache verdient Ueberlegung.

2.

Alles wohl erwogen, denke ich, ich will sie schon erwachsen nehmen; es würde mir gar zu viele Mühe machen, bis ich so viele Leute gezeugt, geboren und so weit gebracht hätte, daß sie ohne Führband gehen könnten.

Doch — ich vergesse, daß ich ein Zauberer bin! Kann ich sie nicht mit einem einzigen Schlag meiner Ruthe machen, wie ich sie haben will? — Das ist kein geringer Vortheil; aber bei einem solchen Geschäft ist er unentbehrlich. Der Henker möchte eine Republik machen, wenn man die Leute nehmen müßte, wie man sie fände.

Ich hole mir also ungefähr hundert tausend hübsche Mädchen aus Albanien, Iberien und Kolchis zusammen, wo man sagt, daß sie am schönsten wachsen. — Es versteht sich, daß ich sie aus vier- oder fünfmal hundert tausenden ausgesucht habe, — lauter große, starke, voll aufgeblühte Dirnen, mit langen blonden Haaren, blauen Augen, hoher Brust, vollem Busen, runden ausgeschweiften Hüften, kurz mit Allem, was die Kenner zur vollkommnen Schönheit und Gesundheit — einer Kindergebärerin fordern; — von Farbe lauter Lilien und Rosen, und alle im zwanzigsten Jahre.

Diese Mädchen versetz' ich durch einen Schlag meiner Ruthe mitten im Mai in das anmuthigste Thal am Fuße des Antilibanus. — Meine Geister haben indessen unter jedem Mandelbaum und Rosinenstrauch eine Tafel gedeckt: keine Niedlichkeiten von der Art, womit unsere Reichen sich langsam vergiften lassen; gute, nahrhafte, saftvolle Speisen und frisches Quellwasser dazu, so viel sie wollen.

Sobald Alles fertig ist, flugs holt mir hundert tausend hübsche junge Bursche aus Hyrkanien und Baktriane her! — Keine Adonisse, keine glatte halb weibliche Ganymede, wie ihr korinthische Herren, wer weiß wozu, in euern Gynäceen unterhaltet; — große derbe Bengel, die noch alle ihre Jugendkraft beisammen haben, gewohnt, in Wäldern herumzuschwärmen und, wie lauter Herculesse, ihren Landsleuten, den Tigern und Pantherthieren, die Häute abzujagen, die um ihre breiten Schultern hangen.

Wie die Mädchen und die Jungen einander ansehen werden, — das könnt ihr euch vorstellen.

Die Natur mag jetzt vollenden, was ich angefangen habe. — Ihr könnt euch darauf verlassen, daß sie gute Arbeit machen wird.

„Aber, wie? sagt ihr, — nichts als Brunnenwasser dazu? Keinen Wein von Thasos, von Chios, von Cypern?" — Keinen Tropfen! Glaubt ihr, meine Hyrkanier haben solche Stärkungsmittel vonnöthen? Meine Mädchen würden euch ein solches Mißtrauen sehr übel nehmen.

Die Morgenröthe bricht an. — Die Jünglige wachen auf und wollen auch die armen Kinder nicht länger ruhen

lassen. — Nun, es mag seyn, weil es doch das letzte Mal ist! und dann, meine Geister, tragt mir sie, eben so plötzlich als sie gekommen sind, wieder in ihre Wälder zurück; ich habe sie nicht mehr vonnöthen.

Juno Lucina steh uns bei! In neun Monaten hab' ich zum wenigsten hundert und dreißig tausend kleine Bübchen und Mädchen zu erziehen, jedes Mädchen so lieblich wie eine Grazie, jeder Knabe so schön wie der junge Bacchus.

Und nun laßt sehen, ob ich euch nicht eine Republik daraus machen will, wie noch keine gewesen ist!

3.

Ich weiß es mir selber Dank, daß ich mir die künftigen Einwohner meiner Republik nach meiner eigenen Idee habe machen lassen, — oder, richtiger zu reden, daß ich es der bloßen unverdorbenen Natur aufgetragen habe, sie zu machen, wie sie es selbst für gut befänden. Denn, die Wahrheit zu gestehen, ich würde in zwanzig Jahren nicht mit allen den Veränderungen fertig geworden seyn, die ich mit euren policirten Griechen und Asiaten hätte vornehmen müssen, bis sie nur einigermaßen in meinen Staat getaugt hätten.

Ich wohnte neulich den isthmischen Spielen bei. Welch eine unendliche Menge Volks, von Königen und Königinnen, bis zu — Sklavenmäklern und Citronenmädchen, übersah ich da mit einem Blicke! Wie viele Gattungen und Arten, in fast unzählbaren Subdivisionen! — Staatsmänner, Archonten, Räthe, Redner, Advocaten; Heerführer, Oberste, Hauptleute, bis zu den Helden, die des Tages für achtzehn Pfennige

dienen; Priester, Poeten, Geschichtsschreiber, Philosophen, Maler, Bildhauer, Musikanten, Baumeister, Meister in allen nothwendigen und entbehrlichen Künsten, Wechsler, Kaufleute, Seefahrer, Juwelenhändler, Spezereikrämer, Weinhändler, Köche, Pastetenbäcker; Komödianten, Mimen, Seiltänzer, Gaukler, Taschenspieler, Beutelschneider, Schmarotzer, Kuppler; — und unter allen diesen Kluge, Witzige, Dummköpfe, ehrliche Leute, Spitzbuben, Ehrgeizige, Niederträchtige, Wucherer, Verschwender, Weichlinge, Narren und Gecken von so vielerlei Arten, Gattungen, Geschlechtern, Figuren, Farben und Zuschnitt, daß Aristoteles in seinem ganzen Leben nicht fertig würde, wenn er sie classificiren wollte.

Was für ein mächtiger Gott ist der Zufall! dacht' ich bei mir selbst. Welcher Philosoph getraute sich, aus so ungleichartigen Bestandtheilen ein erträgliches Ganzes zusammenzusetzen? — Und dieser Zufall hat alle unsere kleinen Reiche und Staaten daraus zusammengestöbert; und doch seht ihr, daß es nach Gestalt der Sachen noch so ziemlich erträglich darin zugeht.

Indessen gesteh' ich, der Fehler mag nun an meiner Republik oder an was Anderm liegen, daß ich die wenigsten von allen diesen wackern Leuten zu gebrauchen wüßte.

Fürs erste müßte ich die ganze Classe der Staatsleute abdanken; denn meine Republik muß von sich selbst gehen, wenn sie einmal aufgezogen ist, oder ich wollte keine faule Mispel um sie geben.

Soldaten? — Meine Leute sollen glücklich seyn, ohne es zu scheinen. Man soll es nicht der Mühe werth halten, sie

anzufallen; und vor bloßen Räubern fürchten sie sich nicht. Es sind starke nervige Gesellen, welche die Keule so gut zu führen wissen, als ihr einen Luftfächer; sie sollen euch gewiß die Lust, ihre Weiber und Töchter zu entführen, beim ersten Versuche vergehen machen!

Baumeister? — Paläste, Tempel, Amphitheater werden wir nicht nöthig haben; und um uns von gutem Holze kleine saubere Häuschen zu bauen, wenn Jahrszeit und Witterung uns die freie Luft verbieten, dazu brauchen wir keine Baumeister.

Wir werden uns mit dem begnügen lassen, was die Natur auf unsrer Insel wachsen läßt, und das werden wir Alles für uns selbst brauchen. Wir haben also nichts zu handeln, noch zu tauschen; eure Seefahrer und Negocianten können nur weiter reisen; bei uns ist nichts zu thun.

Eure Wollen- und Seidenfabricanten sollten wir auch entbehren können. — Ich werde dafür sorgen, daß in den Wäldern unsrer Insel der Bären, Wölfe, Lüchse und Füchse so viel seyn sollen, als meine Leute zu ihrer Winterkleidung vonnöthen haben; und für Sommerkleider will ich die ganze südliche Seite mit Wollenbäumen bedecken. Unsre Weiber und Mädchen sollen die Wolle selbst sammeln, spinnen, weben, auch färben, wenn sie wollen, und sich artige, niedliche Gewänder daraus machen; denn sie sind so gern geputzt, als die eurigen.

„Und warum Gewänder?" wird ein Gymnosophist fragen.

Erstlich, weil Luft und Sonne den Rosen und Lilien ihrer Haut schädlich seyn würden; und dann, weil ich nicht

für gut finde, daß sich die Augen meiner Knaben und Jünglinge mit den Schönheiten ihrer Liebsten so gemein machen sollen, um sie vom ersten Anblick auswendig zu wissen.

Den ganzen Zug der üppigen Künste, die eurer Prachtliebe und Weichlichkeit dienen, weiß ich zu nichts zu gebrauchen. Ich denke sogar, daß wir euch eure Maler und Bildhauer lassen werden. Ich thu' es ungern; aber die Furcht, daß es einem von ihnen etwan einfallen könnte, seinem Bildchen eine Capelle zu bauen und sich selbst zum Priester davon zu weihen, überwiegt alle meine Liebe zu diesen Künsten. Im Grunde kann ich ihrer auch sehr wohl entbehren. Findet einer von meinen Jünglingen seine Geliebte so schön, daß er ihre Gestalt verewiget zu sehen wünscht: — so mag ihm Amor helfen, eine lebendige Copie von ihr zu machen; sie wird allemal schöner und dauerhafter seyn, als das schönste Bild, das ein Lysippus oder Apelles von ihr machen könute.

Eure Köche, Pastetenbäcker, Näschereienkrämer, Parfumierer u. s. f. — weg damit! Die Natur soll meinen Leuten entweder selbst kochen oder sie kochen lehren. — Ihr Naschwerk soll ihnen auf Bäumen und Stauden wachsen; — und meine Weibsleute sollen die reinlichsten, niedlichsten und wohlriechendsten Dinge von der Welt seyn, ohne was Anderes dazu nöthig zu haben, als frisches Brunnenwasser, einen Strauß am Busen und Rosenblätter auf ihre Matratzen oder auf den weichen Grasboden, wo ich euch, unter gewissen Bedingungen, erlauben werde, sie im Schlaf zu überraschen.

Eure Sophisten, Geschichtschreiber, Dichter u. s. w. — sie werden mir vergeben; aber ich weiß nichts mit ihnen anzufangen. Die Hälfte von ihrer Gelehrsamkeit wäre genug, meine Colonisten unwiederbringlich um ihr Bißchen Mutterwitz zu bringen. — Zu Dichtern soll sie die Liebe oder die Freude machen. Aus euren Geschichtschreibern würden sie nur Laster kennen lernen, die sie nicht kennen sollen, oder Tugenden, die ihnen zu nichts nütze wären. Von Philosophie brauchen sie keine andere, als die Philosophie des Diogenes, — und diese sollen sie von ihren Müttern und Ammen lernen! — Also, Gott befohlen, meine Herren.

Schauspieler, Mimen, Tänzer, und was unter diese Rubrik gehört; — es mögen in Republiken, wie die eurigen sind, ganz brauchbare Leute seyn! Sie machen das Volk seines Leides vergessen und desto besser für die Regenten! Aber bei uns taugten sie nichts. — Tanzen soll meine Jugend von der Fröhlichkeit lernen. Laßt ihnen noch was dazu auf einer ländlichen Pfeife aufspielen, um sie im Tact zu erhalten, so wette ich, was ihr wollt, ihr werdet selbst kommen und ihnen ihre kunstlosen Tänze ablernen. Ihr werdet sie auf euren Tanzsälen nachmachen wollen: aber die herzliche Freude, welche die Seele davon ist, werdet ihr nicht nachahmen können; die muß man fühlen; und um sie in ihrer ganzen Lauterkeit zu fühlen, müßtet ihr Einwohner meiner Insel seyn. — Mimen würden sich einem so einfältigen Volk, als das meinige ist, nicht verständlich machen können; und Schauspieler, was wollten sie uns aufführen? — Tragödien? — Warum sollte ich die schönen hellen Augen meiner jungen

Weiber ohne Noth in erkünstelten Thränen baden? — Komödien? — Wir werden nicht mehr Narrheit unter uns haben, als so viel man schlechterdings braucht, um weder gar zu dumm, noch gar zu weise zu seyn; und das ist nicht Narrheit genug, um Fratzenbilder hervorzubringen, die ein Parterre wiehern machen. — Kurz, wir wollen schon Mittel finden, uns die Zeit zu vertreiben; behaltet immer eure Zeitvertreiber für euch selbst! Und zu dem, womit wollten wir sie bezahlen?

„Aber Aerzte muß man doch haben?" — Schlimm genug, wenn ihr sie haben müßt! — Ich ehre die Hippokraten; sie sollen willkommen seyn, wenn sie zu uns kommen wollen; aber zu thun werden sie wenig finden. — Die Luft auf unsrer Insel ist eine gesunde Luft; und bei der einfältigen Lebensart, die wir führen, bei der Mäßigkeit unsrer Tafel, bei der Heiterkeit unsers Gemüths, ohne Sorgen, ohne Kummer, ohne Ehrgeiz, ohne andere als wohlthätige Leidenschaften und ergetzende Phantasien, die uns in einem angenehmen Gefühl unsers Daseyns erhalten, wozu sollten wir Aerzte bedürfen? — Wir wollen euch zu uns bitten, meine Herren, sobald wir einer gar zu einförmigen Gesundheit überdrüssig sind.

Den ganzen übrigen Troß der Leute, welche von der Behendigkeit ihrer Hände oder der Geschmeidigkeit ihrer Zunge oder der Beweglichkeit ihrer Hüften oder der Gefälligkeit gegen eure Leidenschaften, Absichten und Launen leben, — wollte Gott, daß ihr Mittel fändet, eure Staaten von diesem Auskehricht zu reinigen! Es gibt allenfalls noch eine Menge

unbewohnter Inseln, wohin ihr sie verpflanzen könnet. — Die unsrige ist schon besetzt.

4.

Sie ist gerade so, wie sie Aristoteles haben will: nicht zu kalt und nicht zu warm, ihre Luft rein und gelinde, ihr Erdreich fruchtbar, ihre Wälder voll Wild, ihre Gehölze voll Lerchen, Nachtigallen und Distelfinken, ihre Flüsse und Bäche voll Fische, ihre Anger und Thäler mit Heerden und ihre Felder mit Reiß und Weizen bedeckt.

Ihr sehet, daß ich Vorrath auf viele Jahrhunderte habe, wenn sich meine Leute nur eine kleine Mühe geben wollen, den Reichthum zu erhalten, in den ich sie einsetze.

Weil es mich nur einen Schlag mit einer Ruthe kostet, so habe ich ihnen die Hütten bauen lassen, worin sie künftig wohnen sollen.

Sie sind alle von gutem Cedernholze gebaut, mit Palmblättern bedeckt, geräumig, gleichförmig, ungekünstelt und durch den ganzen bewohnbaren Theil meiner Insel (meistens plattes Land) in gleicher Entfernung zerstreut. Ich habe ihrer ungefähr sechzigtausend bauen lassen; wenn wir künftig mehr gebrauchen, oder wenn die alten baufällig geworden sind, so mögen meine Insulaner selbst für neue sorgen.

„Das ist bald gesagt: — aber dazu werden sie Aexte und Sägen vonnöthen haben; denn mit den Zähnen, wie die Biber, werden sie ihre Bäume schwerlich zu Balken und Bretern nagen; und um Aexte und Sägen zu haben, müssen sie

Eisengruben, Schmelzhütten und Eisenhämmer haben; und um diese zu haben, müssen sie —“

Der Henker hole Alles, was sie haben müßten! Das würde mir meine ganze Republik zu Grunde richten. Sie sollen in Lehmhütten wohnen!

Aber das wäre zu unreinlich, und meine Leute sollen keine schmutzige Leute seyn.

Also in Höhlen und Grotten! — Aber dazu werden wir nicht Felsen genug auf der Insel haben, wenn sie auch alle in lauter Grotten ausgehauen wären; und Städte kann ich aus gewissen Ursachen schlechterdings nicht bauen lassen.

Ich weiß mir nicht zu helfen; — anders nicht, als daß ich sie ein für alle Mal mit Aexten, Beilen und Sägen versehe und dafür sorge, daß wenigstens alle zwanzig Jahre ein Schiff mit dergleichen Werkzeug — an ihrer Küste scheitern muß.

Hab' ich mir nicht gerade solcher Fälle wegen eine Zauberruthe ausbedungen?

5.

Nun ist es Zeit, daß ich meine Colonie in ihre neue Wohnung einführe.

Ich habe sie, kraft meines magischen Stabes, die ersten achtzehn Jahre ihres Lebens wegschlummern lassen; und nun erwachen sie sämmtlich, Jünglinge und Mädchen, auf einmal mit dem Wuchs, der Stärke und vollen Blüthe des achtzehnten Jahres, reif zu jedem süßen Gefühl ihres Daserns und zu dem ganzen kleinen Kreise angenehmer Verrichtungen, in welchen die Natur ihre Thätigkeit einschränkt.

O Amor und du, freundliche Venus, Alles vermehrende Gottheit, — euch ruf' ich jetzt für meine Kinder an! Euch kommt es zu, den süßen und mächtigen Trieb, der, indem ich sie einander entgegenführe, zum ersten Mal in ihrer Brust klopfen wird, zu entwickeln und, was ohne euch ein bloßes Spiel der Fibern wäre, zu Liebe und zärtlicher Empfindung zu bilden.

Man denke nicht, daß ich hier einen Gott aus der Maschine hervorrufe; ich habe des höhern Beistandes, den ich erbitte, mehr als zu sehr vonnöthen. Es ist keine so geringe Sache, hundert und dreißig tausend Leute von achtzehn Jahren auf ihr ganzes Leben glücklich zu machen. Wie es nur darum zu thun war, sie machen zu lassen, dazu hatte ich nichts als den Instinct vonnöthen; sie geriethen nur desto besser. Aber nun, da sie gemacht sind, sie auch glücklich zu machen oder vielmehr, weil die Natur so ziemlich dafür gesorgt hat, zu verhindern, daß sie nicht aus Unverstand und Unerfahrenheit sich selbst unglücklich machen, — das ist der Punkt!

Ich wünschte, meine Zauberkunst möchte sich so weit erstrecken, daß ich eine andre Art, ihr Leben und ihre Gattung zu erhalten, für sie ausfindig machen könnte, als die gewöhnliche. Denn, Alles ohne Vorurtheile überlegt, ist doch nicht zu leugnen, daß das Bedürfniß des Essens und Trinkens und ein gewisses anderes, welches sich gemeiniglich anmeldet, wenn ihr wohl gegessen und getrunken habt, — die wahren Quellen der meisten Uebel unter den Sterblichen sind. Lange schon vor der schönen Helene gab ein Ding, das ich nicht bei

seinem rechten Namen nennen darf, Anlaß zu tausend verderblichen Unordnungen; und wie wenig eigennützige und gewinnsüchtige Laster blieben übrig, wenn wir — von Luft und Sonnenstrahlen leben könnten!

Allein das ist nun nicht zu ändern! Meine armen Pflegekinder, hier nützt euch mein guter Wille nichts; ihr müßt euch nähren und begatten, wie alle andere Erdenbewohner auch. Alles, was ich thun kann, ist die Natur für euch zu fragen, wie sie haben wolle, daß ihr das Eine und das Andere thun sollet. Denn so unverschämt bin ich nicht, daß ich mir einbilden sollte, es besser zu wissen — als die Natur.

Fangen wir immer beim Begatten an; es ist wirklich der angelegenste Punkt: denn meine Jünglinge und Mädchen sitzen in diesem Augenblicke alle unter den Bäumen vor ihren Wohnungen durch die ganze Insel zerstreut und werden von meinen dienstbaren Geister mit einer frugalen Mahlzeit von Reiß und Früchten bewirthet, worin künftig ihre gewöhnliche Nahrung bestehen wird. Nach der Tafel werden sie zum Tanzen aufstehen, — und bis dahin muß dieser Theil unsrer Gesetzgebung ins Reine gebracht seyn. Die Sache leidet keinen Aufschub.

Plato hält die Gemeinschaft der Weiber für das unfehlbarste Mittel, sie unschädlich zu machen. Das mag in seiner Republik gut seyn, die aus lauter Ideen zusammengesetzt ist und lauter Ideen zum Endzweck hat! — In der meinigen, wo Alles natürlich zugehen soll, würde diese Methode nicht gut thun. Die Bevölkerung meiner Insel würde darunter leiden; unsre Kinder würden in jedem Manne ihren Vater

suchen und ihn eben deßwegen nirgends finden, weil es ein jeder Anderer eben so gut seyn könnte, als dieser oder jener. Die Liebe, aus welcher die Natur, wie mir däucht, eine Quelle von Glückseligkeit für uns machen wollte, würde bloß auf Bedürfniß und thierischen Instinct herabgewürdigt. — Kurz, ich begreife nicht, wie meine Leute bei dieser Einrichtung so glücklich seyn könnten, als ich sie gern machen möchte.

„Aber, sagte Plato, durch welches andre Mittel willst du den unzähligen Unordnungen vorbeugen, denen du durch Einführung des Eigenthums unter beiden Geschlechtern tausend Pforten öffnest? — Und siehst du nicht, daß, indem du deine Menschen in kleine Familien absonderst, dein Staat in unzählige besondere Gesellschaften zerstückelt wird, deren jede ein näheres Interesse hat, als das allgemeine?"

Das sehe ich, göttlicher Plato, — so wie ich sehe, daß du allen den Unordnungen, die dir so fürchterlich vorkommen, dadurch abhilfst, daß du die Namen der Dinge umtauschest und die äußerste Unordnung in deiner Republik zur Ordnung machst; — und wie ich sehe, daß du, um das allgemeine Interesse deines idealischen Staates zu befördern, alle die Empfindungen vernichtest, wodurch das allgemeine Beste für einen jeden Einzelnen interessant wird, oder, kurz zu sagen, wofür ein allgemeines Interesse sich denken läßt.

Ich kann nichts dafür, daß die Natur so viele Oeffnungen und Ritzen am Menschen gelassen hat, durch welche sich Irrthum und Verderbniß einschleichen kann.

Aber bei Allem dem will ich mich zu einem Priester der Mutter Berecynthia machen lassen, wenn das nämliche

wunderliche Ding, wovon ich sagte, auf meiner Insel nicht tausendmal weniger schlimme Händel veranlassen soll, als auf allen euren Inseln, Halbinseln und festen Ländern der ganzen Welt.

Ich habe ungefähr sechzig tausend Knaben und zehen tausend Mädchen mehr als Knaben, — die ich wahrlich nicht der Diana zu weihen gedenke! — Wie? Ich sollte zehn tausend schöne, frische, vom gesundesten Blute strotzende Mädchen brach liegen lassen? — Nicht eine einzige, so wahr ich Diogenes, meiner Mutter Sohn, bin!

Nun ist kein ander Mittel, als entweder für diese zehn tausend Mädchen eben so viel neue Jünglinge machen zu lassen; — und das ist mir jetzt gerade nicht gelegen: oder, sie unter alle sechzig tausend zu vertheilen; und das wäre wider meinen Antiplatonismus; oder —

Dacht' ich's nicht? — Sie sind des Tanzens bald müde geworden; Paar und Paar oder drei und drei, wie die Grazien, haben sie sich in die anmuthigen Gebüsche geschlichen, womit ich ihre Wohnungen wie mit Kränzen durchflochten habe. — Nun kann ich mir die Müh ersparen, auf Auswege zu denken! Amor und seine Mutter würden meiner spotten, und es ginge doch weder besser noch schlimmer, als sie es haben wollen. Lieber will ich mir's gutwillig gefallen lassen.

Alles, o ihr holde Götter der Liebe, sey demnach eurem Einfluß überlassen! Stiftet an diesem Abend, dem Einweihungsfeste meiner Republik, so viele Bündnisse, als ihr wollt und könnt. Weder das blinde Loos, noch ein fremder Befehl, dem das Herz sich selten unterwirft, soll der Ehestifter bei

meinen Pflegekindern seyn. Ich begebe mich, für jetzt und allezeit, aller Willkür, die ich mir, unter welchem Vorwand es sey, über sie anmaßen könnte. Amor allein hat das Recht über ihre Herzen zu gebieten. Ich denke, er wird meine zehn tausend Mädchen nicht vergessen. Kann er zehn tausend von ihren Schwestern überreden, sich mit eben so viel Jünglingen in Güte zu vertragen, wer hat was dawider einzuwenden? —

„Aber werden die übrigen fünfzig tausend Jünglinge nicht eifersüchtig werden?" — Nein, wenn jeder seine Schöne so lieb hat, als ich einst meine Glycerion.

„Aber wenn das nun nicht wäre?" —

So mögen sie selbst zusehen! Ich kann nicht für Alles Rath schaffen.

6.

Wenn sich doch eure Könige und Fürsten vorstellen könnten, wie angenehm es ist, eine Menge von Leuten glücklich zu machen! In meinem Leben hat mir nichts ein so vollkommnes Vergnügen gemacht, als die Vorstellung, hundert und dreißig tausend liebenswürdige junge Geschöpfe wenigstens auf vier und zwanzig Stunden glücklich gemacht zu haben.

Meine Ehegesetze sind nun in Ordnung gebracht; in zwanzig Jahren hoff' ich meine Insel ziemlich bevölkert zu sehen.

Ob es eine ewige Liebe gibt? — Das weiß ich nicht. So viel ist gewiß, daß es unbesonnen wäre, einander ewige

Liebe zu schwören, so geneigt man mit sechzehn Jahren dazu ist; aber ewige Liebe schwören müssen — Nein, meine Kinder, ich will euch keinen Anlaß geben, einander desto eher überdrüssig zu werden!

Wem die Freiheit, die ich meinen Insulanern lasse, anstößig ist, der muß (denk' ich) gewohnt seyn, die Welt mit dem halben Durchmesser des kleinen Kreises zu messen, den er um sich selbst und den Ort, wo er etwas zu bedeuten hat, eine oder zwei Stunden scheibenweise herumzieht. Es ist nichts alberner, als Alles lächerlich oder ärgerlich finden, was anders ist, als bei uns. Im Grunde läuft doch der ganze Unterschied darauf hinaus, daß ihr euch die Freiheiten selbst nehmt, die ich meinen Unterthanen lasse, weil ich nicht gern Gesetze gebe, bloß damit ich fein viel zu dispensiren und zu strafen bekomme.

Ich sehe nicht, warum die Ehen in meiner Insel nicht dauerhaft seyn sollten. Ehrgeiz, Interesse, Unverträglichkeit der Gemüther, tödtliche Feindschaft, Unvermögen, oder wie die andern Ursachen eurer Ehescheidungen heißen, finden bei uns nicht Statt. — Doch erlaube ich meinen Leuten, in gewissen Umständen einen Tausch zu treffen, insofern es mit gutem Willen der sämmtlichen Interessenten geschieht.

Diejenigen, welche, ohne jemals zu tauschen, vierzig Jahre mit einander gelebt haben, werden öffentlich mit einem Kranze von Jasmin und Myrten gekrönt und erhalten dadurch das Recht, bei allen Festen mit einem solchen Kranz um die Stirne oben an zu sitzen und bei den Versammlungen zuerst ihre Meinung zu sagen.

Eine Schöne — (häßliche gibt es überhaupt in meiner Insel nicht) welche überzeugt werden kann, zwei Liebhaber zugleich zu begünstigen, wird verurtheilt, drei Monate lang bei allen Festen und öffentlichen Lustbarkeiten mit sechs Daumen hohen spitzigen Schuhen und einem achtzehn Daumen hoch aufgethürmten Aufsatz von Ziegenhaaren zu erscheinen. — Eine Strafe, die in den Augen meiner Insulanerinnen so entsetzlich ist, daß es auf dem ganzen Erdboden — keine behutsamere Geschöpfe gibt, als sie.

Uebrigens ist auf meiner Insel nicht erlaubt, sich in fremde Liebesangelegenheiten einzumischen. Der oder diejenige, welche sich beigehen ließen, einem zärtlichen Paar in eine Grotte nachzuschleichen oder einem Manne zu verrathen, daß man seine Frau mit einem andern hinter einem Rosenstrauche habe sitzen sehen, wird ohne die mindeste Nachsicht in einen Nachen gesetzt und mit einem guten frischen Landwinde, unter höflicher Empfehlung an die Tritonen und Neriden, ins hohe Meer abgeschickt. Eine einzige solche übelthätige Creatur würde hinlänglich seyn, den Samen der Zwietracht in meiner ganzen Insel auszusäen.

Ihr werdet mir einwenden, daß es bei so gestalten Sachen unmöglich sey, eine Schöne jemals zu überweisen, daß sie zwei Männer zugleich begünstige.

Schwer ist es, ich gesteh' es, aber nicht unmöglich. Denn es würde unmöglich gewesen seyn, von dem Gesetze, dessen ich eben erwähnte, den Mann oder die Frau nicht auszunehmen, welche selbst unmittelbar bei einem solchen Fall interessirt wären. Gesetzt, ich sehe meine eigene Frau mit einem

Andern die Einsamkeit suchen, so ist mir (falls ich unhöflich genug wäre, sie zu überraschen) nicht nur erlaubt sie zur Strafe der spitzigen Schuhe und der Pyramide von Ziegenhaaren zu ziehen: sondern ich bin auch berechtigt, ihren Liebhaber anzuhalten, mir, wofern ich anders Lust zum Tausche habe, seine Frau gegen die meinige abzutreten.

Indessen versichern mich meine Geister, welche die Gabe haben, die Begebenheiten der moralischen Welt auf etliche Jahrhunderte hinein so genau auszurechnen, als unsre Sternseher die Sonnenfinsternisse, — daß dieser Fall sich in den ersten fünf und zwanzig Jahren meiner Republik kaum fünf oder sechs Mal ereignen werde; welches (denke ich) fünf oder sechs tausend Mal weniger ist, als in jedem andern Staate (eine gleiche Anzahl von Einwohnern vorausgesetzt) in einem einzigen Monat geschehen könnte.

Amor (für den ich übrigens alle Ehrfurcht hege, die ich ihm schuldig bin) wird mir verzeihen, wenn ich sage, daß er seiner Natur nach ein loser Vogel ist, der sich's schlechterdings nicht wehren läßt, von Zeit zu Zeit eine kleine Schelmerei zu begehen. Ich kann ihn nicht anders machen; und ich fordre alle eure Gesetzgeber und Sittenlehrer heraus, ihn anders zu machen, wenn sie können.

Was blieb mir also übrig, als ihm entweder die Flügel gar abzuschneiden, — und wenn ihr euch dazu entschließen könnt, so schneidet ihm eben so wohl auch alles Andre ab, was sich abschneiden läßt, — oder die Behutsamkeit unter meinem Volke zu einer der vornehmsten Tugenden zu

machen; wie sie es auch in der That ist, ihr möchtet leben, wo und in welchen Umständen ihr wolltet.

Das Wort Eifersucht habe ich aus den drei hundert und fünf und sechzig Wörtern, woraus die Sprache meiner Insel besteht, gänzlich ausgeschlossen. — Hab' ich unrecht daran gethan?

7.

Ich habe um jede Wohnung in meiner neuen Colonie einen kleinen Hain von fruchtbaren Bäumen und Stauden, einen kleinen Garten, ein Feld mit Reiß und ein Wäldchen von Wollenbäumen anlegen lassen.

Jede kleine Familie hat Platz genug zum Anbau; je mehr sie sich verstärkt, je mehr Hände zum Arbeiten.

Die Männer bestellen ihr Feld und ihren Garten oder fischen oder jagen in den gemeinschaftlichen Wäldern; die Jünglinge und Mädchen hüten und besorgen, so lange sie in den Schäferjahren sind, die Heerden; und die Frauen beschäftigen sich mit dem Innern der Haushaltung; sie pflegen den Garten, sie bereiten die Mahlzeit zu, und die Baumwolle gewinnt unter ihren schönen Händen alle die mannigfaltigen Gestalten, worin sie geschickt wird, ihnen den Mangel aller persischen und indischen Manufacturen zu ersetzen.

Bei allen diesen Arbeiten, welche nicht mehr sind, als meine Leute bedürfen, um mit besserm Appetit zu essen und desto süßer zu schlafen, bleibt ihnen noch Zeit genug zu den Vergnügungen, in welchen eigentlich der Genuß des Lebens besteht.

Der Vater behält Zeit genug, mit seinen Kindern zu tändeln und tändelnd seinen Knaben den Bogen gebrauchen oder sein Frühstück mit dem Wurfpfeil verdienen zu lehren; indeß die jungen Töchter von der schönen Mutter den Gesang der Nachtigall nachahmen oder die Lieder irgend eines dichterischen Schäfers auf der Cither begleiten lernen.

Des Abends versammeln sich gewöhnlich etliche benachbarte Familien unter den Bäumen einer anmuthigen Gegend; Gesang und Scherz verkürzt die geselligen Stunden; sie sehen den Spielen ihrer Kinder zu und erinnern sich dabei des süßen Traumes ihrer eigenen Kindheit.

Ich gestehe, daß ich viel auf Müßiggang und Ergetzlichkeiten halte. Arbeit ist ein Mittel zum Zweck unsers Daseyns; aber sie ist nicht der Zweck selbst.

Meine guten Pflegekinder! ihr habt, wenn ich die Zeit, die ihr verschlaft, abrechne, höchstens vierzig oder fünfzig Sonnenjahre zu leben! und ich sollte nicht Alles in der Welt anwenden, damit ihr eures Daseyns froh würdet?

Der Stiftungstag meiner Republik, der Anfang jeder Jahrszeit und jedes Monats und die Ernte und Weinlese sind öffentliche Feste, wo der Geist einer allgemeinen Fröhlichkeit durch meine ganze Insel weht.

Diese Feste sind das vornehmste Mittel, wodurch ich Eintracht, Geselligkeit und allgemeines Wohlwollen unter meinem Volke erhalte. Es sind eigentlich die Tage, wonach sie ihr Leben messen. Ich habe schon dreizehn Rosenfeste erlebt, sagt ein Mädchen, wenn sie sagen will, daß sie dreizehn Jahr alt sey. — Es sind die Tage, auf die man sich an allen

übrigen freuet, und mit deren Erwartung man sich zum Fleiß ermuntert. Die Mädchen und Frauen arbeiten emsiger, um am nächsten Feste in einem niedlichern Anzug zu erscheinen, und die Männer beeifern sich, für einen hinlänglichen Vorrath zu sorgen, um sich nach ihrer einfältigen Art mit ihren Nachbarn gütlich thun zu können.

Ueberhaupt getraue ich mir zu sagen, daß schwerlich noch ein andres Land in der Welt ist, wo man die Glückseligkeit, unter einem Baume zu liegen und von Nichtsthun auszuruhen, in einem höhern Grad genösse; oder wo an festlichen Tagen die Freude geselliger, sympathetischer, allgemeiner und dabei unschuldiger und sittsamer wäre, als in meiner Insel. Mein Volk ist eine gutherzige, muntre, jovialische Art von Geschöpfen, die sich mit einander freuen, daß sie da sind, und keinen Begriff davon haben, wie man es machen müßte, um einander das Leben zu verbittern, oder warum man es thun sollte. Ich habe ihnen alle Gelegenheit benommen, auf so unnatürliche Gedanken zu kommen.

In der vollkommnen Ueberzeugung, daß jeder Schritt, der sich von der Einfalt und Genügsamkeit der Natur entfernte, sie von der Glückseligkeit entfernen würde, — hab' ich Alles angewandt, um ihnen den Verlust dieser wohlthätigen Einfalt unmöglich zu machen.

Der Erfinder eines neuen Tanzes, eines neuen Liedchens, einer neuen Melodie wird durch das Vergnügen belohnt, das er seinen Gespielen (so nennen sich meine Insulaner unter einander) damit macht. Aber der Erfinder jeder andern Neuigkeit oder Neuerung, welche auf

eine vermeinte Verbesserung ihrer Lebensart, ihrer Art, zu wohnen, zu essen, zu schlafen, sich zu kleiden, oder ihrer Arbeiten, ihrer Sitten und der Einförmigkeit in Allem diesem abzielte, würde sich eben so, wie ein Störer der ehelichen Ruhe, die Belohnung zuziehen, in einen Nachen gesetzt und auf ewig in den weiten Ocean verwiesen zu werden.

Das Schöne und Gute fließt in einer einzigen sanften Wellenlinie zwischen unzähligen Abweichungen fort: es ist seiner Natur nach einförmig; wenn man es einmal besitzt, so geht jede Veränderung — ins Schlimmere, eure Sophisten mögen sagen, was sie wollen.

Um sie vollkommen zu überweisen, laßt mir nur einen einzigen jungen Athener kommen und seht, was er in acht Tagen aus meiner armen Republik gemacht haben wird.

In rauschendem Purpurgewande, mit Silberblumen durchwirkt, schwimmt mein artiger junger Herr daher, von arabischen Oelen und Essenzen düftend, zierlich gelockt, zierlich beschuht, kurz, um und um schimmernd wie Phöbus Apollo, wenn ihm die Stunden die goldne Pforte des Morgens öffnen. — Was für Ausrufungen er macht, indem er meine Schönen in ihrem einfältigen Putz von selbstgesponnener Wolle sieht, die Haare kunstlos mit Blumen durchflochten, ohne Ohrengehänge, ohne Ringe, ohne Blumen von bunten Edelsteinen in den Locken! Was für Ausrufungen beim Eintritt in ihre Hütten, bei ihren Mahlzeiten, bei ihren Festen, bei ihren Tänzen! — „Götter, wie reizend würden diese Mädchen seyn, wenn die Erziehung ihrer glücklichen Anlage zu Hülfe käme! Wie Schade, daß so liebenswürdige

Geschöpfe eine so elende Lebensart führen sollen!" — — Wir sind glücklich, junger Fremder! — „Glücklich nennt ihr das? — Arme Geschöpfe! ich bedaure eure Unwissenheit." — Und nun beschäftigt er sich, sie aus dieser Unwissenheit zu ziehen, von welcher wirklich ihre Glückseligkeit abhing. Es wird ihnen schwer, ihn zu verstehen. Aber, was er ihnen nicht beschreiben kann, das zeigt er vor; sein Putz, sein Geschmeide, sein Gold, ein ganzer Hausrath von hundert kleinen artigen Geräthschaften, die er bei sich trägt, und wovon sie den Gebrauch ewig nicht errathen hätten. — Dieß macht Eindruck; man fängt an zu merken, daß man unwissend, arm, einfältig ist. Tausend neue Begierden steigen in den betrogenen Seelen auf und stören den ruhigen Schlummer ihrer noch unentwickelten Fähigkeiten. Mein gefälliger Verführer bedient sich der unglücklichen Anlage, die er ihnen zu geben angefangen hat. Er läßt sich einen Palast unter ihnen bauen, er gibt ihnen Gold, Künste, Wissenschaften, Gewerbe, — er macht sie auf etliche Tage glücklich; sie sehen ihn für eine wohlthätige Gottheit an, und was kann ihre Dankbarkeit weniger thun, als sich ihm zu Sklaven zu ergeben?

Was wird die Folge davon seyn?

In weniger als zwanzig Jahren wimmelt es in meiner Insel von Handwerkern, Künstlern, Handelsleuten, Seefahrern, Staatsmännern, Priestern, Soldaten, Richtern, Advocaten, Finanzpächtern, Aerzten, Philosophen, Dichtern, Komödianten, Mimen, Gauklern, Taschenspielern, Beutelschneidern, Kupplern, Spitzbuben und — Bettlern, so gut als bei den isthmischen Spielen. Der wohlthätige Athener! Sein

Geschenk war die Büchse der Pandora. Wir gaben ihm unsre Freiheit, unsre Ruhe, unsre Gesundheit, unsre sorglose Fröhlichkeit, unsern glücklichen Müßiggang; und er gab uns dafür Bedürfnisse, Leidenschaften, Thorheiten, Laster, Krankheiten, Sorgen, Kummer, hohle Augen und eingefallne Wangen. — Wie glücklich hat er die Republik des Diogenes umgeschaffen! Seine Insel ist nun, Dank sey euren Künsten und Wissenschaften, was alle eure Inseln sind!

Das war es eben, was ich euch beweisen wollte.

8.

Ich habe euch schon so viel von meiner Denkungsart merken lassen, daß es beinahe unnöthig ist, von der Staatsverfassung meiner Republik zu sprechen. Sie ist sehr einfach; ihre Erfindung hat mich keine halbe Stunde Zeit gekostet.

Den Unterschied ausgenommen, den die Natur selbst macht, sind alle meine Leute einander gleich; — und sie ersuchen den Aristoteles durch mich, nicht übel zu nehmen, daß sie den Satz: „der Stärkere sey der natürliche Herr der Schwächern," für einen der garstigen Sätze halten, die jemals von dem Gehirn eines Philosophen abgegangen sind.

Der Stärkere ist der natürliche Beschützer des Schwächern, das ist Alles. Seine Stärke gibt ihm kein Recht, sie legt ihm nur eine Pflicht auf.

Bei der ungekünstelten ländlichen Lebensart meiner Insulaner, bei ihren wenigen Bedürfnissen, bei der Vorsicht, die ich gebraucht habe, einer gar zu engen Vereinigung unter ihnen vorzubauen, bei dem gerechten Vertrauen, welches ich

in die Güte der Natur setze, und bei den wenigen Gesetzen, die ich ihnen eben darum zu geben nöthig befunden habe, — begreif' ich nicht, warum ich einen so großen Grad von Verderbniß bei ihnen besorgen sollte, daß ich bewogen werden könnte, ihnen im voraus eine künstliche Polizei zu geben.

Sollten sich, wider besseres Verhoffen, kleine Zwistigkeiten unter meinem Völkchen entspinnen; oder sollte Jemand, es sey nun aus Muthwillen oder Eifersucht oder böser Laune, sich so sehr vergessen, einem Andern zu thun, was er nicht haben wollte, daß man ihm thäte: so wird es so schwer nicht seyn, ohne Advocaten und Richter, ohne erste, zweite und dritte Instanz, Alles gar bald wieder in den alten Stand zu setzen.

Gemeiniglich ist der Handel so unerheblich, daß er, mit etwas Geduld auf der einen Seite und mit einer kleinen Wiederkehr zu sich selbst auf der andern, leichtlich beigelegt werden kann.

Im Nothfall werden ein paar Nachbarn zu Schiedsrichtern erbeten, und man unterwirft sich ihrem Ausspruch ohne Widerspenstigkeit.

Gewaltthaten sind unter einem so sanften Volk, als das meinige, nicht zu besorgen; und allenfalls verlasse ich mich darauf, daß die Empfindung des gemeinschaftlichen Besten, auf den ersten Ruf, so viele Arme bewaffnen würde, als nöthig wäre, dem Unterdrückten gegen den Unterdrücker beizustehen.

Ueberhaupt hat ein Volk, das durch Sitten regiert wird, keine Gesetze vonnöthen, so lang es seine Sitten bewährt.

Und haben meine Insulaner einst die ihrigen verloren, so — sey ihnen der Himmel gnädig! Die Noth wird sie alsdann so gut Gesetze machen lehren, als Plato und Aristoteles; aber was sind Gesetze ohne Sitten?

9.

Weil kein Volk ohne Religion Sitten haben kann, so hab' ich diesen Punkt bei dem meinigen nicht vergessen. Ich habe ihm eine Religion gegeben, die der ungemeinen Einfalt seiner ganzen Verfassung angemessen ist. Sie ist, ohne Ruhm zu melden, freundlich, wohlthätig, friedsam und hat überdieß die besondere Tugend, daß sie sich nicht so leicht abnützt oder verdirbt, als andere, und daß sogar ihr Mißbrauch der Gesellschaft nur in einem sehr kleinen Grade nachtheilig werden könnte.

Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, nähere Nachrichten von ihr zu geben, wenn ich nicht besorgen müßte, aus gewissen Ursachen alle Priester der Götter Jupiter, Mars, Apollo, Mercur, Vulcan und Neptun, und der Göttinnen Juno, Cybele, Diana und Minerva, unzähliger Gottheiten vom zweiten Rang und der unterirdischen nicht zu gedenken, meiner Republik auf den Hals zu ziehen; eine desto gerechtere Besorgniß, da bekannt ist, daß Diophant, der Priester Jupiters, keiner von meinen Freunden ist.

Solon, ein so weiser Mann, daß ihr ihm unter euren sieben Weisen den ersten Platz gegeben habt, Solon, der Gesetzgeber von Athen, hatte in einem Alter, von welchem man am meisten Gravität zu fordern pflegt, Muth und Laune genug — — — — — — — — —

10.

„Und wie lange, Diogenes, glaubst du denn daß das alberne Ding, das du deine Republik nennst, dauern würde?"

Die nämliche Frage that ich an Alexandern: aber ich beantworte sie nach meiner Manier. Sie wird so lange dauern, bis meine Insulaner — es sey nun von dem vorhin gedachten Athener oder durch irgend einen andern Zufall — mit allen den Vortheilen bekannt gemacht werden, die ihr vor ihnen voraus habt. Die Unwissenheit, die bei euch eines der größten Uebel ist, ist bei meinem Volke die Grundlage seiner Glückseligkeit.

„Aber sollte es denn nicht möglich seyn (sagt ihr), Witz und Geschmack, Bequemlichkeit, Pracht, Ueberfluß und alle Vortheile der Ueppigkeit mit Ordnung und Sitten, mit allgemeiner Tugend und allgemeiner Glückseligkeit zu vereinigen?"

Nichts leichter — in einem Staate, der, wie die Republik des Diogenes, eine — bloße Chimäre seyn soll.

Ich wünschte, daß Alexander von Macedonien oder der König von Babylon oder der erste beste König, der euch beifällt, die Gnade haben wollte, meine Meinung durch eine Probe zu widerlegen. — Nun! wer weiß, was in tausend oder zwei tausend Jahren geschehen kann!

Das gestehe ich, daß für einen Zuschauer, der aus dem Mond oder Jupiter auf unsre Halbkugel herabguckte, die buntscheckige Gestalt derselben, in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit von Einwohnern mit dreieckigen, viereckigen, runden und eiförmigen Köpfen — mit gebogenen, platten

und aufgestülpten Nasen — mit langen oder wolligen, weißen, rothen und schwarzen Haaren — mit weißer, brauner, braungelber, olivenfarbner oder pechschwarzer Haut — von langer, mittelmäßiger oder zwergiger Statur; — gekleidet in Gold- und Silberstoffe, Seide, Purpur, Leinewand, Baumwolle, Schafwolle, Ziegenfelle, Bären- oder Seehundhäute; oder ohne Kleider, mit ihren Schürzen oder Trichtern um die Hüften oder gar ohne Trichter und Schurz; — in Häusern von Marmor, Backsteinen, Holz, Schilfrohr, Lehm oder Kühmist; — mit allen ihren Verschiedenheiten von Lebensart, Sitten, Barbarei, Polizei und Tyrannei; mit allem ihrem Glauben an unzählige Arten von wohlthätigen und übelthätigen Göttern und mit allen ihren Larven von falschen Tugenden und eingebildeten oder erkünstelten Vollkommenheiten vor dem Gesichte: — — ich gestehe, sag' ich, daß dieser Anblick für den Zuschauer aus dem Monde (der weiter nichts dabei zu gewinnen noch zu verlieren hätte), ein viel angenehmeres Schauspiel wäre, als der Anblick eines so einförmigen Volkes, wie meine Insulaner.

Diese Vorstellung könnte uns, durch einen einzigen Schritt vorwärts, auf den Gedanken leiten, daß die Menschen nur dazu gemacht seyen, dem Muthwillen irgend einer mächtigern Art von Geistern zur Kurzweil zu dienen; — aber das ist ein so niederschlagender, gelbsüchtiger, hassenswürdiger Gedanke, daß ich es nicht einen Augenblick ausstehen kann, ihn für möglich zu halten.

Ich bin nichts weniger als ein Verächter eurer Künste und Wissenschaften. Sobald ein Volk einmal dahin gekommen

ist, ihrer vonnöthen zu haben, so kann es nichts Bessers thun, als sie so weit zu treiben, als sie gehen können. Je weiter ihr euch von der ursprünglichen Einfalt der Natur entfernt habt, je zusammengesetzter die Maschine eurer Polizei, je verwickelter eure Interessen, je verdorbener eure Sitten sind: desto mehr habt ihr der Philosophie vonnöthen, eure Gebrechen zu verkleistern, eure streitenden Interessen zu vergleichen, euer alle Augenblicke den Umsturz drohendes Gebäude zu stützen, so gut sie kann und weiß.

Aber dafür gesteht mir auch, daß eben die Philosophie, wenn ihre wohlthätige Wirksamkeit nicht durch eine unzählige Menge entgegen wirkender Ursachen gehemmt würde, euch von Grad zu Grad unvermerkt wieder zu eben dieser ursprünglichen Einfalt zurück führen würde, von der ihr euch verlaufen habt, oder die Wiederherstellung der Gesundheit müßte nicht der Endzweck der Arznei seyn.

In eurem jetzigen Zustande, was thun eure Philosophen, als daß sie euch ohne Aufhören beweisen, daß ihr beinahe über Alles unrichtig denkt, beinahe immer unrecht handelt, und daß in eurer ganzen Verfassung, Polizei und Lebensart beinahe Alles anders seyn sollte, als es ist? — Das heißt den Kranken überzeugen, daß er krank ist. — Ihn gesund zu machen, das wäre der große Punkt! Aber ich wollte wetten, daß es ihnen eben so wenig Ernst ist, euch gesund zu machen, als es euch Ernst ist, gesund zu werden. Ich könnte euch eine sehr gute Ursache sagen, warum ich es glaube; aber man muß nicht Alles sagen, was man weiß.

Ich hoffe demnach, ihr werdet mir — in Erwägung, daß ich nichts dafür kann, wenn mir der Schnee weiß vorkommt — nicht übel nehmen, daß ich unmöglich begreifen kann, wie man mit zehn tausend Bedürfnissen glücklich seyn könne; oder, daß es eine so herrliche Sache sey, als ihr euch einbildet, eine so ungeheure Menge Bedürfnisse zu haben.

Bloß aus dieser Ueberzeugung hab' ich mich verbunden gesehen, den Einwohnern meiner Republik, da ich sie machen konnte, wie ich wollte, so viel Bedürfnisse zu ersparen, als möglich war. Ich hätte keine Nacht ruhig schlafen können, wenn ich mir den Vorwurf hätte machen müssen: Wär' es nicht besser gewesen, sie gar nicht zu machen, als sie unglücklich zu machen?

Zufolge dieser Zärtlichkeit für meine Geschöpfe, und damit ich ihnen, soviel an mir ist, alle Gelegenheit, ihre Vervollkommbarkeit zu entwickeln, abschneide, — kann ich demnach nicht umhin, zu ihrem Besten noch einen Schlag mit meiner Zauberruthe zu thun und die ganze Insel auf immer und ewig — unsichtbar zu machen. Alle Mühe, die sich eure Seefahrer jemals um ihre Entdeckung geben möchten, würde verloren seyn; sie werden sie in Ewigkeit nicht finden!

Das Hexameron

von

Rosenhain.

Vorbericht

eines Ungenannten.

Das Zusammentreffen verschiedener zufälliger Umstände brachte in verwichenem Sommer eine auserlesene Gesellschaft liebenswürdiger und gebildeter Personen beiderlei Geschlechtes auf dem Landsitz des Herrn v. P. im**** zusammen.

Einige von ihnen hatten sich schon zuvor gekannt, andere sahen sich zum ersten Male; man wollte ältere Verhältnisse enger zusammenziehen, auch mocht' es (wiewohl noch mit dem Finger auf dem Munde) darauf abgesehen seyn, neue anzuknüpfen, da unter den Anwesenden einige junge Leute waren, über deren bisher noch freie Herzen Amor und Hymen, jeder mit Vorbehalt seiner besondern Rechte, sich in Güte zu vergleichen nicht ungeneigt schienen.

Daß wir die Leser oder Leserinnen, denen diese Handschrift in die Hände fallen könnte, mit ausführlichen topographischen, malerischen und poetischen Beschreibungen

des Schlosses, der Gärten, des Parks und der übrigen Umgebungen von Rosenhain verschonen, werden sie hoffentlich mit gehörigem Dank erkennen, wiewohl es einem Schriftsteller von Profession vielleicht übel ausgedeutet werden möchte. Wir setzten dadurch ihre Einbildungskraft in volle Freiheit, sich das Alles so prächtig und reich oder so lieblich und romantisch, in griechischem oder gothischem, mohrischem oder sinesischem, in ihrem eigenen oder in gar keinem Geschmack, vorzustellen und auszumalen, wie es ihnen nur immer am gefälligsten seyn mag. Man hat sich an dergleichen Beschreibungen so satt gelesen, daß die Neuheit selbst (wenn anders nach Mistriß Radcliffe und nach Jean Paul noch etwas Neues in dieser Art möglich ist) kaum vermögend wäre, einige Aufmerksamkeit zu erregen. Ueberhaupt dürfte den meisten Erzählern zu rathen seyn, in diesem und ähnlichen Fällen ihren Lesern lieber zu viel als zu wenig Einbildungskraft zuzutrauen.

Eine vermischte, ziemlich zahlreiche Gesellschaft, welche mehrere Wochen auf dem Lande beisammen lebt, hat, außer den gewöhnlichen Vergnügungen des Landlebens, noch manche Maßnehmungen nöthig, um die beschwerlichste aller bösen Feen, die Langeweile, von sich abzuhalten.

Die Gesellschaft, von welcher hier die Rede ist, hatte bereits so ziemlich alle andere Hülfsquellen erschöpft, als eine junge Dame, die wir (weil die wahren Namen hier

nicht zu erwarten sind) Rosalinde nennen wollen, auf den alten, so oft schon nachgeahmten Boccaccischen Einfall kam: daß jedes der Anwesenden, nach dem Beispiel des berühmten Decamerone oder des Heptamerons der Königin von Navarra, der Reihe nach, etwas einer kleinen Novelle oder, in Ermanglung eines Bessern, wenigstens einem Mährchen Aehnliches der Gesellschaft zum Besten geben sollte.

Dieser Vorschlag fand Beifall und Widerspruch. Die Aeltesten und die Jüngsten erklärten sich sogleich ganz entschieden, daß sie, wenn der Vorschlag durchginge, zwar sehr gern geneigte Zuhörer abgeben, aber, im Bewußtseyn ihrer Armuth an den nöthigen Erfordernissen, niemals eine thätige Rolle bei dieser Art von Unterhaltung spielen würden.

Die besagte junge Dame und zwei oder drei andere, welche sogleich auf ihre Seite getreten waren, wollten anfangs eine Weigerung, welche sie einem bloßen Uebermaß von Bescheidenheit zurechneten, um so weniger gelten lassen, da sie selbst, nur im Fall alle Uebrige gleiche Gefahr mit ihnen laufen wollten, Muth genug in sich zu fühlen vorgaben, ihr Bißchen Witz und Laune auf ein so mißliches Spiel zu setzen. Als aber jene, Einwendens ungeachtet, auf ihrer Weigerung so ernsthaft beharrten, daß es unartig gewesen wäre, länger in sie zu drängen, gaben die Uebrigen endlich nach, fanden aber doch nöthig,

sich von der ganzen Gesellschaft einige Punkte auszubedingen, ohne welche sie sich schlechterdings in nichts einlassen könnten.

Eine dieser Bedingungen, worauf der junge Wunibald von P. mit einem beinahe komischen Ernste bestand, und worin er auch von der großen Mehrheit unterstützt wurde, war: daß alle empfindsame Familiengeschichten und alle sogenannte moralische Erzählungen, worin lauter in Personen verwandelte Tugenden und Laster, lauter Menschen aus der Unschuldswelt, lauter Ideale von Güte, Edelmuth, Selbstverleugnung und gränzenloser Wohlthätigkeit aufgeführt werden, ein für allemal ausgeschlossen seyn sollten.

Ich bitte sehr, setzte Herr Wunibald hinzu, mir diese Ausschließung nicht so auszulegen, als ob ich die Dichtungen dieser Art, woran wir, denke ich, reicher sind, als irgend ein Volk in der Welt, nicht nach Verdienst zu schätzen wisse. Gewiß haben auch sie, wie Alles unter der Sonne, ihren Werth und Nutzen; und ich gestehe gern, daß ich (um nur ein Beispiel zu nennen) in den meisten Erzählungen von Starke eine sehr angenehme Unterhaltung gefunden habe. Aber man kann selbst des Besten zu viel bekommen, und immer Unschuld und Wohlthätigkeit und nichts als Unschuld und Wohlthätigkeit geschildert zu sehen, könnte zuletzt auch dem wärmsten Liebhaber von Unschuld und Wohlthätigkeit lästig werden;

zumal da der Abstich der Menschen, mit denen wir's in unserm ganzen Leben zu thun haben, von den Bürgern dieses herrlichen Landes nirgendswo gar zu auffallend und schreiend ist.

Vielleicht, sagte die Frau des Hauses, liegt der Fehler bloß daran, daß man uns diese rein unschuldigen und durchaus immer guten Menschen in lauter Verhältnissen und Umständen darstellt, worin sie wie Menschen aus dieser Welt aussehen sollen. Da kommt es uns denn vor, als ob uns der Dichter wirklich täuschen und im Ernste überreden möchte, es gebe solche empfindsame Tischler und Schneidergesellen, so edelgesinnte gewissenhafte Taglöhner und Bettler, so holdselige, kunstlose, und doch zugleich so feingebildete, madonnenartige Pfarrerstöchter und so unendlich freigebige und reiche Hof-, Kammer- und Commerzien-Räthe in unserm lieben deutschen Vaterlande überall vollauf; und wer kann sich das weiß machen lassen?

Verzeihen Sie, gnädige Frau, sagte die junge Amande B., indem sich ihr geistvolles Gesicht mit einer liebenswürdigen Schamröthe überzog, dieß konnte doch schwerlich die Meinung eines so verständigen Mannes wie Starke seyn. Sollte nicht die Absicht, uns desto mehr für seine Personen zu gewinnen und durch die anschaulich gemachte Möglichkeit, auch in unsern Verhältnissen so edel und gut zu seyn, als jene, ein desto lebhafteres Verlangen, es in der That zu werden, in seinen Lesern

zu erwecken, sollte diese Absicht, die er auf keine andere Weise so gut erreichen zu können glaubte, nicht hinlänglich seyn, ihn zu rechtfertigen?

Ihre Bescheidenheit, liebe B. (versetzte Frau von P.) verwandelt in eine Frage, was Ihnen selbst etwas Ausgemachtes ist. Ich liebe diesen Glauben an die Güte und Bildsamkeit der menschlichen Natur, woran ihr Herz und die Unerfahrenheit Ihres Alters gleich viel Antheil hat. Möchten Sie nie Ursache finden, Ihre gute Meinung von der Menschheit zu ändern! Immer dünkt mich indessen, die Versetzung solcher Engelmenschen in unsere Alltagswelt, wie viel Lebensähnlichkeit ihnen auch ein Dichter zu leihen weiß, diene doch nur dazu, uns desto gewisser zu machen, daß er uns bloße Mährchen erzählt. Meines Erachtens ist eine der Hauptursachen, warum wir Geßners Schäferinnen und Hirten so natürlich finden, weil er sie uns nicht für unsere Landsleute und Mitbürger gibt, sondern für Bewohner eines idealischen ausdrücklich für sie gemachten Arkadiens, wo es eben so natürlich zugeht, wenn sie bei aller ihrer Unschuld und Einfalt so artig, wohlgesittet und zartfühlig sind, als es natürlich ist, daß unsre Schafknechte, Viehmägde und Gänsehirten in allen Stücken das vollständigste Gegenbild von jenen darstellen.

Da gegen diese Bemerkung der Frau von P. (vermuthlich aus bloßer Höflichkeit) nichts weiter eingewendet

wurde, so blieb es bei dem von Wunibald vorgeschlagenen Gesetz.

Ich lasse mir billig gefallen, was den Meisten gefällt, sagte Nadine, eine von den jungen Personen, welche Rosalindens Antrag unterstützt hatten. Aber, wenn wir sentimentalische Alltagsgeschichtchen und idealische Familienscenen ausschließen, so hoffe ich, es werde mir aus gleichem Rechte zugestanden werden, gegen das gesammte Feen- und Genien-Unwesen, gegen alle Elementengeister, Kobolde, Schlösser von Otranto, spukende Mönche und im Schlaf wandelnde bezauberte Jungfrauen, kurz gegen alles Wunderbare und Unnatürliche, womit wir seit mehreren Jahren bis zur Ueberladung bedient worden sind, Einspruch zu thun.

Diese zweite Bedingung fand noch lebhafteren Widerstand, als die erste. Welcher Dichter oder Erzähler, sagte man, wird sich eine so reiche und unerschöpfliche Hülfsquelle verstopfen lassen wollen? Die Liebe zum Wunderbaren ist nicht nur der allgemeinste, sondern auch der mächtigste unserer angebornen Triebe, und kaum wird eine Leidenschaft zu nennen seyn, die nicht, sogar in ihrer größten Stärke, der Gewalt des Wunderbaren über unsre Seele weichen müßte. Der Hang zum Wunderbaren ist, wie man's nimmt, die stärkste und die schwächste Seite der menschlichen Natur; jenes für den, der selbst wirkt; dieses für den, der auf sich wirken läßt. Wer auf keiner

andern Seite zugangbar ist, dem ist auf dieser beizukommen. Wie übel würde also die Hälfte unserer Gesellschaft, die es auf ihre Gefahr übernähme, die andere zu unterhalten, daran seyn, wenn ihr gerade das gewissеste Hülfsmittel, die Zuhörer bei Aufmerksamkeit und guter Laune zu erhalten, untersagt wäre?

Diese und andere Gründe wurden mit vieler Wärme gegen die vorgeblichen Freunde des Natürlichen geltend gemacht, aber von diesen hinwieder mit triftigen Gegengründen eben so eifrig bestritten: bis endlich Herr M., ein großer Bewunderer der neuesten Philosophie, ins Mittel trat und den Vorschlag that: wenigstens die Schutzgeister von dem Bann, welchen Nadine über das gesammte Geister- und Zauberwesen ausgesprochen hatte, auszunehmen. Die neueste Philosophie, versicherte er, sey (gleich der alten platonischen und stoischen) eine erklärte Gönnerin des Wunderbaren und so weit entfernt, Geistererscheinungen für etwas Unnatürliches anzusehen, daß vielmehr, ihr zufolge, die ganze Körperwelt nichts als eine bloße Geistererscheinung, und eigentlich außer den Geistern gar nichts der Rede Werthes vorhanden sey. Er trage also darauf an: den Erzählern, ohne sich einer ungebührlichen Einschränkung ihrer wohl hergebrachten Dichterfreiheit anzumaßen, einen so großen Spielraum, als sie sich selber nehmen wollten, zu gestatten und den Gebrauch, den sie vom Wunderbaren zu machen

gedächten, lediglich ihrer eigenen Bescheidenheit und Klugheit anheim zu stellen. — Herr M. zog im Namen der neuesten Philosophie eine so Ehrfurcht gebietende Stirne zu diesem Vortrag, daß weder Nadine noch sonst Jemand das Herz hatte, sich dagegen aufzulehnen; und so schien denn auch dieser vorläufige Punkt aufs Reine gebracht zu seyn.

Die Ordnung, in welcher die Personen, die sich zur thätigen Rolle in diesem Gesellschaftsspiel erboten hatten, einander ablösen sollten, wurde jetzt durchs Loos entschieden und zugleich die Abrede getroffen, daß man sich künftig, sofern nichts anders dazwischen käme, alle Abende eine Stunde vor Tische in der großen Rosenlaube oder im Gartensaale ungezwungen zusammenfinden wollte: wo es dann jedesmal auf die gegenwärtige Stimmung der Anwesenden ankommen sollte, ob man sich auf diese oder eine andere Art unterhalten wolle. Denn bloß, weil die Stunde dazu geschlagen, und gleichsam zur Frohne, Mährchen anhören zu müssen, schien etwas, das weder sich selbst noch Andern zuzumuthen sey.

So weit geht in der Handschrift, — welche dem Herausgeber, sehr zierlich auf Velinpapier geschrieben und von etlichen Zeilen mit der Unterschrift Rosalinde begleitet, zugeschickt und zu beliebigem Gebrauch überlassen worden — der Vorbericht. Die Handschrift selbst führt den Titel

und besteht aus sechs Erzählungen (oder Mährchen, wenn man lieber will), womit die Gesellschaft auf dem Schlosse zu Rosenhain an eben so viel schönen Sommerabenden von sechs Personen, deren wahre Namen hinter romantische versteckt sind, unterhalten wurde.

Wofern sie nicht einen sehr behenden Geschwindschreiber bei der Hand hatten, so ist zu vermuthen, daß jedes sein Mährchen selbst zu Papier gebracht und den andern Mitgliedern der Gesellschaft Abschrift davon zu nehmen erlaubt habe. Indessen gedachte man anfangs wohl schwerlich, aus den anspruchlosen Zeitkürzungen eines kleinen Kreises einander gefallender und daher leicht befriedigter Verwandten und Freunde eine Unterhaltung für die Welt zu machen. Aber, was in ähnlichen Fällen schon öfters geschah, begegnete auch hier; und, wie es immer damit zugegangen seyn mag, gewiß ist wohl, daß die Handschrift dem Herausgeber nicht zugeschickt wurde, um sie unter sieben Siegeln in seinen Schreibtisch einzukerkern.

Der Abend war so anmuthig, der Himmel so heiter, die Luft so mild und balsamisch, und der Anblick des Gartens im Zauberlicht des wachsenden Mondes aus den Fenstern des Speisesaals so einladend, daß die Gesellschaft sich zu einem gemeinschaftlichen Lustwandel entschloß. Man vertheilte sich zu zweien und zu dreien, entfernte sich unvermerkt von einander, begegnete sich eben so unversehens wieder, verlor sich von neuem und fand sich endlich, ohne Abrede, wieder vollzählich in der Rosenlaube, die damals eben in voller Blüthe stand, beisammen.

In kurzem gab die lauschende Stille, die über der Gesellschaft zu schweben schien, das Zeichen, daß man sich zum Hören gestimmt fühle, und Rosalinde wurde mit einer so schmeichelnden Ungeduld ihres Versprechens erinnert, daß sie sich der Erfüllung um so weniger entziehen konnte, da sie bereits zwei oder drei Tage darauf vorbereitet war. Sie fing also — nachdem sie der jungfräulichen Göttin der Schamhaftigkeit durch die in solchen Fällen gewöhnlichen Entschuldigungen, Bitten um Nachsicht und dergleichen, das schuldige Opfer gebracht — ihre Erzählung folgender Maßen an.

Narcissus und Narcissa.

Es war an einem Abend, der vielleicht so schön war als der heutige, als die Perise Mahadusa, aus der dritten Ordnung der weiblichen Schutzgeister, sich auf einer aus den süßesten Düften des Frühlings zusammen geronnenen, leichtschwebenden Wolke nieder ließ, um einige Augenblicke von einem langen Flug auszuruhen und die Sorgen, die ihr Gemüth verdüsterten, im Anblick der prächtig untergehenden Sonne aufzulösen.

Verzeihung, sagte Nadine mit einer Verneigung gegen die ganze Gesellschaft, daß ich die Erzählung gleich anfangs unterbrechen muß, um mir einen kleinen Unterricht auszubitten, was eine Perise ist, und was ich mir bei der dritten Ordnung der weiblichen Schutzgeister zu denken habe?

Kommen Sie mir zu Hülfe, lieber Wunibald, sagte Rosalinde, sich gegen den jungen P.., ihren Verwandten und erklärten Liebhaber, wendend; ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich auf diese Frage nicht vorbereitet bin, und ich fürchte sehr —

Fürchten Sie nichts, fiel ihr Wunibald ins Wort; meine Kenntniß der innern Verfassung der Geisterwelt ist zwar

auch nicht weit her, denn ich habe sie größtentheils nicht tiefer als aus tausend und einer Nacht geschöpft; aber Nadine wird sich auch genügen lassen, wenn ich ihr mit zwei Worten Alles sage, was ich selbst davon weiß: nämlich, daß unter den Peris oder guten Genien ein Geschlechtsunterschied Statt findet, und daß sie größtentheils Schutzgeister der Menschen und, jenachdem sie entweder ganzen Völkern und Ländern oder regierenden Königen und Fürsten oder andern durch große persönliche Vorzüge und eine höhere Bestimmung über die gemeinen Menschenkinder emporragenden Personen zu Beschützern gegeben sind, in eben so viele besondre Ordnungen abgetheilt werden. Diese Peris heißen auch Dschinnen, und das Reich, wo sie zu Hause sind und von einem unumschränkten Monarchen ihres Geisterstammes beherrscht werden, wird Dschinnistan genannt. Daß sie übrigens mit den Elementgeistern des Grafen Gabalis, den Sylphen, Gnomen, Ondinen und Salamandern, nicht zu verwechseln sind, will ich nur im Vorbeigehen bemerkt haben.

Rosalinde nickte Wunibalden ihren Dank mit einem etwas schalkhaften Lächeln zu und fuhr fort: Wenn Herr von P. nicht durch die alberne Art, wie ich meine Erzählung anfing, Gelegenheit bekommen hätte, sich um uns Alle durch Mittheilung seiner Kenntnisse in diesem wichtigen Theil der Geisterlehre verdient zu machen, so könnt' ich mir selbst gram deßwegen seyn, daß ich — was doch so leicht gewesen wäre — den Anlaß zu dieser Unterbrechung nicht vermieden habe. Denn wozu hatte ich denn nöthig, die Perisen und die dritte

Ordnung ins Spiel zu mengen? Brauchte ich doch nur zu sagen: der Schutzgeist Mahadusa habe sich auf die Wolke niedergelassen, so war Jedermann zufrieden. Das sind wir auch jetzt, sagte Frau von P., wenn Sie so gut seyn wollen fortzufahren, ehe Jemand in Versuchung geräth, Sie durch eine neue Frage zu unterbrechen.

Wenn die Rede von Geistern ist, sagte der Philosoph M., muß man nicht fragen, sondern hören und glauben. Durch Fragen kommt man zwar, wie das Sprichwort sagt, nach Rom; aber das gilt nur von diesem groben planetarischen Erdklumpen; in der Geisterwelt kommt man durch Fragen um kein Haarbreit vorwärts. Also wieder auf Ihre duftreiche Abendwolke, zur Schutzgeistin Mahadusa, wenn ich bitten darf, mein Fräulein! — Und ich, sagte der alte Herr von P., verspreche Ihnen für uns Alle, Sie sollen nicht wieder unterbrochen werden.

Mahadusa hatte kaum einige Minuten von der Wolke Besitz genommen, als Zelolo, ein männlicher Genius aus derselben Ordnung, sie im Vorüberfliegen gewahr wurde. Wiewohl sie sich lange nicht gesehen hatten, erkannte er doch Mahadusen auf den ersten Blick und steuerte sogleich auf die Wolke zu, in der Absicht, die alte Bekanntschaft wieder aufzufrischen. Nach den ersten Begrüßungen fragte Mahadusa, wohin sein Weg ginge? — Wohin mein Amt mich ruft, war seine Antwort; ich habe das Unglück, der Schutzgeist eines jungen Menschen zu seyn.

„Du gibst der Sache ihren rechten Namen, Zelolo; ich weiß auch ein Wort davon zu sprechen.“

„Zwischen dir und mir gesagt, Mahadufa, ich glaube nicht, daß es in allen Planeten und Kometen, Sonnenwirbeln und Milchstraßen des unermeßlichen Weltalls ein schnöderes Handwerk gibt, als das unsrige. Ich begreife nicht, was der Geisterkönig für ein Vergnügen daran finden kann, uns unter dem vornehmen Titel von Beschützern zu bloßen Zuschauern und Zeugen der unergründeten Thorheit und des ewigen Selbstwiderspruchs dieser närrischen Adamskinder zu machen. Ja, wenn uns noch erlaubt wäre, als mithandelnde Personen im Spiel aufzutreten; wenn wir ihnen in unsrer eigenen Gestalt erscheinen oder eine menschliche annehmen dürften, um ihnen zu rathen, wo sie sich nicht zu helfen wissen, sie zu warnen, wenn sie etwas Dummes, und zurückzuhalten, wenn sie etwas Schlechtes begehen wollen! Aber dürfen wir das? Ist uns doch beinahe alle geistige Einwirkung auf ihr Gemüth untersagt; wenn wir ihnen ja noch einen Gedanken eingeistern dürfen, so ist es unter dem Beding, ihm eine so völlige Aehnlichkeit mit ihren eigenen zu geben, daß sie ihn aus sich selbst gedacht zu haben glauben sollen. Was ist die Folge dieses weisen Gesetzes? So oft ich meinem Zögling einen wirklich klugen Gedanken einhauche, bin ich sicher, daß er ihn als einen thörichten Einfall, der ihm so von ungefähr angeflogen komme, verlachen wird. Ehmals gaben uns wenigstens ihre Träume einen großen und freien Spielraum; aber auch diese Befugniß ist uns neuerlich durch so viele Anhängsel und Einschränkungen erschwert und beschnitten worden, daß entweder wir nichts Gescheidtes aus ihren eigenen Träumen zu machen wissen,

oder sie aus denen, die wir ihnen zuschicken, nicht klug werden können.

Nur allzu wahr, sagte Mahadufa: Unser Dienst, der so ehrenvoll scheint, ist im Grund eine bloße Art, zur Frohne müßig zu gehen. Wie oft hab' ich mich's schon reuen lassen, daß wir aus einem unzeitigen Uebermaß von Mitleiden und Großmuth das alte Reich der Feen zerstören halfen, die uns ehemals durch ihre unverdrossene Geschäftigkeit, Böses, und ihre unverständige Art, Gutes zu thun, so viel zu schaffen machten, daß wir über keine Langeweile zu klagen hatten.

„Diese Hülfsquelle ist nun einmal abgegraben," versetzte Zelolo. „Das schale Vergnügen über unsere sich klug dünkenden Narren und Kindsköpfe zu lächeln, oder das Bißchen Schadenfreude, sie für ihr ewiges starrsinniges Sträuben und Anstreben gegen alle Eingebungen der Vernunft durch die Folgen ihrer eigenen weisen Maßnehmungen gestraft zu sehen, ist am Ende Alles, was uns Schutzgeistern dafür wird, daß wir das herrliche Amt übernommen haben, Mohren zu bleichen und Wasser mit einem Siebe in ein Faß ohne Boden zu schöpfen."

„Und sogar dieses schale Vergnügen," fuhr Mahadufa fort, „kann uns nur dann werden, wenn wir keinen Antheil an unsern Zöglingen nehmen, was bei mir wenigstens der Fall nicht ist; denn ich liebe den meinigen, und diese Liebe macht mich so unglücklich, als Geister unsrer Art zu seyn fähig sind."

Zelolo. „Darf man fragen, wer dein Zögling ist?"

Mahadufa. „Sie ist das einzige Kind eines der vornehmsten und reichsten Häuser in der Hauptstadt des Landes, über dessen

westlicher Gränze wir jetzt schweben; ein Mädchen, an welches die Natur ihre reichsten Gaben verschwendet hat, das schönste, reizendste, talentvollste, das je von der Sonne beschienen wurde; geboren mit den herrlichsten Anlagen zu allen Tugenden und zu Allem, was ein Weib liebenswürdig machen kann."

Zelolo. „Und mit allen diesen Vorzügen macht sie dich unglücklich, sagst du?"

Mahadusa. „Weil sie selbst das unseligste Geschöpf ist, das ich kenne."

Zelolo. „Wie geht das zu?"

Mahadusa. „Stelle dir vor, Zelolo, daß die Unglückliche, die Allen Liebe einflößt, nichts liebt und, wie ich besorge, nichts mehr lieben kann als sich selbst. Ich pflege sie deßwegen nur meine Narcissa zu nennen, wiewohl ihr wahrer Name Heliane ist."

Zelolo. „Ich würde vielleicht unglaublich finden, was du mir sagst, wenn dein Fall nicht von Wort zu Wort auch der meinige wäre. Der junge Dagobert, dessen Schutzgeist von seiner Geburt an zu seyn ich das Unglück habe, ohne verhindern zu können, daß Aufwärterinnen und Aufwärter, Zofen, Schranzen, Schmeichler und Sklaven aller Gattung dem Vater, der Mutter und der ganzen Sippschaft das Werk der Natur in ihm, von seinem ersten Athemzuge an, hemmen und zerstören halfen, dieser unglückliche Jüngling, der einzige Sohn eines der reichsten Großen des Landes, wo ich herkomme, ist Alles, was du von deiner Narcissa sagst. Wenn je ein Menschenkind mit der Anlage, ein edler und guter Mann zu werden, in die Welt trat, so ist er es; aber der arme Mensch

kann, gleich dem Narcissus der Fabel, nichts lieben als sich selbst, und ich nenne ihn daher, wenn zwischen mir und meinen Freunden die Rede von unsern Schützlingen ist, nur meinen Narcissus."

Mahadufa (nachdenkend). „Eine sonderbare Uebereinstimmung!"

Zelolo. „Du trauest mir zu, daß ich nichts von dem Wenigen, was uns zu thun erlaubt ist, unversucht an ihm gelassen habe; aber gegen alle die Mächte, die sich wider seinen Verstand und sein Herz zusammen verschworen hatten, war keine Rettung. Wenn den scharfsinnigsten Köpfen aus dem ganzen Erdenrund ein ungeheurer Preis ausgesetzt worden wäre, einen Plan zu entwerfen, wie man es angehen müsse, um aus meinem jungen Fürstensohn den Erdkönig aller Gecken zu bilden, dieser edle Zweck hätte nicht vollständiger erreicht werden können, als durch die Erziehung, die er im Palast seines Vaters und in der großen Welt erhielt, in welche seine Geburt und seine glänzenden Naturgaben ihm sehr früh den freiesten Zutritt und die schmeichelhafteste Aufnahme verschafften. Von seiner Kindheit an beeiferte sich Jedes, ihm liebzukosen und aufzuwarten; seine unverständigsten und unbilligsten Wünsche mußten erfüllt, seine unartigsten Launen gefürchtet, seine wunderlichsten Grillen auf der Stelle befriedigt werden. Alles, was er sagte, wurde bewundert, Alles, was er that, war recht. Nun, da die Früchte einer solchen Aussaat in üppigster Fülle stehen, wehklagen sie, daß ihm nichts gefällt, als er selbst, daß er nichts liebt noch achtet, als sich selbst, von nichts spricht, als von sich selbst, keinen Finger rührt, als

für sich selbst, kurz, sich nicht anders benimmt, als ob er das einzige Wesen in der Welt und alles Uebrige bloße Werkzeuge seines Vergnügens und Spielwerk für seine Launen wäre."

Mahadufa. „Ich glaube die Geschichte meiner armen Narcissa zu hören. Diese Aehnlichkeit ist sehr sonderbar!"

Zelolo. „Das Schlimmste für uns ist indessen, daß die Zeit immer näher rückt, wo wir dem König Rechenschaft von unsern Pfleglingen geben müssen; und du wirst sehen, Mahadufa, daß die Schuld, warum nichts Besseres aus ihnen geworden ist, zuletzt doch auf uns sitzen bleiben wird."

Mahadufa. „Sey ohne Sorge, Zelolo! Ich hoffe ein Mittel gefunden zu haben, das Alles wieder gut machen soll."

Zelolo. „Kannst du Wunder thun? Oder, wenn du es könntest, darfst du es?"

Mahadufa. „Es soll ganz natürlich zugehen. — Rathe doch ein wenig! — Es ist das einfachste Mittel von der Welt."

Zelolo. „Ah! Nun versteh' ich dich! — Sie sollen zusammengebracht werden, sollen sich sehen, und der Erfolg, hoffst du —"

Mahadufa. „Der Erfolg kann nicht fehlen."

Zelolo. „Aber bedenke, gute Mahadufa, daß ich meinen Narcissus bereits mit Allem, was auf dreihundert Meilen im Umkreis das Schönste und Liebenswürdigste ist, umgeben habe, ohne mehr damit zu gewinnen, als daß er noch verliebter in sich selbst geworden ist, als jemals."

Mahadufa. „Das Nämliche ist mir mit Narcissa begegnet. Aber das schreckt mich nicht, seitdem ich weiß, daß es einen Narcissus in der Welt gibt. Sie müssen zusammengebracht werden, Zelolo! Sie sind für einander geschaffen; zwei

Hälften, die ganz in einander passen und sich unversehens so zusammenschrauben werden, daß du deine Freude daran sehen sollst. Niemand als Narcissus kann meine Narcissa, Keine als Narcissa kann deinen Narcissus heilen."

Zelola (sich vor die Stirne schlagend). „Du hast Recht, Mahadusa. Laß dich umarmen für den glücklichen Einfall! Du hast Recht! Wie konnt' ich so dumpf seyn, das nicht auf den ersten Blick zu sehen? Aber bei euch Andern ist der erste Blick immer der entscheidende. Laß uns nun keine Zeit verlieren. Mache du deine Anstalten auf deiner Seite; und bevor der Mond sein Gesicht zweimal verändert hat, soll mein Narcissus, flimmernd und strahlend wie eine Sonne, an eurem Hofe aufgegangen seyn."

Nach dieser Abrede trennten sich die Schutzgeister wieder, vergnügt über ihr unverhofftes Zusammentreffen und ungeduldig, ihr Vorhaben aufs schleunigste ins Werk zu richten.

Hier unterbricht der Verfasser der Handschrift die Erzählung auf einige Augenblicke.

Wir hätten sehr gewünscht (sagt er), aber es stand nicht in unserm Vermögen, dieses Gespräch der beiden Schutzgeister für die Leser so unterhaltend zu machen, als es für Rosalindens Zuhörer durch die Anmuth und Lebhaftigkeit ihres mündlichen Vortrags war; zumal da sie vermittelst einer seltnen Biegsamkeit der Stimme jeder redenden Person einen besondern, von ihrer eigenen verschiedenen Ton zu geben wußte und sie dadurch so fest und richtig bezeichnete, daß

sie, um die Personen anzugeben, keinen Namen zu nennen brauchte. Da dieser Mangel weder den Augen, noch den Ohren unsrer Leser zu ersetzen ist, so wollen wir uns auch keinen Kummer deßwegen machen und laden sie ein, mit uns in die Rosenlaube zurückzukehren und, so gut als ihre eigene Einbildungskraft sie darin unterstützen will, der schönen Erzählerin zuzuhören, die, von der Zufriedenheit ihrer Zuhörer nicht wenig aufgemuntert, in der Geschichte der beiden Selbstliebhaber folgendermaßen fortfuhr.

In den meisten Geschichten kommt nicht wenig darauf an, daß der Ort und die Zeit, wo und wann sie sich zugetragen, genau angegeben werde. Dieß ist nun zwar bei der, worin ich jetzt befangen bin, keineswegs der Fall; indessen, da es uns nun einmal unmöglich ist, Personen und Begebenheiten an keinem Ort und in keiner Zeit zu denken, so wünschte ich (um der Ungelegenheit, die deutsche Stadt, wo, und die eigentliche Zeit, wann sich meine Geschichte zutrug, nennen zu müssen, ein für alle Mal zu entgeben), daß wir als etwas Ausgemachtes annähmen, sie habe sich vor ziemlich langen Jahren zu Trapezunt, am Kaiserhof eines von den Abkömmlingen des weltberühmten Amadis aus Gallien oder des schönen Galaor, seines Bruders, zugetragen; und wenn wir solcher Gestalt unsre so gern zur Unzeit geschäftige Einbildungskraft über diesen Punkt eingeschläfert hätten, wünschte ich, daß wir uns weiter nicht darum bekümmerten, sondern uns begnügten, meinen Helden und meine Heldin als bloße

Bürger der Geisterwelt oder geistige Weltbürger anzusehen, mit welchen Alles, was ich von ihnen zu erzählen habe, der Hauptsache nach wenigstens, sich eben so wohl an jedem andern Ort und zu jeder andern Zeit zugetragen haben könnte. Dieses vorausbedungen und zugestanden (denn Alle hatten der Erzählerin ihre Einwilligung lächelnd zugenickt), fahre ich nun mit frohem Muthe und freiern Armen in meiner Erzählung fort.

Sobald Mahadufa nach Trapezunt zurückgekommen, war ihre erste Sorge, mit guter Art Anstalt zu treffen, daß Narcissa-Heliane von dem Daseyn und dem Charakter des schönen Narcissus-Dagobert so viel Kundschaft erhielt, als nöthig war, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Sie mußte (glaubte Mahadufa) Alles, was ihr von seiner entschiedenen Unfähigkeit, in eine andere als seine eigene Person verliebt zu seyn, zu Ohren käme, nothwendig als eine Herausforderung ansehen, die Unwiderstehlichkeit ihrer Reizungen an diesem Widerspenstigen zu bewähren, und die Ungeduld nach seiner Ankunft (wovon man in Trapezunt bereits als von einer nahe bevorstehenden Sache sprach) würde, dachte sie, die erste aller der Gemüthsregungen und Leidenschaften seyn, welche ihr noch ungebändigtes Herz bearbeiten und für die Liebe empfänglich machen würden. Aber die Perise, wiewohl selbst eine Art von Weib, kannte die Töchter Evens noch nicht genug, um alle Gestalten zu kennen, welche ihre Eitelkeit anzunehmen fähig ist.

Narcissa, welche ganz und gar keinen Begriff davon hatte, wie irgend ein Sterblicher bei ihrem Anblick ungerührt bleiben,

geschweige ihrem Willen, ihn zu besiegen, wofern sie diesen Willen hätte, widerstehen könnte, blieb bei Allem, was man ihr von dem stolzen Narcissus sagte, so gleichgültig, als sie bei dem schalsten und unglaublichsten Ammenmährchen hätte bleiben können, und zeigte nicht die leiseste Spur weder einiger Neugier, seine Bekanntschaft zu machen, noch eines Zweifels, was erfolgen werde, wofern er die ihrige suchen sollte.

Narcissus hingegen hatte durch Zelolo's geheime Veranstaltung nicht so bald Nachricht von Helianen erhalten, als er sich unverzüglich anschickte, eine Reise von mehreren hundert Meilen zu unternehmen, in keiner andern Absicht, als die hoffährtige Schöne für ihren Uebermuth zu züchtigen und von der Unmöglichkeit, ihm zu widerstehen, durch die Erfahrung zu überzeugen. Seine Ungeduld, sich selbst diese Befriedigung zu geben, wurde durch ein Bildniß der schönen Heliane, welches Zelolo ihm in die Hand spielte, so sehr erhöht, daß, wer ihn nicht näher kannte, nichts Anderes hätte vermuthen können, als dieses Bild habe bewirkt, was man bisher für etwas Unmögliches gehalten, und er eile, von der feurigsten Liebe beflügelt, sein Herz zu den Füßen seiner Ueberwinderin zu legen.

Narcissus erschien unter seinem gewohnten Namen Dagobert am Hofe von Trapezunt mit einem Glanz, der seinen Mitbewerbern auf einmal den Muth benahm, sich mit ihm in einen Wettkampf einzulassen. Der zuversichtliche Stolz, womit er sich der allgemeinen Bewunderung, als eines ihm gebührenden Zolles, bemächtigte, wurde gleichwohl durch die Artigkeit seines Betragens und die Anmuth, die Alles, was

er that und sprach, begleitete, so schön gemildert, daß man kaum daran denken konnte, ihm Ansprüche streitig zu machen, an welche so viele blendende Vorzüge ihm ein entschiedenes Recht zu geben schienen; und da er über all dieses noch einen fürstlichen Aufwand machte und der freigebigste aller Menschen war, erhielt er allgemeinen Beifall am Hofe von Trapezunt. Die Männer selbst fanden es lächerlich, ihn beneiden zu wollen, und die Frauen — soll ich's sagen? — die Frauen — genug, es war keine Dame in Trapezunt, die Kaiserin Nicea selbst nicht ausgenommen, die nicht entweder ziemlich öffentliche Anstalten gegen die Freiheit seines Herzens machte oder sich nicht wenigstens, in vollem Vertrauen auf die Probhaltigkeit ihrer eignen Tugend, um das Vergnügen, von ihm unterschieden zu werden, beeiferte.

Narcissa allein machte die Ausnahme; Narcissa war die einzige, die sich so betrug, als ob sie weder Augen für seine Vollkommenheiten, noch das mindeste Verlangen hätte, von ihm bemerkt, geschweige ausgezeichnet zu werden. Nicht, als wäre sie von seinem ersten Anblick nicht eben so stark betroffen worden, als er von dem ihrigen; aber beide waren es weniger darüber, was sie sahen, als was sie erwartet hatten und nicht fanden. Narcissus zweifelte so wenig daran, daß der erste Eindruck, den er auf Narcissa zu machen gewiß war, entscheidend seyn werde, daß er sich ihr mit einer Miene darstellte, welche ihr in der kraftvollen Geistersprache der Augen mit aller nur möglichen Stärke sagte: Fühlst du die Gegenwart deines Ueberwinders? Gibst du nicht jeden Gedanken auf, ihm einen vergeblichen Widerstand zu thun? —

Aber Narcissa, die seinen Blick nur zu gut verstand, blitzte ihm die Antwort in eben derselben Sprache so behend entgegen, daß sie seiner Frage selbst zuvorzueilen schien: Wie? Mir erkühnst du dich, mit solchen Anmaßungen in die Augen zu sehen? du verwirrst dich nicht? dein Blick stürzt nicht vor dem meinigen zu Boden? Eitles Geschöpf! wie freu' ich mich, daß es in meiner Macht ist, dich zu demüthigen!

So kurz auch die Dauer dieses ersten Augengesprächs war, so schien es doch entscheidend zu seyn und auf beide einerlei Wirkung zu thun. Ohne einander auszuweichen und (was sich von selbst versteht) ohne sich jemals von der Linie der feinsten Anständigkeit, auf ihrer Seite, und der ritterlichen Galanterie, auf der seinigen, nur ein Haar breit zu entfernen, benahmen sich beide so gleichgültig, so absichtslos, so frostkalt gegen einander, daß sie sich in der Rechenschaft, so jedes sich selber darüber gab, beinahe nothwendig irren mußten. Narcissa, der allgemeinen Huldigung aller Herzen so gewohnt als des Athemholens, glaubte den Prinzen, der ihren Reizen so offenbar Trotz bot, viel zu tief zu verachten, um sich durch seine Gleichgültigkeit beleidigt zu finden, und verdoppelte gleichwohl, ohne sich recht bewußt zu seyn, in welcher Absicht, Alles, was die Kunst vermochte, den Zauber ihrer Reize unwiderstehlich zu machen. Narcissus hingegen, der ihre Kälte für eine Wirkung ihrer schwer beleidigten Eitelkeit, im Grund aber für bloße Verstellung hielt, zweifelte nicht, daß er nur einige Tage standhaft auszuhalten brauche, um sie ein gutes Theil geschmeidiger zu finden. Aber darin hatte er falsch gerechnet: Narcissa wurde, so

däuchte ihm, mit jedem Tage liebenswürdiger und — kälter; er selbst hingegen bildete sich zuweilen ein, er fühle eine Art von Ahnung in sich, daß sie ihm gefährlicher werden könnte, als sein Stolz sich gestehen wollte. Ob diese Ahnung vielleicht ein Werk Zelolo's war, kann ich nicht sagen; genug, sie erschreckte ihn, und er glaubte nicht genug Vorsichtsanstalten dagegen machen zu können. Er warf sich in einen Strudel von Zerstreuungen aller Gattung, vernachlässigte Narcissen bis an die Gränze der Unhöflichkeit, schien sich, in Hoffnung ihre Eitelkeit zu kränken, bald um diese, bald um jene Dame zu bewerben, die einigen Anspruch an eine solche Auszeichnung machen konnte, kurz, versuchte Alles, was ein Liebhaber seiner selbst in einem solchen Fall versuchen kann, um seinem Stolze den Triumph zu verschaffen, den ihm der Stolz einer nicht weniger in sich selbst verliebten Schönen vorenthielt. Aber Narcissa, es sey nun, weil sie wirklich nichts für ihn fühlte oder ihn nicht eher genug gedemüthigt zu haben glaubte, als bis er sich ihr auf Gnad und Ungnade gefangen geben müßte, beharrte bei ihrem wirklichen oder angenommenen Kaltsinn mit einer so freien und ruhigen Unbefangenheit, daß Narcissus, durch den schlechten Erfolg seiner Maßnehmungen in eine ihm ganz ungewohnte Verlegenheit gesetzt, mehr als einmal in Versuchung gerieth, den großen Zauberer Arkelaus um Beistand anzurufen, wenn er nur gewußt hätte, wo er anzutreffen wäre.

Das Wahre indessen — was er aber freilich (aus einer Ursache, die in unsern Tagen schwerlich Statt fände) ohne

Hülfe des besagten Zauberers unmöglich wissen konnte — war, daß die schöne Narcissa, bei aller ihrer Kälte und anscheinenden Unaufmerksamkeit, sich mehr, als sie selbst gewahr zu werden schien, mit ihm beschäftigte. Hermeline, die vertrauteste ihrer Dienerinnen, hätte ihm viel davon erzählen können, wenn sie nicht zugleich die treueste, verschwiegenste und unbestechlichste aller Zofen im ganzen trapezuntischen Kaiserreich gewesen wäre. Hermeline war in der That die einzige Person in der Welt, mit welcher Heliane von dem Prinzen Dagobert sprach; aber mit ihr sprach sie auch von nichts Anderem. Hermeline hörte zwar kein Wort aus dem Mund ihrer Gebieterin, woraus sie berechtigt gewesen wäre, zu schließen, daß er ihr mehr als der gleichgültigste aller Menschen sey: aber sie sprach doch von ihm, sie lachte, scherzte und spottete über ihn, erkundigte sich nach Allem, was er that und nicht that, und Hermeline erhielt sogar den Auftrag, seinen vertrautesten, aber nicht so unbestechlichen Kammerdiener durch ihre Nichte, die seine Geliebte war, über die geringsten Umstände seines täglichen und nächtlichen Lebens auszuholen. Aus welchem Allem Hermeline, ohne sich das Mindeste gegen ihre Dame merken zu lassen, den Schluß zog: daß sie im Grunde doch wohl einigen Antheil an dem Prinzen Dagobert nehmen könnte.

So standen die Sachen zwischen Narcissus und Narcissa, als die Schutzgeister Zelolo und Mahadufa, welche diese Zeit her Alles seinen eigenen Gang geben ließen und, nach ihrer Gewohnheit, bloße Zuschauer dabei abgegeben hatten, sich wieder zusammenfanden, um einander ihre Beobachtungen

mitzutheilen und gemeinschaftlich zu überlegen, was etwa zu thun seyn möchte.

Dein Mittel, Mahadufa, sagte Zelolo, wovon wir uns beide so viel versprochen hatten, scheint nicht anschlagen zu wollen.

Wie so? fragte die Perise.

„Die Sache zeugt von sich selbst. Unsre beiden Narcissen sind noch so weit aus einander und so verliebt in sich selbst, als jemals."

Das sollt' ich nicht meinen; oder wie steht es mit deinem Prinzen?

„Ich muß bekennen, er scheint wohl allmählich ein wenig mürbe zu werden. Er hat Augenblicke, wo er ganz nahe daran ist, sich selbst zu gestehen, daß es ihm nicht möglich seyn werde, die unsichtbare Kette, an die sie ihn gelegt hat, zu zerreißen, wie übel sich auch sein Stolz gegen ein solches Geständniß geberdet. Aber dieses Geständniß ihr zu thun, solange sie ihn so schnöde behandelt, wie bisher? — Nimmermehr! Eher thut er den Sprung vom leukadischen Felsen, eh' er sich so tief erniedriget."

Auch hat er dieß nicht nöthig, Zelolo. Alles müßte mich täuschen, oder die Liebe hat ihr Netz um beide Widerspenstige geworfen, und Narcissa ist so gut darin gefangen, als er.

„Was hast du für Ursachen, dieß zu glauben?"

Sehr bedeutende. Sie beschäftigt sich alle Tage mehr in ihren Gedanken mit ihm; ja, es ist schon so weit gekommen, daß er der einzige Gegenstand ist, der ihre Phantasie beherrscht, und auf den sich Alles bezieht, was sie denkt und

thut. Für ihn umgibt sie sich mit allem Glanz und Schimmer, den die Kunst der Natur leihen kann; seinetwegen wünscht sie sich noch schöner, wenn's möglich wäre, machen zu können, als sie ist; seinetwegen erscheint sie überall, wo sie ihn zu finden hofft —

„Um ihn durch die kälteste Verachtung zum Wahnsinn zu treiben!"

Wenn dieß auch wäre, so bedenke die Absicht, warum sie es thut. Welchen andern Zweck kann sie dabei haben, als sein Herz mit Gewalt zur Uebergabe zu zwingen, da es sich in Güte nicht ergeben will? Fängt sie nicht schon an, sobald sie sich wieder allein fühlt, ihre Laune an Allem auszulassen, was sie unter die Hände bekommt? Muß sie sich nicht sogar in Gesellschaft die äußerste Gewalt anthun, um ihren Unmuth über sein Betragen gegen sie zu verbergen, wiewohl es so höflich ist, als eine gleichgültige Person nur immer verlangen kann? Ich schwöre dir, Zelolo, sie hat Augenblicke, wo sie sich in eine Tigerin verwandeln möchte, um mit Zähnen und Klauen über ihn herzufallen.

Wenn dieß, sagte Zelolo lachend, ein Zeichen seyn soll, daß sie ihn zu lieben anfängt, so gesteh' ich, daß ich von der Liebe dieser Evenstöchter keinen Begriff habe.

Das möchte wohl wirklich der Fall bei dir seyn, Zelolo. Indessen behaupte ich auch nicht, daß sie ihn bereits liebe. Alles, was ich für den Anfang wünschte, war bloß, daß Narcissus ihr nicht gleichgültig seyn möchte. Von dem Augenblick an, da sie ihm zu zürnen anfing, ihn zu hassen, zu verabscheuen glaubte, war ich ruhig, und was ich

bedaure, ist nur, daß diese Leidenschaften noch zu vorüberrauschend sind.

„Ich besorge sehr, Narcissus wird sich an einer Liebe, die dem Haß so ähnlich sieht, nicht genügen lassen.“

Dieß ist seine und deine Sache, Zelolo; seht zu, wie ihr es weiter bei ihr bringen könnt!

„Ernsthaft zu reden, Mahadufa, ich kenne keine Liebe, als die sich auf gegenseitige Hochschätzung gründet, und keine andere kann unsre Schützlinge von der Krankheit, nichts als sich selbst zu lieben, heilen. Alles, was in beider Gemüthe, seitdem sie sich gesehen haben, vorging, ist weiter nichts, als die bittere Frucht dieser kranken Selbstliebe: wie könnte sie die glückliche Veränderung bewirken helfen, die wir beabsichtigen?

Die Leidenschaften der Menschen, versetzte die Perise, scheinen mit ihrer Seele das zu seyn, was die Fieber ihrem Körper. Die Natur sucht sich, durch diese stürmischen Bewegungen, eines zufälligen, aber beschwerlichen Uebels zu entledigen, und es gelingt ihr meistens, wo nicht allemal, wenn Seele oder Körper noch jung, kräftig und in ihren wesentlichen Lebenswerkzeugen noch unverdorben sind. Da dieß der Fall bei unsern Schützlingen ist, so habe ich gute Hoffnung, daß sie auf diesem Wege genesen werden. Sie konnten sich nicht sehen, ohne einander zu gefallen und sich gegenseitig anzuziehen. Aber die Forderungen der überspannten Selbstgefälligkeit fingen den elektrischen Funken auf, getäuschte Erwartungen, gekränkter Stolz, Ungeduld über ungewohnten Widerstand mußten endlich in diese quälenden

Leidenschaften ausbrechen, welche, da sie ein bloßes Mißverständniß zur Nahrung haben, von keiner längern Dauer seyn können, als das Mißverständniß selbst.

Du meinst also, sagte Zelolo, Alles müßte gut werden, wenn Narcissa und Narcissus wüßten, daß sie, allem widrigen Anschein zu Trotz, eine starke Neigung haben, einander zu lieben? Aber wie sollen sie sich davon überzeugen, solange die unsinnigen Forderungen der Eigenliebe sogar die bloße Annäherung zwischen ihnen unmöglich machen?

Ich begreife sehr wohl, erwiederte Mabadufa, wie dieß möglich ist; aber ich gestehe, es wird Zeit erfordern, wofern ihnen nicht äußere Umstände zu Hülfe kommen.

Sollten wir nichts thun können, sagte Zelolo, um unvermerkt solche Umstände zu veranlassen, ohne daß wir darum ihrer Freiheit zu nahe treten müßten, was uns, wie du weißt, durch ein unverbrüchliches Gesetz verboten ist?

Mir schwebt so etwas vor, Zelolo, und es soll dir mitgetheilt werden, sobald ich selbst darüber im Klaren bin.

Hiemit trennten sich die beiden Geister abermal, und ich kehre wieder zu meinen Selbstliebhabern zurück.

Narcissa war, ihren zu hoch gespannten Stolz (den sie freilich für bloßes Zartgefühl hielt) abgerechnet, ein edles, gutartiges und in jeder Betrachtung höchst liebenswürdiges Wesen. Die Fehler ihrer Erziehung hatten die schönen Anlagen der Natur in ihr wohl aufhalten und entstellen, aber nicht zerstören können, und selbst die Beschaffenheit ihrer Eigenliebe bewies, daß sie der edelsten Art von Liebe fähig sey. Denn sie hatte sich von der ersten Jugend an mit Eifer

um alle die Eigenschaften und Vorzüge beworben, wodurch man wirklich liebenswürdig wird. Der Wunsch, liebenswürdig zu seyn, schließt den Wunsch, geliebt zu werden, in sich; und ich wenigstens (sagte die Erzählerin dieser Geschichte) begreife nicht, wie man geliebt zu werden wünschen könne, ohne der Gegenliebe fähig zu seyn. Eine unmäßige Eigenliebe, die Frucht einer unverständigen Erziehung, mit einem gerechten, aber zu hoch getriebenen Stolz verbunden, hatten ihr, bis zur Zeit ihrer Bekanntschaft mit Dagobert, den allerdings scheinbaren Ruf, daß sie nichts als sich selbst lieben könne, zugezogen; aber worauf hätte Mahadufa die Hoffnung, sie von dieser Krankheit durch Liebe heilen zu können, gründen wollen, wenn es nicht auf die Gewißheit war, daß der Keim einer edlern Liebe in ihrem Busen liege? Diesen Keim hatte Dagobert zuerst belebt; und wie viele feindselige Mächte sich auch gegen die schwachen Lebensanfänge ihrer Liebe verschworen hatten, sie lebte fort; sie nahm unmerklich zu und wurde, in der That, durch die Leidenschaften selbst, die ihr den Tod zu dräuen schienen, nur immer mehr entwickelt, genährt und gestärkt. Diese Leidenschaften waren nämlich nicht so gar tigerartig, als Mahadufa (die sich, nach der Genien Weise, zuweilen stärker ausdrückte, als nöthig war) uns vielleicht glauben machte. Narcissa war im Gegentheil von sanfter und fröhlicher Sinnesart, und wenn ja (was ihr selten begegnete) ein zornartiger Stoff in ihrem Gemüth aufbrausete, so ließ sie immer die erste Bewegung an irgend einem zwar unschuldigen, aber wenigstens gefühllosen Dinge aus, und sogleich legte sich der Sturm,

und das unbedeutende Opfer söhnte sie wieder mit der ganzen Welt aus. So viele Ursache sie auch zu haben glaubte, auf Dagoberten ungehalten zu seyn, so ist doch mehr als wahrscheinlich, daß dieser Unmuth, wenn er auch zuweilen in ein schnell vorüberrauschendes Ungewitter ausbrach, doch, unter gewissen Voraussetzungen, immer bereit war, sich in Liebe zu verwandeln. In der That überraschte sie sich nicht selten in einer sanft schwermüthigen, sich selbst vergessenden Träumerei, wo ihre Seele mit stillem Wohlgefallen an seinem Bilde hing; und wenn es (wie die Perise sagte) Augenblicke gab, wo sie ihn hätte zerreißen mögen, so gab es deren noch mehr, wo sie, wäre er gekommen und hätte sich ihr zu Füßen geworfen und mit zwei großen Tropfen in seinen schönen Augen um Verzeihung zu ihr aufgeblickt, sich fähig gefühlt hätte, ihm ihre Hand zum Unterpfand der Versöhnung hinzureichen. Die Stunden, worin sie sich in dieser Stimmung befand, kamen immer öfter, so daß ihre Phantasie endlich Ernst aus der Sache machte und ihr in einem lebhaften und wohlzusammenhängenden Morgentraum jenen geheimen Wunsch ihres Herzens als etwas wirklich Geschehenes darstellte. Ob die Schutzgeister bei diesem an sich wenig bedeutenden, aber ihren Absichten sehr beförderlichen Ereigniß geschäftig gewesen oder nicht, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen; doch könnte das erstere um so eher vermuthet werden, weil Narcissus, von ähnlichen Träumen angereizt, sich mehr als einmal so mächtig versucht fühlte, sie wahr zu machen, daß es wirklich geschehen wäre, wenn sein Stolz, hinter die Furcht, ihr einen gar zu großen Triumph über sich zu

verschaffen, versteckt, ihn nicht noch mächtiger zurückgehalten hätte.

Um diese Zeit ereignete sich etwas, wovon zu erwarten war, daß das bisher so zweideutige und schwankende Verhältniß unsrer beiden Liebenden (wenn ich sie anders so nennen kann) aufs Reine dadurch gebracht werden könnte.

Der Kaiser von Trapezunt hatte zur Verherrlichung eines Besuchs, womit er von seinem Großoheim, dem Kaiser Esplandian von Constantinopel, beehrt wurde, ritterliche Kampfspiele ausgeschrieben, wozu alle namhafte Ritter in der Christenheit und im Heidenlande eingeladen wurden. Trapezunt war noch nie so lebhaft und glänzend gewesen, als während der Feste, die bei dieser Gelegenheit gegeben wurden; der Hof und die Stadt wimmelten von mannhaften Rittern und schönen Damen; aber ein Paar, das Dagoberten und Helianen den Vorzug hätte streitig machen können, ward nicht gefunden. Jeder Höfling gestand, so laut man wollte, daß, nächst den beiden Kaiserinnen und ihren Töchtern, Enkelinnen und Basen, — jeder Ritter, daß, nächst der Dame seines Herzens, Heliane über alle andere wie der Vollmond über die Sterne hervorglänze; die Damen hingegen — gestanden zwar auch, aber jede nur sich selbst, daß Dagobert ohne Ausnahme der schönste, mannhafteste und liebenswürdigste aller Ritter sey. Was Helianen betrifft, so hatte sie alle Ursache, mit dem allgemeinen und unzweideutigen Beifall vorlieb zu nehmen, den die Frauen ihr dadurch ertheilten, daß sie — gar nichts von ihr sagten.

Da eine Beschreibung der besagten Feste und Spiele aus irgend einem der fünfzig dicken Bände des Amadis aus Gallien und seiner Sippschaft zu borgen und meine zufälligen Zuhörer damit zu belangweiligen, etwas ganz Unverantwortliches wäre, so begnüge ich mich zu sagen: daß für die verschiedenen Gattungen ritterlicher Spiele, wobei mehr als hundert Ritter auf dem Plan erschienen, auch verschiedene Preise ausgesetzt waren; daß Narcissa von den Kaiserinnen ernannt worden war, den Dank, den der Sieger im Lanzenstechen davon tragen sollte, auszutheilen, und daß sie, bei einer so feierlichen Gelegenheit, nichts vergessen hatte, was den natürlichen Glanz ihrer majestätischen Schönheit bis zum Verblenden erhöhen konnte.

Dagobert, welcher ihr (im Vorbeigehen gesagt) seit einigen Tagen mit einer ihm ungewöhnlichen zarten Ehrerbietung begegnete, die ihr nicht unbemerkt bleiben konnte, erschien vor den Schranken in einer Rüstung von weißem Schmelz mit Gold eingelegt; auf seinem hellgeglätteten silbernen Schilde waren in goldnen Buchstaben die Worte „für die Ungenannte" zu lesen, und ein Herold forderte in seinem Namen alle diejenigen heraus, welche nicht bekennen wollten, daß diese ungenannte Beherrscherin seines Herzens die Schönste aller Schönen sey. Dreißig junge Ritter, von welchen jeder unter den gegenwärtigen Frauen oder Jungfrauen eine Gebieterin hatte, deren erklärter Dienstmann er zu seyn stolz war, fanden sich durch diesen Aufruf herausgefordert, und Dagobert-Narcissus hatte also keine andre Wahl, als entweder dreißig wackere Ritter einen nach dem andern aus

dem Sattel zu heben oder als ein windiger Prahler von mehr als hundert tausend Zuschauern mit Schimpf und Spott aus der Rennbahn hinausgelacht zu werden. Das Wagestück wär' eines Paladins von Karl dem Großen würdig gewesen; und wiewohl er die Wünsche aller Zuschauer, welche gewöhnlich den Verwegensten begünstigen, auf seiner Seite hatte, so waren doch Wenige, die sich auf ihn zu wetten getrauten, und das Herzklopfen der Frauen und Jungfrauen nahm mit jeder neuen Lanze, die er brach, überhand. Indessen, sey es nun, daß seine eigene Stärke und Gewandtheit Alles that, oder daß unsichtbare Arme die seinigen stärkten, genug, er hatte bereits neun und zwanzig Gegenkämpfer zur Erde geworfen, und es war nur noch einer, aber seinem Ansehen nach der furchtbarste von allen, übrig, der ihm den Preis für neun und zwanzig Siege durch einen einzigen zu entreißen drohte.

Narcissa, wiewohl durch die Ungewißheit, ob sie selbst oder eine Andere die Ungenannte sey, nicht wenig beleidigt, konnte sich doch nicht erwehren, einen wärmern Antheil, als sie sich selbst gern gestehen wollte, an demjenigen zu nehmen, der das Feld gegen Alle, die es mit ihm aufnahmen, so ritterlich bisher behauptet hatte; und man wollte beobachtet haben, daß eine glühende Röthe sich plötzlich über ihr Gesicht und ihren Busen ergoß, als der schöne Dagobert auch den Dreißigsten, unsanfter als alle Vorige, zu Boden legte und nun allein mit emporgehobener Lanze in den Schranken stand, sich umsehend, ob noch Jemand Lust habe, ihm die wohl erworbene Krone streitig zu machen.

Aber wie groß war seine Bestürzung und Helianens Erstaunen, als ein gewaltiger Ritter in einer ganz goldnen, über und über von Edelsteinen blitzenden Rüstung in die Schranken ritt und ihn aufforderte, entweder die ungenannte Dame seines Herzens zu nennen oder zu gestehen, daß sie mit der schönen Heliane in keine Vergleichung kommen könne.

Jedermann wurde gewahr, daß der Prinz durch diese Aufforderung in Verlegenheit gerieth und eine gute Weile unentschlossen stand, die Augen bald auf das Prachtgerüste heftend, wo Narcissa, als Austheilerin des Danks, zu den Füßen der beiden Kaiserinnen saß; bald einen grimmvollen Blick auf den unbekannten Ritter schießend, der mit großer Gelassenheit erwartete, wozu sich der weiße Ritter entschließen würde. Soll ich mir, dachte Narcissus, von einem Nebenbuhler, wie es scheint, den Namen meiner Ungenannten abtrotzen lassen? Kann ich es mit Ehre? Oder ist es vielleicht Heliane selbst, die mir diesen Beschwerlichen über den Hals geschickt hat? Erkläre ich mich, wenn ich mit ihm kämpfe, nicht öffentlich gegen sie, und ist nicht die Belohnung meines Sieges über die dreißig verloren, ich mag überwinden oder überwunden werden?

Diese Gedanken fuhren wie Blitze durch seinen Kopf; aber er hatte keine Zeit, sich lange zu bedenken. Ich nehme, sprach er, so laut, daß es alle Welt hören konnte, zu dem Unbekannten, ich nehme deine Ausforderung unter der Bedingung an, daß ich, wenn ich dich aus dem Sattel werfe, den Namen meiner Ungenannten ihr selbst nennen will;

streckst du mich aber zu Boden, so soll ihn weder ein Sterblicher noch ein Gott aus meinem Busen reißen.

Nach dieser Erklärung, die der Fremde sich gefallen ließ, nahmen beide ihren Stand und sprengten mit eingelegten Lanzen gegen einander. Die Lanzen brachen, aber die Ritter blieben fest im Sattel, und nachdem sie sich frische Lanzen geben lassen, rennten sie zum zweiten Mal. Die Lanzen zersplitterten abermals, und Dagobert erhielt sich mit der höchsten Anstrengung noch kaum im Steigbügel: aber beim dritten Ritt raffte er Alles, was ihm von Kraft noch übrig war, zusammen und hob seinen Gegner so gewaltig aus dem Sattel, daß er über zwanzig Schritte weit hinausflog und dem Ansehen nach einen sehr gefährlichen Fall gethan haben mußte. Dagobert sprang von seinem Roß, um dem Gefallenen zu Hülfe zu eilen; aber dieser hatte sich schon wieder, so leicht als ob ihm nichts geschehen wäre, in den Sattel eines andern für ihn bereit stehenden Pferdes geschwungen, ritt in vollem Sprung aus den Schranken und ließ sich nicht wieder sehen.

Ein jauchzendes Siegesgeschrei des unzähligen Volks, das sich Kopf an Kopf um die Schranken her drängte, begleitete nun den von seinem Abenteuer noch verwirrten Sieger zu den Füßen der schönen, nicht weniger betroffenen Narcissa-Heliane, die, in einer seltsamen Schwebe zwischen ihrem Stolz und ihrem Herzen, nicht Zeit hatte, zum Entschluß zu kommen, ob sie ihm Kaltsinn oder Theilnahme in ihren Augen zeigen sollte. Vermuthlich würde das Herz die Oberhand behalten haben, wenn sie nicht in dem Blicke, womit

der Prinz, indem er sich vor ihr aufs rechte Knie niederließ, ihre Augen bis auf den Grund zu durchforschen schien, den Triumph eines seiner Sache schon gewissen Siegers zu sehen geglaubt hätte. Darf ich mir schmeicheln, sagte er, daß die schöne Heliane keinen Augenblick zweifelte, wer die Ungenannte sey, die allein mich in ein und dreißig Kämpfen zum Sieger machen konnte?

Empfanget, edler Ritter, antwortete Narcissa, indem sie ihm den Dank (eine aus goldnen Lorbeerblättern zierlich gewundne und mit Perlenschnüren durchflochtene Krone) aufsetzte, mit meinem Glückwunsch den Preis Eurer Tapferkeit und trauet mir so viel Bescheidenheit zu, ein Geheimniß, wofür Ihr so viel wagtet, weder errathen noch erforschen zu wollen.

Sie sagte dieß mit einem Blick und einem Lächeln, die ihren Worten mehr als die Hälfte von ihrer Bitterkeit benehmen sollten: aber auf den stolzen Narcissus wirkte beides das Gegentheil; der sanfte Blick und das holde Lächeln schienen ihm die Verachtung noch durch Hohn zu schärfen. Er raffte sich hastig auf, warf einen Blick, der bloß zürnen sollte, aber seinen Schmerz nicht verhehlen konnte, auf Narcissen und entfernte sich von ihr mit einer tiefen Verbeugung, wie einer, der nicht wieder zu kommen gesonnen ist.

Daß übrigens von dem goldnen Ritter, den Niemand kennen wollte, und von seinem eben so plötzlichen Erscheinen als Verschwinden bei Hof und in der Stadt etliche Tage lang viel gesprochen, vermuthet und gestritten wurde, ist leicht zu errathen. Da man aber immer weniger von der Sache begriff, je mehr man sie auf alle Seiten kehrte, so

blieb die allgemeine Meinung endlich bei der Voraussetzung stehen, es sei ein von Helianen angestellter Handel gewesen, um dem Prinzen eine Erklärung abzunöthigen, zu welcher er aus Ursachen, die er selbst am besten wissen müsse, sich nicht entschließen zu können scheine.

Sobald unsre Selbstliebhaber sich wieder allein sahen, fand sich, daß sie mit ihrem geliebten Selbst noch weniger zufrieden waren, als eines mit dem andern. Dagobert machte sich Vorwürfe, daß er, anstatt Helianen öffentlich für seine Dame zu erklären, es darauf habe ankommen lassen, ob sie sich in der Ungenannten erkennen werde; und wie sehr er sich auch durch ihre unbezwingbare Gleichgültigkeit beleidigt fühlte, so waren doch die Augenblicke die häufigsten, worin er sie entschuldigte, ja sogar rechtfertigte, und gegen sich selbst behauptete, sie habe sich ohne Verletzung alles Zartgefühls nicht anders benehmen können. Narcissa hingegen zürnte über sich selbst, daß sie seine Erklärung bei Empfang des Preises in einem Ton beantwortet hatte, der, wofern er sie wirklich liebte, sein Herz empfindlich kränken und, falls die Liebe seinen Stolz noch nicht völlig überwältigt hatte, für eine förmliche Abweisung aufgenommen werden mußte. Beide glaubten also einander eine Art von Genugthuung schuldig zu seyn; nur war die Schwierigkeit, wie dieß geschehen könne, ohne vielleicht einen Schritt zu viel zu thun und das, was jedes sich selbst schuldig zu seyn glaubte, auf ein ungewisses Spiel zu setzen.

Diese Bedenklichkeiten eines übertriebenen Zartgefühls gaben ihrem gegenseitigen Betragen eine Miene von zwangvoller

Unschlüssigkeit zwischen Annäherung und Zurückhaltung. Sie beobachteten einander mit einer Art von mißtrauischer Theilnahme, welcher kein Blick, keine noch so leise vorübergehende Veränderung der Gesichtszüge entwischte, die aber immer geneigt war, etwas Zweideutiges zu sehen, und immer zweifelhaft, von welcher Seite sie es nehmen sollte. Das Peinliche eines solchen Verhältnisses brachte sie nicht selten in einem Anfall von Ungeduld zum Entschluß, es gänzlich abzubrechen; aber bei jedem Versuch überzeugten sie sich stärker von der Unmöglichkeit der Ausführung. Siegen oder Sterben schien jetzt Beider Wahlspruch zu seyn, und wer kann sagen, wie lange diese seltsame Art, die Liebe wie einen Zweikampf auf Leben und Tod zu behandeln, noch hätte dauern, und welche Folgen sie wenigstens für die zärter gebaute Heliane hätte haben können, wenn ihr Verhältniß nicht durch eine zufällige Begebenheit eine andere Wendung bekommen hätte.

Nicht lange nachdem in Trapezunt Alles wieder seinen gewöhnlichen Gang zu gehen begonnen hatte, traf ein Fremder daselbst ein, der in kurzer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er kam, seinem Vorgeben nach, aus einem so weit entfernten Lande, daß dessen Name schwerlich jemals zu Trapezunt gehört worden war; und weil sein eigener etwas schwer auszusprechen sey, sagte er, so habe er ihn ins Griechische übersetzt und nenne sich dermalen Sophranor, so wie seine ihn begleitende Schwester Euphrasia. Da sie sich einige Zeit zu Trapezunt aufzuhalten und auf einem ziemlich großen Fuß zu leben gesonnen waren, so

miethete Sophranor einen der schönsten Paläste der Stadt, nahm zu dem Gefolge, so er mitgebracht, noch eine Menge Hausbediente aller Arten an und richtete sich in Allem so ein, als ob er immer da zu bleiben gedächte.

Beide, Sophranor und seine Schwester, hatten in Gestalt und Anstand etwas zugleich Anziehendes und Ehrfurcht Gebietendes; und da sie ein prächtiges Haus machten und (was in ihrem Falle das Wesentlichste ist) Alles baar und ohne zu handeln in gutem blanken Golde bezahlten, so wurde ohne weiteres Nachforschen angenommen, daß sie unfehlbar Personen von großer Bedeutung seyn müßten; was sie denn auch um so mehr wurden, da sie sich mit einem Geheimniß umgaben, welches immer die Hoffnung irgend einer wichtigen Entdeckung oder Entwicklung übrig ließ. Alle Abende versammelte sich bei Euphrasien eine Gesellschaft, die aus Allem, was der Hof und die Stadt Ausgezeichnetes hatte, bestand und in verschiedenen Sälen und Zimmern aufs Angenehmste unterhalten wurde.

Euphrasia schien eine Person von dreißig Jahren zu seyn; keine eigentliche Schönheit; aber in ihrem Wuchs und Anstand war etwas, das an Majestät gränzte, und in ihrer Gesichtsbildung und ihrem Auge so viel Geist, Anmuth und Ausdruck, daß nur Wenige, die auf den Apfel des Paris hätten Anspruch machen können, innern Werth genug besaßen, um neben ihr bemerkt zu werden. Es fiel sehr bald in die Augen, daß es nur auf sie angekommen wäre, sich aller Männerherzen in Trapezunt zu bemächtigen und alle Weiber zur Verzweiflung zu bringen; aber man überzeugte sich auch eben

so bald, daß sie nichts weniger im Sinne habe, als die Rolle einer Ruhestörerin zu spielen. Sie schien vielmehr einen unsichtbaren Zauberkreis um sich her gezogen zu haben, an dessen Rande die Männer alle, gern oder ungern, stehen bleiben mußten; und, während sie allen, die den Zutritt in ihre Abendversammlungen hatten, mit gleicher Achtung und Artigkeit begegnete, war keiner, der sich der geringsten Auszeichnung rühmen konnte, welche nicht auf unbestrittene Vorzüge des Geistes und des sittlichen Charakters gegründet gewesen wäre.

Durch dieses Benehmen erwarb sich Euphrasia — was so selten ist — zu gleicher Zeit mit der Zuneigung und dem Vertrauen ihres eigenen Geschlechts die Hochachtung des andern und erhielt dadurch die stillschweigende Erlaubniß, so liebenswürdig zu seyn, als sie wollte, ohne durch Vorzüge, deren sie sich nicht bewußt schien, die Eifersucht des einen Geschlechts zu reizen oder vergebliche Hoffnungen in dem andern zu erregen.

Weil die Abendgesellschaften in Sophranors Hause von Niemand, der zur großen Welt in Trapezunt gehörte oder sich dazu rechnete, unbesucht blieben, so fanden sich auch Narcissus und Narcissa dabei ein, und in ziemlich kurzer Zeit schien jener an Sophranorn und diese an Euphrasien so viel Anziehendes zu finden, daß sie jeden Tag für verloren schätzten, von welchem sie nicht einen großen Theil in ihrem Umgang zugebracht hatten. Sophranor, dem Ansehen nach wenig älter, als seine Schwester, heitern und lebhaften Geistes, wiewohl mit einem Ansatz von stiller Melancholie, der vielleicht

Ursache war, warum er in den Cirkeln seiner Schwester meistens nur erschien, um wieder zu verschwinden, Sophranor besaß tausend Vorzüge, wodurch sein Umgang einem fürstlichen Jüngling wie Dagobert eben so nützlich als angenehm seyn mußte. Er redete beinahe alle Sprachen, war in allen Wissenschaften bewandert, mit Allem, was Kunst heißt, bekannt, hatte Alles gesehen, was auf dem ganzen Erdboden sehenswürdig ist, und auf seinen Reisen einen so großen Schatz von seltnen Natur- und Kunsterzeugnissen gesammelt, daß beinahe sein ganzer Palast damit angefüllt war. Die Wißbegierde des von Natur edeln Jünglings fand also hier so reiche Nahrung, und so manche Morgen- und Abendstunden wurden zwischen ihm, Sophranorn und einigen andern einheimischen oder fremden Männern von nicht gemeinem Verdienst mit lehrreichen Unterhaltungen zugebracht, daß Narcissus, indem er so Vieles, was ihm fehlte, und so Viele, die ihn an innerm Werth übertrafen, kennen lernte, unvermerkt einen großen Theil des sich zu laut ankündenden und übermäßigen Gefühls seiner Vorzüge verlor oder, um Alles mit einem Worte zu sagen, täglich immer weniger Narcissus wurde.

Bei der schönen Narcissa, für welche Euphrasiens hohe und eben darum so anspruchlose Liebenswürdigkeit eine ganz neue Erscheinung war, wirkte der immer vertrautere Umgang mit einer so seltnen Frau eben dieselbe glückliche Veränderung noch schneller. Ihr war, als ob sich ein ganz neuer Sinn für das wahre Schöne und Gute in ihrer Seele aufthue, ein Sinn, der bisher geschlummert hatte oder von Wahnbegriffen,

Eitelkeit und einer Alles bloß auf das unechte Selbst beziehenden Vorstellungsart übertäubt worden war. So wie ihre Anhänglichkeit an Euphrasia zunahm, nahm ihr bisheriges Wohlgefallen an ihr selbst ab; anstatt sich immer in ihrem eigenen Bilde zu bespiegeln, verglich sie sich mit ihrer so viel vollkommneren Freundin; und, statt stolz darauf zu seyn oder nur an sich selbst gewahr zu werden, daß sie ihr täglich ähnlicher wurde, sah sie mit jedem Tage heller, wie viel ihr noch fehle, um der guten Meinung, welche Euphrasia von ihr zu hegen schien, würdig zu seyn. Kurz, sie nahm es immer genauer mit sich selbst und erröthete, wenn sie sich bei irgend einer Anmaßung, einem erkünstelten Gefühlsausdruck, oder was sie etwa sonst des bloßen Scheinens wegen gesagt oder gethan hatte, ertappte, beinahe eben so sehr, als wenn sie von tausend fremden Augen bei einer schlechten Handlung überrascht worden wäre. Euphrasia wußte, ohne den geringsten Zwang, und ohne sich jemals die Miene einer Lehrerin oder Aufseherin zu geben, jeden Anlaß zu benutzen, wo sie auf den Verstand oder das Gemüth ihrer jungen Freundin wohlthätig wirken konnte, nicht, indem sie ihre eigenen Begriffe und Gesinnungen gleichsam in sie hinein schob, sondern indem sie bloß mit leichter Hand und unvermerkt Alles wegräumte, was Helianen bisher verhindert hatte, auf die Stimme ihres eigenen Herzens zu lauschen, und seinen reinsten Trieben und Gefühlen zu gehorchen.

Während Heliane und Dagobert, von ihren neuen Freunden täglich mehr bezaubert, sich solchergestalt in ihrem Umgang und durch ihr Beispiel von den Fehlern einer verkehrten

Erziehung reinigten, hätte Jedermann, nach den äußerlichen Anscheinungen zu urtheilen, glauben müssen, das seltsame Verhältniß, worein sie seit dem Abenteuer des Lanzenstechens gerathen waren, habe sich endlich in eine entschiedene Gleichgültigkeit aufgelöst. Sie sahen einander zwar alle Tage, wiewohl nie anders, als in großer oder wenigstens in Euphrasiens Gesellschaft, schienen aber da so unbefangen und hatten einander so wenig Besonderes zu sagen, daß man deutlich zu sehen glaubte, sie würden sich nicht mehr zu sagen haben, wenn sie sich bloß selbander sähen. Allein das Wahre an der Sache war, daß der lebenskräftige, obschon noch unentfaltete Keim der Liebe, seitdem er von Stolz und Selbstsucht nicht mehr angefochten wurde, sich so tief in ihr Inneres eingesenkt hatte, daß er von ihnen selbst nicht mehr gespürt wurde, aber, während er seine zarten Wurzeln im Verborgenen um alle Fasern ihres Herzens schlang, in kurzem nur desto kräftiger und fröhlicher aufschoß, um zu einer der schönsten Blumen zu werden, die jemals in den Gärten der Grazien blühten.

Helfen Sie mir nur getrost lachen, sagte Rosalinde, indem sie sich selbst lachend unterbrach, über diesen plötzlichen Anlaß von Schönrednerei, eine arme unschuldige Metapher zu einer vollständigen zierlichen Allegorie aufzublasen. — Es soll mir nicht wieder begegnen! Ich falle sogleich, wie sich's gebührt, in meinen natürlichen Ton zurück und sage in guter Prose: Es war wohl nicht anders möglich, als daß der tägliche Umgang mit Sophranorn und Euphrasien die auf beständigem Anschauen beruhende Ueberzeugung in Dagoberten und Helianen

hervorbringen mußte, daß wahre Liebenswürdigkeit, auf wahres Verdienst gegründet, ihrer Natur nach bescheiden und anspruchlos ist; und wie hätte diese innige Ueberzeugung durch eine natürliche Folge nicht auch sie immer bescheidner in ihrer Meinung von sich selbst, immer gemäßigter in ihren Forderungen an Andere und, sobald sie dieses waren, auch geschickter und geneigter machen sollen, Jedes die Vorzüge des Andern zu sehen, zu schätzen und ohne mißtrauisches, eifersüchtiges Abmessen und Abwägen, ob man nicht einen Schritt zu viel thue, oder ob das Andere nicht mehr von uns empfange, als wir von ihm, sich bloß dem reinen Eindruck, den das Liebenswürdige auf unsere Seele macht, zu überlassen.

Das Alles entwickelte sich jetzt so leicht und natürlich aus einander, daß sie, anstatt über die Veränderung ihrer ehemaligen Sinnesart betroffen zu seyn, sich vielmehr wunderten, wie es möglich gewesen, alle die liebenswürdigen Eigenschaften, welche sie jetzt täglich an einander entdeckten, so lange zu übersehen oder zu verkennen. Sie sahen sich jetzt öfters allein und näherten sich einander immer mit dem Zutrauen, welches die Gewißheit zu gefallen voraussetzt, ohne sie anzukündigen. Ihre Gespräche waren zwangfrei, lebhaft und geistreich; an Stoff konnte es so gebildeten Personen, als beide waren, in einem Hause wie Sophranors, nie gebrechen; aber, wovon auch die Rede seyn mochte, Dagobert wußte ihm eine begeisternde Seite abzugewinnen, und nie wurden wohl, ohne das Wort Liebe jemals zu nennen, mehr in alle mögliche Gestalten und Einkleidungen vermummte Liebeserklärungen gethan und ohne Verlegenheit oder Ziererei mit einem

feinern Zartgefühl beantwortet, als diejenigen, wovon Zelolo und Mahadufa täglich, wenn sie wollten, in den Gärten Sophranors Zeugen seyn konnten.

Inzwischen war die Vertraulichkeit zwischen Sophranor, seiner Schwester und unsern Liebenden auf einen so hohen Grad gestiegen, daß jene sich nicht länger entbrechen konnten, aus dem Geheimniß, worein sie ihren Stand und die Ursache ihres Aufenthalts in Trapezunt allen Andern verbargen, für ihre jungen Freunde herauszutreten.

Ein reizender Sommermorgen hatte sie einzeln in die Gärten herabgelockt und alle vier bei einem kleinen, mit Rosen- und Myrtenbüschen umgebenen Tempel, Amorn und Psychen gewidmet, zusammentreffen lassen, wo sie sich auf einer Moosbank dem lieblichsten aller griechischen Dichterbilder gegenüber niederließen. Alle vier waren von der Schönheit des Morgens, der Anmuth des Orts und dem Vergnügen, sich ohne Abrede gerade hier, wo Alles Liebe und Ruhe athmete, zusammengefunden zu haben, in eine besondere Stimmung versetzt. Eine gute Weile waren ihre mit Wohlgefallen auf einander ruhenden Blicke die einzigen Ableiter ihrer Empfindungen; sie fühlten zu viel, um Worte zu machen, und doch war es, als ob auf allen Lippen ein Geheimniß schwebte, das sich nicht länger verbergen lassen wollte und jeden Mund, gleich einer vollen, vom innern Drang aufberstenden Nelkenknospe, mit Gewalt zu sprengen schien.

Sophranor konnte keinen günstigern Augenblick wählen. Es ist Zeit, meine liebenswürdigen jungen Freunde, sagte er, daß wir euch entdecken, wer wir sind, und was uns

bewogen hat, uns so lange an diesem fremden Orte aufzuhalten.

Wir sind aus der heiligen Stadt Balkh im Khorasan gebürtig und als Parsen oder Gebern (wie uns die rohen und unduldsamen Anhänger Mohameds nennen) in der uralten Religion erzogen, welche das Feuer, die Quelle des Lichts und der Wärme, als das reinste Sinnbild des ewigen und unergründlichen Urwesens, verehrt. Unsre Seele, als einen Funken jener allbelebenden, aber nur dem reinsten Geistesauge sichtbaren allgemeinen Sonne des unermeßlichen Weltalls, von allen Befleckungen thierischer Begierden und stürmischer Leidenschaften rein zu erhalten, ist der Inbegriff aller Pflichten, zu welchen wir von Kindheit an, mehr durch Angewöhnung als mühsamen Unterricht, angehalten werden. Jede Leidenschaft wird in einem jungen Parsen gleich im ersten Aufbrausen erstickt, und er lernt kaum eher aufrecht gehen und vernehmliche Worte aussprechen, als seine Naturtriebe mäßigen, seinen Gelüsten Gewalt anthun, seinen Zorn bändigen und seinen liebsten Wünschen Stillschweigen gebieten.

In diesem Geiste wurden auch wir erzogen, und ich schmeichle weder meiner Schwester noch mir selbst, hoffe ich, zu viel, wenn ich hinzusetze, wir machten unsern Erziehern die Arbeit nicht schwer. Die angeborne innige Sympathie, die uns vereiniget, zeigte sich schon in der ersten Frühe des Lebens. Kaum konnten wir unsre kleinen Arme ausstrecken, so streckten wir sie gegen einander aus, kaum die ersten Sylben stammeln, so stammelten wir einander unsere Liebe zu. Diese hielt nun mit dem Wachsthum des Körpers

gleichen Schritt; sobald wir gehen und reden konnten, waren wir unzertrennlich und kannten keinen Genuß, woran das Andere nicht seinen Antheil hatte. Schon als ein Knabe von drei oder vier Jahren war ich für einen Schmerz, den meine Kantsadeh (dieß ist der parsische Name meiner Schwester) ausstehen mußte, viel empfindlicher, als für meine eigenen, und wußte von keinem größern Vergnügen, als etwas für sie zu leiden oder irgend eine Arbeit für sie zu verrichten; aber Beides wurde mir nur selten zu Theil, weil Kantsadeh eben dieselben Gesinnungen für mich hatte und immer nur darauf dachte, mir etwas zu lieb zn thun, oder etwas Unangenehmes von mir zu entfernen.

Unser Vater sah leicht vorher, wohin das Alles führen würde, und sah es mit Vergnügen; denn die Ehe zwischen Bruder und Schwester ist bei uns nicht erlaubt, sondern wird als die reinste und heiligste aller ehelichen Verbindungen angesehen. Als wir uns aber den Jahren näherten, wo der Naturtrieb, den die Liebe zwar reinigt und adelt, der aber von den Meisten sehr irrig mit ihr verwechselt wird, sich stärker zu äußern beginnt, hielt unser Vater, welcher in den tiefsten Geheimnissen der Magie des großen Zerdusht eingeweiht war, für nöthig, die Sterne über unsere künftigen Schicksale zu befragen. Er stellte also unser Horoskop und erhielt die Antwort: daß unsre Liebe von einem feindseligen Geiste bedrohet werde, und eine engere Verbindung unfehlbar großes Unglück über uns bringen würde. Er säumte sich nicht, uns diesen strengen Schluß des Schicksals anzukünden, und erhielt, vermöge der hohen Ehrfurcht, die wir

für ihn fühlten, von so lenksamen Kindern, als wir waren, ohne große Mühe eine mit den heiligsten Schwüren bekräftigte Zusage, daß wir in jungfräulicher Reinigkeit und Zurückhaltung beisammen leben und auf jede nähere Vereinigung auf immer Verzicht thun wollten, wofern er nicht vielleicht in seinen erhabenen Wissenschaften ein Mittel, das angedrohte Unglück von uns abzuwenden, entdecken würde. Ich gestehe, daß ich mir nicht verwehren kann, zu denken, die Sterne könnten unsers guten Vaters gespottet und gerade das Unglück und kein anderes gemeint haben, das er durch das Mittel über uns brachte, wodurch er uns den Streichen des Schicksals zu entziehen hoffte. Sein guter Wille gegen uns und sein Glaube an die Mysterien der Magie waren indessen so groß, daß er Tag und Nacht keine Ruhe hatte, bis er endlich herausbrachte: der Dämon, der unsre Liebe verfolge, werde alle seine Gewalt über uns verlieren, sobald wir noch zwei Liebende, die, anstatt (wie gewöhnlich) im Andern nur sich selbst zu lieben, sich selbst nur im Andern liebten, gefunden haben würden. Diese Bedingung schien uns, einer zweifachen Schwierigkeit wegen, wenig oder keine Hoffnung zu lassen: denn, wofern auch auf dem ganzen Erdenrund noch ein Paar so rein liebende Sterbliche athmeten, was für ein Mittel hatten wir, es zu entdecken?

Unser Vater, von seiner Liebe zu uns angespornt, verwandte sieben ganzer Jahre auf die Erfindung eines solchen Mittels und brachte endlich durch den hartnäckigsten Fleiß einen talismanischen Spiegel zu Stande, der die wunderbare

Tugend besitzt, reine Liebe von verkappter Eigenliebe durch ein untrügliches Zeichen zu unterscheiden.

Und dieses Zeichen? — unterbrach ihn Dagobert mit einer Unruhe, welche deutlich genug verrieth, wie nahe seine Frage ihn selbst angehe.

Wenn du Lust hast, es durch dich selbst zu erfahren, erwiederte Sophranor lächelnd, so gehen wir unverzüglich in den Saal, der mit den Schilderungen aller wahren und getreuen Liebhaber, die uns Fabel und Geschichte kennen lehrt, geziert ist, und du hast nichts weiter zu thun, als in eben denselben Spiegel hinein zu schauen, worin du dich, wie ich wohl den Spiegel selbst wetten wollte, gewiß schon mehr als einmal besehen hast. Dagobert und Heliane errötheten beide bei diesen Worten bis an die Fingerspitzen, und Sophranor, ohne daß er es wahrzunehmen schien, fuhr in seiner Erzählung fort.

So lange Jemand in der Person, die er zu lieben vermeint oder vorgibt, nur sich selbst liebt, könnt' er sein ganzes Leben durch in diesen Spiegel hinein schauen, er würde nie etwas Anderes sehen, als sich selbst: aber, sobald das, was er für sie fühlt, reine Liebe ist, sieht ihm, statt seiner eigenen Gestalt, das Bild der geliebten Person entgegen. Dieser magische Spiegel war das letzte Werk unsers Vaters, und als er sich kurz darauf seinem Ende nahe fühlte, befahl er uns: sobald wir ihm die letzte Pflicht erstattet hätten, Khorasan zu verlassen und so lange von einer großen Stadt zur andern zu reisen, bis wir endlich diejenigen gefunden haben würden, denen die Macht verliehen sey, den Bann

der auf unsrer Liebe liege, aufzulösen. Es sind nun bereits zehn Jahre, seitdem wir, diesem Befehl zufolge, in der Welt umher schweifen, ohne gefunden zu haben, was wir, in der That mit wenig Hoffnung, suchten; bis uns endlich ein Traumgesicht in der berühmten Kaiserstadt Trapezunt das Ende unserer Wanderungen und die seligste Umwandlung unsers Schicksals versprach. Wir gehorchten, wie ihr sehet, diesem Traum, und es wird sich nun bald zeigen müssen, ob er uns getäuscht oder die Wahrheit gesagt hat.

Dagobert und Heliane fanden diese Geschichte wunderbar genug, aber doch nicht wunderbarer, als die Personen dieser außerordentlichen Geschwister. Beide fühlten ein ungeduldiges Verlangen, den talismanischen Spiegel, in welchen keines von ihnen seit mehr als zehn Tagen gesehen hatte, nun, da ihnen seine Wundertugend entdeckt worden war, genauer in Augenschein zu nehmen: aber ein Rest von falscher Scham (wenn wir es nicht lieber mit ihnen Zartgefühl nennen wollen) hielt sie zurück, dieses Verlangen laut werden zu lassen.

Indessen kehrte die kleine Gesellschaft, Euphrasia an Dagoberts, Heliane an Sophranors Arm, unvermerkt in den Palast zurück, und eben so unvermerkt befanden sich alle vier in dem Saal der wahren Liebenden.

Dagobert und Heliane besahen mit großer, wiewohl etwas zerstreuter Aufmerksamkeit die schon oft betrachteten Gemälde und baten Sophranorn bald um diese, bald um jene Erklärung, ohne daß sie den Muth hatten, einander anzusehen, geschweige einen verstohlnen Blick in den Spiegel zu thun; und Sophranor wiederholte mit der größten Gefälligkeit, was über die

Gegenstände dieser Gemälde, über die Kunst der Ausführung und über die Künstler selbst zu sagen war.

Aber welcher Sterbliche kann seinem Schicksal entgehen? Wie lange sie auch mit immer stärker klopfendem Herzen den entscheidenden Augenblick aufzuhalten suchten, endlich mußt' er doch kommen; und er kam. Unfreiwillig, wie von einer unsichtbaren Macht angezogen, fanden sie sich endlich beide vor dem Zauberspiegel, blickten beide zugleich hinein, und indem Dagobert mit schauderndem Entzücken Helianen, und Heliane Dagoberten in der Stelle ihres eigenen Bildes erblickten, sanken sie einander in die Arme, und erst nach einer ziemlichen Weile, da sie die Augen wieder aufschlugen, sahen sie anstatt Sophranors und Euphrasiens zwei Lichtgestalten durch die hohe Decke des Saals hinwegschwinden; — und ich, meine lieben Freunde (setzte Rosalinde hinzu), bitte demüthig, mit meinem Mährchen vorlieb zu nehmen; denn es hat, vielleicht zu Ihrem allerseitigen Vergnügen, hier auf einmal ein Ende.

Rosalinde hatte zu geneigte Zuhörer, um nicht im voraus auf die Höflichkeiten rechnen zu können, die ihr nach Endigung ihres Mährchens von allen Seiten gesagt wurden. Sie schien von der Aufrichtigkeit dieser Lobsprüche nicht überzeugt genug, um sich viel darauf zu gute zu thun, und konnte sich, da es ihr in der That nicht an Eitelkeit fehlte, nicht enthalten, mit gehöriger Feinheit zu verstehen zu geben, sie habe, um ihren Nachfolgern das Verdienst, sie zu übertreffen, desto leichter zu machen, ungefähr eben dieselbe Vorsicht gebraucht, wie jener Schnellfüßige in einem bekannten Feenmährchen, der, wenn er auf die Jagd ging, eine Art von Hemmkette um seine beiden Füße legte, um dem Hasen nicht wider seinen Willen zuvor zu laufen.

Wie dem aber auch seyn mochte, die Gesellschaft fand diese Art, sich zu einem guten derben Schlaf vorzubereiten, angenehm genug, um an einem der nächsten Abende den jungen Wunibald von P * * * freundlich zu erinnern, daß ihn das Loos zu Rosalindens nächstem Nachfolger ernannt habe. Herr Wunibald erklärte sich sogleich bereit und willig. Ich könnte mir, sagte er, sich ein Ansehen von komischer Wichtigkeit gebend, ungestraft das Verdienst beilegen, der Erfinder des sinn- und wunderreichen Mährchens zu seyn, womit ich die Gesellschaft zu bedienen gedenke; denn ich bin gewiß, daß

es noch in keiner Sprache gedruckt erschienen ist: aber ich bin zu stolz, mich mit fremden Federn zu brüsten, und bekenne also von freien Stücken, daß ich es aus einer ziemlich starken Sammlung so betitelter milesischer Mährchen genommen habe, welche durch einen Zufall, der hier nichts zur Sache thut, in meine Hände gekommen ist, und deren Urheber, vermuthlich weil sein Name seine Mährchen nicht besser gemacht hätte, sich zu nennen nicht beliebt hat. Nach dem berühmten Mährchen von Amor und Psyche (dem einzigen milesischen Mährchen, das von den Alten bis zu uns gekommen ist) erwarten Sie von dem meinigen schon voraus, daß es von der wunderbarsten Gattung sey. Das ist es auch, und der Erfinder, wer er auch sey, hat daher wohl gethan, Thessalien zur Scene desselben zu machen. — Mein Sohn, sagte Frau von P., du läufst Gefahr, unsre Erwartung höher zu spannen, als dir vielleicht lieb seyn dürfte, wenn du uns mit einer längern Vorrede aufhältst.

Ich gehorche, versetzte Herr Wunibald, und begann, wie folgt.

Daphnidion.

Ein milesisches Mährchen.

Ein thessalischer Jüngling, dessen Familie ihr Geschlechts-register bis in die Zeiten, wo der goldlockige Apollo die Heerden des Königs Admet hütete, hinauf führte, und einen Kebssohn dieses Gottes zum Stammvater zu haben stolz war — durchschlenderte in der vornehmen Geschäftslosigkeit eines bloß zum Verzehren gebornen Göttersohns, mit einem Blaserohr in der Hand, einen zu den großen Besitzthümern seines Vaters gehörigen Wald am Fuße des Berges Oeta, um zum Zeitvertreib kleinen Vögeln Verdruß zu machen: als er in einiger Entfernung eine schlanke leichtbekleidete weibliche Gestalt durch das Gesträuch rennen sah, die ihn beim ersten Anblick ungewiß ließ, ob er sie für eine Sterbliche oder für eine der Nymphen halten sollte, welche, nach den Dichtersagen und dem Volksglauben seiner Zeit, Berge, Wälder, Quellen und Grotten zu bewohnen pflegten und nicht leicht sichtbar wurden und flohen, wenn sie nicht die Absicht hatten, gesehen und gehascht zu werden.

Seit seinem göttlichen Urahnherrn Apollo hatte sich in seiner Familie die böse Gewohnheit, allen hübschen Mädchen, die vor ihnen flohen, nachzusetzen, von Vater auf Sohn fortgeerbt, und Phöbidas (so hieß der jüngste Sprößling dieses edeln Stammes) schlug nicht aus der Art. Die fliehende Nymphe, dem Ansehen nach ein Mädchen von sechzehn Jahren, hatte sich, indem sie Erdbeeren suchte, unvermerkt aus ihrem gewöhnlichen Bezirk in einen fremden verirrt und war endlich aus Ermüdung im Gebüsch eingeschlummert, als sie vom raschelnden Aufflug eines von Phöbidas getroffenen Vogels wieder aufgeweckt wurde. Erschrocken sah sie sich um, und wie sie einen Jüngling, den sie seiner Schönheit wegen für einen der ewig jugendlichen Götter, Mercur, Apollo oder Bacchus ansehen mochte, kaum zehn Schritte weit von sich entfernt erblickte, raffte sie sich auf und rannte so schüchtern und schnellfüßig, als ein aufgeschrecktes Reh, durch Büsche und Hecken davon.

Phöbidas, der ihr an Behendigkeit wenig nachgab, rief ihr vergebens eben so freundliche Worte nach, als Ovid seinen Stammvater der fliehenden Daphne zurufen läßt:

Bleib', ich bitte dich, bleib', o Nymphe! nicht feindliches Sinnes
Folg' ich dir nach —

Sie horchte eben so wenig auf seine Locktöne und sah sich eben so wenig um, als die keusche Tochter des Peneus; und unbekümmert, daß ein Theil ihres leichten Gewandes an den Gebüschen, durch welche sie sich drängen mußte, hangen blieb, und daß ihre Gefahr durch diesen Umstand nothwendig mit

jedem Schritte größer werden mußte, lief sie so lange, bis sie endlich eine hohe, mit Epheu und leichtem Gesträuch umwebte Felsengrotte erreichte, in welche sie sich hineinstürzte, da kaum noch zwanzig Schritte fehlten, daß sie von ihrem keuchenden Verfolger erhascht worden wäre.

Phöbidas, der nun sicher zu seyn glaubte, daß sie ihm nicht entgehen könne, hielt, um wieder zu Athem zu kommen, einige Augenblicke still und ging dann gelassenen Schrittes auf die Höhle zu, die er beim Eintritt viel geräumiger fand, als er sich vorgestellt hatte. Aber von seiner Nymphe war keine Spur zu sehen. An ihrer Statt fand er im Eingang eine runzlige Alte, die aus Deukalions und Pyrrhens Zeiten übrig geblieben zu seyn schien, bei ihrem Spinnrocken sitzen und, ohne zu ihm aufzusehen, so behend und zierlich fortspinnen, daß die junge Nymphe selbst es ihr kaum hätte zuvorthun können. Alte Mutter, schrie sie der ungeduldige Jüngling etwas hastig an, wo ist das junge Mädchen, das ich so eben in diese Höhle hineinrennen sah?

Was für ein junges Mädchen, sagte die Alte, immer, ohne aufzuschauen, fortspinnend.

„Ich sage dir ja, schrie Phöbidas, das Mädchen oder die Nymphe, die diesen Augenblick bei dir vorüber rannte.“ —

Was kümmert das dich? versetzte die Alte, indem sie aus ihren hohlen Augen einen Blick von böser Vorbedeutung auf ihn schoß.

„Ich muß sie sehen, ich muß mit ihr sprechen, sage ich dir.“ —

Ich sehe die Nothwendigkeit nicht, junger Mensch.

„Ich will sie aber sehen, schrie Phöbidas, mit dem Fuß auf den Boden stampfend."

Nur gelassen, sagte die Spinnerin; du magst es wollen, aber ich will nicht.

„Das wollen wir doch sehen! Weißt du wohl, wer ich bin?"

Die Alte sah ihn mit einem verächtlich spöttischen Blick an und spann fort.

„Daß ich der Sohn des Fürsten bin, dessen Eigenthum diese ganze Landschaft ist?"

Desto schlimmer für ihn und dich und die ganze Landschaft! denn du scheinst mir ein ungezogenes Bürschchen zu seyn. Aber ich will versuchen, ob noch was Besseres aus dir zu ziehen ist.

Diese Rede der Alten und das Ganze ihres Benehmens brachte den Jüngling ein wenig zur Besinnung. Es könnte doch wohl mehr, dacht' er, hinter dieser alten Gräe seyn, als ihr Ansehen ankündigt; ich muß einen sanftern Ton anstimmen. Verzeihe, wenn ich dich verkannt haben sollte, sagte er etwas höflicher, und sey meinem Verlangen nicht länger entgegen. Ich muß die junge Nymphe sehen, die hieher geflohen ist, oder ich sterbe zu deinen Füßen.

Weißt du auch, erwiederte die Alte, was es auf sich hat, junge Nymphen wider ihren Willen zu sehen? Hast du nie gehört, daß es nichts Geringers als den Verstand oder, in deinem Fall, wenigstens die Augen kostet? Wenn sie dich hätte sehen wollen, so wäre sie nicht so hastig vor dir geflohen, daß sie die Hälfte ihres Gewandes an den Hecken

gelassen hat und die andere Hälfte nur noch in Fetzen nachschleppte.

„Das pflegt nicht immer zu folgen, gute Mutter. Aber, was auch bei der Sache zu wagen seyn mag, auf meine Gefahr! Sey nicht unerbittlich? Laß mich sie nur sehen und sprechen, wenn es auch nicht anders als in deiner Gegenwart geschehen könnte."

Du bist ein ungestümer Mensch, erwiederte die Spinnerin. Was geht das Mädchen mich an? Wenn sie hereingekommen ist, so wird sie noch da seyn; die Grotte ist groß, suche sie meinetwegen.

Phöbidas ward jetzt auf einmal in der Vertiefung der Grotte die Oeffnung eines schmalen Gangs gewahr. Er zwängte sich hinein, die Höhle wurde immer weiter und höher und theilte sich in eine Menge schwach erleuchteter Kammern, die keinen andern Ausgang hatten, als den, woher er gekommen war. Er durchsuchte sie alle nach der Reihe, aber vergebens; er sah und fühlte nichts als leere Wände.

Er rief, so laut er konnte: Höre mich, holde Nymphe! Zeige dich mir nur einen Augenblick! — Umsonst! Nichts als seine eigenen Worte hallten ihm vervielfältigt von den öden Felsenwänden entgegen. Immer fing er wieder von neuem an zu suchen, verirrte sich zuletzt in dem helldunkeln Labyrinth und fand nur mit großer Mühe den schmalen Gang wieder, durch den er gekommen war.

Er wollte nun seinen ganzen Unmuth über die alte Spinnerin ausgießen, welche, wie er glaubte, seiner gespottet hätte: aber, siehe da! die Alte war verschwunden, und eine

schöne Frau von majestätischem Ansehen saß an ihrer Statt am Rocken und spann mit einer Grazie, die den kältesten aller Stoiker bezaubert hätte.

Was suchst du hier, junger Mensch, fragte sie den bestürzten Phöbidas in einem sanften Ton, aber mit einem Scharfblick in seine Augen, der wie ein Blitz durch sein ganzes Wesen fuhr. Ein glühendes Roth entbrannte plötzlich auf seinen Wangen; er wußte nicht, was er antworten sollte, und verstummte.

Ein gutes Zeichen, sagte die Dame, den Kopf seitwärts drehend, er kann noch erröthen.

Besser, wenn er über nichts zu erröthen hätte, antwortete eine unsichtbare Stimme, die nur einer der Musen angehören konnte und durch ihren lieblichen Silberton den immer mehr erstaunenden Jüngling beinahe noch mehr entzückte, als die Gestalt der fliehenden Nymphe gethan hatte, wiewohl der Sinn ihrer Worte nicht von der besten Vorbedeutung war. Aber, zu sehr bestürzt über Alles, was er in dieser wunderbaren Grotte sah und hörte, konnt' er noch immer keine Worte auf seiner Zunge finden und blieb, wie in den Boden eingewurzelt, stumm und unbeweglich stehen.

Wofern du, wie es scheint, hier nichts zu suchen hast, sagte die schöne Spinnerin, würdest du nicht übel thun, dich zurückzuziehen.

Dieses Wort, in einem mildern Ton gesprochen, als sein Inhalt und der Blick, der es begleitete, versprach, gab ihm auf einmal die Sprache wieder.

Wenn du, wie mich Alles glauben heißt, eine Göttin bist, sagte er, so sey gütig und verzeihe mir. Ich bin meiner

selbst nicht mächtig. Diesen Morgen, da ich im Wald umherirrte, erblick' ich eine junge Nymphe, die, sobald sie mich gewahr wird, die Flucht ergreift. Es war mir unmöglich, ihr nicht nachzusetzen. Sie läuft schneller, als der Wind, und ich verfolge sie durch Busch und Wald, über Berg und Thal, bis zu dieser Grotte, in welche sie sich hineinstürzt. Auch hieher folgt' ich ihr, aber sie war verschwunden, und —

„— du fandest an ihrer Stelle eine alte Spinnerin an diesem Rocken sitzen, die dich nicht allzu freundlich anließ?"

Phöbidas, in der Ungewißheit, ob die schöne Dame, die er vor sich sah, und die Alte nicht eben dieselbe Person sey, verstummte abermals. Du bist ein wunderlicher Mensch, sagte die Dame. Gestehe mir aufrichtig, wer bist du?

„Der Sohn des thessalischen Fürsten, dem diese Landschaft angehört."

Die Alte hatte Recht, versetzte die Dame; wenn dem so ist, desto schlimmer für dich! — Aber wo glaubst du zu seyn?

„Wo anders als im Gebiete meines Vaters, welches sich vom Fuße des Oeta über die ganze Gegend um Elateia erstreckt?"

Deine Nymphe hat dich weiter geführt, als du glaubst. Diese Grotte ist ein Theil des Parnassus, und du bist im Gebiete — des delphischen Gottes und seiner Schwester.

„Ist's möglich?" rief Phöbidas bestürzt.

Einer thörichten Leidenschaft ist Alles möglich, sagte die Dame. Du bist, wie du siehest, in meinem Gebiet; aber das würdest du auch im Gebiete deines Vaters seyn. Deine Leidenschaft hat dich in meine Gewalt gegeben.

„Ich unterwerfe mich ihr willig; nur bitte ich, bediene dich ihrer mit Milde.“

Was wünschest du von mir, Phöbidas?

„Du weißt es und vermagst hier Alles. Ich beschwöre dich bei der Göttin, die dich geboren hat, laß mich das liebliche Mädchen wiedersehen, das mich mit unwiderstehlicher Gewalt bis hieher gezogen hat.“

Es gibt keine unwiderstehliche Gewalt, junger Mensch. Bloß deine Schwäche macht dich zu unserm Sklaven. Gebiete dir selbst, so bist du frei!

„Ich will nicht frei seyn, rief der Jüngling. Eben so leicht könnt' ich mir gebieten, den Parnaß auf den Oeta zu setzen, als die Holde nicht zu lieben, die du mir entrissen hast.“

Zu lieben, sagte die Dame ironisch lächelnd; du liebst also meine Daphnidion?

„Sonst wußt' ich nicht, was Liebe ist. Noch gestern glaubt' ich alle Mädchen zu lieben, die mir gefielen; es war lauter Spiel und Kinderei. Was ich jetzt fühle, ist ganz was Anderes; es gilt Leben oder Tod.“

Diese Sprache führen alle deines gleichen. Ich glaube an keine so plötzlich von bloßem Ansehen aufgebrausete Liebe; und du, lächerlicher Mensch, hast deine Geliebte sogar nur von hinten gesehen.

„Gleichviel, rief Phöbidas; was ich sah, hat ein unauslöschliches Bild in meiner Seele zurückgelassen, das nie aufhören wird sie auszufüllen, bis ich sie selbst wiedersehe. Ich werde wahnsinnig darüber werden. Was kannst du für eine Freude haben, mich elend zu machen?“

Beinahe, sagte die Dame, könntest du mich verführen, Mitleiden mit dir zu haben.

Die Frage ist noch, ob er es verdient? sagte die unsichtbare Stimme.

Das soll sich bald zeigen, erwiederte die Dame. Du verlangst deine Nymphe zu sehen und zu sprechen; du sollst sie sogar berühren, um gewiß zu seyn, daß es keine Luftgestalt ist. Aber, merke wohl, mehr als einen Sinn zu befriedigen, ist dir nicht erlaubt. Es kommt auf dich an, ob du sie sehen willst, ohne mit ihr zu reden, oder mit ihr reden, ohne sie zu sehen, oder sie berühren, ohne sie weder zu sehen, noch zu hören. Wähle!

Phöbidas, nicht gewohnt, lange zu überlegen, was er wollte, und vom Bilde der fliehenden Daphnidion erhitzt, dachte bei sich selbst: ich habe sie bereits gesehen und gehört; denn vermuthlich war die Stimme der Unsichtbaren die ihrige; aber berührt hab' ich sie noch nicht, und lief ich ihr denn aus einer andern Absicht, solange bis mir der Athem ausblieb, nach, als um sie zu erhaschen? — Ich wähle das Letztere, sprach der Unbesonnene.

Das hat dir dein böser Dämon gerathen, denn es ist das Gefährlichste, sagte die Dame mit einem beinahe unsichtbaren Lächeln; ich rathe dir nicht dazu; aber du bist frei, nach deinem eigenen Belieben zu wählen.

So bleibt's bei meiner ersten Wahl, rief Phöbidas; und kaum war das letzte Wort über seine Lippen gekommen, so verbreitete sich ein lieblich dämmerndes Rosenlicht durch die Grotte, worin alles Sichtbare, sogar seine eigene Gestalt

sich aufzulösen und zu zerfließen schien; er sah nichts mehr, er hörte nichts mehr, er glaubte, die Sprache verloren zu haben; aber, indem er die rechte Hand ausstreckte, berührte er eine kleine niedliche, lieblichwarme Hand, weicher als Schwanenflaum und sanfter als die Blätter der Sammetblume. Ein zuckender Schauer blitzte durch alle seine Nerven; er drückte seinen brennenden Mund auf die liebliche Hand, die sich nicht zurückzog. Glücklich, wenn er, wie von einem zärter fühlenden Liebhaber zu erwarten war, sich an dieser Seligkeit genügen ließ! Vielleicht würde er, zur Belohnung seiner Bescheidenheit, sie auch noch zu sehen bekommen haben. Aber die thessalischen Jünglinge jener Zeit waren nicht bescheiden genug, um so genügsam zu seyn. Allmählich immer kühner und lüsterner schlug er endlich seinen linken Arm um ihre Hüfte, und — mit einem furchtbaren Donnerschlag schwand die schöne Nymphe, wie Luft, aus seiner Umarmung dahin; er taumelte wie ein Trunkner vorwärts, seine Arme ins Leere ausstreckend; der Tag erleuchtete die Grotte wieder, und die dürre Alte saß wieder an ihrem Rocken und spann.

Tragt ihn an seinen Ort, sagte sie, ohne ihn anzusehen, zu zwei langöhrigen Knaben mit ungeheuren Rabenflügeln, die ihr zur Seite standen; und sie ergriffen den armen, sich vergebens sträubenden Phöbidas, und in wenig Augenblicken befand er sich wieder an demselben Platz, wo er die reizende Nymphe zuerst gesehen hatte. Verblüfft und betäubt von einem so seltsamen Abenteuer, blieb er eine gute Weile ohne Besinnung auf der Erde liegen, wo ihn die Knaben mit den langen Ohren hingelegt hatten, und als er wieder zu sich

selber kam, würde er Alles, was ihm begegnet war, für einen Traum gehalten haben, wäre das Bild der fliehenden Nymphe und die Erinnerung an den Augenblick, wo er sie in seinem Arm gefühlt hatte, nicht so lebendig in ihm gewesen, daß er eher an seinem eignen Daseyn, als an der Wahrheit dessen, was er gefühlt und gesehen, hätte zweifeln können.

Das Verlangen, die schöne Daphnidion, allen magischen Spinnerinnen zu Trotz, in seine Gewalt zu bekommen, wurde nun in kurzer Zeit so heftig, daß er bereit war, die Befriedigung desselben um jeden Preis zu erkaufen. Er bestimmte sich also, nach mehr als einem Einfall, den er als unausführlich wieder verwerfen mußte, zuletzt als ein echter Thessalier, seine Zuflucht zur Zauberkunst zu nehmen, welche (wie Jedermann weiß) von uralten Zeiten her in dieser griechischen Provinz einheimisch war. Haben sie sich nicht, dacht' er, zauberischer Gaukeleien gegen mich bedient? Warum sollt' ich Bedenken tragen, sie mit ihren eignen Waffen zu bekämpfen?

Auf einer der Spitzen des Berges Oeta wohnte damals ein Mann, der im ganzen Lande für einen großen Meister in den geheimen Wissenschaften der Magier gehalten wurde. Zu diesem öffnete er sich den Zutritt durch ein ansehnliches Geschenk, entdeckte ihm sein Anliegen und bat ihn, daß er ihm durch seine Kunst zum Besitz der widerspenstigen kleinen Daphne verhelfen möchte, bevor sie ihm etwa, wie ihre Vorfahrerin seinem Urahnherrn, den Streich spiele, sich in einen Lorbeerbaum oder in irgend einen andern Baum oder Strauch verwandeln zu lassen.

Hippalektor (so nannte man den Schwarzkünstler) rühmte sich, vielleicht ohne Grund, im Besitz des berühmten magischen Bilderbuchs zu seyn, welches viele Jahrhunderte später in der Geschichte der schönen Aline und ihres Widders eine so wichtige Rolle spielt. Aber, bevor man etwas gegen die kleine Daphne und ihre Beschützerinnen unternehmen konnte, mußte man wissen, wer sie wären, und Hippalektor gestand, daß er wenigstens drei Tage nöthig habe, um den Schleier zu zerreißen, den die Spinnerin, welche er unter ihren beiden Gestalten nur für eine Person hielt, um sich her gewebt habe.

Phöbidas mußte sich also auf den vierten Tag vertrösten lassen und inzwischen selbst auf Mittel bedacht seyn, die peinliche Ungeduld, die ihn zu so ungebührlichen Maßregeln trieb, einzuschläfern.

Während Hippalektor in seinem Bilderbuch oder (was wenigstens eben so wahrscheinlich ist) in der Nachbarschaft des Orts, wo die Gegenstände seiner Wißbegierde wohnten, nach Aufschlüssen forschte, war Dämonassa (so hieß die weise und mächtige Beschützerin der jungen Daphnidion) nicht weniger beschäftigt, diese ihre, wie ihr eigenes Kind geliebte, Nichte vor den Nachstellungen des leichtsinnigen und sich Alles erlaubenden jungen Centauren zu sichern. Einige talismanische Ringe, die sie von ihrem Vater geerbt, und dieser von einem persischen Weisen, welchem er zufälliger Weise das Leben gerettet hatte, zum Geschenk empfangen, gaben ihr über das gemeine Zaubervolk in Thessalien eine entschiedene Obermacht: aber die Natur selbst hatte sie mit zwei angebornen Talismanen versehen, die in den meisten Fällen den Gebrauch der

künstlichen unnöthig machen. Diese waren ein Scharfblick, dem nichts entging, was zu sehen, und eine Besonnenheit, die immer auf der Stelle das Beste fand, was zu thun war.

Dämonassa zweifelte nicht, daß Phöbidas, gewohnt, der Befriedigung seiner Gelüste und Launen Alles aufzuopfern, den kürzesten Weg einschlagen und die Zauberkünste seines Nachbars Hippalektor zu Hülfe nehmen werde, um ihre Daphnidion in seine Gewalt zu bekommen. Hätte sie darauf rechnen können, daß er sich keiner andern Mittel, als der gewöhnlichen Verführungskünste, gegen sie bedienen würde, so wäre sie ihrentwegen ganz ruhig gewesen; denn Daphnidion war ein verständiges Mädchen und dessen, was das Weib sich selbst schuldig ist, sich sehr lebhaft bewußt, von ihr selbst erzogen und überdieß seit einiger Zeit von einem liebenswürdigen jungen Manne, dessen Gut an das ihrige gränzte, zur Ehe begehrt, dem sie wenigstens nicht abhold schien, wiewohl sie noch immer eine größere Neigung zeigte, sich nach dem Beispiel ihrer Beschützerin dem Dienst der jungfräulichen Göttin Artemis zu widmen. Eine solche Person hat von gewöhnlichen Nachstellungen nichts zu besorgen; aber hier war es nöthig, sie gegen hinterlistige und gewaltsame Unternehmungen sicher zu stellen.

Daphnidion hatte in dem Augenblick, da sie sich vor dem nachsetzenden Phöbidas in die Grotte flüchtete, einen Ring von Dämonassen empfangen, welcher, an der rechten Hand getragen, nichts weiter als ein unscheinbares goldnes Reifchen war, aber unsichtbar machte, sobald er an den Goldfinger der

linken Hand gesteckt wurde. Jetzt beschenkte Dämonassa sie noch mit einem andern, der die Tugend hatte, jedes Zaubergebilde, sobald es mit dem darein gefaßten Stein berührt wurde, in seine natürliche Gewalt zurück zu zwingen. Mit diesen beiden Ringen konnte die schöne Daphnidion allen Zauberern und Hexen in ganz Thessalien Trotz bieten; und so überließ sie sich dann auch ihren gewöhnlichen Geschäften und Ergötzungen mit der ruhigsten Unbefangenheit.

Inzwischen hatte Hippalektor sich in den Stand gesetzt, seinem edeln Schützling bei ihrer nächsten Zusammenkunft hinreichende Nachrichten von seiner Unbekannten zu ertheilen. Dämonassa (die schöne Spinnerin in der parnassischen Grotte) war der letzte Sprößling eines edeln Geschlechts, welches von sehr alten Zeiten her nahe bei Delphi am Fuße des Parnassus begütert war. Sie hatte einen Theil ihres beträchtlichen Erbgutes der jungfräulichen Zwillingsschwester des delphischen Gottes geheiligt und bewohnte an der Spitze einiger der Göttin geweihten Jungfrauen die zu ihrem Tempel gehörigen Gebäude. Das benachbarte Landvolk verehrte sie als eine heilige und von der Göttin hochbegünstigte Person, die durch Dianens unmittelbaren Beistand Alles vermöge; und in der That, sagte Hippalektor, muß sie im Besitz großer Geheimnisse seyn, da sie sich, ohne zu unserm Orden zu gehören, allen Genossen der magischen Kunst furchtbar gemacht hat. Jeder Versuch, mit Gewalt etwas gegen sie auszurichten, würde vergeblich seyn.

Das gibt schlechte Aussichten, sagte Phöbidas. Aber in welchem Verhältniß steht meine Daphnidion mit dieser

furchtbaren Dianenpriesterin? Sollte vielleicht der delphische Gott, oder einer seiner Priester in seinem Namen —?

Es fehlt nicht an Beispielen, eine solche Vermuthung zu rechtfertigen, erwiederte Hippalektor; aber Daphnidion ist wirklich die Tochter einer schon lange verstorbenen Schwester Dämonassens und zur Erbin der andern Hälfte ihres Vermögens von ihr bestimmt, wofern sie sich entschließt, die Gattin eines gewissen Terpsion zu werden, dessen Güter an die ihrigen stoßen, und der in der That für einen Landmann liebenswürdig genug ist.

Ich für meine Person finde ihn sehr hassenswürdig, sagte Phöbidas; könnten wir ihm nicht durch ein kleines heroisches Mittelchen die Lust zum Heirathen vergehen machen?

Auch Terpsion steht unter Dämonassens und ihrer Göttin Schutz, versetzte der Schwarzkünstler, und ich wollte dir nicht rathen, dich an ihm zu vergreifen. Mit List werden wir weiter kommen.

Wenn wir nicht selbst überlistet werden, sagte Phöbidas; die heilige Priesterin ist eine verschmitzte Person, das kannst du mir auf mein Wort glauben.

„Höre mich nur an und thue dann, was du willst. Ich habe ausfindig gemacht, daß die ganze Sicherheit des Mädchens auf einem Ringe beruht, der alle Zauberei an ihr unkräftig macht. Sie trägt ihn am kleinen Finger der rechten Hand, und sie ist dein, sobald du ein Mittel findest, dich des Rings zu bemächtigen.“

Es wird schwer halten, ihr so nahe zu kommen, sagte Phöbidas; wenn du nicht glücklicher im Erfinden bist, als ich —

„So höre nur! das Mittel ist bereits gefunden. Morgen Abends wird Dämonassens Geburtsfest von allen dazu eingeladenen jungen Dirnen der Gegend mit Tänzen und Spielen gefeiert werden. Ich gebe dir, wenn du es zufrieden bist, die Gestalt eines hübschen delphischen Mädchens und begleite dich in Gestalt ihrer Mutter. Es wird dann deine Sache seyn, dich so artig gegen Daphnidion zu benehmen, daß sie dir gut wird und dich in den Reihentänzen, einmal wenigstens, zu ihrer Mittänzerin wählt. Daß ein Mädchen ein anderes in einer Anwandlung von Zärtlichkeit umarmt, ist nichts so Ungewöhnliches, daß Daphnidion, wenn sie in einem schicklichen Augenblick einen solchen Beweis ihrer Liebenswürdigkeit von dir erhält, sich dadurch befremdet finden könnte. Im Gegentheil, sie wird deine Umarmung erwiedern, und ich müßte dir wenig Gewandtheit zutrauen, wenn du dich bei dieser Gelegenheit des Rings, den sie am kleinen Finger der rechten Hand trägt, nicht solltest bemächtigen können. Von dem Augenblick' an da dieß geschieht, ist sie in deiner Gewalt, und so wie du die drei magischen Worte Axia tuxil naxum aussprichst, wirst du mit ihr emporgehoben und in einer verbergenden Wolke pfeilschnell durch die Lüfte in meine Wohnung auf die Spitze des Oeta getragen werden."

Kann man sich darauf verlassen, alter Eisbart, daß Alles so erfolgen wird? fragte Phöbidas mit einer angenommenen unglaubigen Miene.

„Wenn du Alles, was ich gesagt habe, genau beobachtest, nichts durch deine eigene Schuld verderbst und vornehmlich die drei mächtigen Worte Axia tuxil naxum nicht vergissest, so steh' ich mit meinem Leben für den Erfolg."

Phöbidas wiederholte diese drei Zauberworte so oft, daß er eher seinen eigenen Namen hätte vergessen können, und, wiewohl er den Freigeist hatte spielen wollen, fiel ihm doch nicht ein, sich zu verwundern, daß er drei Zauberworte, welche, ein einziges Mal ausgesprochen, ein solches Wunder wirken sollten, mehr als hundert Mal hinter einander hersagen konnte, ohne daß nur ein welkes Rosenblatt davon in die Höhe stieg. Sein Glaube an Axia tuxil naxum nahm mit jedem Male, daß er diese Worte wiederholte, zu, und er konnte den Abend, da sie die reizende Daphnidion in seine Arme zaubern sollten, kaum erwarten.

Während dieser frevelhafte Anschlag gegen die liebenswürdige Daphnidion geschmiedet wurde, machte Dämonassa die Ueberlegung, daß ein so verwegener und sittenloser Fürstensohn wie Phöbidas, von einem Rathgeber wie Hippalektor unterstützt, leicht auf den Einfall gerathen könnte, die Gelegenheit ihres Festes auf die eine oder andere Art zu seinen Absichten zu benutzen; und, wiewohl sie sich die Mühe nicht nehmen wollte, die Art und Weise zu errathen, so däuchte ihr doch das Sicherste, die Anschläge des Feindes durch eine Maßnehmung zu vereiteln, die auf alle mögliche Fälle gleich gut passe. Sie redete also, kurz zuvor ehe die Jungfrauen sich zum Tanz versammelten, mit ihrer Nichte ab, daß sie ihre Nymphengestalt und ihren zauberlösenden Ring auf einige

Stunden gegen das rothbackige Vollmondsgesicht, die muskeligen Arme und Beine und den reichbegabten Busen einer jungen Bauerndirne, Mykale genannt, der Tochter eines ihrer Freigelassenen, vertauschen sollte, so daß Phöbidas auf alle Fälle Mykale für Daphnidion halten, sie selbst aber in Gestalt der Mykale unter mehr als fünfzig Landmädchen keiner Aufmerksamkeit werth achten würde.

Nach diesen auf beiden Seiten getroffenen Anstalten erwartete die schöne Daphnidion ruhig, Phöbidas mit ungeduldig klopfendem Herzen, die Stunde des Festes. Sie kam, und der junge Thessalier erschien mit seiner untergeschobenen Mutter als eine schöne junge Delphierin, zierlich zum Tanz geschmückt und seine Rolle, wie er sich schmeichelte, so gut spielend, daß alle Anwesende, Tänzerinnen und Zuschauende, dadurch getäuscht werden müßten. In der That war auch Niemand, der den mindesten Zweifel hegte, daß er nicht Timandra, Menalippens Tochter sey, welche den meisten Anwesenden nicht unbekannt war, da man sie vor kurzem an einem großen Feste zu Delphi im Chor der Jungfrauen, die den Päan sangen, glänzen gesehen hatte. Nur Dämonassa entdeckte den Betrug beim ersten Blick in die leichtfertigen Augen des vorgeblichen Mädchens und wurde, je länger sie dieselbe beobachtete, durch tausend kaum merkliche Kleinigkeiten, die den verkappten Centaur verriethen, in ihrer Vermuthung bestärkt.

Phöbidas, ob er sich schon gegen die vermeinte Daphnidion sehr ehrerbietig und anständig zu betragen glaubte, konnte sie doch nicht so gut zurückhalten, daß eine Andere als Mykale

nicht ein wenig Argwohn hätte schöpfen mögen: aber die gute Dirne that sich so viel auf die Person, die sie vorstellte, zu gut und fühlte sich durch die ungewohnten Schmeicheleien und Liebkosungen, die ihr von der unrechten Timandra gesagt und gemacht wurden, so glücklich, daß sie den von Dämonassa empfangenen Unterricht, wie sie sich zu verhalten habe, unvermerkt vergaß und in Daphnidions Gestalt so ziemlich ihre eigene Person zu spielen anfing.

Der verkappte Phöbidas, anstatt etwas Auffallendes in ihrem Betragen zu finden, war eitel genug, Alles, was einen wahren und zartfühlenden Liebenden befremdet hätte, zu seinem Vortheil zu deuten. Die Natur, meinte er, spreche hier, und die Sympathie entwickle, durch eine geheime Ahnung der Gegenwart eines Liebhabers, Gefühle in ihr, die ihr vermuthlich zu neu seyen, als daß sie sich ihnen nicht ohne alles Mißtrauen überlassen sollte. Diese Gedanken und die durch den Tanz sich immer mehr belebenden und erhöhenden Reize der schönen Nymphe wirkten endlich so stark auf ihn, daß er den ersten Augenblick, wo es mit einiger Schicklichkeit geschehen konnte, ergriff und, indem er die vermeinte Daphnidion liebkosend umarmte, ihr zugleich, wiewohl mit zitternder Hand, den gefährlichen Ring vom Finger zu ziehen suchte.

Ob die ehrliche Mykale wirklich, ohne es wollen und zu wissen, etwas Sympathetisches in diesem Augenblick fühlte, oder ob sie nur Höflichkeit mit Höflichkeit erwiedern wollte, genung, sie gab der verkappten Timandra ihre Liebkosung mit der treuherzigsten Wärme zurück: aber, sobald sie merkte, daß

es bloß auf den Ring, dessen Bewahrung ihr sehr ernstlich eingeschärft worden war, abgesehen sey, und daß Timandra sich dessen mit Gewalt bemächtigen wolle, verwandelte sich ihre getäuschte Zärtlichkeit plötzlich in Ingrimm, und sie setzte sich so tapfer zur Wehr, daß der talismanische Stein seine Wirkung zugleich an beiden that und, bevor Phöbidas sein Axia tuxil naxum anbringen konnte, zu größtem Erstaunen der ganzen zahlreichen Versammlung, in der schönen Timandra einen kräftigen Jüngling und in der vermeinten Daphnidion die hochgebrüstete Mykale darstellte, in einem unbegreiflichen Zweikampf begriffen, der beinahe in ebendemselben Augenblick anfing und aufhörte und den eben so bestürzt als beschämt zurückprallenden Thessalier einem allgemeinen Gelächter Preis gab.

Aber dieses verwandelte sich, nur zu bald für ihn, in laute Ausbrüche des stärksten Unwillens; und während tausend zugleich erschallende Stimmen die Bestrafung eines so unerhörten Frevels forderten, fielen mehr als zwanzig derbe Bauermädchen über den unglücklichen, bald um Gnade bittenden, bald mit Faust und Ferse sich wehrenden Sünder her und würden ihn wahrscheinlich das klägliche Schicksal des Orpheus und Pentheus haben erfahren lassen, wenn Hippalektor (den alle seine Zauberkünste in diesem furchtbaren Augenblick im Stiche ließen) sich der Priesterin nicht zu Füßen geworfen und um Gnade für seinen Schützling und sich selbst gebeten hätte. Dämonassa war zu menschlich, um dem Gedemüthigten nicht zu verzeihen. Sie gebot, von dem Jüngling abzulassen; glücklicher Weise für ihn noch früh genug,

daß er, einige Schrammen, Beulen und blaue Mäler und ein paar Hände voll ausgerissener Haare abgerechnet, mit allen seinen Gliedmaßen davon kam, von welchen einige der edelsten in großer Gefahr gewesen waren.

Dämonassa ließ den jungen Thessalier und seinen Rathgeber die in dieser Geschichte offen genug zu Tage liegende Moral selbst daraus ziehen und begnügte sich, beiden die Betretung ihres Dianen geheiligten Bodens und jeden fernern Versuch auf ihre kleine Daphne scharf genug zu untersagen, um ihnen die Lust dazu auf immer vergehen zu machen.

Aber, wiewohl Phöbidas durch die schmachvolle Vereitlung seines Anschlags und die Todesangst, die er unter den Nägeln von zwanzig grimmigen Dorfnymphen ausgestanden, für seine Leichtfertigkeit hart genug gezüchtiget schien, so konnte oder wollte die Priesterin doch der öffentlichen Stimme nicht entgegen seyn, welche verlangte, daß das Andenken dieser Begebenheit erhalten und zu einem warnenden Beispiel für die künftigen Zeiten aufgestellt werden sollte. Sie verordnete also oder ließ es (was mir wahrscheinlicher ist) bloß geschehen, daß, so oft der Jahrstag derselben wiederkehrte, alle Mädchen der Gegend auf einem großen Rasenplatz am Eingang des Hains, den sie Dianen geheiligt hatte, sich unter den Augen ihrer Mütter zu fröhlichen Spielen und Tänzen versammelten und, wenn der letzte große Rundtanz geendigt war, einen aus Lumpen zusammengeflickten und mit gehacktem Stroh ausgestopften Popanz, der Phöbidas genannt, unter großem Jubel so lange mit Hasenpappeln peitschten, bis er ihnen in lauter einzelnen Fasern um die Köpfe flog. Diese

Gewohnheit soll mehrere Jahrhunderte durch in Uebung geblieben seyn; und wenn einer von den vielen gelehrten und forschlustigen Wandersmännern, welche seit einiger Zeit Griechenland nach allen möglichen Richtungen bereisen und durchforschen, falls er in diese Gegend kommt, Nachfrage thun will, so wird sich vielleicht finden, daß sie sich bis auf diesen Tag erhalten hat.

Ob übrigens der wirkliche Phöbidas sich die auf eigene Kosten erworbene Erfahrung und die jährliche Züchtigung seines leblosen Stellvertreters zur Besserung habe dienen lassen, ist nicht bekannt, dürfte aber aus mehreren Ursachen, deren Anführung den Scharfsinn meiner Zuhörer beleidigen würde, mit gutem Fug bezweifelt werden.

Die Erzählung, womit die Gesellschaft zu Rosenhain am dritten Abend unterhalten werden sollte, war durchs Loos dem Fräulein Amanda von B***, einer entfernten Verwandtin des Hauses, zugetheilt worden.

Alle Glieder des freundschaftlichen Kreises zeigten ihr so unverhohlen, wie viel Vergnügen man sich von diesem Abend verspreche, daß auch eine viel weniger bescheidene junge Person, als Amanda, ein wenig verschüchtert hätte werden mögen. Ich bedarf Aufmunterung, sagte sie, und Sie machen mich durch Erwartungen zittern, die ich zu erfüllen nicht hoffen kann. Bedenken Sie, wie sehr ich schon dadurch im Nachtheil bin, daß ich auf Herrn von P. folge. Der Abstich wird — schwerlich zu meinem Vortheil seyn, fiel ihr dieser ins Wort — aber auf jeden Fall ist es um keinen Wettstreit, sondern um eine bloße Unterhaltung zu thun, die auf beiden Seiten gleich anspruchlos ist. Wir geben, was wir haben, und unsre Zuhörer, in billiger Erwartung, daß wir unser Bestes thun, sind bereit, mit dem, was wir geben, vorlieb zu nehmen.

Auf diese Bedingung, sagte Fräulein Amanda lächelnd, kann ich es um so getroster wagen, Ihnen sogar ein Feenmährchen zum Besten zu geben.

Die Entzauberung.

Rosalie von Eschenbach, ein liebenswürdiges junges Mädchen, welches seine Eltern schon in der Kindheit verloren hatte, war unter den Augen einer bejahrten und begüterten Vatersschwester, zu deren Erbin sie bestimmt war, mit allen Vortheilen und Nachtheilen einer ländlichen Erziehung, fern von der Hauptstadt auf einer alten Ritterburg in einer wildanmuthigen romantischen Gegend erzogen worden. Von ihren frühesten Jahren an war Lesen ihr angenehmster Zeitvertreib; das gute Kind hatte aber nichts zu lesen als Ritterbücher und Feenmährchen, wovon die alte Tante selbst eine große Liebhaberin war, und deren sie eine ziemliche Menge besaß, welche, nebst einigen Andachtsbüchern und einer mit silbernen Buckeln beschlagenen großen Kupferbibel, die ganze Bibliothek des Schlosses ausmachte. Im Lesen und Schreiben hatte das Fräulein von dem Pfarrer des Orts, in der Musik von dem Cantor eines benachbarten Städtchens, in weiblichen Arbeiten von einer ziemlich geschickten Hausjungfer und im Tanzen von einem gewesenen Kammerdiener ihres Vaters, einem alten Hausrathsstück des Schlosses, Unterricht bekommen. Von der Ausbildung, so sie auf diese Weise erhielt, war eben kein hoher Grad von Vollkommenheit zu

erwarten: aber die Natur hatte das Beste bei ihr gethan, und da Fähigkeit und innerer Trieb sie in Allem weit über ihre Lehrmeister hinaus führte, so fand sich's, daß sie, den Mängeln ihrer Erziehung zu Trotz, mit einer sehr einnehmenden Gesichtsbildung, einem nymphenmäßigen Wuchs, einer festen blühenden Gesundheit und einer sanften, gutlaunigen und gefälligen Gemüthsart, in ihrem sechzehnten Jahr das reizendste und liebenswürdigste Fräulein auf zwanzig Meilen in die Runde war.

Alles dieß, mit dem nicht unbedeutenden Zusatz der gewissen Anwartschaft auf ein ansehnliches Vermögen, machte Rosalien zum Gegenstand der Bewerbung aller heirathslustigen Jünglinge, Hagestolzen und Wittwer ihres Standes weit umher. Aber unter den Wenigen, welche von irgend einer Seite Mittel gefunden hatten, einige Auszeichnung von ihr zu erhalten, war doch nur ein Einziger, der sich schmeicheln konnte, mit einer Achtung von ihr begünstiget zu werden, die den Keim einer geheimen, vielleicht ihr selbst noch verborgenen Neigung zu verrathen schien.

Dieser Glückliche war Alberich, eine Art von irrendem Ritter von der fröhlichen Gestalt, dem die besondern Gnaden, worin er bei den Schönen stand, und die Vortheile, so er daraus zu ziehen wußte, einen glänzenden Namen in der Hauptstadt des Landes gemacht hatten. Er war mehrere Jahre lang im Besitz des Rufs gewesen, daß seinen Reizungen und seiner Gewandtheit in den Künsten der Verführung nicht zu widerstehen sey. Dieser Ruf wird (wie ich höre) oft so wohlfeil erkauft, daß seine Besitzer wenig Ursache haben,

stolz auf ihn zu seyn. Ob dieß auch bei Alberichen der Fall war, ist mir unbekannt; genug, nach einigen Jahren hatte der Aufwand, den er zu Behauptung desselben machte, von seinem sehr mäßigen Erbgut so viel aufgezehrt, daß er sich genöthigt sah, aus dem Kreise, worin er bisher geschimmert hatte, herauszutreten und sich in die Provinz, wo Rosalie wohnte, zurückzuziehen, in der Absicht, um irgend eine reiche Erbin zu werben, die ihn in den Stand setzen könnte, mit neuem Glanz in der Hauptstadt zu erscheinen und seine gewohnte Lebensart fortzusetzen.

Unter denen, die er zu dieser Absicht tauglich fand, schien ihm Rosalie von Eschenbach durch ihre Unerfahrenheit, Unschuld und wenige Weltkenntniß diejenige zu seyn, deren Eroberung die wenigste Mühe kosten würde; und da sie zugleich die reichste und schönste war, so hatte er durch bedeutende Empfehlungen aus der Hauptstadt sich um so leichter Zutritt bei der alten Tante verschafft, da er aus einer wohlbeurkundeten, obgleich etwas entfernten Verwandtschaft seines Hauses mit dem ihrigen sich eine ganz besondere Ehre machte und der unbegränzten Gefälligkeit, die er für ihre Eigenheiten und Grillen zeigte, durch seine persönlichen Vorzüge einen desto höhern Werth in ihren Augen zu geben wußte. Denn Ritter Alberich, ungeachtet dessen, was einige Hauptstädte Europens von seiner Blüthe abgestreift, war noch immer der schönste Mann, den sie je gesehen hatte, und, wären nicht vierzig wohlgezählte Jahre zwischen ihnen gestanden, sie würde sich nicht lange bedacht haben, ihn für sich selbst zu behalten.

So leicht war nun freilich die junge, zartfühlende und ihres eignen Werths sich nicht ganz unbewußte Rosalie nicht zu gewinnen. Indessen hatte doch die blendende Außenseite des Ritters ihre Augen — die geschmeidige Lichtigkeit, womit er sich in den unbedeutendsten Dingen nach ihrer Denkart und ihrem Geschmack richtete, ihre Eigenliebe — und die vorgebliche Uebereinstimmung ihrer Gemüther, die er mit der feinsten Schauspielerkunst zu heucheln wußte, ihr Herz zu seinem Vortheil bestochen; und wenn gleich das, was sie für ihn fühlte, noch nicht Liebe war, so schien es doch das namenlose Etwas zu sein, woraus mit Zeit, Geduld und unablässiger Sorgfalt, es fein warm zu halten, zuletzt unversehens Liebe hervorgekrochen kommt.

Unter Rosaliens übrigen Verehrern, die nicht bedeutend genug sind, um uns in nähere Bekanntschaft mit ihnen zu setzen, war nur einer, der eine Ausnahme zu verdienen schien. Es war der einzige Sohn eines begüterten Landmanns, welcher den Willen und das Vermögen gehabt hatte, seinem Sohn eine bessere Erziehung zu geben, als Seinesgleichen gewöhnlich erhalten. Hulderich (so nannte man den jungen Mann) besaß zu einem hellen, ruhigen, mehr gründlichen als schimmernden Verstand ein so warmes uud gefühlvolles Herz, als je in der Brust des adeligsten aller Ritter der Tafelrunde schlug. Sein Aeußeres war eben so wenig blendend, als das Innere; doch konnte er, sogar neben dem schönen Alberich, für einen wohlgebildeten Mann gelten, und (wessen sich dieser nicht zu rühmen hatte) sein Blut war rein, wie seine Sitten, und sein Körper so gesund und ungeschwächt,

wie seine Seele. In der That hatte er nur einen einzigen Fehler, der ihm aber größern Schaden that, als Alberichen alle seine Laster. Eine Bescheidenheit, die zuweilen an Schüchternheit gränzte, warf auf seine ohnehin nicht schimmernden Verdienste einen Schatten, der sie den Augen derjenigen entzog, die ihn nur eines flüchtigen Anblicks würdigten; und unglücklicher Weise war Rosalie eine dieser Unachtsamen.

Hulderichs Vater hatte zu einem hübschen Gut, das sein Eigenthum war, die Ländereien der alten Dame gepachtet. Dieser Umstand hatte dem Sohn von früher Jugend an häufige Gelegenheit verschafft, in das Schloß zu kommen und Rosalien, solange sie noch unter vierzehn Jahren war, öfters zu sehen und zu sprechen; und so hatte sich das Bild ihrer Liebenswürdigkeit nach und nach tief in sein Gemüth eingesenkt. Ihr munteres, sanftes und holdseliges Wesen, die Güte ihres Herzens und die Anlage zu allen weiblichen Tugenden, die er darin aufkeimen sah, hatte sich des seinigen unvermerkt dergestalt bemächtigt, daß er sie wie seine Seele liebte, und daß ihm nichts so schwer däuchte, daß er es nicht für sie zu unternehmen, nichts so kostbar, daß er's ihr nicht aufzuopfern, nichts so peinvoll, daß er's nicht für sie zu leiden bereit war. Diese Gesinnung für Rosalien verwebte sich so innig mit seinem ganzen Wesen, daß sie noch immer in gleicher Stärke fortdauerte, als Rosaliens Uebergang in das Alter der aufblühenden Jungfrau ihm beinahe alle Gelegenheit entzog, ein paar Worte mit ihr zu wechseln oder sie nur in der Nähe zu sehen. Er fühlte diesen Verlust schmerzlich; aber, da er es schon für Verbrechen

gehalten hätte, sich ihren Besitz nur als etwas Mögliches zu denken, so genügte ihm daran, sie schweigend und von fern zu lieben; und es würde ihm, glaubte er, nichts zu wünschen übrig geblieben seyn, wenn sie ihm nur zuweilen durch einen gütigen Blick hätte zu erkennen geben wollen, daß sie seinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren und sich eine Liebe gefallen lasse, welche, in der That, mehr von der andächtigen Inbrunst eines frommen Einsiedlers zu der Königin des Himmels, als von dem irdischen Feuer einer eigennützigen Leidenschaft für eine Sterbliche in sich hatte. Aber Rosalie schien seit ihrem fünfzehnten Jahre und noch mehr seit ihrer Bekanntschaft mit Alberich nicht die mindeste Kenntniß mehr von dem armen Hulderich zu nehmen. Daß es nicht stolze Verachtung war, dafür bürgt uns die Güte des Herzens, wovon sie täglich bei allen Gelegenheiten die unzweideutigsten Beweise gab; auch war es wirklich weiter nichts, als daß Hulderich gänzlich aus ihrem innern Gesichtskreise verschwunden oder wenigstens in den tiefen Schatten zurückgetreten war, worin tausend andere von ihr unbemerkte Menschen standen, mit denen sie, weil sie weder ihres Mitleidens noch ihrer Wohlthätigkeit nöthig hatten, sich außer allem Verhältniß glaubte.

Alles dieß, meine gnädigen Damen und Herren, mußte ich vorausschicken, bevor ich zu dem Abenteuer fortgehen konnte, welches der eigentliche Stoff meiner Erzählung ist.

Ich sagte gleich anfangs, daß Rosalie, aus Mangel eines Bessern, von Kindheit an nichts als Ritterbücher und Feenmährchen gelesen habe. Aus diesen Quellen hatte sie eine

Art von idealischer Welt- und Menschenkenntniß geschöpft, die mit dem wirklichen Lauf der Welt und dem Thun und Lassen der wirklichen Menschen einen starken Abstich machte und sehr vieler Berichtigungen und Zusätze bedurfte, wenn sie auch nur für den engen und einförmigen Kreis, worin sie lebte, zureichen sollte, aber auf keine Weise so beschaffen war, daß sie auf einem größern Lebensschauplatz eine anständige Rolle glücklich hätte spielen oder den vielfältigen Gefahren und Unfällen entgehen können, denen sie sich durch so manche täuschende Einbildungen und Erwartungen ausgesetzt befand.

Es war also nicht mehr als billig, daß, bei Entstehung andrer gewöhnlicher Hülfsmittel, die Feen sich des guten Mädchens annahmen und, was sie durch kindliche und kindische Spielwerke der Phantasie an der natürlichen Gesundheit ihres Verstandes eingebüßt hätte, durch andere, auf Wiederherstellung derselben bezweckende Spiele ihrer Zauberkunst zu vergüten suchten.

Bei einem jungen Mädchen, das, so zu sagen, unter lauter Feen und Feerei aufgekommen war, scheint unter den mancherlei wunderlichen Wünschen, welche jungen Mädchen durch den Kopf zu flattern pflegen, keiner natürlicher zu seyn, als der, sich wirklich einmal in dieses Feeland versetzt zu sehen, von dessen Herrlichkeiten sie so viel gehört und gelesen hatte. Rosalie hing diesem phantastischen Gedanken seit einiger Zeit so häufig nach, daß sie ihn zuletzt gar nicht wieder los werden konnte.

Einsmals, da sie bei Aufgang der Sonne, um die Natur im Erwachen zu belauschen und dem Morgenjubel

der Lerchen und Nachtigallen zuzuhören, in den Gebüschen des Schloßgartens umherschlich, gab der Zauber, unter welchen diese lieblichen Naturerscheinungen alle ihre Sinne setzte, jenem Gedanken eine solche Stärke, daß er auf einmal laut wurde und in Worte ausbrach, wovon sie keine Zeugen zu haben glaubte.

Plötzlich sah sie eine hohe Gestalt vor sich stehen, die eher einer Göttin als einer Sterblichen ähnlich sah. Ein begeisterndes Feuer wallte in ihren großen schwarzen Augen, und die üppigste Fülle goldner Haare floß in langen Ringeln um ihren schönen Kopf und den blendenden Liliennacken. Sie war in ein schimmerndes Gewand von tausend durch einander gewebten Farben bekleidet und trug ein dünnes Stäbchen von Ebenholz in der rosenfingrigen Hand. Dein Wunsch sey dir gewährt, sagte sie zu Rosalien und berührte sie mit ihrem Stäbchen.

In demselben Augenblick lag Rosalie wie schlummernd auf einem prächtigen Ruhebette; ein Schwarm von gaukelnden Zephyrn hob es empor und schwebte mit der schönen Last so leicht durch die Lüfte hin, als ob sie nur ein flockiges Abendwölkchen vor sich her hauchten.

Rosalie erwachte in den Zaubergärten der Feenkönigin. Große immergrüne Rasenplätze; Blumenstücke, wo Florens schönste Kinder wetteiferten, das Auge mit ihren Bildungen und Farben, und den Geruch mit dem süßen Balsam ihrer vermischten Düfte zu entzücken; Citronenwäldchen und Gebüsche aller Arten blühender und duftender Sträuche, von spiegelhellen, über Goldsand und Perlen flüchtig hinwegrieselnden

Bächen durchschlängelt; liebliche Thäler und Anger, mit silberwolligen Heerden bedeckt und an allmählich emporsteigende Wälder gelehnt; in die Wolken aufstrebende Bäume, die mit der Schöpfung gleiches Alters zu seyn schienen; in tiefer Ferne eine Kette von ungeheuren Felsen, zwischen welchen aus den Wolken herabstürzende Ströme, bald in funkelnde Staubregen aufgelöst, bald in ungeheuren Schaummassen durch die geborstnen Klippen sich drängend, unzählige Wasserfälle bildeten, deren Donner aus der weiten Entfernung in schlafeinladendes Rauschen sich verlor; kurz, Alles, was Natur und Kunst in den Halbcirkel eines weit ausgedehnten Gesichtskreises Prächtiges, Erhabenes, Schönes und Anmuthiges zusammenzaubern können, war hier mit verschwenderischer Ueppigkeit und in einer anscheinenden Unordnung, die im Ganzen zur schönsten Harmonie wurde, vereinigt, um die Seele in einen einzigen reinen, entzückenden Genuß aufzulösen.

Rosalie schwamm in Wonne; ihr war, als erinnere sie sich dunkel, wie eines verschwebten Traums, daß sie schon an einem solchen Ort gewesen sey: aber, daß sie hier verwirklicht sah, was ihr vormals nur in matten, in einander zerrinnenden Luftgestalten erschienen war, das eben war es, was ihr keinen Zweifel ließ, daß sie sich wirklich im Lande der Feen befinde.

In diesem wundervollen Lande geht Alles nach einer andern Regel, als in unsrer Alltagswelt, wo wir armen Erdenkinder, an Raum und Zeit gefesselt, nicht von einem Ort zum andern, ohne den Zwischenraum zurückzulegen, noch

vom Abend zum Morgen kommen können, ohne die ganze Nacht dazwischen durchlebt zu haben, ohne daß auch nur eine einzige Minute daran erlassen wird.

Rosalie erhielt in wenig Augenblicken einen neuen Beweis, daß sie im Feenlande sey; denn auf einmal verschwanden die Zaubergärten, und sie befand sich in einem großen prächtig erleuchteten Saal, der jenem wenig nachgab, den der glückliche Schneidersohn Aladdin, in den arabischen Mährchen, mit Hülfe des Genius der Lampe und seiner Gesellen, zu großer Freude des Sultans, seines Schwiegervaters, in einer einzigen Nacht zu Stande bringt. Dieser Saal war mit einer unendlichen Menge schöner und zierlicher Damen und Herren angefüllt, die in buntschimmerndem Gewimmel, paar- und gruppenweise, durch einander schwärmten, und denen man auf den ersten Blick ansah, daß sie nichts zu thun hatten, noch wußten, als ewig dem vor ihnen her fliehenden Vergnügen nachzujagen.

Rosalie erkannte sogleich den holden Alberich, der sich mit Unterhaltung einiger Schönen, die ihn umringten, zu beschäftigen schien, aber, sobald er die Dame seines Herzens erblickte, auf sie zueilte und ihr sein Entzücken, sie hier zu finden, in den lebhaftesten Figuren und Wendungen ausdrückte. Rosalie fühlte sich unter einer Art von Zauber, dem sie nicht widerstehen konnte, vielleicht weil es ihr an — Willen zum Widerstehen fehlte. Ihr war, als ob sie nicht ganz dieselbe sey, die sie immer gewesen; sie suchte sich in sich selbst und erstaunte über die neuen Gefühle, die sich in ihr regten und ihr zwar fremd, aber zu angenehm waren,

um sich ihnen nicht sorglos zu überlassen. Noch nie hatte Alberich ihr so liebreizend geschienen, nie die zärtlichen Schmeicheleien, die er ihr sagte, nur halb so viel Eindruck auf sie gemacht, und sie mußte sich Gewalt anthun, um es ihm nicht auf die lebhafteste Art zu erkennen zu geben. Kein Wunder, daß der arme Hulderich (der, mit seiner gewohnten Schüchternheit, um nicht bemerkt zu werden, hinter einem mit Kränzen umwundenen Pfeiler stand und ganz in ihrem Anschauen verloren schien) kaum eins von ungefähr sich zu ihm verirrenden flüchtigen Blicks gewürdiget wurde.

Eine durch den Saal erschallende und zum Tanz einladende Musik stimmte sie plötzlich auf einen andern Ton. Sie ergriff Alberichs Arm und flog mit der Leichtigkeit einer Nymphe, kaum den Boden berührend, durch den Saal mit ihm dahin. Ermüdet sanken sie endlich auf die weichen, hoch aufgeschwellten Polster, womit eine von reichen Tapeten schimmernde Estrade belegt war. Die blendende Beleuchtung des Saals verlor sich in ein allmählich immer matter werdendes Dämmerlicht, und die rauschende Musik in die sanft verschwebenden Töne eines sich selbst immer leiser nachahmenden Echo. Rosalie erschrak, da sie sich plötzlich mit Alberichen allein und von einem seiner Arme umschlungen sah. Vergebens suchte sie sich von ihm los zu winden, als plötzlich eine große majestätische Frau, mit einer kleinen goldnen Krone auf ihrem zusammengeflochtnen Haar und einem schwarzen Stäbchen in der Hand, vor ihnen stand. Folge mir, Rosalie, sagte sie, Alberichen mit ihrem Stabe berührend.

Sogleich schwand er aus Rosaliens Augen, und sie stand auf und folgte der Dame.

Eine große elfenbeinerne Pforte that sich vor ihnen auf. Gehe vorwärts, sagte die Feenkönigin; entsetze dich vor nichts, das dir begegnen wird, und vertraue auf meinen Beistand. Sowie Rosalie über die Schwelle der elfenbeinernen Pforte geschritten war, fuhr ihr die Fee mit leiser Hand über das Gesicht und verschwand. Eine kaum sichtbare Flamme, die aus der Hand der Fee zu fahren schien, verbreitete auf einen Augenblick eine fliegende Hitze über ihr ganzes Gesicht; aber alle ihre Sinne beruhigten sich, und sie glaubte sich auf einmal selbst wieder gefunden zu haben, wiewohl sie eine kleine Weile in die dickste Finsterniß eingehüllt stand. Sobald diese verschwunden war, sah sie sich wieder auf eben der Stelle des Gartens, wo ihr die Fee mit den goldn'en Haaren erschienen war.

Von einer seltsamen Mattigkeit befallen, warf sie sich auf die nächste Bank, als sie Alberichen ganz nahe vor ihr vorbeigehen sah. Er schielte einen flüchtigen Blick auf sie und ging vorüber. Rosalie rief ihn zurück. Was wollen Sie meiner? fragte er —

„Welche Frage? Wer bin ich denn? Seit wann kennen Sie mich nicht mehr, Herr Alberich?" — Alberich erschrak jetzt, da er sie genauer ansah, so heftig, daß er die Sprache nicht gleich wieder finden konnte.

Verzeihen Sie, Fräulein, stammelte er endlich in größter Verwirrung; ich muß bezaubert seyn — Ich höre Ihre Stimme, ich sehe Ihre Gestalt, Ihre Kleidung; aber Ihr

Gesicht ist so wenig Ihr eigenes, daß ich zehnmal bei Ihnen hätte vorbeigehen mögen, ohne Fräulein Rosalie von Eschenbach in Ihnen zu erkennen.

„In der That, Herr Alberich, Sie sind bezaubert — oder etwas noch Schlimmeres. Vor wenigen Minuten sagten Sie mir noch die schmeichelhaftesten, zärtlichsten Sachen von der Welt. — Was ist mit Ihnen vorgegangen? Ich besorge sehr, es steht nicht ganz mit Ihnen, wie es sollte, Herr Alberich!“ —

Ich fürchte vielmehr, — sagte dieser, hielt aber plötzlich inne — Beim Himmel, Fräulein, es ist etwas Unbegreifliches in dieser Sache, fuhr er fort, indem er einen kleinen Taschenspiegel hervorzog und ihr hinreichte; aber sehen Sie selbst, und Sie werden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Rosalie blickte in den Spiegel und erschrak nicht viel weniger, als Alberich; denn die Spuren, die der elektrische Schlag, so sie von der Fee empfangen, zurückgelassen hatte, waren in der That auffallend. Alle Lilien und Rosen ihres Gesichts waren verschwunden, und statt eines Paars holdseliger Grübchen, die ihrem Lächeln einen unwiderstehlichen Zauber gegeben hatten, waren ihre feinen Gesichtszüge von einer Menge tiefer, Pockengruben ähnlicher Furchen und braunrother Flecken so entstellt, daß ein Liebhaber, wie Alberich, wirklich zu entschuldigen war, wenn er sie auf den ersten Blick für eine Andre ansah. Aber, es sey nun, daß das Wort der Feenkönigin ihr wieder zu Sinne kam, oder daß, durch eine natürliche Täuschung der Eigenliebe, auch die Häßlichste sich selbst immer schöner vorkommt, als allen andern Menschen — genug, Rosalie faßte sich sogleich wieder und

sagte zu Alberich, indem sie ihm seinen Spiegel zurückgab: Wenn Ihr Spiegel mich nicht verleumdet, so ist in der That etwas mit mir vorgegangen, das ich nicht begreife. Aber Sie, Herr Alberich, Sie, der mir vor wenig Augenblicken noch die feurigste Liebe zuschwor, der mich mit den Augen der Liebe sehen sollte, Sie hätten diese Veränderung gar nicht gewahr werden sollen.

Ich verstehe Sie nicht, gnädiges Fräulein, erwiederte Alberich, der sie mit immer größerer Bestürzung anglotzte, weil er sich in dem Gedanken bestätigt sah, daß ihr Kopf bei dieser unerklärbaren Verwandlung gelitten haben müsse; erlauben Sie, daß ich zu einem Arzt eile, der hier, wie es scheint, ganz allein Rath schaffen kann. — Mit diesen Worten entfernte sich der getreue Schäfer, so schnell er konnte, nicht um einen Arzt aufzusuchen, sondern sich in der Stille mit sich selbst zu berathen, was für einen Entschluß er bei diesem seltsamen Unfall zu nehmen habe.

Das Fräulein hatte ihn kaum aus den Augen verloren, so kam Hulderich (den die alte Dame seit kurzem zum Aufseher über ihre Gärten bestellt hatte) mit einem prächtigen Blumenstrauß in der Hand von einer andern Seite heran und schien einen Augenblick zweifelhaft, ob er sich nähern und Rosalien die Blumen, die er alle Morgen für sie zu pflücken pflegte, selbst überreichen oder (nach bisheriger Gewohnheit) durch ihr Mädchen auf ihren Putztisch legen lassen sollte.

Sobald ihn Rosalie erblickte, erinnerte sie sich der Stellung, worin sie ihn im Palast der Feenkönigin gesehen, und befahl ihm in einem freundlichen Tone, näher herbeizukommen. Ein

milder gütiger Blick schien ihm die Erlaubniß zu geben, ihr seine Blumen selbst zu überreichen, und er that es mit einer so ehrerbietigen und bescheidnen Art, daß sie ihm, in der Stimmung, worin sie war, beinahe Dank dafür wußte. Der Schleier, den sie über ihren Kopf gezogen hatte, ließ von ihrem Gesichte wenig mehr als die Augen sehen, und der einzige Blick, den der bescheidene Jüngling zu ihr zu erheben gewagt hatte, entdeckte ihm nichts an ihr, was ihn hätte befremden können. Aber jetzt schlug das Fräulein den Schleier zurück, sah ihm scharf ins Gesicht und sagte: Wir sind alte Bekannte, guter Hulderich; betrachte mich wohl und sage mir, wie ich dir vorkomme. — „Sie haben, wie ich sehe, während ich von Eschenbach abwesend war, die Blattern gehabt, gnädiges Fräulein; gottlob! daß es so glücklich abgegangen, und daß Ihre schönen Augen nichts dabei gelitten haben!"

Rede, wie dir's ums Herz ist; du findest mich also nicht so gar häßlich?

Häßlich? (rief Hulderich) das verhüte der Himmel, gnädiges Fräulein! In meinen Augen können Sie nie häßlich werden, das ist unmöglich. — Er wurde feuerroth, wie dieß Wort über seine Lippen gekommen war, weil er fürchtete, etwas gesagt zu haben, das ihm nicht gezieme.

Rosalie dankte ihm für seine Blumen und seinen guten Willen gegen sie und entließ ihn mit einem Lächeln, wobei ihm war, als ob sich der Himmel aufthue, und aus jeder Grube ihres Gesichts ein Engelsköpfchen hervorlächle.

Das Fräulein kehrte ins Schloß zurück, und da es unmöglich war, ihrer Base die leidige Veränderung, die ihr

Gesicht erlitten hatte, zu verhehlen, so hüllte sie sich, um ihr das Unangenehme der Ueberraschung zu ersparen, in ihren Schleier ein und berichtete ihr umständlich, was ihr diesen Morgen mit den beiden wunderbaren Damen begegnet war. Die Alte glaubte zu stark an das Feenwesen, um in der Ueberzeugung, daß es Feen gewesen, nicht hinlänglichen Grund zur Beruhigung zu finden. Sie haben ganz gewiß, trotz dem widrigen Anschein, etwas Gutes mit dir vor, sagte sie; befahl dir die Feenkönigin nicht ausdrücklich, dich vor nichts zu entsetzen und auf ihren Beistand zu vertrauen? Aber, da die gute Rosalie sich nicht enthalten konnte, von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick in einen großen venetianischen Spiegel zu werfen, der ihr gegenüber hing, so war es ihr nicht wohl möglich, sich, mit allem ihrem Respect vor den Feen, eines kleinen Grolls gegen die Launen dieser Halbgöttinnen zu erwehren, und sie konnte sich selbst nicht überreden, die Pockengruben und Leberflecken, die sie ihr angezaubert hatten, für ein Unterpfand zu nehmen, daß sie viel Gutes mit ihr im Sinne hätten.

Tante und Nichte besprachen sich noch über diese seltsamen Ereignisse, als der ersten ein Brief gebracht wurde, der ihr ankündigte, daß sie durch den plötzlichen Fall eines der ersten Handelshäuser in der Hauptstadt um den größten Theil ihres Vermögens gekommen sey. Die gute Dame klebte noch zu stark am Irdischen, als daß ihr eine solche Nachricht hätte gleichgültig seyn können, und die Reihe war nun an der Nichte, die jammernde Tante zum Vertrauen auf den guten Willen der Feen aufzufordern. Wem geht es schlimmer dabei,

als dir, sagte die Alte; ich habe wenig Ansprüche mehr an die Welt; du allein dauerst mich. Aber ich glaube wirklich, du wärest leichtsinnig genug, wenn die Feen es auf deine Wahl ankommen ließen, deine Pockennarben und Leberflecken mit meinem ganzen Vermögen abzukaufen.

Man mußte nun auf große Einschränkungen denken; denn außer dem Gute Eschenbach, dessen Ertrag nicht sehr beträchtlich war, blieb unsern beiden Damen nichts, als die alte Burg, und was etwa an Silbergeräthe, Kleinodien, vergoldeten Pokalen, alten Schaupfennigen und dergleichen von Großmüttern und Aeltermüttern auf sie vererbt worden war. Mit Allem diesem war Rosalie freilich keine reiche Erbin mehr, und der edle Ritter Alberich, der sehr lebhaften Antheil an diesem neuen Unfall nahm, mußte gestehen, daß es ein hartes Schicksal für die liebenswürdige Rosalie sey, an einem und demselben Tage Schönheit und Vermögen zu verlieren. Er ließ es indessen vor der Hand nicht an schönen Trostgründen fehlen, womit er sich aus einer alten Uebersetzung des Seneca bewaffnet hatte; und, wiewohl er sehr ernstlich auf seinen baldigen Abzug bedacht war, so hatte er doch zu viel Artigkeit und Gefühl des Schicklichen, um das Schloß, wo ihm seit einigen Tagen ein Zimmer eingeräumt worden war, auf der Stelle zu verlassen. Dieser Umstand gab ihm Gelegenheit, seinen Charakter in einem noch blendendern Lichte zu zeigen.

Der Unstern der Damen von Eschenbach hatte seinen höchsten Punkt noch nicht erreicht. In der Nacht, die auf diesen Unglückstag folgte, kam, um die Zeit, da Alles im

ersten Schlafe lag, Feuer im Schloß aus. Die Flamme griff schnell um sich, und die winklige altfränkische Bauart dieser Ritterburg machte die Gefahr der Bewohner um so viel größer. Der edle Alberich, des klugen Spruchs eingedenk, „Jeder ist sich selbst der Nächste,“ war der Erste, der — seine eigene Person in Sicherheit brachte; doch vergaß er nicht, beim Abschied den kopflos durch einander rennenden Bedienten die Rettung ihrer Gebieterinnen bestens zu empfehlen. Für das Fräulein hatte bereits eine große majestätische Frau gesorgt, die gleich anfangs, als das Feuer ausbrach, von Mehreren gesehen worden war, wie sie die widerstrebende Rosalie auf ihren Armen davon trug und sie durch die Versicherung zu beruhigen suchte, daß für die Tante bereits gesorgt sey. Dieß schien indessen keineswegs der Fall zu seyn. Denn, während die Hausbedienten (wie in solchen Fällen gewöhnlich ist) beschäftigt waren, die geringfügigsten Sachen zu retten, hatte das Feuer das Schlafzimmer der alten Dame ergriffen, die, vom Rauch halb erstickt, um Hülfe schrie, ohne daß Jemand den gefährlichen Versuch wagen wollte, sie den immer näher zückenden Flammen zu entreißen.

In dieser äußersten Noth kam pöʒlich ein keuchender Jüngling herbeigerannt, der sich mit Armen und Beinen durch das Gedräng Platz machte und, in ein um sich her geschlagenes nasses Tuch gehüllt, sich in den brennenden Flügel des Schlosses stürzte. Es war kein Anderer, als der bescheidene schüchterne Hulderich, der aber bei Gelegenheiten, wo die Meisten Herz und Kopf verlieren, die Besonnenheit und den Muth eines Helden zeigte. Jedermann schrie ihm

zu, daß er verloren sey, und sein alter Vater, der mit Gewalt zurückgehalten werden mußte, ihm nicht zu folgen, rang die Hände in trostlosem Jammer, — als Hulderich, mit der alten ohnmächtigen Dame im Arm, so unbeschädigt aus dem Feuer zurückkam, daß auch nicht ein Haar an seinem lockigen Haupte versengt war. Im nämlichen Augenblick erlosch das Feuer auf einmal von sich selber, wiewohl zu spät, als daß, außer den Schloßbewohnern, etwas Anderes als die dicken steinernen Mauern und einige angebrannte Balken von der ganzen Burg übrig geblieben wäre.

Die gerettete und gleichfalls völlig unversehrte Dame wurde sogleich in die benachbarte Pachterswohnung getragen, wo Rosalie mit ihren Kammerleuten und Hulderich mit seinem Vater geschäftig waren, sie zu sich selbst zu bringen, zu pflegen und zu trösten, so viel in ihrem Vermögen war. Das letztere gelang ihnen um so leichter, da die alte Dame, gegen alles Erwarten, eine Standhaftigkeit und Ergebung zeigte, die den Anwesenden eben so viel Ehrfurcht als Mitleid einflößte. Sobald sie wieder zu sich selbst kam, war ihre erste Frage, wo ist Alberich? — Vermuthlich bei gutem Wohlseyn, sagte einer der Hausbedienten; sobald er Feuer rufen hörte, warf er sich in seine Kleider, eilte in den Stall, sattelte seinen Gaul eigenhändig und sprengte in vollem Galopp zum Thor hinaus. — Ohne sich um uns zu kümmern? rief die Dame. — Um Verzeihung, sagte ein Anderer; er empfahl uns, als er fortritt, sehr nachdrücklich, uns unsrer Gebieterinnen anzunehmen.

„Und wem bin ich denn meine Rettung schuldig?“ —

Hulderich, sagte Rosalie erröthend und mit Thränen im Auge, Hulderich wagte sein Leben für Sie.

Die alte Dame schlug die Augen starr zum Himmel auf und schien auf einige Augenblicke Bewegung und Sprache verloren zu haben; sie faßte sich aber bald wieder, um sich mit sichtbarer Rührung nach ihrem Retter umzusehen, der sich in einer Ecke des Zimmers hinter Andere verborgen hielt und von den Lobsprüchen und Danksagungen, die ihm seine That von allen Seiten zuzog, eher beschämt und gekränkt, als geschmeichelt schien.

Hulderichs Vater entfernte jetzt, außer Rosalien und seinem Sohn, alle Uebrigen aus dem Gemach, warf sich dann der Frau von Eschenbach zu Füßen und bat sie, mit einer Herzlichkeit, welche Rosalien bis zu Thränen rührte, von diesem Augenblick an Alles, was er besitze, als ihr Eigenthum anzusehen. Meine Voraltern und ich selbst, sagte er, haben das Meiste im Dienst Ihrer guten Vorfahren erworben; Ihnen sind wir Alles schuldig, und ich fühle mich glücklich, daß ich jetzt im Stande bin, einen Theil unsrer alten Schuld abzutragen.

Innig gerührt von der Biederherzigkeit des wackern Alten und von so mancherlei unerwarteten Ereignissen gepreßt, beantworteten Frau von Eschenbach und ihre Nichte dieses Anerbieten, wie man von edeln Seelen erwarten kann, die von keiner falschen, zur Unzeit stolzen Scham verhindert werden, die natürliche Gleichheit zu erkennen, die zwischen edelgesinnten Menschen alle Ungleichheit der Geburt und des Standes verschwinden macht, aber unfähig sind, von einem

allzu großmüthigen Anerbieten Gebrauch zu machen, und ihre Bedürfnisse nach ihren Umständen zu regeln wissen.

Inzwischen fühlten sich beide Damen von dem, was sie Hulderichen schuldig waren, noch unendlich Mal mehr gerührt und beklemmt, als von dem edeln Benehmen seines Vaters. Seiner Entschlossenheit, seiner Selbstaufopferung hatte die Tante ihr Leben, Rosalie die Erhaltung ihrer zweiten Mutter zu danken. Womit konnten sie ihm eine solche Wohlthat vergelten? Es war unmöglich, aber gleich unmöglich, unter der Bürde einer solchen Verbindlichkeit zu leben. Beide sprachen öfters hierüber mit einander, ohne zu einem Ausweg gelangen zu können.

Hulderich, sagte die Base einst zur Nichte, scheint etwas für dich zu empfinden, das er in seinem innersten Herzen verschlossen trägt.

Fast glaube ich es selbst, liebe Mutter, erwiederte Rosalie.

Wenn er von Geburt wäre — murmelte die Alte in sich hinein, als ob sie sich nicht getraute, ihren Gedanken ganz auszusprechen.

Er ist zu einem Menschen geboren, wie es nicht viele geben mag, sagte Rosalie — Aber — auch ohne den Umstand, worauf Sie zielen, wie könnt' ich ihn belohnen, ich, die Alles verloren hat? Wenn ich noch wäre, was ich war — vielleicht — doch wozu diese Reden? Es ist nicht daran zu denken.

Und dennoch dachte sie oft genug daran und konnte sich selbst nicht verbergen, daß Hulderich ihr alle Tage liebenswürdiger vorkam. Was ich nicht begreife, sagte sie zu sich

selbst, ist, wie ein so verächtlicher Mensch als Alberich mir jemals die Augen verblenden konnte.

Der arme Hulderich dachte noch öfter an das, woran Rosalie nicht denken wollte, wiewohl er sein Möglichstes that, um sich solche Gedanken aus dem Sinn zu schlagen. Denn, seitdem er Tag und Nacht von ihnen angefochten wurde, wagte er es immer weniger, die Augen zu Rosalien aufzuschlagen. Sie kam ihm alle Tage liebreizender vor, und er hätte nicht viel Geld dafür genommen, daß sie eine einzige Pockennarbe weniger gehabt hätte. Sie so, wie sie war, sein nennen zu können, war das höchste Glück, so er sich denken konnte. Aber, sich einzubilden, daß es ihm jemals erreichbar seyn könne, würde ihn nur unglücklicher gemacht haben, und er war es schon so sehr, daß, wie viel Müh' er sich auch gab, heiter und ruhig auszusehen, ihm doch Jedermann ansah, daß ein geheimer Wurm an seinem Herzen nagte.

Es war Zeit, daß die Dame mit dem goldnen Krönchen auf dem Kopfe sich entschloß, einen Knoten, den sie selbst hatte verwickeln helfen, wieder aufzulösen oder — zu zerhauen.

Eines Abends, da Rosalie, die alte Tante, Hulderich und sein Vater, in stummer Theilnehmung an einander, nachsinnend und traurig beisammen saßen, trat sie plötzlich, ihr schwarzes Stäbchen in der Hand, mitten unter sie und sprach: Wenn ich Jedes unter euch mit diesem Stäbchen berühren und dadurch nöthigen wollte, eures Herzens Gedanken laut zu denken, so würde die Last, die euch drückt, flugs zu Boden sinken. Aber, um euch eine kleine Schamröthe zu ersparen, nehme ich die Sache auf mich selbst. Hulderich

liebt Rosalien, wie nur Wenige lieben können, und hat sie um ihre Pflegemutter wohl verdient. Er liebt sie selbst, nicht ihr Vermögen, das sie verloren hat, nicht die Lilien und Rosen ihres Gesichts, welche verschwunden sind. Ich habe ihr beides geraubt; es ist billig, indem ich sie, nach dem verschwiegenen Wunsch ihres Herzens, Hulderichen zur Belohnung gebe, daß ich ihr zugleich wiedergebe, was sie durch mich verlor. Das Handelshaus, dem ihr Vermögen anvertraut war, ist nicht gefallen; das alte Schloß, das ich selbst in den Brand steckte, ist neu und schöner, als es war, wieder aufgebaut; und es soll bloß auf Hulderichen ankommen, wie viel Pockengruben seine Braut zum Andenken ihres Abenteuers behalten soll.

Das Fräulein warf einen bittenden Blick auf Hulderich, und die Fee las in seinen Augen, daß er, Rosalien zu lieb, sich an einer einzigen genügen lassen wollte.

Wir Feen (fuhr die Feenkönigin fort) sind, wie bekannt, sonst keine Freundinnen von Mißheirathen und sorgen immer dafür, daß die Königstöchter, die sich in Hirtenknaben, oder die Prinzen, die sich in Gänsemädchen und Aschebrödeln verlieben, am Ende Ihresgleichen in ihnen finden. Aber keine Regel ohne Ausnahme. Indessen urkunde ich hiemit zum Trost der guten Tante, daß Hulderich in gerader Linie von Vercingetorix, einem uralten Fürsten der Gallier, abstammt, dessen Abkömmlinge, was bei so vielen hochstämmigen Geschlechtern schon der Fall war, mit der Länge der Zeit in Dunkelheit herabgesunken sind. Die Sorge, einander glücklich zu machen und es selbst dadurch zu seyn, wird nun künftig

euer eigen Werk bleiben. Ich habe gethan, was einer guten Fee zukommt, thut nun das Eurige! — Und das thun auch Sie, meine gnädigen Damen und Herren, und — zischen mein Mährchen ohne Schonung aus, wenn es Ihnen lange Weile gemacht haben sollte.

Die Gesellschaft war zu höflich, die liebenswürdige Erzählerin beim Worte zu nehmen. Im Gegentheil, es wurde ihr viel Schönes sowohl über ihre Art zu erzählen, als über das Mährchen selbst gesagt.

Was das letztere betrifft, sagte Amanda, so muß ich gestehen, daß mein Verdienst dabei sehr gering ist, weil nur das Wenigste und gerade das Alltäglichste darin mir selbst angehört.

So viel mich meine ziemlich starke Belesenheit in diesem Fache belehrt hat, sagte der junge Herr von P., dürfte dieß wohl von den meisten Erzählungen und Mährchen behauptet und im Nothfall leicht nachgewiesen werden können. Aber dießmal läßt mich mein Gedächtniß im Stich. Darf man fragen, wie die Quelle heißt, aus welcher Sie geschöpft haben?

„Ein Traum."

Ein Traum! — der Ihnen selbst geträumt hat? rief Rosalinde.

„Der mir selbst, an einem schönen Morgen, vor nicht langer Zeit geträumt hat. Anfang und Ende hing wohl nicht ganz so alltäglich darin zusammen, wie in meiner Erzählung: aber Alles, was in dieser Feerei ist, schöpfte ich

aus meinem Traume und setzte das Uebrige bloß hinzu, um ihm die Gestalt einer Sache zu geben, die sich auch außerhalb der Feenwelt hätte zutragen können, insofern als etwas Ausgemachtes angenommen wird, daß höhere Mächte sich in die Leitung der menschlichen Angelegenheiten mischen."

Die Feen haben Sie mit einer beneidenswürdigen Gabe beschenkt, liebe Amanda, sagte Rosalinde, wenn solche Träume etwas Gewöhnliches bei Ihnen sind.

„Gewöhnlich nun eben nicht, erwiederte jene, aber doch auch nicht so selten, daß nicht eine ganz artige Sammlung heraus käme, wenn ich aus jedem, der sich dazu schickte, ein eigenes Mährchen machen wollte."

Eben dieß (sagte Herr M. der Philosoph) beweiset den natürlichen Beruf, den Fräulein Amanda zum Mährchendichten hat. Das Mährchen ist eine Begebenheit aus dem Reich der Phantasie, der Traumwelt, dem Feenland, mit Menschen und Ereignissen aus der wirklichen verwebt und mitten durch Hindernisse und Irrwege aller Art von feindselig entgegen wirkenden oder freundlich befördernden unsichtbaren Mächten zu einem unverhofften Ausgang geleitet. Je mehr ein Mährchen von der Art und dem Gang eines lebhaften, gaukelnden, sich in sich selbst verschlingenden, räthselhaften, aber immer die leise Ahnung eines geheimen Sinnes erweckenden Traumes in sich hat, je seltsamer in ihm Wirkungen und Ursachen, Zwecke und Mittel gegen einander zu rennen scheinen, desto vollkommener ist, in meinen Augen wenigstens, das Mährchen. Vorausgesetzt, sagte Nadine, daß, bei Allem dem, so viel Wahrheit darin sey,

als nöthig ist, wenn die Einbildung getäuscht, das Herz ins Spiel gezogen, und der Verstand sanft eingeschläfert werden soll.

Eine Forderung, versetzte Herr M., die wir zu allen Gattungen von Dichterei mitzubringen berechtigt sind und dem Mährchendichter um so weniger erlassen können, da er auch hierin gewissermaßen den Traum zum Muster zu nehmen hat. Denn wie widersinnisch, unbegreiflich, ja unmöglich die Erscheinungen, die ein Traum darstellt, immerhin seyn mögen, dem Träumenden kommen sie natürlich, begreiflich und glaublich vor. Der Dichter ahmt also, nach seiner Weise, dem Traum nach, indem er nicht nur durch die zuversichtliche unbefangene Treuherzigkeit, womit er die unglaublichsten Dinge als geschehen erzählt, den Verstand des Zuhörers, wie sich Fräulein Nadine sehr glücklich ausdrückte, einschläfert, sondern wirklich das Natürliche mit dem Unnatürlichen so fein und künstlich zu verweben weiß, daß man letzteres gleichsam unter dem Schutz des erstern unangefochten durchschlüpfen läßt. Wie sollte auch das Mährchen diesen Schutz entbehren können, da es seiner Natur nach immer an der Gränze des Ungereimten schwebt?

Die sämmtlichen Glieder der erzählenden Innung dankten dem Philosophen lachend für das Compliment im Namen der ganzen Brüderschaft, und so begab sich die Gesellschaft, unter mancherlei Scherzen und freundlichen Neckereien, mit gewohnter Fröhlichkeit zur Ruhe.

Herr M., dem das Loos die Unterhaltung der Gesellschaft am vierten Abend aufgetragen hatte, erklärte sich in einem kleinen Prolog: da er weder ein Geistermährchen, noch ein milesisches Mährchen, noch irgend eine andere Gattung von aufstellbaren Mährchen in seinem Vermögen hätte, so würden die Damen und Herren mit einer kleinen Novelle vorlieb nehmen müssen, die er ehmals in einem alten wenig bekannten spanischen Buche gelesen zu haben vorgab. Bei einer Novelle, sagte er, werde vorausgesetzt, daß sie sich weder im Dschinnistan der Perser, noch im Arkadien der Gräfin Pembroke, noch im Thessalien der Fräulein von Lussan, noch im Païs du Tendre der Verfasserin der Clelia, noch in einem andern idealischen oder utopischen Lande, sondern in unserer wirklichen Welt begeben habe, wo Alles natürlich und begreiflich zugeht, und die Begebenheiten zwar nicht alltäglich sind, aber sich doch, unter denselben Umständen, alle Tage allenthalben zutragen könnten. Es sey also von einer Novelle nicht zu erwarten, daß sie (wenn auch alles Uebrige gleich wäre) den Zuhörern eben denselben Grad von Anmuthung und Vergnügen gewähren könnte, den man aus glücklich gefundenen oder sinnreich erfundenen und lebhaft erzählten

Mährchen zu schöpfen pflege. Von der meinigen (setzte er hinzu) bitte ich Sie sich sehr wenig zu versprechen. Sie und ich werden uns beiderseits desto besser dabei befinden; ich, weil ich mir dann Hoffnung machen kann, Ihre Erwartung vielleicht zu übertreffen; Sie, weil Sie sich nur zu Ihrem Vergnügen getäuscht finden können. Uebrigens muß ich noch sagen, daß meine Novelle sich von allen andern, soviel ich weiß, dadurch unterscheidet, daß sie keinen Titel hat. Ich habe mir alle Mühe gegeben, diesen Mangel aus meinem eignen Kopfe zu ersetzen, konnte aber keinen finden, gegen den ich nicht eine Einwendung hatte, die ihn verwerflich machte. Sie mag also, weil doch jedes Ding einen Namen haben muß (haben doch so viele Undinge einen!), und weil es in diesem Stück das erste in seiner Art ist, mit Ihrer Erlaubniß, die Novelle ohne Titel betitelt werden.

Und hiemit begann Herr M. seine Erzählung folgendermaßen.

Die Novelle ohne Titel.

Die Familie Moscoso von Altariva, eine der ältesten und angesehensten in Galicien, war auf den gewöhnlichen Wegen, worauf große Häuser mit der Zeit in Verfall zu gerathen pflegen, nach und nach so weit herabgekommen, daß die reichen, aber abgenützten Geräthschaften einer alten, den Einsturz drohenden Burg, nebst der Herrlichkeit über ein Paar kleine Weiler, und ein sechs Ellen langer Stammbaum, beinahe Alles waren, was Don Lope Moscoso, Graf von Altariva, der letzte Sprößling des ältern Zweiges der Familie, vom Glanz seiner Vorfahren übrig behalten hatte. Fern vom Hofe und sogar in der Hauptstadt seiner Provinz selten gesehen, lebte er mit seiner Gemahlin Donna Pelaja in einer beinahe einsiedlerischen Abgeschiedenheit von der Welt, einzig mit der Erziehung eines Sohns und einer Tochter beschäftigt, welche, in der nämlichen Stunde geboren, eine so große Aehnlichkeit der Gestalt und Gesichtsbildung mit auf die Welt brachten, daß es, in der Folge, den Eltern selbst nur durch die verschiedene Kleidung des Geschlechts möglich war, sie von einander zu unterscheiden.

Durch einen Glücksfall, der, wiewohl nicht ohne Beispiel, doch in Romanen und Komödien häufiger, als in der wirklichen Welt vorzukommen pflegt, kehrt Don Jago, der einzige Vatersbruder des Don Lope, nach einer vieljährigen Abwesenheit, mit einem in West-Indien erworbenen unermeßlichen Vermögen aus Mexiko zurück, mit dem Vorsatz, dasselbe, da er ohne Leibeserben war, zu Wiederherstellung des alten Glanzes seines Hauses anzuwenden. Er kaufte alle nach und nach veräußerten Güter wieder zusammen, baute das Schloß Altariva von Grund aus größer und schöner auf, als es je gewesen war, und, wie er sein Ende herannahen sah, machte er ein Testament, worin er seinen Brudersssohn und nach dessen Tode den jungen Manuel Moscoso, seinen Großneffen, zum einzigen Erben seines ganzen Vermögens einsetzte; jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß, wofern dieser ohne Leibeserben abginge, dessen Schwester Galora mit einer beträchtlichen Summe abgefunden, die Stammgüter aber und alles Uebrige dem nächsten Seiten-Verwandten zufallen sollten; einem jungen wenig bemittelten Hidalgo, Don Antonio Moscoso genannt, der damals zu Ferrol als Fähnrich in des Königs Dienste stand und sich wenig Hoffnung auf Don Jago's Erbschaft zu machen hatte, da das frische Wachsthum und die blühende Gesundheit des jungen Don Manuel einen so dauerhaften und kräftigen Stammhalter versprach, als Vater und Oheim sich nur wünschen konnten.

Wie unangenehm auch diese Verfügung zu Gunsten des Seiten-Erben dem Don Lope und seiner Gemahlin war, so

mußten sie sich doch darein ergeben; denn Don Jago hatte rechtsgültige Abschriften seines letzten Willens sowohl in der königlichen als erzbischöflichen Canzlei niedergelegt, und Alles war darin so klar, daß der ausgelernteste Rabulist nichts dagegen hätte aufbringen können. Indessen machte, wie gesagt, die starke und gesunde Leibesbeschaffenheit ihres Sohnes sie von dieser Seite so sicher, daß ihnen der Fall, wo das Testament zum Nachtheil ihrer Tochter Platz greifen könnte, gar nicht unter die denkbaren Dinge zu gehören schien.

Allein in den Sternen war es anders geschrieben. Bald nach dem Ableben des Oheims wurden beide Zwillinge zu gleicher Zeit mit den Pocken befallen, einer Krankheit, gegen welche die damalige Heilkunst so wenig vermochte, daß sie der Natur und dem Zufall Alles überlassen mußte. Das Fieber war von der bösartigsten Beschaffenheit. Die Eltern zitterten für beider Kinder Leben; wofern aber ja eines von beiden das Opfer seyn müßte, so vereinigten sich ihre heißesten Wünsche für die Erhaltung ihres Sohnes, und wie lieb ihnen auch die kleine Galora war, so waren sie doch bereit, mit ihrem Leben das seinige zu erkaufen.

Ihre Gelübde wurden nicht erhört. Don Manuel starb, und Galora blieb am Leben.

In den Augenblicken, da die Wage der Entscheidung noch über ihnen schwebte, gab die Verzweiflung der trostlosen Mutter einen Gedanken ein, wie wenigstens dem Vorbehalt des Testaments (einem Uebel, das dem Verlust ihres Sohnes von ihnen gleich geschätzt wurde), ausgewichen werden könnte. Sie eröffnete das Mittel, worauf sie in der Angst ihres

Herzens plötzlich verfallen war, ihrem Gemahl; der Fall war dringend, und sie hatten keine Zeit, weder der Rechtmäßigkeit noch den Folgen eines so außerordentlichen Schrittes nachzudenken. Es war nichts Geringeres, als die junge Galora dem sterbenden Bruder unvermerkt zu unterschieben und (außer den wenigen Personen, welche das Geheimniß nothwendig wissen und gewonnen werden mußten, es ewig in ihrem Busen zu verschließen) aller Welt glauben zu machen, daß Galora gestorben, Don Manuel hingegen ihren Gelübden zu dem heiligen Jago von Compostell wiedergegeben worden sey.

Don Lope nahm diesen Gedanken seiner Gemahlin als eine Eingebung ihres guten Engels auf, und er wurde sogleich mit der größten Besonnenheit und Vorsicht ausgeführt. Don Manuel ward, unter dem Namen Galora, in die Familiengruft gesenkt; Galora hingegen erhielt, unter dem Namen Don Manuel, ihre Gesundheit wieder und wurde, als der künftige Erbe und Stammhalter, so erzogen, wie das Geschlecht, zu welchem sie von nun an gerechnet werden sollte, es erforderte.

Zu ihrem Glück oder Unglück (welchem von beiden, wird der Erfolg entscheiden) hatte die Natur ihr alle Anlagen gegeben, die zu Beglaubigung dieses Betrugs am meisten beitragen konnten. Sie war von einer derben Leibesbeschaffenheit, stark von Knochen und Müskeln und mehr lang als mittlerer Größe. In ihren Augen hatte sie etwas Wildes und Trotziges, in ihren Geberden und Bewegungen etwas Rasches, Heftiges und Grazienloses. Ihre Stimme war tief

und unsanft, und ihr Busen wurde nicht zum Verräther an ihr, als sie das Alter erreichte, wo er bei ihresgleichen sich nicht immer verheimlichen lassen will. Sie liebte alle starke Leibesübungen, ritt und focht mit allen Rittern der drei Orden Spaniens in die Wette und trieb die Jagd mit Leidenschaft. Diese Uebungen machten denn auch den wesentlichsten Theil ihrer Erziehung aus; und da sie wenig Neigung zu Beschäftigungen zeigte, welche einige Anstrengung des Kopfes und eine ruhige Leibesstellung erheischen: so wurde sie von dieser Seite um so mehr vernachlässigt, da man es der Klugheit gemäß fand, den verkappten Don Manuel, so viel möglich, nur mit solchen Personen zu umgeben, deren ungebildeter Verstand und gänzliche Abhängigkeit von ihm sie zu Bemerkungen von einer feinern und daher gefährlichen Art unfähig machte. Uebrigens konnte Galora beinahe für einen schönen Mann gelten; sie hatte, was man eine vornehme Gesichtsbildung nennt, und war bei Gelegenheiten, wo ihr Stolz aufgefodert wurde, edler und großmüthiger Handlungen fähig.

Außer der verkleideten Galora selbst, welche natürlicher Weise in ihrer neuen Art zu seyn sorgfältig unterrichtet werden mußte, wußte Niemand um das Geheimniß, als eine der Donna Pelaja gänzlich ergebene Duenna, die Tochter dieser Frau, und ein alter Kammerdiener von bewährter Treue und Klugheit. Zu mehrerer Sicherheit hatte man so große Vortheile an die Verschwiegenheit dieser drei Personen gebunden, daß sie nicht mehr Tugend dazu nöthig hatten, als ein angesessener und wohlhabender Mann braucht, um kein Straßenräuber zu seyn.

Galora spielte sich nach und nach so gut in ihre Mannsrolle ein, daß sie in ihrem ein und zwanzigsten Jahr ihres wirklichen Geschlechts sich kaum noch mehr bewußt war. Die große Behutsamkeit, an welche sie sich hatte gewöhnen müssen, und die sie freilich keinen Augenblick vergessen durfte, war beinahe das Einzige, was sie erinnerte, daß sie nur eine Maske sey.

Ungefähr um diese Zeit gelangte Galora durch den Tod ihrer Eltern zum Besitz des ganzen Vermögens, welches Don Jago seinem Neffen Manuel hinterlassen hatte; und da dieser Umstand eine Reise nach der Hauptstadt nothwendig machte, und sie überhaupt mit Personen aus höhern Classen, als woraus ihre gewöhnliche Gesellschaft bisher bestanden, in mancherlei Verhältnisse setzte: so mußte sie bald gewahr werden, wie viel ihr fehle, um unter Männern von Stand und Erziehung eine anständige Figur zu machen. Nachdem sie mit ihrem Vertrauten, dem alten Kammerdiener, zu Rathe gegangen, wurde für das Schicklichste gehalten, wenn der junge Graf sich irgend einem unbegüterten Sennor Cavallero, der ein Mann von Erziehung, Lebensart und Weltkenntniß wäre, als eine Art von Mentor oder (weil der junge Herr von nichts, was einem Hofmeister ähnlich sah, wissen wollte) unter dem Titel eines Gesellschafts-Cavaliers zu sich nähme, aus dessen Umgang er nach und nach alle die kleinen, aber unentbehrlichen Kenntnisse schöpfen könnte, deren gänzlicher Mangel an einer Person seines Standes zu auffallend war, um nicht die öffentliche Aufmerksamkeit zu seinem Nachtheil rege zu machen; etwas, wovor der verkappte Graf sich mehr als irgend ein Andrer zu hüten hatte.

Zufälliger Weise war um diese Zeit das Regiment, bei welchem der vorhin erwähnte Don Antonio Moscoso angestellt war, abgedankt worden. Dieser sah sich dadurch in eine so gedrängte Lage versetzt, daß er alle seine Freunde aufforderte, ihm zu irgend einem anständigen Unterkommen zu verhelfen; und so geschah es denn durch eine Verkettung kleiner Umstände, wie in solchen Fällen gewöhnlich ist, daß besagter Don Antonio (den wir bereits als den substituirten Erben des alten Oheims kennen) zum Posten eines Gesellschafters des vorgeblichen Don Manuel vorgeschlagen wurde.

Don Antonio besaß alle Eigenschaften, die man zu dieser Stelle erforderte, und noch eine mehr, die in der That zu viel war, aber doch kein hinlänglicher Grund zu seyn schien, sich eines sonst so anständigen Subjects zu berauben; diese war, daß er, ohne Uebertreibung, für den schönsten Mann in ganz Galicien, Asturien und Biscaya gelten konnte. Er wurde also, dieses Fehlers ungeachtet, unter dem Namen Don Alonso Noya im Schlosse von Altariva eingeführt; ein Name, den er angenommen hatte, weil er die Verheimlichung seines Geschlechtsnamens und des Verhältnisses, worin er vermöge desselben mit dem Grafen Don Manuel stand, unter den gegenwärtigen Umständen für etwas Unumgängliches hielt; denn, daß er, dem Testament zufolge, schon wirklicher Herr von Altariva sey, war etwas, wovon er sich eben so wenig träumen ließ, als daß er Ansprüche an das Kaiserthum im Monde habe. Im Gegentheil, da er nicht zweifeln konnte, daß Don Manuel sich vermählen und an ehelichen Leibeserben

keinen Mangel haben würde, schlug er sich alle Gedanken an die Möglichkeit, daß der Fall, den das Testament vorhergesehen, zu seinen Gunsten sich ereignen könnte, gänzlich aus dem Sinn und war bloß darauf bedacht, seinen neuen Patron kennen und behandeln zu lernen und, da er wenig Hoffnung sah, ihm von sonderlichem Nutzen zu seyn, sich ihm — so viel ohne allzu große Aufopferung seiner eigenen Art zu leben möglich war — angenehm zu machen.

Das letztere glückte ihm so gut, daß er kaum einige Wochen unter die Hausgenossen von Altariva gezählt wurde, als die Duenna, die bei dem Grafen in besondern Gnaden stand, bereits gegen den alten Kammerdiener die Bemerkung machte, daß Don Alonso auf dem Wege sey, erklärter Günstling zu werden, und, wofern sie nicht auf ihrer Hut wären, sie unvermerkt auf die Seite drängen würde. In der That schien Don Manuel täglich mehr Gefallen an ihm zu finden; Alonso mußte ihn auf allen seinen Spazierritten, auf der Jagd und überall wie sein Schatten begleiten; nichts wurde ohne seine Beistimmung vorgenommen, Alles ging zuletzt durch seine Hände, kurz, er war des Grafen Auge, Ohr und rechte Hand und verwunderte sich öfters selbst darüber, da er sich eben keine große Mühe gab, sich bei ihm in Gunst zu setzen oder die wenige Uebereinstimmung ihrer Neigungen zu verbergen, welche täglich mehr zum Vorschein kam und zu manchen kleinen Wortwechseln und Verkältungen Anlaß gab, wobei Don Manuel, seiner leicht aufbrausenden Hitze ungeachtet, den Frieden immer zuerst anbieten mußte. Wirklich war es der Graf, der, zu Jedermanns Verwunderung,

seinem Günstling zu gefallen, sich selbst Gewalt zu thun anfing. Er ging seltner auf die Jagd, seitdem Alonso sich hatte merken lassen, daß er an diesem barbarischen Vergnügen (wie er's nannte) keinen Gefallen finde. Er lernte die Guitarre spielen, um die Romanzen begleiten zu können, deren Don Alonso eine große Menge sehr schön zu singen wußte; ja, es ging endlich so weit, daß er alle Tage eine mühselige Stunde dazu verwendete, sich im Lesen zu üben, und es wirklich in kurzer Zeit so weit brachte, daß er in einer großen Folio-Ausgabe des Amadis aus Gallien ziemlich fertig buchstabiren konnte.

Alle diese und tausend andere nicht so stark in die Augen fallende, aber im Grunde noch weniger erklärbare Veränderungen, die sich an Don Manuel zeigten, würden den schönen Alonso vermuthlich in einige Verlegenheit gesetzt haben, wenn sie ihm aufgefallen wären, und würden ihm ohne Zweifel aufgefallen seyn, wenn nicht ein andrer Gegenstand im Schlosse zu Altariva sich unvermerkt seiner Aufmerksamkeit und seines Herzens bemeistert hätte.

Eine Schwestertochter der Gräfin Pelaja war ihr, einige Zeit vor ihrem Tode, von ihrer sterbenden Schwester (der Wittwe des Corregidors eines kleinen Städtchens in Biscaya) vermacht worden, um sie vollends zu erziehen und, da der Mangel an Vermögen ihr keine fröhlichere Aussicht ließ, sie je bälder je lieber in einem Kloster zu versorgen. Donna Rosa (so nannte sich die junge Person, die sich der Freigebigkeit des Glücks so wenig zu rühmen hatte) war dafür von der guten Mutter Natur mit der reizendsten Graziengestalt

und einem Paar so schwarzen feuervollen Augen, so schönen Handen und Armen und einem so lieblichen Busen begabt worden, als man je an einer Biscayerin gesehen hatte. Mit einer solchen Ausstattung fühlt ein junges Mädchen gewöhnlich keinen sehr entschiedenen Beruf zum Nonnenschleier. Donna Pelaja wenigstens war dieser Meinung und konnte sich so lange nicht entschließen, ihre arme Nichte auf immer von sich zu verbannen, bis ihr, vom Tod übereilt, nichts Andres übrig blieb, als sie sterbend der Fürsorge ihres vorgeblichen Sohnes Don Manuel zu empfehlen. Donna Rosa war also, da ihre Reise ins Kloster von einer Zeit zur andern aufgeschoben wurde, bisher immer im Schlosse zu Altariva geblieben, wo ihr als der nächsten Anverwandtin des Grafen mit größter Achtung begegnet wurde; zumal da dieser, vermuthlich um den Vorwurf eines unerklärbaren Kaltsinns gegen das schöne Geschlecht von sich abzulehnen, bis um die Zeit, da Alonso Alles bei ihm zu gelten anfing, sich in eine Art von Verhältniß gegen sie gesetzt hatte, welches sich, (wie Jedermann und Donna Rosa selbst zu glauben schien) über kurz oder lang für eine entschiedene Leidenschaft erklären mußte.

Der schöne Alonso, der so Vieles in diesem Hause veränderte, gab auch diesem Verhältniß in kurzem eine ganz andere Gestalt. Don Manuel wurde täglich kälter gegen seine Base, und Donna Rosa zusehends wärmer gegen Don Alonso; wenigstens hätte dieser sich ohne Albernheit schmeicheln können, nicht abgewiesen zu werden, wofern seine Umstände es ihm nicht zur Pflicht gemacht hätten, die Leidenschaft,

die sie ihm auf den ersten Anblick eingeflößt, in seinem Innersten zu verschließen.

Die Wahrheit zu sagen, so hatte Donna Rosa, ohne für den Grafen das zu fühlen, was man, im eigentlichen Sinne des Worts, Liebe nennt, sich sehr klar und lebhaft vorgestellt, daß es ohne Vergleichung angenehmer seyn müßte, Gräfin Altariva zu werden, als in einem melancholischen Nonnenzwinger aus Liebe zu einem himmlischen Bräutigam ihren Leib zu casteien und Psalter zu singen. So lange sie sich daher Hoffnung machte, daß Don Manuel eine Absicht auf sie habe, würde der schöne Ritter Don Galaor selbst nicht schön genug gewesen seyn, sie zu einer Untreue an -- ihrem eigenen Vortheil zu verleiten. Aber von dem Augenblick an, da sie an seiner Gleichgültigkeit gegen sie nicht länger zweifeln konnte, fand sie keinen Grund mehr, dem Hang ihres Herzens zu widerstehen, und Alonso hätte blinder als Amor selbst seyn müssen, wenn er nicht in ihren großen Gazellenaugen gelesen hätte, was sie ihm (vermuthlich aus der nämlichen Ursache, die ihn selbst zum Schweigen verurtheilte) auf jede andere Weise sorgfältig zu verbergen suchte.

Indessen schien ihr das Benehmen des Grafen Manuel täglich unbegreiflicher. Sie beobachtete ihn daher immer schärfer, und die Sache wurde ihr um so verdächtiger, da sie zu bemerken glaubte, daß sie selbst von dem Grafen eben so scharf und argwöhnisch beobachtet werde. Eine Nebenbuhlerin wittert die andre, wenn ich so sagen darf, durch eine siebenfache Verkleidung, und Don Manuel verrieth sein Geheimniß unwissender Weise alle Augenblicke. Er heftete bald so

zärtliche, bald so finstre und feindselige Blicke auf den schönen Alonso! — seine Stimme wurde zuweilen so ungewöhnlich sanft — oft war es, als ob irgend etwas Unnennbares in seinem Busen arbeite — Donna Rosa hatte sogar einsmals ein Paar mit Mühe zurückgehaltene Thränen in seinen trübfunkelnden Augen schwimmen sehen. Ganz gewiß, sagte sie zu sich selbst, hierunter liegt ein seltsames Geheimniß — Don Manuel ist ein — Mädchen! — Und von dem Augenblick an ruhte die schöne Biscayerin nicht, bis sie ihr Gewissen von aller Gefahr, ihm Unrecht zu thun, gänzlich erleichtert hatte.

Welch eine Entdeckung! Aber wo den Schlüssel zu diesem Räthsel hernehmen? — War Alonso in das Geheimniß verwickelt? — Sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit und glaubte augenscheinlich zu sehen, daß die Leidenschaft des verkappten Don Manuel einseitig, und Alonso nicht weniger darüber betroffen sey, als sie selbst. Was sollte sie auch, wenn sie einverstanden waren, bewogen haben, eine so widersinnische Rolle zusammen zu spielen? Die Unmöglichkeit, sich Licht hierüber zu verschaffen, wurde ihr täglich peinlicher; denn im Schloß war Niemand, dem sie sich hätte vertrauen dürfen. Wie gern hätte sie ihre Entdeckungen dem Alfonso mitgetheilt! Aber, wofern ihm (wie Alles sie glauben machte) Don Manuels wahres Geschlecht noch unbekannt war, wär' es nicht unvorsichtig von ihr gewesen, ihm eine Nebenbuhlerin zu entdecken? Wie sehr ihr auch die Eigenliebe dafür gut sagte, daß sie von den stieren Junonsaugen und der Adlernase des unrechten Don Manuel nichts zu besorgen habe, so glaubte sie doch immer wieder eine andere Stimme in ihrem Busen

zu hören, die ihr zuflüsterte, daß der Eitelkeit und den Launen der Männer nicht zu trauen sey. Genug, sie wagte es nicht zu reden und wußte doch auch nicht, wie sie ein Geheimniß länger zurückhalten sollte, daß ihr zuweilen die Brust zu zersprengen drohte.

Alonso's Lage zwischen Don Manuel und Donna Rosa war nicht viel weniger peinlich. Was wollte ihm jener? Wie sollte er sich das widersinnische, leidenschaftliche Betragen des Grafen erklären? Aber du, sagte er zu sich selbst, was willst du? Was soll aus deiner Liebe zu Donna Rosa werden? Wenn du auch, wie es scheint, wieder geliebt wirst, was bleibt uns zuletzt, als dir eine Karmeliterkutte und ihr der Schleier?

Indessen war die Lage der armen Galora, die mit Amors giftigem Pfeil im Busen noch immer den Don Manuel spielen mußte, bei weitem die peinvollste. Heftig in allen ihren Neigungen, gewohnt, immer ihren Willen zu haben, stolz und trotzig bei jedem Widerstand, mußte sie jetzt beidem, ihrem angebornen und ihrem angenommenen Charakter, eine Gewalt anthun lernen, wozu sie, sobald sie sich mit Don Alonso allein sah, keine Kraft in sich fühlte. Wie oft hätte sie sich in eine Löwin verwandeln mögen, um den Menschen in Stücke zu zerreißen, der sie eine in ihren eigenen Augen so schmähliche Rollen zu spielen nöthigte! Oft verwünschte sie die Stunde, da ihre Eltern aus unverständiger Liebe ihr diese unnatürliche Rolle aufgezwungen. Was für einen Ausgang konnten sie davon erwarten?

„Aber steht es denn nicht bloß bei dir, sagte sie sich endlich selbst, diese verhaßten Kleider und mit ihnen diese

ganze unselige Erbschaft von dir zu werfen, um glücklich zu seyn? — Glücklich zu seyn? — Wahnsinnige! Liebt er dich denn? Ist nicht diese Bettlerin zwischen ihm und dir, die alle ihre buhlerischen Künste aufbietet, ihn zu umspinnen und zu verstricken? — Und wenn er mich auch kennte, mich auch liebte, was würden die Folgen der Entdeckung meines Geheimnisses seyn? Unmöglich könnt' es der Welt länger verborgen bleiben, wenn es ihm bekannt wäre. Oder was kann ich von ihm verlangen? von ihm erwarten?"

Diese und ähnliche Gedanken, womit sie sich ohne Ruhe bei Tag und ohne Schlaf bei Nacht herumtrieb, brachten sie bald der Verzweiflung, bald dem Wahnsinn nahe. Bald wollte sie die arme Rosa auf der Stelle ins Kloster schicken, bald Don Alonso aus dem Schlosse jagen, bald beiden und dann sich selbst einen Dolch ins Herz stoßen. Aber, sobald sie einen von diesen wüthenden Gedanken ausführen wollte, fühlte sie sich ohne Muth, und eine klägliche Erschlaffung war gewöhnlich das Ende solcher leidenschaftlicher Selbstgespräche.

Die Noth zwang sie endlich, sich der alten Duenna zu entdecken, welche lange vergebens um sie herum geschlichen war, um sie zum Geständniß dessen zu bringen, was für die Alte schon lange aufgehört hatte ein Geheimniß zu seyn. Natürlicher Weise verschaffte dieß Galoren eine augenblickliche Erleichterung; aber von den Mitteln, welche die Duenna vorschlug, mußte bei genauerer Ueberlegung eines nach dem andern verworfen werden. Nach verschiedenen fruchtlos abgelaufenen Berathungen brachte es die Alte endlich dahin, daß der verkappte Don Manuel sich zu einem Versuch bequemte,

den jene für den letzten Rath erklärte, den sie in ihrem Gehirn aufzutreiben wisse. Galora sollte nämlich Alonso'n das ganze Geheimniß ihrer Unterschiebung an die Stelle ihres verstorbenen Bruders entdecken und ihm dann den Vorschlag einer heimlichen Eheverbindung thun, wobei von beiden Theilen nichts gewagt würde, da das Geheimniß im Busen weniger von ihrem eigenen Vortheil zur Verschwiegenheit genöthigter Personen vergraben liegen und also der Welt ewig verborgen bleiben würde. Sie sollte ihm zugleich mit ihrer Person alle Gewalt, die er nur immer wünschen könnte, über ihr Vermögen einräumen; und, wenn auch nicht die Liebe, so müßte doch ein alle seine Erwartungen so weit übersteigendes Glück ihn nöthigen, ihre Hand mit unbegränzter Dankbarkeit anzunehmen. Die Duenna versprach, diesen Antrag, der ihrer Meinung nach unmöglich abgewiesen werden könnte, in eigener Person an Don Alonso zu bringen, und die Ausführung sollte nicht länger als bis zum folgenden Morgen verschoben werden.

Donna Galora schien sich mit diesem Vorschlag zu beruhigen. Aber kaum sah sie sich allein, so faßte sie plötzlich, wie durch Eingebung ihres guten oder bösen Dämons, die Entschließung, anstatt sich in einer Sache von dieser Natur einer fremden Person anzuvertrauen, Alles noch in dieser nämlichen Nacht durch sich selbst auszuführen.

Sogleich ließ der vermeinte Graf das Kammermädchen der Donna Rosa zu sich rufen, und nachdem er einen feierlichen Schwur der Verschwiegenheit von ihr genommen, befahl er ihr, sobald ihre Gebieterin eingeschlafen seyn würde, ihm

einen vollständigen weißen Anzug aus ihrer Kleiderkammer zu verschaffen. Er habe im Sinn, sagte er, sich einen Spaß mit Don Alonso zu machen und ihn in der Mitternachtsstunde in weiblicher Gestalt, als der Geist einer ehemals von ihm geliebten Dame, zu überraschen. Das Mädchen, von einer Handvoll Gold zu Allem willig gemacht, vollzog den Auftrag aufs pünktlichste, brachte das Befohlne, und vermittelst ihres Dienstes stand Galora, noch vor Mitternacht in dem vollständigen Anzug ihres eignen Geschlechts da. Sie entließ nun das Mädchen, trat vor einen großen Spiegel und betrachtete sich selbst mit einem seltsamen Gemisch von Erstaunen und Grauen; und als ob auf einmal, mit dem Costume ihres Geschlechts, das ganze stolze Gefühl der weiblichen Würde in sie gefahren wäre, ergriff sie, von neuen, ihr selbst fremden Gedanken und Vorsätzen getrieben, einen Leuchter mit brennender Kerze, öffnete ihre Thür und ging mit großen feierlichen Schritten gerade auf das Zimmer Don Alonso's zu.

Indem sie hineintrat, fuhr der bereits eingeschlafene Alonso in seinem Bette auf und erschrak nicht wenig, da er zu einer so ungewöhnlichen Zeit die weiße weibliche Gestalt mit dem Wachslicht in der Hand auf sich zukommen sah. Sein Entsetzen vermehrte sich, als er, wie sie näher herankam, die Züge des Grafen in ihrem Gesicht zu sehen glaubte. Fassen Sie sich, Don Alonso, sagte sie; Ihre Augen täuschen Sie nicht — ich bin Don Manuel — aber Don Manuel ist nicht, was er bisher geschienen: er ist — was ich wirklich bin — ein Weib!

Ein Weib? rief Alonso außer sich vor Bestürzung —

Hören Sie mich ruhig an, Alonso, sagte Galora, indem sie das Licht auf ein Tischchen setzte und sich selbst in einen Lehnstuhl, Alonso gegenüber, niederließ; ich habe Ihnen eine große Entdeckung zu thun und ein großes Unrecht gut zu machen. Ort und Zeit sind unschicklich; aber eine Gewalt, die mir selbst fremd ist, treibt mich unwiderstehlich; ich muß thun, was ich jetzt thun will, und die Sache leidet keinen Aufschub, denn wir sehen uns zum letzten Mal.

Alonso, dessen Erstaunen immer höher stieg, wollte sie hier unterbrechen; aber sie befahl ihm in ihrem gewohnten herrischen Ton, sie anzuhören und zu schweigen. Und nun fing sie an, ihm Alles zu entdecken, was uns bereits bekannt ist, die Erbschaft, das Testament, den Tod ihres einzigen Bruders, und wie die Verzweiflung über den Verlust eines so großen Vermögens ihre Eltern zu der unüberlegten Maßnehmung gezwungen, ihre einzige Tochter Galora dem sterbenden Bruder unterzuschieben, und wie es ihnen gelungen, den Betrug so glücklich vor aller Welt zu verbergen, daß der rechtmäßige Erbe bis auf diese Stunde keinen Argwohn schöpfe. Es kommt mir nicht zu, fuhr sie fort, meine Eltern eines Verbrechens anzuklagen, das sie bloß aus Liebe zu mir begangen haben. Sie wollten mein Glück, als sie mich, aus einem fatalen Irrthum, zu einem unnatürlichen Wesen umschufen. Die Gerechtigkeit des Himmels hat es anders verfügt. Sie, Don Alonso, mußten zu Altariva erscheinen, und — die Natur rächte sich durch Sie auf eine grausame Art an dem thörichten Geschöpf, das ihr Trotz geboten hatte.

Eine unglückliche Leidenschaft überwältigte meine bisher behauptete Unempfindlichkeit. Ich habe lange mit ihr gerungen; aber sie ist eben so unbezwingbar, als hoffnungslos. Das Leben ist mir verhaßt, und die unwürdige Rolle, die ich gespielt habe, unerträglich. Morgendes Tages verbirgt mich ein Kloster auf ewig vor den Augen der Welt. Ich überlasse dem rechtmäßigen Erben, was ihm gebührt, und Sie, Don Alonso, sagte sie mit sinkender Stimme, indem sie einen Ring von hohem Werth vom Finger zog, nehmen Sie dieses Andenken an eine Unglückliche an, die zu tief fühlt, daß sie Ihrer unwürdig ist, als daß sie den geringsten Anspruch an Gegenliebe zu machen fähig wäre.

Hier schwieg Galora, indeß in Don Alonso plötzlich eine Verwandlung vorging, die ihm selbst noch vor wenig Minuten unmöglich geschienen hätte. Wir sind wunderliche Geschöpfe, wir Männer, und ich zweifle sehr, ob einer von uns dafür stehen könnte, daß ihm in einer ähnlichen Lage nicht dasselbe begegnen könnte. Wie viele zugleich auf sein Gemüth und seine Sinnen eindringende Vorstellungen und Gefühle vereinigten sich, ihn gerade auf der schwächsten Seite des Mannes anzufallen! — Die überraschende Umgestaltung des Grafen Don Manuel in eine junge Dame, welche zwar an Schönheit und Anmuth mit Donna Rosa nicht zu vergleichen war, aber, was ihr von dieser Seite fehlte, durch eine seiner Eitelkeit unendlich schmeichelnde Leidenschaft ersetzte, eine Leidenschaft, an deren Wahrheit und Stärke die Größe des Opfers, so sie ihr zu bringen bereit war, keinen Augenblick zweifeln ließ — der wunderbare Zauber, womit

ein Weib, das wir für uns leiden sehen, sich plötzlich in unsern Augen verschönert — der Umstand des Orts und der Zeit, der (ich gesteh' es im Namen aller Männer) uns schon die bloße Nähe eines weiblichen Wesens gefährlich macht — zu Allem diesem noch das ihm so neue Gefühl, daß es in seiner Macht stehe, die stolze Galora durch das Opfer, womit er das ihrige erwiedern wollte, an Großherzigkeit noch zu übertreffen — alle diese Gedanken und Gefühle, die auf einmal mit Blitzes Geschwindigkeit in seiner Seele aufloderten, drangen ihm plötzlich eine rasche Entschließung ab, welche drei Minuten kühler Ueberlegung in der Geburt erstickt haben würden.

Hören Sie, sprach er, als sie zu reden aufgehört hatte, hören Sie nun auch mich, Donna Galora, und bewundern Sie mit mir, auf welchen sonderbaren Wegen das Schicksal unsre Vereinigung zu wirken gewußt hat. Auch ich bin nicht, was ich Ihnen scheine; der Name, unter welchem Sie mich kennen, ist ein angenommener; mein wahrer Name ist Antonio Moscoso — ich bin dieser im Testament Ihres Großoheims Ihrem Bruder substituirte Erbe —

Was hör' ich? Ist's möglich? rief Galora, vor Bestürzung zusammenfahrend und aller ihrer Stärke benöthigt, um sich in ihrem Lehnstuhl aufrecht und bei Besonnenheit zu erhalten.

Daß ich, fuhr er fort, Antonio Moscoso bin, soll Ihnen und Allen, denen daran liegt, sehr leicht bis zur völligsten Ueberzeugung gewiß gemacht werden. Und daß ich es bin, ist mir in diesem Augenblick nur darum lieb, weil es mich in den Stand setzt, Sie durch einen rechtsgültigen Titel im

Besitz der Güter Ihres Oheims zu bestätigen. Wie könnt' ich unempfindlich gegen eine so großmüthige Liebe seyn? Nein, Donna Galora, rief er, indem er ihre Hand ergriff und an seine Lippen drückte — ich liebe Sie, ich widme Ihnen mein Leben, und es ist in Ihrer Gewalt, mich in diesem Augenblick zum glücklichsten aller —

Halten Sie ein, fiel ihm Donna Galora in die Rede; ich bin durch der Meinigen und meine eigne Schuld unglücklich; aber verächtlich — in meinen eigenen Augen, und unfehlbar auch in den Ihrigen, sollen Sie mich nicht sehen! — Ich lasse mir selbst Gerechtigkeit widerfahren, Don Antonio. Sie können mich nicht lieben; ich weiß zu gut, daß ich nicht gemacht bin, mit Donna Rosa um Ihr Herz zu kämpfen; ich weiß, daß ich nicht liebenswürdig bin. Die Gewohnheit, von früher Jugend an mein Geschlecht zu verleugnen, hat mir jede seiner Reizungen geraubt. Die Gewalt, die meine Natur dadurch erlitten hat, ist nie wieder gut zu machen. Die unglückliche Fertigkeit, den Mann zu spielen, würde mich nie verlassen. Ich bin für alle zarte weibliche Verhältnisse und Gefühle unwiederbringlich verloren. Ich würde Sie unglücklich machen, Don Antonio, und mich selbst dafür verabscheuen, daß es nicht in meinem Vermögen stände, anders zu werden. Ueberlassen Sie mich meinem Schicksal!

Nein, edelmüthige Galora, erwiederte Don Antonio, der indessen wieder zur Besinnung gekommen war und, durch stille Vergleichung der unweiblichen Galora mit der zauberischen Rosa mächtig abgekühlt, es jener in seinem Herzen Dank wußte, daß sie ihn ausschlug — Nein, Donna Galora, Sie

sollen wenigstens eine Erbschaft mit mir theilen, woran die Natur und die Gesetze Ihnen ein näheres Recht gegeben haben, als mir — Sie sollen — meine Schwester seyn, wollte er hinzusetzen, aber die ungestüme Galora ließ ihn nicht zum Worte kommen. Nichts von Ihrer Großmuth, rief sie mit einer Heftigkeit, die zu allem Ueberfluß noch einen Strom kalten Wassers auf Antonio's schon verloderte Flamme goß; da ich die Ihrige nicht seyn kann, will ich auch von Ihrem Vermögen nichts. Die Summe, die das Testament mir versichert, ist für meine Bedürfnisse mehr als hinreichend. Leben Sie wohl, Don Alonso — oder Antonio! Wenn wir uns je wieder sehen, so wird es im Sprachzimmer der Karmeliterinnen zu San Jago de Compostella seyn.

Hiemit stand sie auf, kehrte, ohne noch einen Blick auf Don Antonio zu werfen, in ihr Zimmer zurück, rief der erstaunten Duenna, sagte ihr, was sie gethan hatte, befahl ihr, mit dem frühesten Morgen einen Reisewagen bereit zu halten, und fuhr mit ihr und ihrer Tochter nach dem selbst erwählten Ort ihrer künftigen Bestimmung ab — mit Hinterlassung eines Blatts für Donna Rosa, worin sie ihr und den sämmtlichen Bewohnern von Altariva in wenig Worten so viel Licht über diese seltsame Katastrophe gab, als für den ersten Augenblick nöthig war.

Nachdem in der Folge Alles seine rechtsbeständige Aufklärung erhalten hatte, nahm Don Antonio Besitz von der Erbschaft; und da weder die Augen, noch das Herz, noch die Eitelkeit der schönen Rosa die geringste Einwendung gegen seine Liebe zu machen hatten, so endigte sich diese Novelle

ohne Zweifel, wie sich alle Komödien und beinahe alle Novellen endigen; die wenigen abgerechnet, die ein tragisches Ende nehmen — was, wie Sie sehen, auch hier gar leicht der Fall hätte seyn können, wenn ich hartherzig genug gewesen wäre, Sie insgesammt, zur Belohnung Ihrer Geduld, mit der Anwartschaft auf gräßliche Träume zu Bette zu schicken.

Ich für meinen Theil erkenne mich Ihnen sehr dafür verpflichtet, daß Sie es nicht gethan haben, sagte Amande. Ich gestehe, daß ich lieber gar nichts hören und lesen mag, als solche peinvolle, herzzerreißende und schlafstörende Martergeschichten, wie z. B. die tragischen Novellen von Herrn d'Arnaud de Baculard und seines gleichen, wie beredt, empfindsam und herzbrechend sie auch immer geschrieben seyn mögen. Ich liebe einen ruhigen Schlaf und leichte Träume, und wenn ein Dichter mir ja Thränen ablocken will, so sollen es süße, nicht blutige Thränen seyn.

Ich halte es mit Ihnen, liebe Amande, sagte Nadine; auch sehe ich nicht, wie Herr M. seiner Novelle, ohne ihr Gewalt anzuthun, einen tragischen Ausgang hätte geben können.

Fordern Sie mich nicht heraus, gnädiges Fräulein, sagte Herr M., oder ich spiele Ihnen irgend eine Intrigue hinein, wodurch ich Donna Rosa nöthige, dem schönen Alonso einen geheimen nächtlichen Besuch zu machen, — etwa um ihm zu entdecken, daß ein Anschlag geschmiedet ist, sie morgen früh mit Gewalt ins Kloster abzuführen, welchen Falls es denn ganz natürlich ist, daß sie (in der Voraussetzung, daß das Glück ihres Lebens ihm nicht ganz gleichgültig sey) ihn, der zu Altariva Alles vermag, um seinen Schutz anruft. So

wie die Sachen zwischen Alonso und Rosa stehen, kann er dann weniger nicht thun, als ihr zu Füßen zu fallen und ihr eine so feurige Liebeserklärung zu thun, als von einem verliebten Spanier, der seine Flamme schon so lange in seinem Busen verschlossen herumgetragen hatte, zu erwarten ist. Zum Unglück stürmt in diesem Augenblick Donna Galora, mit der Kerze in der einen und einem scharfgeschliffenen Dolch in der andern Hand herein, in der Absicht, ihren Unempfindlichen zur Liebe zu bewegen oder sich vor seinen Augen zu ermorden. Don Alonso zu Rosens Füßen treibt sie zur Raserei; sie springt mit funkelnden Augen auf das arme Mädchen zu und stößt ihr den Dolch in die Brust. Alonso, außer sich vor Entsetzen, Wuth und Verzweiflung, will ihr den Dolch aus der Hand reißen; sie ringen mit einander; Alonso wird tödtlich verwundet und stürzt, sein Leben in Strömen siedenden Blutes ausflutend, über Rosens Leichnam her. Galora kniet neben ihm nieder, hält eine Rede in terze rime oder in Assonanzen auf U, wobei ihr selbst die Haare zu Berge stehen, ersticht sich und vollendet, indem sie auf Don Alonso hinsinkt, eine der schönsten tragischen Gruppen, die man je mit Augen gesehen hat. Alles das, mit recht grellen Farben und derben Pinselstrichen gehörig ausgemalt und wie es heut zu Tag die Mode ist, auf die höchste Spitze des Schrecklichen und Unsinnigen getrieben, — meinen Sie nicht, daß meine Novelle neben den allergräßlichsten sich mit Ehren sehen lassen dürfte?

Die Damen hielten sich lachend Augen und Ohren zu, um von dem grausamen Spectakel nichts zu sehen noch zu hören.

Aber der junge von P. wollte Herrn M. so leicht nicht durchwischen lassen. Scherz bei Seite, sagte er, ich denke nicht, daß es so ganz allein auf die Willkür eines Novellenmachers ankomme, ob er der Geschichte einen glücklichen oder unglücklichen, erwünschten oder jammervollen Ausgang geben will. Die Anlage zum einen oder andern muß doch wohl bereits im Stück selbst liegen, und, mit Horaz zu reden, der Weinkrug, den der Töpfer drehen wollte, muß, wenn das Rad ausgelaufen ist, keinem Milchtopf ähnlich sehen. Es könnte also allerdings noch die Frage seyn, ob es nicht desto besser gewesen wäre, wenn die Novelle des Herrn M. ein tragisches Ende genommen hätte?

Wie so? fragte Nadine.

Ich, zum Exempel, versetzte Herr von P., finde nicht, daß Galora ihrem stolzen, selbstsüchtigen und heftigen Charakter sehr gemäß handelt, wenn sie die theuer erkauften Früchte so mancher zwangvoller Jahre und einer so mühsamen Verleugnung dessen, wozu die Natur sie gemacht hatte, auf einmal aufgibt und wie ein liebesieches Mädchen in ein Kloster geht, um den Mann, den sie liebt, ohne Kampf einer Nebenbuhlerin zu überlassen, die in ihrer Gewalt ist, und die sie sich alle Augenblicke vom Halse schaffen kann. Ein so zahmes mattherziges Benehmen ist nicht in der Sinnesart eines solchen Mannweibes, wie uns Galora beschrieben wurde. Sie mußte sich nicht (wie man uns sagte) daran begnügen, den dreifachen Mord in Gedanken zu begehen; sie mußte es wirklich aufs Aeußerste ankommen lassen. Auch wollte ich wetten, wenn wir die Wahrheit sagen wollten, wir würden

Alle gestehen müssen, daß wir auf einen tragischen Ausgang gefaßt waren und uns, durch die unvermuthete Entmannung der armen Galora und die glücklichen Aussichten der schönen Biscayerin am Ende des Stücks, in unsrer Erwartung sehr getäuscht fanden.

Wollen Sie mir erlauben, Herr M., sagte Rosalinde mit einem schalkhaften Blick auf Herrn von P., daß ich Ihre Rechtfertigung gegen diesen schwer zu vergnügenden Kunstrichter auf mich nehme, der sich beklagt, daß die Braut zu schön ist und, statt Ihnen für eine friedliche und schiedliche Entwicklung Dank zu wissen, lieber sähe, wenn sich der Handel mit Mord und Todtschlag endigte?

Sie sind sehr gütig, schöne Rosalinde, antwortete Herr M. Ich habe eine so große Meinung von Ihrer Gerechtigkeitsliebe, daß ich kein Bedenken trage, meine Sache sogar gegen Herrn von P. in Ihre Hände zu stellen.

Woher wissen Sie also, mein Herr von P. (sagte Rosalinde, indem sie sich mit einer drolligen Sachwaltersmiene an den letztern wandte), daß Galora ein so grimmiges, blutdürstiges, cannibalisches Geschöpf ist, als Sie aus ihr machen wollen? Ich gestehe, sie ist stolz, eigenwillig, rasch und zu heftigen Ausbrüchen geneigt; aber sagte man uns nicht auch gleich anfangs, daß sie, wenn ihr Stolz aufgefordert wurde, edel und großherzig zu handeln fähig gewesen sey? Und gerade eine solche sehr starke Aufforderung war es, was sie zu dem außerordentlichen Schritte, den sie thut, nöthigte. Ihre Liebe zu Alonso war hoffnungslos; darüber sich selbst zu täuschen, war unmöglich. Durch ein gewaltthätiges Verfahren gegen die

reizende und geliebte Donna Rosa würde sie nichts gewonnen, aber wohl den Kaltsinn Alonso's gegen sich in Wuth und Rachgier verwandelt haben. Im Grunde war die Rolle, so sie bisher gespielt hatte, unnatürlich, und es war immer zu erwarten, daß der Augenblick endlich kommen müsse, wo die gewaltsam ausbrechende Natur sich mit ihrer ganzen Stärke gegen einen nicht länger erträglichen Zwang empören würde. Was konnte diesen Augenblick schicklicher herbeiführen, als eine hoffnungslose Leidenschaft? Ich, meines Orts, finde nichts natürlicher, als daß, sowie Galora sich selbst in weiblicher Kleidung im Spiegel erblickt, auch auf einmal das Gefühl — und mit diesem der Stolz ihres Geschlechts in ihr auflodert; ein Stolz, der es verschmäht, mit Gefahr abgewiesen zu werden, um Gegenliebe zu betteln; und der Schritt, den sie gegen Alonso thut, und wie sie ihn thut, und der wohl motivirte Trotz, womit sie seinen verdächtigen Liebesantrag abweist, und die Entschlossenheit, womit sie sich in den einzigen Ausweg wirft, den ihre Lage ihr übrig läßt, — das ist es gerade, was mich mit ihr aussöhnt und dieser Novelle die Einheit und Ganzheit in meinen Augen gibt, die (wie ich immer sagen hörte und noch lieber meinem eignen Gefühl glauben mag) die wesentlichste Vollkommenheit eines echten Kunstwerks ist.

Sie haben sich wohl gehalten, Rosalinde, sagte Herr von P., und unser Freund M. hat alle Ursache, mit seiner Sachwalterin zufrieden zu seyn. Nicht als ob ich nicht noch einige Pfeile zu verschießen hätte, wenn es nicht Zeit wäre, zu thun, wie die Andern, und uns die Ruhe, die uns

Herr M. so menschenfreundlich gegönnt hat, zu Nutze zu machen.

Auf alle Fälle, sagte Nadine, wird sich Herr M. an dem Danke der Damen und an der Billigung seines eigenen Herzens genügen lassen können. Das Verdienst, drei Menschenleben, die das Glück des Kiels (mit Tristram Shandry zu reden) in seine Hände gegeben, gerettet zu haben, ist — wenn es auch von den Kunstrichtern nicht mit dem Dichterkranz gekrönt werden sollte — wenigstens eine Bürgerkrone werth — Und die soll ihm, riefen Rosalinde und Amande, von uns Allen morgen früh aus den frischesten Castanienblättern geflochten werden!

Nadine von Thalheim war jetzt die Einzige, die der Gesellschaft zu Rosenhain ihren Beitrag zu den zeitherigen Abendunterhaltungen noch schuldig war. Diese junge Dame gehörte nicht zur Familie, sondern war vor einigen Tagen mit ihrer Freundin, Frau von D*** (die seit kurzem mit einem Verwandten der Frau von P. vermählt war), bloß als Begleiterin nach Rosenhain gekommen, wo sie, weniger aus Gefälligkeit gegen ihre Freundin, als ihrer eigenen Liebenswürdigkeit wegen, so gut aufgenommen wurde, daß sie schon am zweiten Tag unter lauter alten Bekannten und Freunden zu leben glaubte. Mehr von ihr zu sagen, würde hier überflüssig seyn, da wir in der Folge Gelegenheit bekommen werden, näher mit ihr bekannt zu werden.

Ich sehe mich, sagte sie, als ihre Stunde gekommen war, ungefähr in eben derselben Lage, wie Herr M. Zwar muß ich gestehen, daß ich beinahe eben so belesen in den Mährchen bin, wie die schöne Rosalie von Eschenbach, mit deren Entzauberung uns Fräulein Amande vorgestern so angenehm unterhielt; aber ich habe ein so wunderliches Gedächtniß, daß Alles, was ich von dieser Art lese oder höre, in kurzer Zeit wieder rein vergessen ist; so daß ich von etlichen hundert Mährchen, die ich seit meinem neunten Jahre gelesen haben mag, schwerlich drei wieder erzählen könnte, es wäre denn

in der Manier des Sultans in den vier Facardins des Grafen Anton Hamilton. Herr M. hat sich mit einer spanischen Novelle aus der Sache gezogen; was bleibt mir also, um etwas Neues auf die Bahn zu bringen, als eine Anekdote? Glücklicher Weise liegt mir eine noch ganz frisch im Gedächtnisse, die sich mit zweien meiner vertrautesten Freundinnen zugetragen hat, und die, wofern sie durch meine Erzählung nicht zu sehr verliert, sonderbar genug ist, um die Stelle eines Feenmährchens auszufüllen. Von der schönen Moral, die sich daraus abziehen läßt, will ich aus zwei Ursachen nichts sagen: erstens, weil sie nirgends weniger als in der Gesellschaft, deren Mitglied ich jetzt zu seyn die Ehre habe, anwendbar ist; und zweitens, weil ich die moralischen Erzählungen von Profession (wenn ich so sagen darf) eben so wenig liebe, als die Komödien, worin es auf die Erbauung der Zuschauer abgesehen ist. Die einen und die andern können sehr moralisch, sehr erbaulich und doch sehr langweilig seyn; sind sie hingegen, was ihr eigentlicher Zweck erfordert, unterhaltend und belustigend, so müßt' es nicht natürlich zugehen, wenn die guten Lehren und Sittensprüche nicht zu Duzenden daraus hervorsprängen. — Doch verzeihen Sie diese Abschweifung! Ich komme zur Sache.

Freundschaft und Liebe auf der Probe.

Zwei junge Personen aus einer schon seit langer Zeit unter französischer Botmäßigkeit stehenden deutschen Provinz waren beinahe von ihrer Kindheit an in einer gegenseitigen Zuneigung aufgewachsen, die sich in reifern Jahren zu einer so vollkommenen Freundschaft ausbildete, daß sie an dem Ort ihres Aufenthalts unter dem Namen der Freundinnen bekannter als unter ihrem Geschlechtsnamen waren. Ich selbst lernte sie zuerst bei den englischen Damen in ** kennen, wo ihre Pensionszeit beinahe abgelaufen war, als die meinige anging; denn beide sind einige Jahre älter, als ich. So jung ich damals noch war, so hatte ich doch das Glück, ihnen zu gefallen, und, da unsere Eltern in eben derselben Stadt wohnten, versprachen wir uns, die angefangene Bekanntschaft in der Folge zu erneuern und zu unterhalten. Nach meiner Zurückkunft aus der Pension fand ich beide bereits verheirathet. Ich hatte meine Mutter früh verloren; und da mein Vater mir viele Freiheit ließ, so suchte ich jede Gelegenheit auf, wo ich die Freundinnen sehen konnte: und so entspann sich nach und nach ein so vertrautes Verhältniß

zwischen uns, daß ich gewissermaßen die dritte Person in ihrem Bunde ward. Diese enge Verbindung verschaffte mir die Gelegenheit, mich von den Umständen der Anekdote, die ich Ihnen mitzutheilen kein Bedenken trage, genauer als Andere zu unterrichten. Bevor ich aber zur Geschichte meiner Freundinnen fortgehe, werde ich Ihnen, wenn auch nur mit wenigen Zügen, eine Idee von ihrem Charakter geben müssen.

Selinde (wie ich die jüngere von ihnen nennen will) vereinigt mit der zierlichsten Nymphengestalt einen Kopf, der das schönste Modell zu einer Hebe oder Psyche abgeben könnte. Ihre Gemüthsart ist offen, aufrichtig, edel und gut; ohne die Tugend wie einen Schild auszuhängen, trägt sie den Keim aller Tugenden in sich, welche die Grundlage eines achtungswürdigen Charakters ausmachen; aber eine übermäßige Lebhaftigkeit und ein großes Theil Leichtsinn werfen oft einen falschen Schein auf sie, den sie im Bewußtseyn ihrer Unbefangenheit und Unschuld zu wenig achtet. Die Begierde zu gefallen und ein nicht minder starker Hang zur Freude und zu allen Vergnügungen, die man unschuldig zu nennen gewohnt ist und sich daher auch wohl einiges Uebermaß darin zu erlauben pflegt, scheinen ihre einzigen Leidenschaften zu seyn, wenn man anders Neigungen, die ihr so natürlich als das Athemholen sind und selten der innern Ruhe ihres Gemüths Abbruch thun, den Namen Leidenschaften geben kann.

Eine sehr lebendige Einbildungskraft und eine angeborne unerschöpfliche Ader von Witz, der ihr öfters auch Achtung oder Schonung fordernde Gegenstände in einem lächerlichen

Lichte zeigt, sind die hervorstechenden Eigenschaften ihres Geistes. Zwar ist auch ihr Verstand nicht ungebildet; aber, außerdem, daß sie nie Geduld genug gehabt hat, sich lange mit ernsthaften Dingen abzugeben, würde sie sich selbst lächerlich vorkommen, wenn man in ihrer Art zu reden und zu seyn etwas bemerkte, das wie Weisheit aussähe. Sie hat sich in ihr leichtes Köpfchen gesetzt, daß es eine Menge liebenswürdiger kleiner Thorheiten gebe, die einem schönen Weibe besser anstehen, als die Miene eines weiblichen Sokrates, womit sie in ihren leichtfertigen Augenblicken ihre Freundin aufzuziehen pflegt. Selinde ist auch nicht ohne Talente; aber, da die Begierde, durch sie zu gefallen, nicht stärker bei ihr ist, als der Hang zu allen Arten angenehmer Zerstreuungen, und da es ihr (zumal weil der Putztisch einen großen Theil ihres Vormittags wegnimmt) immer an Zeit gefehlt hat: so muß ich gestehen, daß sie in den schönen Künsten, die man heut zu Tage zur Erziehung junger Personen von Stand und Vermögen rechnet, sehr zurückgeblieben ist.

Clarisse (so mag die zweite der beiden Freundinnen heißen) kann, wenigstens neben Selinden, für keine Schönheit gelten; indessen ist ihre Gesichtsbildung geistreich und angenehm, ihr Körper, wiewohl nach einem etwas größern Maßstab, in einem so vollkommenen Ebenmaß gebaut, und ihre Gesundheit so rein und blühend, daß man nicht zweifeln kann, sie würde, in Ansehung mancher äußerlichen Reize ihrer Freundin den Vorzug streitig machen können, wenn sie es nicht vielmehr mit Fleiß darauf anlegte, von dieser Seite, zumal neben Selinden, so wenig als möglich bemerkt

zu werden. Das, wodurch sie, wie durch einen verborgenen, ihr selbst unbewußten Zauber, sanft anzieht und dauerhaft fesselt, ist daher mehr etwas Geistiges als in die Sinne Fallendes; und wer beide Freundinnen beisammen sieht, wird auf den ersten Anblick Selindens Liebhaber und Clarissens Freund. Man kann schwerlich mehr Rechte an Hochachtung und Liebe haben und weniger Ansprüche darauf machen, als Clarisse. Die Ausbildung ihres Geistes, wiewohl die Frucht ihres Fleißes und ihrer immer wohl angewandten Zeit, scheint eine bloße Gabe der Natur zu seyn; und die vielen Kenntnisse, die sie besitzt, blicken, wo es unschicklich wäre, sich verleugnen zu wollen, so verschämt unter dem Schleier der Bescheidenheit hervor, daß weder die Unwissenheit der Weiber dadurch beschämt, noch der anmaßende Stolz der Männer beleidigt wird. Sie besitzt verschiedene Talente in einem nicht gemeinen Grade; sie zeichnet und malt vortrefflich und spielt Clavier und Harfe mit eben so viel Geschmack als Fertigkeit; sie macht sogar, wiewohl sie es kaum ihren Vertrautesten gesteht, sehr artige kleine Verse.

Es ist, wo nicht ganz unmöglich, doch gewiß etwas höchst Seltenes, daß man es in irgend einer Kunst ohne Anstrengung und hartnäckigen Fleiß zu einiger Vollkommenheit bringe. Clarisse besitzt vielleicht von Natur nicht mehr Anlagen, als Selinde; aber ihr ruhiger, gesetzter und mehr in sich selbst gesammelter Sinn macht sie geschickter und geneigter, diese Anlagen anzubauen und zu üben. Sie liebt die zerstreuenden Ergötzungen weniger, als ihre Freundin; sie ging immer sparsamer mit ihrer Zeit um, theilte ihren Tag

besser ein, und die Morgenstunden, welche Selinden theils mit flüchtigem Herumblättern in Taschenbüchern, Tageblättern und neuen Brochuren, theils und vornehmlich am Putztisch durch die Finger schlüpften, wurden von Clarissen immer nützlich und zu bestimmten Zwecken angewandt. Selinde las, um die lange Weile zu verjagen oder sich mit angenehmen Bildern und Phantasien zu ergötzen; Clarisse las immer mit Nutzen, denn sie fragte sich immer selbst: Ist dieß auch wahr? fühlst oder denkst du wirklich, was der Autor will daß du denken und fühlen sollst? und wo nicht, liegt die Schuld an dir oder an ihm? Auf diese Weise lernte sie vergleichen, unterscheiden, überschauen und zusammenfassen, entdeckte den Maßstab des Wahren und Schönen in sich selbst und gewöhnte sich an eine richtige Schätzung der Dinge. Alles dieß gab ihr Klarheit des Sinnes, Schärfe und Richtigkeit des Blicks und Freiheit von Launen, Grillen, übereilten Urtheilen und leichtsinnigen Zu- und Abneigungen. Alles in ihr ist ruhig, gemäßigt und in Harmonie mit sich selbst. Ohne Leidenschaften, ohne Schwärmerei, eine geborne Feindin alles Uebertriebenen, aller Unnatur, Selbsttäuschung und Unredlichkeit gegen Andere und sich selbst, genießt sie einer unzerstörbaren innern Ruhe, und reine Liebe des Schönen und Guten ist in allen ihren Umständen und Lagen die Seele ihrer Gedanken, Neigungen und Handlungen. Natürlicher Weise ist sie mit einer solchen Gemüthsverfassung immer zur Theilnehmung an Andern, zu jeder Nachsicht gegen fremde Fehler und Schwachheiten gestimmt und überhaupt in allen Vorfallenheiten des Lebens aufgelegt, das

Schicklichste zu erwählen und zu thun. Ihr Ernst hat nichts Düstres, ihr gesetztes Wesen nichts Schwerfälliges und Drückendes; Heiterkeit und Frohsinn ist immer über ihr liebliches Gesicht, wie Sonnenschein über ein anmuthiges Thal, ausgebreitet, und allgemeines Wohlwollen scheint das Element zu seyn, worin sie athmet. Dieß ist meine Freundin Clarisse, und wenn anders Aristipps Briefe mir einen richtigen Begriff von dem, was Sokrates war, gegeben haben, so müßt' ich mich sehr irren, wenn der Name eines weiblichen Sokrates, womit sie von Selinden im Scherz geneckt wird, ihr nicht in vollem Ernst zukommen sollte.

Verzeihen Sie, wenn ich mich unvermerkt zu lange bei der Schilderung eines so liebenswürdigen Weibes verweilt haben sollte. Ich bin keine sonderliche Portraitmalerin; eine geschicktere Hand würde vielleicht mit viel weniger Strichen dem Bilde mehr Bestimmtheit und Leben gegeben haben. Aber ich habe die meinige dem Antrieb meines Herzens überlassen; und daß ich sie endlich zurückziehe, geschieht nicht, weil ich mit meinem Gemälde zufrieden bin, sondern weil ich fühle, daß man aufzuhören wissen muß.

Es könnte beim ersten Anblick wunderbar scheinen, wie zwischen zwei so ungleichen Personen, als Clarisse und Selinde, eine so vertraute Freundschaft habe entstehen oder wenigstens von Dauer seyn können. Aber, sobald man mit beiden genauer bekannt ist, scheint mir nichts begreiflicher. Selindens Schönheit, Leichtsinn und Gutherzigkeit auf der einen Seite und Clarissens gänzliche Anspruchlosigkeit auf der andern entfernen schon den bloßen Schatten der Eifersucht

von ihnen. Jene ließ sich nie einfallen, daß ihr diese irgend einen von ihren Vorzügen streitig machen könnte; dafür aber gestand sie ihr auch die ihrigen immer willig zu und ist noch jetzt stolz darauf, für die vertrauteste Freundin einer Frau von so vielen Verdiensten bekannt zu seyn. In der That kann Clarissens Liebe zu Selinden (das Einzige an ihr, was einer Leidenschaft ähnlich sieht) für diese nicht anders als schmeichelhaft seyn; man könnte sagen, sie läßt sich von Clarissen lieben, ungefähr wie der schöne Alcibiades sich vom Sokrates lieben ließ, und Clarisse rechnet nicht genauer mit ihr ab, als dieser mit dem Sohne des Klinias, ob sie eben so viel von ihr wiedergeliebt werde. Denn die schöne Selinde ist, die Wahrheit zu sagen (vielleicht ohne sich's bewußt zu seyn), zu sehr in sich selbst verliebt, um in eben dem Grade, wie sie geliebt wird, wiederlieben zu können. Aber eines ihrer größten und gefühltesten Bedürfnisse ist, immer eine Vertraute und Rathgeberin in ihren Verlegenheiten zu haben, welcher sie sich ganz aufschließen darf; und wo hätte sie eine Person finden können, die sich dazu besser schickte, als Clarisse? Die Gefälligkeit, die Nachsicht, die anscheinende Parteilichkeit der letztern gegen die erstere geht so weit über die Gränzen der gewöhnlichen Freundschaften unter Personen unsers Geschlechts: daß Selinde, überzeugt von Clarissens gänzlicher Anhänglichkeit an sie, auch sogar unangenehme Wahrheiten und (was sie sonst von Niemand verträgt) Widerspruch und Tadel von ihr vertragen konnte. Die Fälle, wo sie ein wenig an einander anstießen, waren also immer äußerst selten; und wenn ja so etwas sich ereignete,

so wußte Clarissens Sanftheit und guter Verstand Alles gar bald wieder ins Gleiche zu bringen.

Sowie die beiden Freundinnen aus dem Kloster zurückgekommen waren, ließen die Eltern sich angelegen seyn, ihren geliebten Töchtern die Mühe, sich Männer nach ihren Augen oder nach ihrem Herzen selbst auszusuchen, zu ersparen, und glaubten alles Mögliche für sie gethan zu haben, indem sie unter den verschiedenen Mitbewerbern, die sich hervorthaten, diejenigen auswählten, die in Ansehung des Vermögens, des Alters, der Figur und andrer Füglichkeiten dieser Art für die beste Partie gelten konnten. Durch eine sonderbare Laune des Zufalls fiel die Wahl auf zwei junge Männer, die von ihrer frühesten Jugend an durch einen nicht weniger engen Freundschaftsbund vereinigt waren, als Selinde und Clarisse. Ueberall, wo man sie kannte, wurden Raymund und Mondor (wie ich sie statt ihres wahren Namens nennen will), wenn von Freundschaft die Rede war, als ein Beispiel angeführt, daß es selbst in unsern ausgearteten Zeiten noch Freunde gebe, die man einem Pylades und Orestes, Phintias und Damon und andern von den Alten so hoch gepriesnen Freundschaftshelden entgegen stellen könne.

Um das gehörige Licht über die Geschichte dieses Doppelpaars zu verbreiten, seh' ich mich genöthigt, meine wenige Fertigkeit in der Portraitmalerei abermals an den Tag zu legen.

Mondor, dem die reizende Selinde zu Theil wurde, verband mit einer vortheilhaften Außenseite, einem sehr ansehnlichen Vermögen und einem ziemlich jungen Adelsbrief

beinahe Alles, was man überhaupt zum Charakter eines achtungswerthen Mannes fordert, Erziehung, Talente, Sitten und, was heut zu Tage unter seinesgleichen seltner als jemals seyn soll, einen unbescholtenen Ruf. Mit allen diesen guten Eigenschaften könnte sich's dennoch fügen, daß ein Mann kein schicklicher Ehegehülfe für eine Dame, wie Selinde, wäre; und dieß schien, nachdem sie einige Zeit an Hymens sanftem Joche zusammen gezogen hatten, wirklich de Fall zu seyn. Mondor war von einer ernsthaften, mit etwas schwarzer Galle tingirten Sinnesart, von warmem Kopf und noch wärmerm Blut; äußerst reizbar, heftig und anbetend in seinen Leidenschaften und schwer von einer Idee, die er sich in seinen Kopf gesetzt hatte, abzubringen. Sein Phantasie, eine Fee, die eine ziemlich tyrannische Gewa über ihn ausübte, pflegte ihm Alles in der Welt entweder n das zarteste Rosenroth oder in pechschwarzes Dunkel zu ialen. Der Gegenstand seiner Liebe konnte nichts Geringees als ein Engel seyn; aber wehe dem Engel, wenn Mondorirgend einen dunkeln Flecken an ihm entdeckte! er mußte si dann glücklich schätzen, wenn er in seiner Meinung unZuneigung nicht tiefer als bis zur gemeinen Alltagsmenscheit herabsank. In allen Ideen, Gefühlen und Forderunge dieses jungen Mannes war immer etwas Uebermäßiges u. Gränzenloses. Eine natürliche Folge hievon war, daß ernehr in seiner eignen Ideenwelt lebte, als in der wirkliche und daß ihm in der letztern beinahe nichts recht oder guenug war. Daher war er auch kein Freund von öffentlicheLustbarkeiten; die gewöhnlichen Gesellschaften

machten ihm tödtliche lange Weile, und weil er wenig Geschäfte hatte, so brachte er meistens den größten Theil des Tages in seinem Büchersaale zu, der mit den besten Werken in allen Fächern und Sprachen reichlich versehen war.

Von diesem Allem beinahe ist sein Freund Raymund das Gegentheil; eine leichte, fröhliche, sorglose, joviale Seele; der entschiedenste Liebhaber aller gesellschaftlichen Freuden und Zeitkürzungen; etwas zu rasch und unbeständig in seinen Neigungen und Phantasien und zu sinnlich in seinen Vergnügungen; aber im Grunde ein gutartiger, biederherziger Mensch und, insofern nur keine Aufopferung seiner Lieblingsneigungen von ihm gefordert wird, sehr edler Handlungen fähig und geneigt, zu allem Guten mitzuwirken; kurz, einer von den glücklichen Sterblichen, die Alles anlacht, die sich überall gefallen und mit allen Menschen leben können. Er war der Sohn und Enkel eines Malers und in seiner Jugend zur Kunst seiner Väter angeführt worden. Eine reiche Erbschaft, die ihm unverhofft zufiel, befreite ihn von der Nothwendigkeit, sein Talent geltend zu machen doch blieb die Liebe zur Kunst eine seiner herrschenden Neigungen. Er besitzt eine auserlesene Bildersammlung, malt selbst zu seinem eigenen und seiner Freunde Vergnügen und läßt, wie man ehedem vom Apelles sagte, selten einen Tag ohne einen Pinselstrich vergehen.

Eine vertraute Freundschaft zwischen so ungleichartigen Menschen wie Raymund und Mondor mag vielleicht noch unbegreiflicher scheinen, als zwischen Selinde und Clarisse; aber auch hier, wie überall, ging Alles ganz natürlich zu.

Die Knabenjahre, wo die Verschiedenheit der Sinnesarten noch nicht so stark ausgesprochen ist, legten den ersten Grund; ein wichtiger Dienst, welchen Raymund in der Folge mit Gefahr seines Lebens Mondorn leistete, zog das anfangs lose Band unauflöslich zusammen. Sie waren nun Freunde auf Leben und Tod. Raymund hatte so viel für Mondorn gethan, daß dieser nie zu viel für jenen thun konnte. Alle ihre Dissonanzen löseten sich immer in diesem reinen Accord auf; jeder machte sich's zur Pflicht, die Seite, von welcher er dem andern mißfällig werden konnte, möglichst zu verbergen. Auch die Liebe der Kunst, die beiden gemein war, trug nicht wenig bei, ihren Umgang immer unterhaltend zu machen. Ueberdieß hatte Mondor seine Stunden, wo ihm Raymunds genialischer Frohsinn wohl that: so wie dieser sich oft herzlich an den witzigen Uebertreibungen belustigte, woran jener, so oft ihn die Laune, sich über die menschlichen Thorheiten zu erbosen, anwandelte, unerschöpflich war. Selbst das Nützliche gesellte sich in ihrer Verbindung öfters zu dem Angenehmen: denn, so oft als einer von beiden in die Lage kam, wo ihm der Rath und Beistand eines Freundes unentbehrlich wurde, konnte er gewiß seyn, beides bei dem andern zu finden; der leichtsinnige Raymund in Mondors ernster Besonnenheit, der schwärmerische Mondor in Raymunds kaltblütiger Ansicht der Dinge.

Raymunds und Clarissens Eheverbindung hatte ein so vernunftmäßiges Ansehen, daß ihnen Jedermann das dauerhafteste Glück weissagte. Das, was jener für seine Verlobte empfand, hatte Alles, was jeden Andern, als Clarissen

bereden konnte, es für Liebe zu halten; nur sie konnt' es nicht täuschen; denn sie war selbst frei und hatte Raymunds Charakter zu richtig gefaßt, um nicht zu sehen, daß er keiner enthusiastischen Liebe fähig sey. Dieß war es eben, was sie entschlossen machte, seine Bewerbung zu begünstigen. Hätte er sie geliebt, wie Mondor Selinden, schwerlich würde sie zu bewegen gewesen seyn, ihm ihre Hand zu geben. Denn, ihrer Denkart nach, soll die Ehe nicht ein Werk des blinden Liebesgottes, sondern der ruhigen Ueberlegung, des besonnenen Wohlgefallens an einander und des gegenseitigen Vertrauens seyn; wobei denn doch auf beiden Seiten noch immer mehr oder weniger gewagt werden muß. Sie hatte keine wesentliche Einwendung gegen Raymund; und da sie es (sagte sie lächelnd) doch einmal mit einem der ungeschlachten Geschöpfe wagen müsse, so kenne sie keinen Andern, zu dem sie mehr Zutrauen und Neigung fühle, als zu ihm.

Bei Raymunden war es nicht völlig dasselbe. Wirklich war zu der Achtung für Clarissens Charakter und zu dem Wohlgefallen an ihrer Person und ihren Talenten noch etwas hinzugekommen, das seiner Bewerbung um sie etwas Leidenschaftliches gab, wiewohl er es sorgfältig vor ihr zu verheimlichen suchte. Sein Kunstsinn spielte nämlich hier die Rolle, die sonst dem Liebesgott zukommt. Er hatte über die damals ungewöhnliche vestalenmäßige Art, wie Clarisse sich kleidete, ich weiß nicht welchen kleinen Argwohn geschöpft und durch Bestechung des Kammermädchens Mittel gefunden, sich seiner Zweifel auf eine vollständigere Art, als er hätte hoffen dürfen, zu entledigen. Welche Entdeckung für einen

Kunstfreund, der selbst Künstler ist! Von diesem Augenblick an schwor er sich, Clarisse müsse sein werden, und wenn sie an Jupiters goldner Kette zwischen Himmel und Erde schwebte.

Mit Mondors Leidenschaft für Selinden hatte es eine ganz andere Bewandtniß. Im ersten Augenblick war hier Alles ausgemacht; denn auf den ersten Blick in ihr Engelsgesicht, in ihre himmlischen blauen Augen hatte ihm die reinste, schönste, liebenswürdigste aller weiblichen Seelen entgegen gelächelt. Welchen Himmel voll überirdischer Seligkeit versprachen ihm diese Augen! Konnt' er genug eilen, sich des Besitzes desselben zu versichern? Hätte Mondor (wie öfters der Fall ist) zwei oder drei Jahre am Spinnrocken der vollkommenen Liebe spinnen müssen, so würden sich ihm wahrscheinlich in so langer Zeit Gelegenheiten genug aufgedrungen haben, sich von der Menschlichkeit seiner Göttin zu überzeugen. Indessen ließ es sogar in der kurzen Zeit, die zwischen seiner Bewerbung und dem Hochzeittag verstrich, die unbefangene und mit ihrer Menschlichkeit sehr zufriedene Selinde nicht an solchen Gelegenheiten fehlen. Aber Selinde war Mondors erste Liebe, und die erste Liebe — wie ich einst von einem hochgelehrten Herrn, der sich auf ich weiß nicht welchen alten lateinischen Dichter berief, behaupten hörte — die erste Liebe wirft einen gar seltsamen Zauber auf die Augen des Liebhabers, gibt allen Mängeln und Gebrechen der Geliebten sanfte, mildernde und verschönernde Namen und verwandelt sie in eben so viele herzschmelzende Reizungen und Vollkommenheiten. Mondor sah an Selinden nichts, als was seine Glut zu einer immer höhern Flamme

anfachte; und Selinde an ihrem Theil, sobald sie, dem Befehl ihrer Eltern gehorsam, die Seinige zu werden entschlossen war, begegnete ihm so gefällig und verbindlich, daß der ehrliche Schwärmer das Alles für den reinsten Einklang ihrer Seele mit der seinigen und für das Unterpfand einer Gegenliebe ansah, die ihm keinen andern Wunsch übrig ließ, als daß sie ewig dauern möchte.

Wirklich war auch seiner Wonne während der ersten Tage und Wochen keine andre Wonne gleich. Aber ewig konnt' er freilich nicht dauern, der süße Wahn. Der Besitz entkräftet unvermerkt den vorbesagten Zauber der ersten Liebe; seine Augen wurden aufgethan oder vielmehr in ihren natürlichen Stand hergestellt, und er fing an, allerlei an seiner Gemahlin wahrzunehmen, das seinen hochgespannten Erwartungen keineswegs zusagte. Er hatte gehofft, daß sie für ihn allein leben, mit ihm allein sich beschäftigen, allen zerstreuenden Ergötzlichkeiten, ja sogar ihren meisten gesellschaftlichen Verbindungen entsagen und ihr höchstes Glück in dem Bewußtseyn, daß sie das seinige mache, finden werde. Aber so hatte es die schöne Selinde nicht gemeint; das hatte sie ihm nie versprochen, und der Gedanke, durch ihre Heirath in ihren Neigungen und Vergnügungen eingeschränkt zu werden, war so fern von ihr gewesen, daß sie dadurch erst recht in die Freiheit, nach ihrem eignen Sinne zu leben, gesetzt zu werden gehofft hatte. Sie war sich nichts Böses bewußt; was sie verlangte, war die unschuldigste Sache von der Welt; sie wollte nichts als gefallen und sich vergnügen. Mondor hatte sich über keinen Mangel an Zärtlichkeit und Gefälligkeit

zu beklagen; sie liebte ihn, soviel sie lieben konnte, kurz, ihr Herz machte ihr keine Vorwürfe. Man denke also, wie sie erstaunte, als sie aus dem Munde des Mannes, der sie vor kurzem noch wie eine Gottheit angebetet, blindlings an sie geglaubt und sich mit Allem, was sie sagte und that, unendlich zufrieden gezeigt hatte — den ersten Widerspruch und, was noch schlimmer war, sehr bald auch die ersten Vorwürfe hören mußte. Nichts war in der That ihrem Erstaunen gleich — als das Erstaunen ihres Gemahls, in dieser sanften Engelsseele, die er in einen so reinen Einklang mit der seinigen gestimmt glaubte, einen Eigenwillen, eine Widersetzlichkeit, ja sogar einen kleinen Trotz zu finden, der ihrem schönen Gesichte zwar recht gut ließ, und den ein Liebhaber bezaubernd gefunden hätte, der sie aber, in den Augen eines Ehemanns wie Mondor, von der Höhe, auf welche er sie in seiner Einbildung erhoben hatte, plötzlich herabstürzte und mit den gemeinen Erdetöchtern in eine Linie stellte.

Die ehelichen Mißverständnisse, die aus dem wechselseitigen Irrthum, den jedes in Ansehung des andern gehegt hatte, entstanden, wurden anfangs, nach einigem Wortwechsel und Widerstand auf beiden Seiten, immer noch unter Amors und Hymens unsichtbarem Einfluß in Güte beigelegt. Eine zärtliche Liebkosung, im Nothfall eine kleine funkelnde Thräne in Selindens schönen sanftbittenden Augen, waren da noch hinlänglich, Mondors Herz zur Nachgiebigkeit zu schmelzen; und mehr als einmal machte sie sich noch ein Verdienst bei ihm daraus, wenn sie irgend einen Ausflug, eine Tanzgesellschaft oder etwas dieser Art, auf seine

Bitte, den Abend ihm zu schenken, der ehelichen Gefälligkeit aufopferte. Aber, sobald sie nach Verfluß einiger Zeit merkte, daß Mondor ihre zärtliche Nachgiebigkeit zum Nachtheil ihrer Rechte mißbrauchen wolle; sobald er einen herrischen Ton annahm und Machtsprüche that, weil seine Bitten immer seltner die verlangte Wirkung thaten: da erinnerte sich Selinde, daß sie — ein Weib sey und, wo nicht den allgemeinen Beifall ihres eignen Geschlechts, doch gewiß die Stimmen aller artigen jungen Männer und loyalen Ritter für sich habe. Von diesem Augenblick an war das zarte geistige Band, das Mondorn an sie gefesselt hatte, zerrissen; und wiewohl er sich zuweilen gestehen mußte, daß Alles, was er ihr zum Verbrechen machte, in hundert andrer Männer Augen ganz gleichgültige Dinge oder höchstens sehr verzeihliche jugendliche Eitelkeiten wären, so konnt' er doch nicht von sich erhalten, ihr die Beschämung vor sich selbst zu verzeihen, die er, bei dem Gedanken, sich so gröblich an ihr geirrt zu haben, auf seinen Wangen brennen fühlte. Ungleich waren indessen die Folgen des Risses, der durch die immer häufigern, bald unbedeutenden, bald sehr ernsthaften Zwistigkeiten zuletzt zwischen ihnen erfolgte. Denn der arme Mondor, dessen zärtliche Schwachheit für seine schöne Hälfte von Zeit zu Zeit mit allen Zufällen eines hitzigen Seelenfiebers wieder zurückkehrte, litt durch diese Trennung ihrer Gemüther wirklich stark an seiner Ruhe und befand sich oft sehr übel; Selinde hingegen, die den Mann, von welchem sie sich unverzeihlich beleidigt hielt, eigentlich nie geliebt hatte, fand sich durch die Freiheit, nach ihrer Phantasie zu leben, die er ihr gern

oder ungern lassen mußte, reichlich entschädigt und hatte, als Ueberschuß, noch das unschuldige Vergnügen, ihn, so oft er seinem Vorsatz, sich nicht weiter um ihr Thun und Lassen zu bekümmern, ungetreu wurde, durch ihre kaltblütige Höflichkeit und Artigkeit beinahe zum Wahnsinn zu treiben.

Daß Clarisse, die mit ihrem eignen Manne auf einem sehr hübschen Fuß lebte, das Benehmen ihrer Freundin gegen den ihrigen nicht gebilliget haben könne, brauche ich kaum zu sagen. Wirklich versuchte sie bei ihr und ihm Alles, was sich von ihrer Klugheit und dem warmen Antheil, so sie an ihnen nahm, erwarten läßt, um sie zu gegenseitiger Nachsicht und Gefälligkeit zu bewegen. Aber, da jeder Theil immer Recht haben wollte und alles Unrecht nur bei dem andern sah, so ließ sie endlich von ihnen ab und begnügte sich; durch ihren Einfluß über beide wenigstens so viel zu erhalten, daß es zu keinen Ausbrüchen kam, wodurch sie die Fabel der Stadt geworden wären.

Weil Mondor aus Veranlassung seiner ehelichen Drangsale öfters Gelegenheit bekam, die Gattin seines Freundes näher kennen zu lernen, faßte er unvermerkt eine Achtung für sie, die anfangs die unschuldigste Sache von der Welt schien, aber in der Folge seiner Ruhe sehr nachtheilig wurde. Jedesmal, daß er sie sah, verwunderte er sich mehr, wie er so blind habe seyn können, Clarissens auffallende Vorzüge vor Selinden nicht schon längst wahrzunehmen. Welch ein Weib ist diese Clarisse! sagte er oft zu sich selbst: frei von allen Schwächen und Unarten ihres Geschlechts, vereinigt sie mit Allem, was an einem Weibe liebenswürdig ist, Alles,

was einen Mann hochachtenswürdig macht. Und nun rechnete er sich ihre sämmtlichen Vorzüge, Talente, Tugenden und Annehmlichkeiten, Stück vor Stück, vor, verglich sie mit Allem, was an Selinden tadelhaft oder ihm wenigstens mißfällig war, und endigte immer mit einem tiefen Seufzer über das Glück des leichtsinnigen Raymund, der den Werth des Schatzes, den er besaß, nicht einmal zu fühlen schien und mit jedem andern hübschen und gutartigen Weibe eben so glücklich hätte leben können.

Indessen ging doch eine geraume Zeit hin, bevor Mondor sich selbst bei Gedanken und Wünschen überraschte, die mit dem, was er seinem Weibe und seinem Freunde schuldig war, nicht ganz verträglich schienen. Er suchte anfangs bei Clarissen bloß, was er immer bei ihr fand, Aufheiterung, Zerstreuung seines Unmuths, Unterhaltung des Geistes und zwangfreien Gedankentausch. Er ging immer ruhiger von ihr weg, als er gekommen war, und Selinde konnte es jedesmal an seiner guten Laune merken, wenn er ein Paar Abendstunden bei ihrer Freundin zugebracht hatte. In der Folge — als er sich nicht länger verbergen konnte, daß seine Verehrung für Clarissen immer wärmer, wie seine Besuche immer häufiger wurden — täuschte er sich noch eine Zeit lang mit dem schönen Hirngespinnst der platonischen Seelenliebe; einem Selbstbetrug, der ihm um so leichter wurde, da selbst der scharfäugigste und tadelsüchtigste Belauscher an Clarissens Benehmen gegen ihn nicht das Geringste wahrgenommen hätte, was die Phantasie hätte aufregen oder als eine stille Aufmunterung geheimer Wünsche ausgedeutet werden können.

Aber eben diese Unbefangenheit, diese gänzliche Entferntheit von allen den kleinen spinnenartigen Künsten der weiblichen Coquetterie — wovon selbst diejenigen unter uns, die sich keiner bestimmten Absicht dabei bewußt sind, nach dem Vorgeben der Männer nicht ganz frei seyn sollen — mußte bei einem Manne, wie Mondor, gerade das Gegentheil von dem, was Clarisse vielleicht verhüten wollte, bewirken; denn gerade dieß war es, was ein Weib in seinen Augen zum Engel machte. Kein Wunder also, daß aus dem, was eine Zeit lang die reinste Freundschaft gewesen war, auf seiner Seite endlich eine entschiedene Leidenschaft wurde, die um so größere Verwüstungen in seinem Innern anrichtete, weil er sich gezwungen sah, sie aufs sorgfältigste vor Clarissen zu verbergen.

Um diese Zeit ereignete sich ein kleiner Vorfall, der für den armen Mondor zu keiner ungelegnern hätte kommen können. Raymund hatte zu seinem eignen Vergnügen ein Gemälde in Lebensgröße verfertigt, welches die ewig jungfräuliche Göttin Pallas vorstellte, wie sie zufälliger Weise von dem jungen Tiresias im Bade überrascht wird. Nie war etwas Schöneres gesehen worden, als was der junge Thebaner hier zu seinem Unglück — nicht sah; denn in eben dem Augenblick, da er die Göttin ansichtig wurde, erblindete der arme Mensch an beiden Augen. Dieses Gemälde hing schon seit geraumer Zeit in einem Seitencabinet von Raymunds Zimmer; aber Mondor hatte es noch nie gesehen. Von ungefähr traf sich's einst, daß die Thür des Cabinets halb offen stand, da Mondor seinen Freund auf seinem

Zimmer besuchte. Ein heller Morgensonnenblick fiel gerade auf die Hauptfigur des Gemäldes und erregte Mondors Aufmerksamkeit und Neugier. Er mußte gestehen, weder in der Natur, noch in der Kunst je eine so vollkommene Gestalt gesehen zu haben, und machte seinem Freunde große Complimente über die Gunst, worin er bei den Bewohnern des Olympus stehe; denn nothwendig müsse die Göttin ihm in Person zu diesem Bilde gesessen seyn. Raymund, von einem Anfall unbesonnener Eitelkeit hingerissen, gestand, daß er durch unablässiges Bitten Clarissen endlich übermocht habe, das Modell zu dieser Pallas abzugeben. Er müßte, wiewohl er sich nichts ansehen ließ, so blind als Tiresias gewesen seyn, wenn er nicht bemerkt hätte, wie Mondor bei dieser traulichen Eröffnung plötzlich so blaß wie ein Gypsbild und eben so schnell wieder so feuerroth wie eine untergehende Herbstsonne wurde und sich so hastig aus dem Cabinet entfernte, als ob er ein Gespenst darin gesehen hätte. Von dieser Stunde an war der Gemüthszustand des armen Mondor in der That mitleidenswerth.

Ich gestehe, daß ich Raymunden im Verdacht habe, er sey von einem geheimen Bewegungsgrund verleitet worden, bei diesem Anlaß den Kandaules mit seinem Freunde zu spielen. Denn ich kann nicht länger verbergen, daß zu eben der Zeit, da die Hochachtung Mondors für Clarissen sich von Stufe zu Stufe dem Punkt näherte, wo sie sich in die heftigste Leidenschaft verwandelte, zwischen Raymund und Selinde sich ebenfalls etwas der Liebe Aehnliches entsponnen hatte, welches ernsthafter zu werden drohte, als es anfangs

wohl die Meinung war. Der vertraute Umgang unter den beiden Freundinnen gab Raymunden häufige Gelegenheit, Selinden zu sehen und unvermerkt selbst auf einen vertraulichen Fuß mit ihr zu kommen. Nun walteten vielerlei Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen zwischen beiden vor. Selinde war ein sehr schönes Weib, und Raymund ein sehr schöner Mann. Selinde war von sehr leichtem Sinn, immer fröhlich und eine leidenschaftliche Liebhaberin aller geselligen Vergnügungen; dabei voll Witz und lebhafter Einfälle, die nicht selten der Ueberlegung zuvorliefen. Das Alles war Raymund auch. Keines von beiden war einer Liebe fähig, die das Glück oder Unglück des Lebens entscheidet; beide waren im Grunde, wie Rosalindens Narcissus und Narcisse, nur in sich selbst verliebt. Aber Selinde fand ihr größtes Vergnügen daran, Herzen zu umspinnen, wiewohl sie nicht wußte, was sie mit ihnen anfangen sollte; und Raymund konnte kein schönes Weib sehen, ohne zu wünschen, daß sie sein wäre, und er hätte aus bloßem Kunstsinn einen zahlreichern Harem gehalten, als König Salomo, wenn er Macht und Vermögen dazu gehabt hätte. Mit so vielen Berührungspunkten war nichts natürlicher, als daß sie einander anzogen. Nun kamen aber noch Selindens Mißverhältnisse mit ihrem Tyrannen (wie sie ihren Mann scherzweise zu nennen pflegte) dazu, Raymunden ihr und sie Raymunden interessanter zu machen. Jener konnte durch Vergleichung seiner Artigkeit, Gefälligkeit und guten Laune mit Mondors trocknem Ernst, Ungeselligkeit, strengen Forderungen und überspannten Ideen bei Selinden nichts anders als gewinnen: diese wurde noch

einmal so schön und liebreizend in Raymunds Augen, wenn er sah, daß gerade das, was ihn an ihr bezauberte, ihrem Gemahl das Mißfälligste an ihr war. Wie war es möglich, gegen eine solche Frau nicht die Gefälligkeit selbst zu seyn? Mondor war sein Freund und würde ihn immer bereit gefunden haben, sein Leben für ihn zu wagen: aber wär' es nicht ein wahres Freundschaftsstück, sagte er oft lachend zu sich selbst, wenn ich ihm von einer Frau hälfe, die ihn mit aller ihrer Liebenswürdigkeit nur unglücklich macht? Er sagte sich das oft als einen bloßen Scherz, bis er es endlich in ganzem Ernst glaubte. Wenn wir unsre Weiber tauschen könnten, dachte er, dann wär' uns beiden geholfen. Aber die Frage, wie dieß möglich zu machen wäre, konnt' er sich mit allem seinem Witz nicht beantworten.

Zu gutem Glück erschien in Frankreich um eben diese Zeit das berüchtigte Gesetz, welches die Unauflöslichkeit der Ehe aufhob und die Scheidungen so leicht und willkürlich machte, als es der Leichtsinn und Wankelmuth des lebhaftesten Volkes auf dem Erdboden nur immer wünschen konnte. Eine Menge übel zusammengejochter oder einander überdrüssiger Ehepaare eilten, was sie konnten, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen, und die Beispiele getrennter Ehen wurden in kurzem in den größten Städten so häufig, daß die Furcht vor dem öffentlichen Urtheil Niemanden mehr abschrecken konnte, zu thun, was sein Herz gelüstete.

Diese fast täglich vorfallenden Ehescheidungen waren eine Zeit lang der beliebteste Gegenstand der Unterhaltung in Gesellschaften. Auch unsere beiden Freunde sprachen gern und

öfters über das neue Gesetz; und wiewohl Mondor die Sache in einem ernsthaftern Lichte betrachtete, als Raymund, so stimmte er am Ende doch immer, mit einem Seufzer, dem letztern bei, der dieses Gesetz, insofern es nicht nur zu sehr mißbraucht würde, für das heilsamste unter allen hielt, an welchen die Revolution so fruchtbar war.

Mehr als einmal schien den beiden Freunden etwas zwischen den halb offnen Lippen zu schweben, das sie einander zu entdecken hätten; aber eben so oft drückte, ich weiß nicht was, das sich heraufarbeitende Geheimniß in ihre Brust zurück; bis es endlich beiden gleich unmöglich fiel, es länger verborgen zu halten.

Eines Morgens machte sich Raymund auf den Weg zu Mondorn, in der Absicht, sich dessen zu entledigen, als ihm dieser auf der Hälfte des Weges in die Hände lief.

Ich war im Begriff, zu dir zu gehen, Mondor.

„Das war auch meine Absicht, lieber Raymund."

Ich habe dir, fuhr dieser fort, etwas zu sagen, das mir schon lange auf dem Herzen liegt.

Das ist gerade mein Fall auch, mein Freund."

Suchen wir also einen bequemen Ort, wo wir uns ohne Zeugen davon erleichtern können!

Sie begaben sich nun, ohne ein Wort weiter zu reden, in die einsamsten Gänge eines öffentlichen Lustgartens, und sobald sie sich allein sahen, fing Raymund von neuem an:

Du hast eine sehr schöne, sehr liebenswürdige Frau, mein Freund —

Mondor seufzte und schwieg.

— die dich nicht glücklich macht?

„Leider!"

Und mit welcher ich hingegen glücklich wäre, wie ein Gott.

„Nicht unmöglich!"

Clarisse ist ein herrliches Weib, das weißt du.

Mondor schwieg abermals.

Wie, wenn wir mit einander tauschten, Mondor? Alles müßte mich betrügen, oder Clarisse wäre gerade die Frau, die dir nöthig ist.

„Und du könntest ihr entsagen, Raymund?"

Mondor, wir sind alte Freunde, laß uns offen gegen einander seyn. Ich habe keine Ursache, mich von Clarissen zu scheiden: aber ich gestehe dir unverhohlen, ich bin in Selinden vernarrt, — und du, wie ich schon lange merke, liebst Clarissen. Was in aller Welt also könnte uns zurückhalten, uns das neue Gesetz zu Nutze zu machen?

„Auch ich muß dir gestehen, Raymund, daß ich Clarissen anbete. Sie hat einige Freundschaft für mich; aber wird sie einwilligen, sich von dir zu trennen? Und wenn sie auch einwilliget, wird sie darum die Meinige werden wollen?"

Zu jenem hoffe ich sie leicht zu überreden; dieses wird dann deine Sache seyn. Unter uns gesagt, sie ist etwas kalt; das wirst du dir gefallen lassen müssen.

„Alles in der Welt, wenn sie nur einwilligt, mit mir zu leben. Ich verlange kein größer Glück, als der erste ihrer Freunde zu seyn."

„Höre, lieber Mondor! Ich weiß, was ich an Clarissen verliere; es ist viel — aber Selinde wird mich reichlich entschädigen.

„Du gibst mir das Leben zum zweiten Mal wieder, bester Raymund! Du willst also Alles mit Clarissen richtig machen? Denn mit Selinden bist du, wie es scheint, bereits einverstanden.“

Nicht so ganz, wie du glaubst; aber, wenn du dir aus deiner Gefälligkeit gegen deinen Freund ein Verdienst bei ihr machen wolltest, so würde sie vielleicht zu bewegen seyn. Denn mit allen deinen Vorzügen vor mir —

„Keine Complimente unter Freuden! Wenn du nur Clarissen gewinnen kannst, so wird sich das Uebrige von selbst machen. — Du nimmst also die Sache auf dich, Raymund?“

Hier ist meine Hand!

„Und hier die meinige! Waren wir nicht Kindsköpfe, daß wir uns vor einander fürchteten?“

Die beiden Freunde trennten sich nun, jeder mit dem andern sehr zufrieden, und der ungeduldige Raymund machte sich noch am nämlichen Morgen an Clarissen und trug ihr, nach einigen Vorbereitungen, die er sich hätte ersparen können, sein und seines Freundes Anliegen mit einer angenommenen leichtsinnigen Lustigkeit vor, hinter welche er seine Verlegenheit, einer Frau, wie Clarisse, einen solchen Antrag zu thun, zu verstecken suchte. Es ist am Ende nur Scherz, sagte er mit einer unschuldigen Schalksmiene; aber wir thäten vielleicht nicht übel, wenn wir Ernst daraus machten. Was meinst du, liebe Clarisse?

„Es kommt dich also wirklich so leicht an, mich aufzugeben, Freund Raymund?“

Ich schäme mich, vor einer so weisen Frau, als du, wie ein kleiner Junge dazustehen. Mein Antrag hat in der That keinen Menschenverstand. Du bist das liebenswürdigste Weib, das ich je sehen werde. Ich kenne und fühle deinen ganzen Werth, wiewohl ich deiner nie würdig war. Aber ich kann es nicht über mein Herz bringen, dich zu betrügen. Dieses Hexengesicht von Selinde hat mir nun einmal den Kopf verrückt. Ich muß wirklich bezaubert seyn, der leibhafte Teufel-Amor ist mir in die Glieder gefahren, und ich sehe kein Mittel, seiner los zu werden, als wenn ich ihm den Willen thue.

„Du magst wohl Recht haben, lieber Raymund, sagte Clarisse lachend; wenigstens mag es das angenehmste Mittel seyn, diesen Teufel auszutreiben."

Ich will dir Alles bekennen, bestes Weib, fuhr Raymund fort. Ich habe mein Möglichstes gethan, aber, leider! vergebens, Selinden zu einem geheimen gütlichen Vergleich zu bewegen.

„Leichtfertiger Mensch! So etwas bei einer Frau, wie Selinde, nur zu denken!"

Schilt mich nicht, Clarisse; es geschah bloß, weil ich den Gedanken, dich zu verlieren, hasse.

„Du hättest uns wohl lieber alle beide?"

Das wäre freilch das Beste, sagte der leichtfertige Mensch, indem er ihr, wie aus Dankbarkeit, die Hand küßte —

„und bedauertest dann doch, daß du kein Muselmann seyst und noch ein Paar gasellenaugige Circassierinnen dazu nehmen könntest? — Aber Scherz bei Seite, Herr Gemahl!

du kennst mich, hoffe ich. Dir und Selinden zu lieb bin ich Alles zufrieden, wofern dein Freund Mondor eben so gefällig ist, wie ich. Aber warum willst du mich nicht ledig bleiben lassen? Warum soll denn gerade ich Selindens Stellvertreterin seyn?"

Als ob du nicht wüßtest, daß dich Mondor anbetet, daß er nicht ohne dich leben kann?

„Das ist wirklich mehr, als ich weiß."

So weiß ich's desto gewisser. Ich lese schon lange in seiner Seele. Selinde paßt nicht für ihn. Mit dir wär' er der glücklichste Mann unter der Sonne, mit ihr ist es das Gegentheil. Ich muß dir sagen, Clarisse, er hat mich oft so herzlich gedauert, daß es Augenblicke gab, wo ich aus bloßem Mitleid fähig gewesen wäre, dich ihm abzutreten, dich sogar fußfällig um deine Einwilligung zu bitten, wäre mir Selinde auch so gleichgültig gewesen, wie die Favoritin des Königs Salomo.

„Raymund, das verdient einen Kuß, wie du noch keinen von mir bekommen hast!" — Sie hielt Wort.

Clarisse, Clarisse, rief Raymund, — wenn du es so anfängst —

„Sprich es nicht aus, was du sagen wolltest, fiel sie ihm in die Rede; du würdest dich sehr irren. Es sollte bloß der Abschiedskuß seyn. Es ist der letzte, darauf kannst du dich verlassen!"

Wir scheiden doch als Freunde? sagte Raymund halb wehmüthig.

Ganz gewiß! Nur irre dich nicht, lieber Raymund. Es könnte eine Zeit kommen, wo dich die Reue anwandelte" —

Sehr möglich!

„Daß du dir ja nicht einbildest, es brauche dann weiter nichts, als zu mir zurückzukommen und von deinem ehemaligen Platz wieder Besitz zu nehmen! Daran ist dann gar nicht mehr zu denken!"

Bei dem, was wir vorhaben, darf auch so etwas gar nicht vorausgesehen werden, sagte Raymund lächelnd.

„Es ist immer gut, mein Freund, erwiederte sie, auf alle Fälle zu wissen, worauf man sich zu versehen hat." — Und hiermit erhielt Raymund seine Entlassung und eilte, was er konnte, Mondorn und Selinden von dem guten Erfolg seiner Unterhandlung mit Clarissen zu benachrichtigen.

Alles Nöthige wurde nun ohne Aufschub besorgt, um dem sonderbarsten Tausch, der vielleicht je gemacht worden ist, die gehörige Gesetzmäßigkeit zu geben.

Clarisse hatte sich noch zwei Hauptbedingungen ausbedungen, welchen die andern drei ihre Beistimmung nicht versagen konnten: die eine, daß Mondor mit Clarissen die ersten sechs Monate auf seinem Gute, vier oder fünf Meilen von der Stadt gelegen, zubringen; die andere, daß Raymund Clarissen, und Mondor Selinden künftig nie anders als an öffentlichen Orten sehen und sprechen sollten. Auch wurde, auf ein Paar Worte, welche Clarisse ihrem ehemaligen Gemahl ins Ohr sagte, die badende Pallas, wohl zugedeckt und eingepackt, aus Raymunds Cabinet nach Mondors Landgute abgeführt.

Clarisse hat mir im Vertrauen noch einen geheimen Artikel entdeckt, wozu sich Mondor gegen sie verbindlich machen

mußte, und wozu schwerlich ein Anderer, als ein so platonischer Schwärmer wie er, sich verstanden haben würde. Es war dieselbe Bedingung, unter welcher, in dem bekannten kleinen Roman Abbassai, der Khalife Harun Alreschid seine Schwester dem Großvezier Giafar zur Gemahlin gibt; jedoch mit der billigen Milderung, daß, insofern Mondor sich nur alles zwangrechtlichen Anspruchs begebe, ihm die Freiheit unbenommen bleiben sollte, zu versuchen, wie weit er es im Wege der Güte bei ihr bringen könne. Was der Erfolg dieser Abrede war, geziemte mir nicht zu fragen, und ihr vielleicht nicht mir zu offenbaren.

Bis hieher werden Sie meine Anekdote so sonderbar eben nicht gefunden haben; aber das Seltsamste kommt noch.

Die beiden Freunde schienen im ersten halben Jahr ihres neuen Ehestandes mit ihrem Tausch unendlich zufrieden zu seyn. Mondor, bei welchem ehemals ein Tag, der ohne einen Sturm zwischen ihm und Selinden vorüber ging, eine Seltenheit war, glaubte mit der sanften, heitern, immer sich selbst gleichen Clarisse in einem wahren Elysium zu leben. Bei ihr fand er Alles, was ihm Selinde, auch wenn sie gewollt hätte, nicht gewähren konnte: angenehme, mannigfaltige Unterhaltung des Geistes, traulichen Umtausch der Gedanken und Gesinnungen, zarte Theilnahme und zuvorkommende Aufmerksamkeit. Ihre Kenntnisse, ihre Talente schienen unerschöpfliche Quellen von Vergnügen für den Glücklichen, der unmittelbar aus ihnen schöpfen konnte. Sie lebte fast ganz allein für ihn, so wie auch er nur selten und gezwungener Weise von ihrer Seite kam. Denn es war nun

einmal in der Natur des guten Mondor, Alles auf die äußerste Spitze zu treiben; und je kürzer ihn Clarisse in andern Rücksichten hielt, desto gieriger übernahm er sich in den geistigen Genüssen, die sie ihm mit der gefälligsten Freigebigkeit zugestand. Er geizte mit jedem Augenblick und würde sich's nicht verziehen haben, wenn er, durch seine Schuld, um eine einzige Minute, die er mit ihr zubringen konnte, gekommen wäre. Die natürlichen Folgen dieser übermenschlichen Art, glücklich zu seyn, konnten für beide nicht ausbleiben. Auch in geistigen Genüssen zieht Uebersättigung und Unmäßigkeit — Gleichgültigkeit und Erschlaffung der innern Sinne nach sich. Wie viel Clarisse auch zu geben hatte, endlich hatte sie doch Alles gegeben; wie liebenswürdig sie war, so blieb sie doch immer dieselbe, und es war nicht in ihrem Charakter, daß sie sich hätte anstrengen sollen, die Eigenschaften und Vorzüge, wodurch sie Mondorn bezaubert hatte, ihm unter immer neuen Gestalten darzustellen. Der täuschende Zauber lag in ihm, nicht in ihr; in ihr war Alles wahr und anspruchlos. Daß er schwärmte, war nicht ihre Schuld; daß er endlich aufhörte zu schwärmen, war es eben so wenig; aber schon eine ziemliche Zeit, bevor sie ihm gleichgültig zu werden anfing, war er ihr durch seine Schwärmerei nur zu oft widerlich gewesen. Unvermerkt war er ihr durch den Zwang, den ihr seine Unzertrennlichkeit auflegte, auch überlästig, und sie dachte nicht selten mit einiger Sehnsucht an die Tage zurück, da Raymunds gefälliger Kaltsinn ihr unbeschränkte Freiheit ließ, sich und ihre Zeit nach eigenem Belieben anzuwenden. Das Schlimmste war indessen, daß

sich zwischen ihrer beiderseitigen Vorstellungsart nach und nach ein Mißverhältniß offenbarte, welches nothwendig für beide an unangenehmen Folgen fruchtbar seyn mußte. Clarisse war nämlich eine geborne Feindin alles Uebertriebenen und Unwahren — und Mondor übertrieb unaufhörlich. Clarisse hegte keine Vorurtheile, keine Lieblingsmeinungen; Mondor hingegen hatte eine Menge Dulcineen, deren Schönheit er immer gegen die ganze Welt mit eingelegter Lanze zu verfechten bereit war. Es zeigte sich also, nachdem sie einige Monate beisammen gelebt hatten, daß sie über Vieles ganz verschieden dachten. Anfangs fand Clarissens Gefälligkeit immer Mittel, dergleichen Dissonanzen durch geschickte Ausbeugungen oder vermittelnde Ideen wieder ins Gleiche zu bringen: aber mit der Zeit wurde diese schonende Nachgiebigkeit immer seltener, und sie spielte meistens ihre eigene Partie fertig weg, ohne sich zu bekümmern, ob sein Instrument mit dem ihrigen rein zusammen gestimmt war, oder ob sie nicht gar aus zweierlei Tonarten spielten. Alle diese Unfüglichkeiten würde gleichwohl ihre Weisheit und Sanftmüthigkeit sehr erträglich gemacht haben, wenn nicht gerade diese Weisheit das gewesen wäre, was den heftigen und in seine Ideen und Grillen verliebten Mondor bei manchen Gelegenheiten am meisten zur Ungeduld getrieben hätte. Gerade daß sie keine Blößen gab und im Grunde immer Recht hatte, reizte bei ihm den Geist des Widerspruchs desto stärker auf, und so behauptete er oft die widersinnigsten Dinge, weniger um seinen Witz zu zeigen, als ihrem Verstande weh zu thun und sie um eine Antwort verlegen zu machen. Unter den

kleinen Mißhelligkeiten, die hieraus entstanden, litt indessen Niemand mehr, als Mondor. Clarisse, welche selten warm und niemals bitter wurde, war gleich wieder bereit, Friede zu machen; ihre Seele war wie ein heiterer Himmel, der durch kleine schnell vorüberziehende Wölkchen nicht verdüstert wird. Aber Mondors Reizbarkeit und Hitze, die ihn immer über die Gränzen der Mäßigung hinaustrieben, machten auch, daß er weder so schnell, noch mit so guter Art wieder ins Gleichgewicht kam. Unwillig über sich selbst, unwillig über die Veranlassung des Streits, unwillig darüber, daß irgend etwas die Harmonie zwischen ihm und Clarissen stören könne, machte seine übermäßige Empfindlichkeit und unbändige Einbildungskraft aus einem kleinen Uebel ein großes, und nicht selten schmollte er ziemlich lange mit Clarissen, bloß weil er sich selbst nicht verzeihen konnte, daß er sich gegen sie vergessen hatte. Alle diese und ähnliche kleine Ursachen brachten, bevor noch das erste Jahr um war, eine große Wirkung hervor, nämlich, daß Mondor, gegen alle seine Erwartung, sich mit Clarissen noch weniger glücklich fühlte, als mit Selinden.

Als der herannahende Winter ihn vom Lande in die Stadt zurückrief, hatte er das nicht ganz reine Vergnügen, zu sehen, daß im Gegentheil sein Freund Raymund mit der schönen Selinde in der erbaulichsten Eintracht lebte, und daß sie allgemein für das glücklichste Paar im ganzen District gepriesen wurden. Sie schienen ganz für einander gemacht zu seyn; gleiche Neigungen, gleicher Geschmack, einerlei Wille, wiewohl keines dem andern den geringsten Zwang auflegte, und jedes that, was ihm beliebte. Von

Mißverständnissen und Verkältungen keine Spur! Fanden sie sich zusammen, so schienen sie so entzückt von einander, als ob sie sich lange nicht gesehen hätten; waren sie, wie meistens, an verschiedenen Orten, so schien keines das andre zu vermissen.

Mondor konnte sich mit aller seiner Freundschaft für Raymunden eines kleinen Anfalls von Eifersucht nicht erwehren. Die Erinnerungen aus den goldnen Tagen der ersten Liebe wurden immer lebendiger in seiner Phantasie, das Verlangen, Selinden wieder zu sehen, immer ungeduldiger in seiner Brust; und da er sie nur öffentlich sehen durfte, überwand er sogar seine alte Abneigung vor großen, vermischten und lärmenden Gesellschaften und suchte sie überall in Assembleen und Tanzpartien auf. Sie war (däuchte ihn) seit er die Thorheit begangen, sich von ihr zu scheiden, noch einmal so schön geworden, als zuvor; sie war ihm wieder das Ideal aller Grazien, und er begriff immer weniger, wie der Besitzer einer so reizenden Frau jemals mit ihr habe unglücklich seyn können. Hiezu kam noch, daß sie im Grunde das unschuldigste Geschöpf von der Welt war; denn nie hatte das Einzige, was er ehmals an ihr auszusetzen hatte, ihr Leichtsinn, ihr Hang zu den Vergnügungen und ihre Begierde zu gefallen, ihrem Ruf den mindesten Flecken zugezogen; und, indem sie allen Männern Netze zu stellen schien, war kein Einziger, der sich der geringsten Aufmunterung oder Begünstigung von ihr zu rühmen hatte. Ihre Fehler, sagte Mondor jetzt zu sich selbst, machen sie nur desto liebenswürdiger und verdienen eigentlich diesen Namen nicht einmal. Denn sie

sind es eben, die ihr diese unerschöpflichen, immer neuen Reize geben, welche Ueberdruß und Sättigung unmöglich machen. Diese Betrachtungen führten ihn unvermerkt auf die Entdeckung: daß die schöne Selinde, Alles wohl überlegt und in einander gerechnet, sich doch besser für ihn schicke, als die kalte einförmige, sich selbst genügsame Clarisse, mit ihrer sokratischen Hochweisheit und ihrer unbelebten Bildsäulengestalt — und daß alle Schuld seines ehemaligen Mißverhältnisses mit der erstern bloß an seinen grillenhaften, überspannten Forderungen gelegen habe. Hätte ihn die Scham vor Clarissen und die Furcht, von Raymunden ausgelacht und von Selinden abgewiesen zu werden, nicht mit Gewalt zurückgehalten — kaum getraute er sich selbst zu gestehen, was er zu thun fähig gewesen wäre.

Indessen suchte er sich doch, soviel der Wohlstand zulassen wollte, Selinden immer mehr zu nähern; und da sie sich so unbefangen und artig gegen ihn betrug, als ob sie einander erst jetzt kennen lernten: so fühlte er sich dadurch aufgemuntert, das, was in seinem Herzen vorging, immer deutlicher, wiewohl unter der zartesten Verschleierung, aus seinem ganzen Benehmen gegen sie hervorschimmern zu lassen. Selindens Eitelkeit wurde dadurch nicht wenig geschmeichelt, und alle ihre Freundschaft für Clarissen konnte nicht verhindern, daß es ihr nicht Mühe kostete, die Freude zu verbergen, die sie über einen so schönen Triumph ihrer Reizungen empfand. Unvermerkt erwachten auch in ihr die Bilder der ersten Tage und Wochen ihrer Verbindung mit Mondorn, und sie konnte sich nicht enthalten, stille Vergleichungen

zwischen ihm und Raymunden anzustellen, die immer zu seinem Vortheil ausfielen. Mondor beobachtete sie zu scharf, um die Spuren dessen, was in ihrem Innern vorging, nicht in ihren Augen und in tausend kleinen, andern Leuten unsichtbaren Aeußerungen wahrzunehmen, und die Sehnsucht nach Wiederherstellung ihres ehemaligen Verhältnisses nahm jetzt mit der Hoffnung täglich zu. Clarisse, die einzige ganz unbefangene Person unter den vier Freunden (denn auch Raymund hatte seine Ursachen, sich in den vorigen Stand zurückzuwünschen, wiewohl er zu bösem Spiele zu lächeln wußte), Clarisse, sage ich, sah der Komödie mit ruhiger Erwartung der Entwicklung zu, ohne die Spielenden weder aufzumuntern noch abzuschrecken, ungefähr wie man einem Kinderspiel zusieht; um so ruhiger, da sie, ihrer Denkart nach, bei dem vorhergesehenen Ausgang mehr zu gewinnen, als zu verlieren hatte. Denn sie hatte sich (wie wir wissen) nicht aus Wahl, sondern aus bloßer Gefälligkeit gegen ihre Freundin und Raymunden, von letzterem getrennt; und da dieser nichts Angelegneres zu haben schien, als sie zu überzeugen, daß sein Mittel, den kleinen, ihm von Selinden eingezauberten Liebesteufel los zu werden, trefflich angeschlagen habe: so war kein Zweifel, daß es nur von ihr abhangen werde, ob und auf welche Bedingungen sie es noch einmal mit ihm wagen wolle.

So standen die Sachen zwischen den vier Freunden, als Mondor, der leidenschaftlichste unter ihnen, sich endlich entschloß, das Eis zu brechen und sich von Raymunds und Selindens Gesinnungen, wie sie auch ausfallen möchten,

gewiß zu machen. Unser Tausch, sagte er an einem schönen Morgen zu seinem Freund, ist dir, wie ich sehe, sehr wohl bekommen, Raymund.

Meinst du? erwiederte dieser in einem etwas leichtfertigen Tone.

„Man kann, dünkt mich, nicht glücklicher seyn, als du mit Selinden bist.“

Wenigstens nicht glücklicher, als du mit Clarissen, sollt' ich denken.

Mondor seufzte.

Höre, lieber Mondor, es wäre grausam, wenn ich mit einem Freunde, dem sein Glück einen so schweren Seufzer auspreßt, nur einen Augenblick länger scherzen wollte. Du würdest dich sehr irren, Bruder, wenn du mein Glück nach dem äußern Anschein oder nach deinem Gefühl beurtheilen wolltest. Nicht Alles, was gleißt, ist Gold, würde Sancho Pansa an meiner Stelle sagen, und Niemand weiß, wo einen Andern der Schuh drückt, wie neu und zierlich der Schuh auch seyn mag. Laß uns offenherzig mit einander sprechen, und weg mit der falschen Scham! Wir haben beide eine große Thorheit begangen, Mondor! Wir konnten mit unserm Lose zufrieden seyn, glaubten uns verbessern zu können und sind nun beide überzeugt, wir hätten besser gethan, wenn jeder das Seinige behalten hätte. Selinde und Clarisse sind beide in ihrer Art sehr liebenswürdige Weiber; aber darum taugen sie nicht für jeden. Du und ich sind unter den Männern nicht die schlechtesten; jeder von uns, denke ich, ist die beste Frau werth. Aber die beste für

Raymund ist darum nicht auch die beste für Mondor, und umgekehrt. Dir, z. B., ist Clarisse nicht warm, nicht lebhaft genug; ich hingegen habe gerade eine so kalte und weise Frau zum Gegengewicht meines Leichtsinns nöthig. Du hast einen zu warmen Kopf für Clarissen, und ich bin nicht reich genug für Selinden. Wer könnte so grausam seyn, einer so schönen und gutartigen Frau, wie Selinde, irgend eine ihrer kleinen Phantasien, ihrer im Grunde so unschuldigen Vergnügungen zu versagen? Aber, um beide ohne Nachtheil befriedigen zu können, reichen meine Mittel nicht zu; und da ich ihr nichts abschlagen kann, würde sie mich in wenig Jahren zu Grunde gerichtet haben. Du hingegen bist reich genug für eine noch viel kostbarere Frau, als Selinde. Ueberdieß ist auch sie, wie du und ich, durch die Erfahrung weiser worden: du wirst gefälliger gegen sie seyn, und sie wird dich durch ihre Mäßigung dafür belohnen. Je weniger du von ihr forderst, desto mehr wird sie für dich thun. Nimm also deine Selinde wieder, Bruder, und gib mir meine Clarisse zurück, mit der ich ehmals zufrieden und glücklich war; so glücklich, daß ich sie selbst in Selindens Armen nie vergessen konnte.

Mondor fand, daß sein Freund sehr richtige Schlüsse mache; und da ihm nichts gewisser war, als daß man entweder wahnsinnig seyn müßte (wie er gewesen zu seyn bekannte) oder einer Frau, wie Selinde, ohne Schmerzen nicht entsagen könne, so rechnete er Raymunden als verdienstliche Großmuth und als den höchsten Beweis seiner Freundschaft an, was in der That bloß das Werk der Klugheit und der Sorge für sein eignes Bestes war.

Alles trat nun wieder in die alte Ordnung zurück. Mondor und Selinde hatten einander gleich viel zu verzeihen und vereinigten sich wieder, mit dem Vorsatz, durch Fehler klüger gemacht, einander desto reichlicher zu entschädigen. Beide hielten sich Wort; und Clarisse, zu gesunden Kopfes, um eine Empfindlerin, und zu reines Herzens, um weder eine wahre noch geheuchelte Spröde zu seyn, erlaubte dem entzauberten Raymund, ohne ihm eine allzuschwere Buße aufzulegen, das Bild und Urbild seiner Pallas im Bade im Triumph in sein Haus zurück zu führen.

Beide Freunde und Freundinnen sind seit dieser Zeit täglich mit ihrem Rücktausch zufriedener, und (was für alle Viere sehr viel beweiset) nie hat auch nur der Schatten von Argwohn und Eifersucht weder der Liebe noch der Freundschaft den geringsten Abbruch bei ihnen gethan. Ich habe daher meiner Anekdote den rechten Namen zu geben geglaubt, indem ich sie Liebe und Freundschaft auf der Probe betitelte: und nun bleibt mir nichts übrig, als zu wünschen, daß sie meinen gütigen und nachsichtsvollen Zuhörern nicht mißfallen haben möge.

Nadine endigte hier ihre Erzählung und überließ es (wie sie versprochen hatte) ihren Zuhörern, so viel Moral daraus zu nehmen, als Jedes zu seinem jetzigen oder künftigen Gebrauch darin zu finden wußte.

Ihre Bescheidenheit wurde nun durch die Lobsprüche, womit sie sich von allen Seiten überhäuft sah, auf keine leichte Probe gesetzt. Die vier Freunde und ihr zweimaliger Weiber=

und Männertausch gaben (wie man denken kann) reichen Stoff zu allerlei ernsten und scherzhaften Anmerkungen und Einfällen; und Herr M. war der Meinung: eine von Nadinens Geist überschattete Schriftstellerin könnte diese Anekdote zu einem der artigsten Romane ausspinnen, die seit manchem Jahr in unsrer romanreichen, wiewohl sehr unromantischen Zeit zu Tage gefördert worden.

Am folgenden Abend wurde die Gesellschaft zu Rosenhain mit einem Baron von Werdenberg vermehrt, einem Verwandten der Frau des Hauses, welcher, auf einer Reise in diese Gegenden begriffen, es für Pflicht gehalten hatte, dem Herrn und der Frau von P. seine Aufwartung zu machen. Es war ein schöner, stattlicher Mann von ungefähr dreißig Jahren, seines Charakters wegen allgemein geschätzt und als ein angenehmer Gesellschafter überall wohl aufgenommen; ein Mann von Bildung und Geschmack, der die Welt kannte und Vieles gesehen hatte, aber, weil er ohne Ehrgeiz und Habsucht war, einen zu hohen Werth auf seine Freiheit setzte, um sich in die vergoldeten Fesseln eines Hofes zu schmiegen oder sich versucht zu fühlen, die Welt regieren und verwirren zu helfen. Uebrigens war er im Besitz den Damen allgemein zu gefallen, weil er allen gefällig zu seyn beflissen war und, da er sich keiner ausschließlich widmete, sich für ein Gemeingut, an welches alle gleiche Rechte hätten, anzusehen schien. Dieß war wenigstens das Licht, worin man ihn bisher betrachtet hatte; und so viel mag vor der Hand genug seyn, uns eine Idee von diesem Baron Werdenberg

zu geben, bis er selbst in der Folge uns vielleicht etwas näher mit sich bekannt macht.

Nach der Abendtafel erwähnte Jemand, mit was für einer Art von Spiel die Gesellschaft sich seit mehreren Tagen unterhalten habe. Da die Gäste sich hatten erbitten lassen, ihrem Aufenthalt zu Rosenhain noch einige Tage zuzugeben, so bedauerte man allgemein, daß die fünf Personen, welche die Gefälligkeit gehabt, sich dieses kleine Verdienst um die Gesellschaft zu machen, schon alle an der Reihe gewesen wären, und man also dieses Vergnügen heute würde entbehren müssen. Da nun keines von denen, die ihren Beitrag bereits gegeben hatten, sich geneigt bezeugte, ein Uebriges zu thun, die bloßen Zuhörer hingegen sich des ihnen gleich anfangs zugestandenen Vorrechts nicht begeben wollten, kam die schöne Nadine von Thalheim endlich auf den Einfall, alle Beredsamkeit ihrer Augen und ihrer Zunge anzuwenden, um den Herrn von Werdenberg zu überreden, daß er sich die Gesellschaft durch irgend eine kleine Anekdote, entweder von seiner eignen Erfindung oder aus dem Schatze seines Gedächtnisses, verbinden möchte. Der Baron wehrte sich, solang er mit guter Art konnte, indem er alle Arten von Behelfen, womit man eine solche Zumuthung von sich abzulehnen pflegt, geltend zu machen suchte. Aber die schöne Thalheim wollte sich nun einmal nicht abweisen lassen, und die übrigen Damen und Herren unterstützten ihre Bitte aufs lebhafteste. Auf jeden Fall, sagte Rosalinde in scherzendem Tone, können Sie darauf rechnen, daß wir die geneigtesten Zuhörer sind, die ein Erzähler sich nur immer wünschen kann.

Wer könnte Ihnen nach einer solchen Versicherung länger widerstehen, meine gnädigen Damen, sagte der Baron lachend; Ihre Bitten sind für mich Befehle; wollte der Himmel nur, daß die edle Tugend des Gehorsams mir auch das Talent geben könnte, dessen Mangel ich in einer Gesellschaft, wie diese, stärker als jemals fühle. Wenn es indessen nur darauf ankommt, Ihnen meine kleine Eigenliebe aufzuopfern, so bin ich bereit; nur muß ich vor allen Dingen um die Gnade bitten, mir eine Bedingung zuzugestehen, ohne welche es mir unmöglich seyn würde, meine Zusage zu erfüllen. Alles in der Welt, riefen die Damen, reden Sie nur! Selbst ein Mährchen zu erfinden, fuhr Werdenberg fort, ist nun einmal meine Sache nicht, und die Mährchen meiner Mutter Gans sind, aufrichtig zu reden, die einzigen, die ich von meinen Kinderjahren her behalten habe. Wollen Sie aber mit einer wahren Geschichte, so gut ich sie zu geben habe, vorlieb nehmen, so kann ich Ihnen mit einer kleinen Anekdote aufwarten, die sich seit kurzem mit einem meiner Freunde zugetragen hat. Sie ist eben nichts Besonderes; weder so rührend, um Thränen zu erpressen, noch lustig genug, um lachen zu machen. Es ist ein ganz einfaches Geschichtchen, aber es ist wenigstens wahr; und bei einer Erzählung, die weder von Seiten des Inhalts noch des Vortrags glänzt, ist dieß doch immer einiges Verdienst. Im schlimmsten Fall bin ich beinahe gewiß, daß, wenn Sie auch bei der Erzählung selbst ein wenig nicken sollten, der Ausgang wenigstens Sie wieder aufwecken wird.

Fangen Sie nur immer an, Herr von Werdenberg, sagte Nadine; wenn Sie uns Langeweile machen, werden wir schon Mittel finden, auf die eine oder andere Art das Wiedervergeltungsrecht an Ihnen auszuüben; darauf können Sie sich verlassen.

Der Baron begann also seine Erzählung folgendermaßen.

Die Liebe ohne Leidenschaft.

Ein junger Mann, der, statt seines wahren Namens, einstweilen von Falkenberg heißen mag, wurde auf einer Reise nach W. durch einen Zufall in dem kleinen Marktflecken Erlebach aufgehalten. Glücklicher Weise für ihn traf sich's, daß der jährliche Markt, der eben an diesem Tage gehalten wurde, dem unbedeutenden Orte eine ziemliche Lebhaftigkeit gab, zumal die schöne Jahreszeit und das günstigste Wetter eine Menge Personen allerlei Standes und Gewerbes aus der ganzen Gegend herbeigezogen hatte. Falkenberg liebte diese Art von Volksfesten, wo ihm, unter allen Rollen, so dabei gespielt werden, die des bloßen Zuschauers die unterhaltendste däuchte. Er befand sich gerade in der heitern Unbefangenheit und Leerheit, worin man bereit ist, sich, wie Tristram Shandy, sogar mit einem Esel in ein Gespräch einzulassen oder den Bewegungen einer Schnecke zuzusehen. In dieser Stimmung war er eine gute Weile von einer Bude zur andern herumgeschlendert und hatte die Bemerkungen, wozu ihm das Glücksrad, der Marktschreier, der Marmottenjunge und die um sie her schwärmenden Volksgruppen Gelegenheit gaben, ziemlich bald erschöpft: als er

in der Thür eines Kramladens eine junge Frauensperson gewahr wurde, deren Gestalt und Gesichtsbildung einen so auffallenden Abstich von den Gestalten und Gesichtern des sich hinzudrängenden Gesindels machte, daß er dem Verlangen nicht widerstehen konnte, sich näher mit ihr bekannt zu machen. Ihrem sehr einfachen Anzug nach, und weil er sie mit vieler Munterkeit beschäftigt sah, allerlei Waaren, die ihr in Päckchen und Schachteln herabgelangt wurden, auf den Ladentisch auszulegen, glaubte er nicht zu irren, wenn er sie, trotz ihrer vornehmen Miene und der Grazie, die alle ihre Bewegungen begleitete, für die Eigenthümerin des Kramladens ansah. Er näherte sich dem Tisch, und nachdem er sie, ohne Zuthun seines Willens, mit mehr Ehrerbietung gegrüßt hatte, als eine Person ihres Standes von seinesgleichen erwarten konnte, wollte er die Bekanntschaft damit anfangen, daß er sich durch Einkauf einiger ihm sehr überflüssiger Artikel in Gunst bei ihr setzte, und erkundigte sich, im Ton eines Käufers, der nicht lange zu feilschen gesonnen ist, nach dem Preise.

Die vermeinte Krämerin betrachtete ihn einen Augenblick mit dem Ausdruck einer flüchtigen Ueberraschung, faßte sich aber eben so schnell wieder und antwortete ihm lächelnd: Darüber werden wir bald einig seyn, mein Herr; ich gebe alle meine Waare unentgeltlich. Mit diesem Worte raffte sie Alles, was auf dem Tische lag, in einen großen Korb zusammen, trat vor die Ladenthür und theilte es unter die Umstehenden aus, deren äußerliches Ansehen laut genug bezeugte, daß ihre Kauflust mit den Mitteln, sie ehrlicher

Weise zu befriedigen, in ganz und gar keinem Verhältniß stand. Sie gab einem Jeden, was er am meisten zu bedürfen schien; und da der Korb in wenig Augenblicken leer war, ließ sie ihn zum zweiten und dritten Male füllen, um auch die neuen Kunden, die ohne Geld zu kaufen herbei eilten, zufrieden zu stellen. Dieses Manoeuvre setzte sie, zu großer Verwunderung aller Zuschauer, so lange fort, bis die ganze Bude rein ausgeleert war.

Falkenberg, der anfangs nicht wußte, was er von dieser sonderbaren Krämerin zu denken habe, merkte nun wohl, daß er sich in seiner Meinung von ihrem Stande geirrt, war aber darum nicht weniger verlegen, wie er sich das, was er sah, erklären sollte.

Die Unbefangenheit ihres ganzen Benehmens und die anmuthige Art, wie sie ihre Gaben austheilte, machte den Gedanken, daß es unter ihrer Haube nicht richtig stehe, unmöglich. Daß sie nicht weniger reich als leichtsinnig und launenhaft freigebig seyn müsse, schien außer Zweifel; aber, wenn Anwandlungen dieser Art häufig bei ihr waren, dachte Falkenberg, so gäb' es keinen Schatz in Tausend und Einer Nacht, den sie nicht in kurzer Zeit erschöpfen könnte.

Die Dame schien die Gedanken des Unbekannten ohne Mühe zu errathen; auch glaubte sie ziemlich deutlich in seinen Augen zu lesen, daß sie ihm nichts weniger als gleichgültig sey; etwas, wobei sie natürlicher Weise den Wunsch, auch ihr nicht gleichgültig zu seyn, bei ihm voraussetzen konnte. Wenn dieß wirklich der Fall war, so ließ sie wenigstens nichts davon sichtbar werden. Indessen, bevor sie sich

mit der Krämerin, der sie so schnell und unverhofft von ihrem ganzen Marktvorrath geholfen hatte, zum Abrechnen in ein kleines Hinterstübchen zurückzog, wandte sie sich mit dem ungezwungen edeln Anstand einer Person, der man auch in der schlichtesten Kleidung ansieht, daß sie sich in der prächtigsten nicht besser dünken würde, gegen Falkenbergen und ersuchte ihn, zum Andenken ihrer eben so kurzen als zufälligen Bekanntschaft einen — Bleistift anzunehmen, den sie aus ihrem Busen hervorzog und ihm mit einer herzstehlenden Anmuth überreichte. Wenn Sie jemals in den Fall kommen, setzte sie hinzu, diesen Bleistift zu einem geheimen Wort an eine Geliebte zu gebrauchen, so erinnere er Sie an die Unbekannte auf dem Jahrmarkt zu Erlebach! — und bevor er vor Verwirrung seiner Sinnen eine Antwort herausbringen konnte, war sie entschlüpft, und die hinter ihr sich schließende Thür sagte ihm in ihrer knarrenden Sprache, daß er seine Entlassung habe.

Wenn ich den Helden meiner Geschichte erdichtet hätte, so müßte ich gestehen, daß ich, um die Wirkungen hervorzubringen, die ein nach dem Beifall unsrer Zeitgenossen strebender Romanschreiber auf seine Leser zu machen bemüht ist, keinen unbequemern Charakter hätte wählen können, als den seinigen. Aber er wird sich Ihnen in kurzem als ein wirkliches Glied in der Kette der Wesen darstellen, und es ist nicht meine Schuld, daß er, wie alle andere Glieder dieser Kette, ist, was er ist. Ich darf also nicht verbergen, daß mein Herr von Falkenberg bei dieser Gelegenheit eine Kaltblütigkeit zu Tage legte, die vielleicht ohne Beispiel ist. Zwar

kann ich nicht leugnen, daß er eine ziemliche Weile, mit dem Bleistift der Unbekannten in der Hand und die Augen auf die Thür des Hinterstübchens geheftet, so unbeweglich wie eine Herme stehen blieb. Aber, sobald er wieder zur Besinnung kam, war das Erste, was er sich sagte: daß, vernünftiger Weise, hier nichts weiter für ihn zu thun sey, als — seines Weges zu gehen. Er fragte zwar auf allen Seiten nach dem Namen und andern Prädicabilien der sonderbaren Dame; aber Niemand konnte ihm sagen, wie sie heiße, noch woher sie gekommen, und wohin sie gehe. Da er hingegen sehr wohl wußte, wohin er wollte, und sein Wagen (dessen Ausbesserung ihn zu Erlebach aufgehalten hatte) wieder in reisefertigem Stande war, setzte er sich ohne längern Aufschub ein und fuhr, mit dem Bilde der Unbekannten vor der Stirn und ihrem Bleistift in der Tasche, mit eben so gesundem Herzen (wie er sich schmeichelte) davon, als er angekommen war.

Das Wahre ist, daß er während seiner ganzen Reise von Erlebach bis A. (wo er, wegen einiger Geschäfte, welche unterwegs abzuthun waren, erst am fünften Tage anlangte) an nichts Anderes denken konnte, als an sein kleines Abenteuer mit der schönen Unbekannten, obgleich nicht ohne Schamröthe über die höchst unbedeutende Person, die er dabei vorgestellt hatte. Ihre feine Gesichtsbildung, das liebliche Feuer ihrer großen schwarzen Augen, ein ihr eignes Lächeln, das der Liebe, die sie einflößte, zu spotten oder zu trotzen schien; ein eben so edles als anspruchloses Wesen in ihrem ganzen Anstand und Benehmen, die einnehmende

Munterkeit und schnellbesonnene Schicklichkeit, womit sie ihre Gaben, ohne den mindesten Werth darauf zu legen, nach den anscheinenden Bedürfnissen und Erwartungen der Beschenkten ausgespendet hatte, kurz Alles, was ihm an dieser sonderbaren Person aufgefallen war, bis auf die kleinsten Bewegungen ihrer schönen Arme und Hände, stellte sich seiner Erinnerung so lebhaft wieder dar, als ob er sie vor sich sähe. Natürlicher Weise erregte das, was er gesehen hatte, das Verlangen, noch mehr von ihr zu wissen, und das Ganze endigte immer damit, unzufrieden mit sich selbst zu seyn, daß er nicht länger zu Erlebach geblieben und alles Mögliche versucht habe, in ein näheres Verhältniß mit ihr zu kommen. Indessen, da er von Natur keiner von den Brennbaren war, die gleich im ersten Augenblick Feuer fangen und im zweiten schon in voller Flamme stehen; da überdieß eine unverwandte Beschäftigung der Gedanken mit dem nämlichen Gegenstand das sicherste Mittel ist, den Eindruck desselben abzustumpfen, und endlich auch die Geschäfte, die er unterwegs zu besorgen hatte, seine ganze Aufmerksamkeit erforderten: so hatte seine Vernunft eben keinen großen Kraftaufwand vonnöthen, um sein Gemüth in ziemlichem Gleichgewicht zu erhalten; und so fand sich's, daß er am Morgen des fünften Tages das Zeugniß aller seiner Sinne aufrufen mußte, um sich des Zweifels zu erwehren, daß die Begebenheit zu Erlebach mehr als ein ungewöhnlich lebhafter Traum gewesen sey.

Dieser Wahn war von kurzer Dauer. Das Erste, was ihm beim Eintritt in den Gasthof, wo er zu A. abstieg, in den Wurf kam, war seine Unbekannte, die, ohne ihn zu

bemerken, in einem schimmernden Anzug an ihm vorbeirauschte, um sich in einen prächtigen, mit reichgekleideten Bedienten beschwerten Wagen zu werfen und vermuthlich in Gesellschaft zu fahren. Nichts war ihm gewisser, als daß ihn seine Augen nicht getäuscht hatten, wiewohl der Glanz, worin sie jetzt bei ihm vorüber blitzte, einen eben so starken als vortheilhaften Abstich von der einfachen Kleidung machte, worin sie seine erste Aufmerksamkeit in der Bude zu Erlebach auf sich gezogen hatte.

Dieses zweite unverhoffte Zusammentreffen setzte Falkenbergen in eine Bewegung, die er sich selbst nicht recht zu erklären wußte. Es war ihm, als ob es ihm ahne, es werde ihm schwer werden, sich vor einer Leidenschaft zu bewahren, die vielleicht das Unglück seines Lebens machen könnte; und desto ernstlicher war sein Vorsatz, alle Kräfte seiner Vernunft gegen eine solche Beeinträchtigung seiner Freiheit aufzubieten.

Bei Allem dem ließ er dennoch seine erste Sorge seyn, mit guter Art Erkundigungen über die Dame einzuziehen. Der Wirth sagte ihm Alles, was er aus ihren Bedienten herausgefragt hatte: man nenne sie Fräulein von Haldenstein; sie sey die einzige Tochter und Erbin des verstorbenen Banquiers Haldenstein in ** und befinde sich bereits in freiem Besitz eines unermeßlichen Vermögens. Sie sey erst diesen Morgen von einem ihrer Güter unweit D... in A... angekommen, um der Verlobung einer Anverwandtin beizuwohnen, und werde schon morgen wieder nach W. abgehen, wo sie sich bei einem alten und reichen kinderlosen Oheim aufzuhalten gesonnen sey, u. s. w.

Diese Nachrichten waren mehr, als nöthig war, die Leidenschaft, die sich in seinem Herzen oder (wie die Alten meinten) in seiner Leber zu bilden anfangen wollte, im Keim zu ersticken. Falkenberg gehört einem der ältesten Geschlechter Deutschlands an und besitzt, ohne reich zu seyn, gerade so viel Vermögen, um bei mäßigen Wünschen genug zu haben. Er würde sich vielleicht ohne großen Kampf über den Stolz eines uralten und immer rein erhaltenen Erbadels hinweggesetzt haben, wenn Liebe, und Liebe ganz allein, ohne den Verdacht eines andern Bewegungsgrundes, ihn dazu gedrungen hätte; aber den Gedanken, daß irgend Jemand ihn fähig halten möchte, dem Gott des Reichthums ein solches Opfer zu bringen, konnte sein Stolz nicht ertragen. Es war glücklich für ihn, daß diese Gesinnung Stärke genug hatte, ihn (wie er sich wenigstens gewiß hielt) gegen die Gefahr einer voreiligen Leidenschaft sicher zu stellen. Denn wer bürgte ihm davor, daß die Dame noch frei war? oder, wenn sie es war, daß sie ihn allen Andern, die sich ohne Zweifel um sie bewarben, vorziehen würde?

Es ist eine wunderliche Sache um die Selbsttäuschungen des menschlichen Herzens. Wenn Falkenberg entschlossen war (und er war es wirklich), der schönen Haldenstein keine Gewalt weder über sein Herz noch über seine Leber einzuräumen, warum hatte er nichts Angelegneres, als sich am folgenden Morgen auf einer mit ihrem Bleistift beschriebenen Karte zu erkundigen, wann es ihr gelegen sey, seinen Besuch anzunehmen? Das Sonderbarste indessen war, daß sein Bedienter auf halbem Wege der Kammerjungfer des Fräuleins

in die Hände lief, die den Auftrag hatte, ihrer Dame die Gesellschaft seines Herrn beim Frühstück auszubitten.

Falkenberg erschrak beinahe über dieses beständige Zusammentreffen und würde etwas verlegen vor dem Fräulein erschienen seyn, wenn sie ihm Zeit dazu gelassen hätte. Die Augenblicke, sagte sie, da wir uns zu Erlebach sahen, schlüpften so schnell vorbei, daß es unbillig gegen uns selbst wäre, wenn wir den Wunsch, uns näher zu kennen, der uns vermuthlich beiden gemein war, nicht befriedigen wollten, da uns der Zufall zum zweiten Mal Gelegenheit dazu macht. Falkenberg beantwortete diese Artigkeit, wie es einem höflichen und wackern Ritter zusteht.

Nach einigen andern Reden, die zu Anfang eines Gesprächs unter vier Augen die Stelle des Räusperns vertreten, sagte das Fräulein: Gestehen Sie, Herr von Falkenberg, daß Sie nicht wußten, wofür Sie mich halten sollten, da Sie mich den ganzen Kram der wandernden Handelsfrau so hurtig unter die gesammte Bettlerschaft von Erlebach und der umliegenden Gegend austheilen sahen. Daß es nicht aus sogenannter Empfindsamkeit oder romanenmäßiger Wohlthätigkeit geschah, werden Sie mir leicht abgemerkt haben.

Im ersten Augenblick stutzte ich allerdings, versetzte Falkenberg, weil er nicht gleich fand, was er antworten sollte; aber —

Das hätten Sie wohl nicht gedacht, unterbrach sie ihn, daß Sie selbst das ganze Verdienst von meinem guten Werke haben? Denn der Einfall kam mir erst, wie ich sah, daß Sie mich für die Krämerin hielten. Uebrigens war die

Sache eine Kleinigkeit. Der ganze Kram war mit dreihundert Gulden ausgekauft, und ich schäme mich beinahe, daß die blinde Göttin so verschwenderisch gegen ein verdienstloses Mädchen gewesen ist, daß ich zehnmal so viel verlieren oder wegwerfen kann, ohne ärmer dadurch zu werden. Glauben Sie indessen nicht, daß dergleichen plötzliche Anwandlungen etwas Gewöhnliches bei mir sind. Ich bin zwar, leider! wie das einzige Töchterchen eines geldreichen Hauses erzogen und ganz und gar nicht gewöhnt worden, einen andern Willen zu haben als meinen eignen: aber die Natur ist so gütig gewesen, dafür zu sorgen, daß ich selten etwas will, das ich nicht sollte; und, einige unschuldige Grillen abgerechnet (setzte sie lächelnd hinzu), gelte ich unter meinen Bekannten, ohne Ruhm zu melden, für eine ziemlich raisonnable Person.

Wenn Sie meinen Vorwitz nicht unbescheiden finden, sagte Falkenberg, so möchte ich wohl wissen, was für Grillen das sind, welche Sie nicht geneigt scheinen Ihrer eignen Vernunft aufzuopfern?

Das Fräulein schien sich einen Augenblick zu besinnen; zum Beispiel, erwiederte sie mit einer spitzfindig naiven Miene, die ihr unbeschreiblich reizend läßt, nennen Sie das etwa nicht Grille, daß mich zuweilen in ganzem Ernst die Lust anwandelt, mein ganzes Vermögen wegzuschenken oder, wie Madame Scarron-Maintenon, ein deutsches St. Cyr zu stiften?

In der That, mein Fräulein, sagte Falkenberg, Sie sind, denke ich, die Erste, die in ihrer Lage von einer solchen Grille geplagt wird.

Da ich einmal im Beichten bin, fuhr das Fräulein fort, so will ich Ihnen offenherzig bekennen, wie es mit mir ist, und Sie werden finden, daß meine Vernunft mehr Antheil an dieser Grille hat, als Sie sich vielleicht vorstellen. Ich gestehe Ihnen also — und wenn ich dabei erröthe (sie erröthete wirklich bis an die Ohrläppchen), so setzen Sie es nicht auf meine Rechnung, denn in der That ist hier gar kein Grund, warum ein ehrliches Mädchen schamroth werden sollte — Ich gestehe Ihnen also, Herr von Falkenberg, ich werde, wie die Tochter Jephtah's, zu ewiger Beweinung meiner Jungferschaft verdammt seyn, wenn ich nicht Mittel finde, um etliche Millionen ärmer zu werden. Denn ich bin unwiderruflich entschlossen, nicht zu heirathen, bis ich gewiß bin, daß der Mann, den ich wähle, nicht meine Millionen, sondern mich selbst liebt; und wie könnte ich je zu dieser Gewißheit kommen, solange ich solche Gewichte an mir hängen habe?

Ich begreife diese Wirkung Ihres Zartgefühls um so leichter, sagte Falkenberg, da ich von einer ähnlichen Grille, wie Sie es so nennen wollen, besessen bin. Ich bin zwar für einen jungen Mann meines Standes nicht reich; aber eher würde ich, wie Diogenes und Menippus, von Wolfsbohnen und Wurzeln leben, als eine Frau mit großem Vermögen heirathen, wenn sie gleich so liebenswürdig wäre, daß ich mich durch den Besitz ihrer Person für den glücklichsten aller Sterblichen halten müßte.

„Ist dieß Ihr Ernst, Herr von Falkenberg?"

Sie würden keinen Augenblick daran zweifeln, wenn ich die Ehre hätte, näher von Ihnen gekannt zu seyn.

„Wären Sie vielleicht nicht abgeneigt, diese Ehre zu haben?" sagte sie mit der besagten Miene, mit welcher sie einem Manne das Herz (vorausgesetzt, daß er eines hat) so sicher und unvermerkt wegstiehlt, daß er keine Zeit hat, sich in Acht zu nehmen.

Ich würde stolz darauf seyn, sagte Falkenberg, wenn Sie mir erlaubten, mich um Ihre Freundschaft zu bewerben.

„Wenn dieß, wie ich mir schmeichle, keine Höflichkeitsformel ist" —

Es ist das reine Gefühl meines Herzens.

„Ich glaube Ihnen; und in der That, wenn jemals ein Mann von sechs oder acht und zwanzig, wie Sie zu seyn scheinen, und ein Mädchen von ein und zwanzig, wie Ihre Dienerin, durch Sympathie der Sinnesart und ein gewisses Einverständniß ihrer Sterne, welche sie immer ohne ihr Zuthun zusammen bringen, voraus bestimmt waren, Freunde zu werden — da ihrer Beider Art zu denken ein noch näheres Verhältniß unmöglich macht, so wagen wir, sollt' ich meinen, nichts dabei, wenn wir uns an das einzige halten, das zwischen uns Statt finden kann. Sie gehen nach W., höre ich?"

Und Sie ebenfalls?

„Ein neuer Beweis, daß unsre Sterne wirklich einverstanden sind. Die Pflicht ruft mich zu einem alten unbeweibten Oheim, der im Herbste des Lebens dafür büßen muß, daß er im Frühling zu rasch gelebt hat. Ich werde Alles thun, was ich dem Bruder meiner Mutter schuldig bin, deren Stelle, da sie selbst nicht mehr ist, ich nun zu vertreten habe. Weil mir aber an seiner Erbschaft wenig

gelegen ist, so werde ich mir gleichwohl das Amt einer Wärterin nicht so schwer machen, daß mir nicht noch Zeit und Freiheit, auch für die Gesellschaft zu leben, übrig bleiben sollte. Wir werden also häufige Gelegenheit haben, uns in Gesellschaften und an öffentlichen Orten und, wenn Sie sich mit dem General Löwenfeld (wie mein Onkel sich nennt) bekannt machen wollen, auch in seinem Hause ohne Zwang zu sehen. Ich kann mir selbst nicht verbergen, daß dieß Alles, für die kurze Zeit unsrer Bekanntschaft, ein wenig rasch geht; aber was ist zu thun, wenn man einander auf der Reise, auf einem Jahrmarkt und im Gasthof kennen lernt?"

Ueberdieß, sagte Falkenberg, bin ich, seitdem mich mein guter Genius vor die Bude zu Erlebach geführt hat, sehr geneigt zu glauben, daß die Freundschaft nicht weniger ihre Blitzschläge hat, als die Liebe, und daß es sich eben so gut auf den ersten Blick unterscheidet, ob zwei Personen Freunde seyn, als ob sie sich in einander verlieben werden.

„Ich sehe in der That nicht, versetzte das Fräulein, warum die Art von Sympathie, die sich zu Freundschaft entfaltet, ihr Daseyn nicht eben so schnell offenbaren sollte, als jene, an der die Liebe sich entzündet. Für einen künftigen Liebhaber hätte ich Sie auf den ersten Blick vielleicht zu kalt gefunden; für einen Freund sind Sie gerade, was ich wünsche."

Nehmen Sie sich in Acht, Fräulein, sagte Falkenberg lachend, daß der kalte Liebhaber am Ende nicht als ein zu warmer Freund befunden werde!

„Halb und halb läßt sich so etwas selbst dem Besten unter euch zutrauen, erwiederte Fräulein Haldenstein in gleichem

Tone; aber ich stehe für alle Zufälle. Ihre Freundschaft ist mir zu werth, als daß ich nicht alle mögliche Sorge tragen sollte, sie mir rein und unverfälscht zu erhalten."

Doch, es ist Zeit, meine Damen und Herren, sagte der Erzähler, dem Gespräch der beiden Personen meines Duodrama's, wenn es auch noch länger gedauert haben sollte, ein Ende zu machen.

Ich habe Sie hinlänglich in das Innre derselben blicken lassen, um zu wissen, wessen Sie sich zu ihnen versehen können; und ich werde nun in meiner Erzählung desto rascher fortfahren, da ich Ihnen nichts als sehr natürliche Begebenheiten und Erfolge zu erzählen habe.

Falkenberg, dessen Reiseplan einigen Aufenthalt zu M. und R. forderte, langte etliche Wochen später zu W. an, als Fräulein Haldenstein, und ihre einverstandenen Sterne ermangelten nicht, die neuen Freunde sehr bald wieder zusammen zu bringen. Der Baron machte die Bekanntschaft des Oheims, der, von Gicht und Podagra auf seinem Canapee gefesselt, immer zu Hause anzutreffen war und über keine zu große Menge lästiger Besuche zu klagen hatte. Der alte General sprach, wie alle seines gleichen, gern von seinen Thaten, und Falkenberg, der im letzten Krieg in Italien einen Feldzug als Freiwilliger mitgemacht hatte, wußte ihm so mancherlei Anlässe dazu zu geben und hörte ihm so gefällig und theilnehmend zu, daß er unvermerkt eine Art von Günstling des alten Herrn wurde. Er konnte so oft kommen, als er wollte, und der General, weit entfernt, sich an das gute Vernehmen zwischen ihm und seiner Nichte zu stoßen,

pflegte sie öfters mit ihrer beiderseitigen Kaltblütigkeit aufzuziehen und Falkenbergen mit dem Salamander zu vergleichen, der mitten im Feuer unversehrt leben könne.

Daß dieß im buchstäblichen Sinne der Fall bei ihm war, möchte ich nicht behaupten; gewiß ist indessen, daß er den ganzen Winter durch, wo er das Fräulein beinahe täglich sah, sich ohne sonderlichen Abbruch seiner Eßlust und seines Schlafs in den Gränzen, die er sich gezogen hatte, hielt und nicht wenig mit sich selbst zufrieden war, daß er einen seiner Lieblingssätze, „daß wahre Liebe keine Leidenschaft, sondern bloß das reine und ruhige Verhältniß zweier von der Natur zusammengestimmter Gemüther sey," durch sein Beispiel so trefflich bestätige. Inzwischen machte er sich häufige Verdienste um Fräulein Haldenstein, brachte ihre weitläufigen Angelegenheiten in bessere Ordnung, betrieb und beendigte einige Processe, die sie vernachlässigt hatte, und fand sich für Alles, was er für seine Freundin that, durch das Vergnügen, so er sich daraus machte, und von ihrer Seite durch einen auszeichnenden Blick oder einen leisen Händedruck reichlich belohnt und glücklicher, als die schönsten und gefälligsten unter den ziemlich zahlreichen Damen, die sich seine Eroberung angelegen seyn ließen, ihn durch den höchsten Preis, den sie darauf setzten, hätten machen können.

Was das Fräulein betrifft, so muß ich gestehen, sie that ihr Möglichstes, ihm die Liebe ohne Leidenschaft, wozu er sich gegen sich selbst und gegen sie verbindlich gemacht hatte, zu erschweren. Nicht daß sie sich dabei irgend einer von

den verführerischen Künsten bedient hätte, die von mancher Andern mit eben so wenig Erfolg als Bedenklichkeit an ihn verschwendet wurden; aber sie war so liebenswürdig, daß es ihm immer schwerer und zuletzt beinahe unmöglich wurde, ihr zu verbergen, was er sich selbst nicht länger verheimlichen konnte. Es kam endlich so weit mit ihm, daß er sich geneigt fühlte, sich eines thörichten Stolzes anzuklagen, daß er bei ihrer ersten Unterredung zu A. das Geständniß der Ursache, warum sie vermuthlich immer unvermählt werde bleiben müssen, mit der impertinenten Versicherung erwiedert hatte, deren wir uns vermuthlich noch ganz wohl erinnern. Aber das fatale Wort war nun einmal über seine Lippen gesprungen, und eben derselbe Stolz, der ihn zu jener Erklärung getrieben hatte, zwang ihn jetzt, eine Rolle fortzuspielen, die er, der zum Schauspieler nicht geboren war, eben darum schlecht spielte, weil sie nicht mehr seine eigene war.

Die Damen haben, bekannter Maßen, einen ihrem Geschlecht eignen Sinn, Alles, was in dem Herzen eines Mannes vorgeht, und sein jedesmaliges wahres Verhältniß zu ihnen auszuspähen, wenn er es auch unter einer siebenfältigen Hülle zu verbergen suchen wollte. Julie Haldenstein hatte nicht die Hälfte des ihrigen vonnöthen, um zu sehen, welche Gewalt der arme Falkenberg sich anthun mußte, um ihr nicht, so oft sie sich einen Augenblick allein mit ihm befand, zu Füßen fallen und zu bekennen, daß er alle Hoffnung, ohne sie glücklich zu seyn, abgeschworen habe und, ihren Millionen zu Trotz, bereit sey, sich auf der Stelle mit ihr trauen zu lassen, wofern sie sich entschließen könne, von

sich selbst und ihm die gute Meinung zu haben, daß er ihr eben denselben Antrag thun würde, wenn sie (nach dem bekannten edeln Ausdruck der Engländer) nicht einen Heller werth wäre.

Was ihr verschwiegenes Herz bei diesem Geständniß, das sie jetzt nur zu oft in seinen Augen las, empfand oder nicht empfand, beruht auf bloßen Vermuthungen: das Gewisse ist, daß, wofern etwas der Liebe Aehnliches sich in ihrem Busen regte, es nur die Liebe ohne Leidenschaft seyn mußte, welcher der arme Falkenberg, zur Schande seiner eignen Theorie, täglich immer ungetreuer wurde. Sie stellte sich, als ob sie seine Ungleichheiten, Launen, halb erstickten Seufzer und andere Malzeichen einer übel verhehlten Liebe nicht gewahr würde, und änderte an der Offenheit ihres Betragens so wenig, daß sie vielmehr die achtungsvolle und beinahe zärtliche Aufmerksamkeit zu verdoppeln schien, womit sie ihn, als ihren erklärten Freund, vor ihren erklärten Anbetern auszeichnend begünstigte.

Unter den letzten befanden sich drei oder vier Herren von Stande und sogar ein italienischer Fürstensohn, welche sich in die Wette beeiferten, der heftigen Zuneigung, die sie zu ihren Millionen trugen, die Miene zu geben, als ob sie ausschließlich auf ihre Person gerichtet sey. Der Oheim Löwenthal hatte zwanzig Ursachen, wovon er die stärksten in petto behielt, warum er keinem Italiener hold seyn konnte; aber unter den Uebrigen war ein junger Graf, welcher Mittel gefunden hatte, Falkenbergen unvermerkt aus dem ersten Platz in seiner Gunst zu verdrängen; denn er hatte zwei

Feldzügen in Italien beigewohnt, hatte fünf oder sechs Schlachten verlieren helfen, machte (was Falkenberg nicht that) alle Abende die Partie des Generals im Trictrac und hörte seinen Erzählungen noch aufmerksamer zu, als jener. Der alte Herr glaubte für so viele Gefälligkeiten nicht weniger thun zu können, als die Ansprüche des Grafen mit aller Ungeduld eines podagrischen Oheims, von welchem viel zu erben ist, zu unterstützen; aber, da die Nichte unabhängig war und so wenig Absichten auf seine Erbschaft hatte, daß sie ihm vielmehr täglich anlag, sich zur Pflege seines Alters und Podagra's eine junge Gemahlin mit seinem Gelde zu erkaufen: so kamen die Angelegenheiten des Grafen um keinen Schritt vorwärts, und Falkenberg hatte wenigstens den Trost, daß keiner seiner Nebenbuhler glücklicher war, als er selbst.

Inzwischen hatte sich etwas zugetragen, dessen ein weniger stolzer Mann als Falkenberg sich vermuthlich bei Julien zu seinem Vortheil bedient haben würde. Er war, wiewohl ganz gegen seine Absicht und beinahe ohne daß er wußte, wie er dazu kam, so glücklich gewesen, die Neigung einer der reichsten Erbinnen in den *** Staaten zu gewinnen. Sie war noch um ein Beträchtliches reicher, als Julie Haldenstein, überdieß an Gestalt, Bildung und Talenten eines der ausgezeichnetsten Mädchen am ganzen Donaustrom. Falkenberg würde sich ohne Zweifel in einer andern Lage stark versucht gefühlt haben, seine Maxime einem so glänzenden Glück aufzuopfern; in der seinigen bedachte er sich keinen Augenblick; und da die Sache durch die Hände verständiger

Mittelspersonen ging, fiel es ihm nicht schwer, den Antrag mit der zartesten Schonung der jungen Dame und ihrer Familie abzulehnen.

Daß Falkenberg weder Julien, noch irgend einem Andern das Geringste von diesem Geheimniß merken ließ, bedarf wohl keiner Versicherung; aber, ob es gleich nie zur Kenntniß des Publicums kam, so konnte es doch vor dem Fräulein Haldenstein nicht so verborgen bleiben, daß sie sich von diesem unzweideutigen Beweise des hohen Werths, worin sie bei ihrem stolzen Freunde stand, nicht völlig hätte gewiß machen können. Eine Vertraute, die das Geheimniß gegen alle Welt, nur nicht gegen Julien zu bewahren wußte, entdeckte ihr Alles, was ihr von der Sache bekannt war, und leistete ihr und Falkenbergen dadurch, ohne es zu wissen, einen Dienst von der größten Wichtigkeit. Denn die schöne Haldenstein schob es nicht länger als bis zum nächsten Morgen auf, der Pein ihres Freundes ein Ende zu machen. Sie traf Anstalt, daß sie eine Stunde mit ihm allein seyn konnte, und es erfolgte nun zwischen ihnen ein zweites Gespräch unter vier Augen, welches ich, da es die Entknotigung meiner Geschichte herbeiführt, meinen gefälligen Zuhörern nicht vorenthalten darf.

„Sie sind seit einiger Zeit nicht, wie ehemals, Falkenberg — es ist, als ob ein drückendes Geheimniß auf Ihrem Herzen läge —“

Ein Geheimniß, Julie? — stotterte Falkenberg, die Farbe wechselnd — ein Geheimniß — vor Ihnen, meine Freundin?

„Wenn es mir keines ist, so haben Sie wenigstens keine Schuld daran. Aber beruhigen Sie sich. Ihr Geheimniß ist es nicht, wovon ich mit Ihnen sprechen wollte. Ich habe Ihnen einen Antrag zu thun. Eine meiner Freundinnen hat so viel Geld, daß sie nicht weiß, was sie damit anfangen soll. Könnten Sie sich wohl mir zu Liebe entschließen, ihr Vermögen in Verwaltung zu nehmen und im Namen der Eigenthümerin jeden schönen und guten Gebrauch davon zu machen, wozu Ihr Kopf, Ihr Herz und Ihr Geschmack Ihnen die Anleitung geben wird? Noch mehr. Das Mädchen hätte gern einen Mann, aber freilich einen sehr edeln, sehr liebenswürdigen. Nun ist ihr aber im Vertrauen gesteckt worden, daß Sie, lieber Falkenberg, vor kurzem eine der reichsten Partien im Lande ausgeschlagen haben. Dieß macht das arme reiche Mädchen schüchtern. Wenn ich Ihnen indessen sage, daß meine Freundin mir so ähnlich ist, als ob sie mir aus den Augen geschnitten wäre —“

Julie, Sie ängstigen mich — stammelte Falkenberg mit einer Beklemmung, die ihn kaum athmen ließ.

„Daß sie Julie heißt, wie ich — daß sie — mit einem Wort, daß sie — ich selbst ist?“

Liebenswürdigste aller Sterblichen, rief Falkenberg außer sich, was kann ich Ihnen antworten?

„Hören Sie mich ruhig an, Falkenberg. Sie haben sich Wort gehalten; Sie haben bewiesen, daß sie über gemeinen Eigennutz erhaben sind. Zeigen Sie mir nun auch, daß Sie sich eben so leicht über kleinlichen Stolz und Eigensinn erheben können. Sie lieben mich — warum wollten Sie sich selbst

versagen, glücklich zu seyn? — Ich bin kein leidenschaftliches Wesen; ich brause nie auf, gerathe nie in Flammen, schwärme nie; aber ich bin der wahrsten, zartesten, beständigsten Liebe fähig. In Allem diesem, denk' ich, sind wir einander ähnlich genug, um ganz artig zusammen zu passen. Ich bin entschlossen, das Glück meines Lebens in Ihre Hand zu stellen — wollen, können Sie sich entschließen, mir auch das Ihrige anzuvertrauen?"

Was Falkenberg antwortete, und mit welchem Feuer, welcher Innigkeit er es that, sagt Jedem von Ihnen sein eigenes Herz.

Julie hatte nicht vergessen, ihren Oheim auf diesen Ausgang vorzubereiten; und da sie Alles über ihn vermochte, kostete es wenig Mühe, ihn mit dem Glücke seines ehemaligen Günstlings auszusöhnen. Das Fräulein weilte nun nicht länger zu W. Sie erinnerte sich der Freundin, deren Verlöbniß sie in A. hatte begehen helfen, und die sich jetzt mit ihrem Gemahl auf einem Gute befand, das nicht weit von einem der ihrigen entlegen war, und eilte zu ihr, um mit ihrer Beihülfe einen mit Falkenberg abgeredeten Plan auszuführen, den sie aus Gefälligkeit gegen ihn entworfen hatte. Falkenberg gehört nämlich, wie gesagt, einer Familie an, die nicht mit Unrecht auf ihren Namen und auf ihr Geschlechtsregister stolz ist. Er hatte mit allen Gliedern derselben immer im besten Vernehmen gelebt, und, ob er gleich unabhängig und überdieß aus einem jüngern Zweig entsprossen ist, so machte er sich's doch zur Pflicht, den Schritt, den er zu thun im Begriff war, nicht ohne ihre Beistimmung

zu thun, wenn diese anders, wie er hoffte, mit guter Art zu erhalten wäre.

Da der Erzähler hier ein wenig inne hielt, sagte Frau von P.: „Ich dächte, wenn diese Familie ihren Stammbaum auch bis auf einen der zwölf Pairs Kaisers Karls des Großen hinauf führte, sie könnte sehr zufrieden seyn, eine Person wie Fräulein von Haldenstein in denselben eingeimpft zu sehen.“ Die ganze Gesellschaft, selbst den alten Baron nicht ausgenommen, stimmte einhellig dem Ausspruch seiner edeldenkenden Gemahlin bei.

Wenn dieß ist, sagte Falkenberg, sich gegen Frau von P. und die die ganze Gesellschaft verbeugend, was sollte mich länger verhindern, zu gestehen, daß ich Ihnen unter dem angenommenen Namen Falkenberg meine eigene Geschichte erzählt habe?

Und ich, sagte Nadine, indem sie aufstand und sich dem Herrn und der Frau des Hauses mit Ehrerbietung näherte, darf ich es wagen, Ihnen diese Julie Haldenstein darzustellen, welche unter dem erdichteten Namen Nadine von Thalheim so gütig von Ihnen aufgenommen wurde? und darf ich mir schmeicheln, für diese unschuldige Hinterlist Ihre Verzeihung zu erhalten und durch Entdeckung meines eigenen Namens nichts von Ihrer Gewogenheit verloren zu haben?

Die angenehme Ueberraschung aller Anwesenden und der schöne Tumult von Ausbrüchen der lebhaftesten Freude, Umarmungen, Glückwünschen und wechselseitigen Liebeserklärungen gehört unter die dramatischen Scenen, denen auch

die beste Beschreibung ihren Reiz benimmt. Der fernere Erfolg dieser Geschichte liegt außerhalb des Hexamerons von Rosenhain; und da das Schicksal sein Möglichstes für die Hauptpersonen des Stücks gethan hat, so können wir, falls sie uns einiges Wohlwollen eingeflößt haben sollten, ziemlich gewiß seyn, daß die Schuld nur an ihnen selbst liegen müßte, wenn sie mit ihrem Lose nicht zufrieden wären.

Anmerkungen.

Nachlaß des Diogenes.

S. I. Z. 11. Zu unterhalten — Zur Steuer der Wahrheit können wir nicht verhalten, daß seit den fünf und zwanzig Jahren, da alles hier Gesagte historische Wahrheit war, auch in dem Reichsstifte, wovon die Rede ist (so wie in S. überhaupt), die Gestalt der Sachen sich so mächtig geändert hat, daß es dem inquisitiosen Reisenden unmöglich seyn würde, das ehemalige Urbild von dem hier aufgestellten Gemälde ausfindig zu machen. Anm. vom Jahre 1795. W.

S. V. Z. 4. Febronius — Der durch Gelehrsamkeit und Tugend gleich achtungswürdige triersche Weihbischof, Johann Nikolaus von Hontheim, gab i. J. 1763 unter dem angenommenen Namen Justinus Febronius ein Werk heraus über den Zustand der Kirche und die gesetzmäßige Gewalt des Papstes, ein Buch zur Vereinigung der streitenden Parteien in der christlichen Kirche, durch welches Werk das Ansehen der römischen Hierarchie einen gewaltigen Stoß erlitt. S. über ihn Schlichtegrolls Nekrolog 1790. 91.

S. X. Z. 16. Weltbürgers zuschreibt — Ἀγε. Διογενης δ᾽ οὐκ ἐφιλει οὐδενα; ὁς οὑτως ἡμερος ἠν και φιλανθρωπος. etc. — δια τουτο πασα γη πατρις ἠν ἐκεινῳ μονῳ. ἐξαιρετος δ᾽ οὐδεμια. etc. Arrian. L. III. c. 24. p. m. 382. — W. Wie, Diogenes habe Niemanden geliebt? Er, der so mild und menschenfreundlich war? — — Ihm war die ganze Erde Vaterland, kein auserwähltes.

S. X. Z. 23. Thersites — war der häßlichste von allen Griechen in dem Heere vor Troja.

S. 2. Z. 15. Argonauten ihre Säle behängen — Wir können es keinem Kenner der griechischen Sitten und Gebräuche in den Zeiten des Diogenes verdenken, wenn er an der Echtheit dieser Stelle zweifelt. Freilich ist es nicht die einzige in diesem Werke, die zu einem solchen Zweifel Anlaß gibt. — Aber desto schlimmer! werden die Kenner sagen. W. (Unter den neuen Argonauten sind die seefahrenden Kaufleute zu verstehen, die, nach der Stelle im Text, Gold aus seidenen Stoffen gewinnen. Darin eben liegt der Zweifel, ob diese Stelle so alt sey, als Diogenes, weil man zu dessen Zeit noch keine solche Stoffe aus China holte.)

S. 9. Z. 21. Kraneon — (Kraneion), ein Hain vor Korinth, wo sich Diogenes aufzuhalten pflegte.

S. 10. Z. 14. Misogyn — Weiberhasser.

S. 13. Z. 14. Anubis — Eine ägyptische Gottheit (Mercur), die in Menschengestalt mit dem Kopf eines Hundes dargestellt wurde.

S. 14. Z. 12 Gärten des Alcinous — Sind bekannt aus der Schilderung Homers in der Odyssee; — die Hesperiden, die Töchter des Hesperus oder des Atlas und der Hesperis, bewohnten schöne Gärten mit Goldfrüchten (Orangen), die von einem furchtbaren Drachen bewacht wurden. Vergl. Bd. 3. S. 291.

S. 15. Z. 5. Tissaphernes — Ein Satrap des Königs von Persien.

S. 17. Z. 26. Fünfzig Minen — Sechzig Minen machten ein attisches Talent, dessen Betrag man, in runder Summe, für zwölfhundert Reichsthaler unsers Geldes annehmen kann. W.

S. 22. Z. 20. Vier attische Talente — Betragen nach unserm Gelde 5125 Rthlr.

S. 25 Z. 28. Ajax — des Oileus Sohn, dürfte hier wohl mit Ajax, Telamons Sohne, verwechselt seyn, welcher, weil ihm des Achilles Waffen nicht zuerkannt worden, in Raserei verfiel und am Ende sich in sein eigenes Schwert stürzte. Doch hat auch der andere Ajax manche That begangen, die nur einem Rasenden verzeihlich ist.

S. 28. Z. 6. Täfelchen — Parrhasius — pinxit et minoribus tabellis libidines, eo genere petulantis joci se reficiens. Plin. Hist. Nat. L. 35. W.

S. 29. Z. 13. Amphiktyonen — Hießen die Abgeordneten der griechischen Staaten, welche sich jährlich bei Delphi versammelten und einen völkerrechtlichen Gerichtshof bildeten.

S. 29. Z. 19. Keramikos — Dieses Namens gab es zwei Plätze zu Athen, einen innerhalb der Stadt, welcher mit Tempeln, Theatern, bedeckten Gängen u. s. w. verziert war, und einen andern in der Vorstadt

mit der Akademie und andern Gebäuden. Jener entspricht den Tuilerien, auch seiner früheren Bestimmung nach, als Töpferplatz.

S. 43. Z. 1. Die Schellenkappe — des Diogenes ist wohl einer der größten von den Fehlern gegen die Zeitrechnung, deren Wieland oben selbst gedachte.

S. 47. Z. 11. Daß er von dem Herrn des Gastmahls angesehen würde — Die Leser Lucians werden sich erinnern, wem diese Stelle zugehört. W.

S. 65. Z. 14. Akademie — statt der Akademiker, wie sich die Nachfolger Platons nach dem Orte nannten, wo er gelehrt hatte. Aus Verehrung für Platon wurde in neuerer Zeit der Name Akademie höheren Bildungsanstalten und gelehrten Gesellschaften gegeben.

S. 81. Z. 13. Megära l. Megara.

S. 81. Z. 24. Garamanten — Ein Volk im Innern der africanischen Landschaft Marmarika.

S. 84. Z. 2. Demokritus und Hippokrates — Beide hier als Aerzte genannt. Den ersten haben die Leser genauer aus den Abderiten kennen gelernt.

S. 88. Z. 3. Tiresias — Ein berühmter thebanischer Wahrsager.

S. 93. Z. 7—10. Welche euch von Wesen und Naturen — — Ursachen und Zwecken unterhalten — Diogenes spricht gegen die Speculation über Metaphysik und bezeichnet mit einzelnen Worten mehrere Systeme griechischer Philosophie. Leukippos und Demokritos behaupteten den Ursprung der Welt aus Atomen, d. i. ursprünglichen, nicht mehr theilbaren Körperchen, aus deren Zusammenfügung nachher alles Andere entstanden sey; Empedokles und Anaxagoras nahmen Homöomerien an, d. i. gewisse kleine Partikeln, aus denen die Elemente selbst erst entstanden seyen durch Scheidung des Unähnlichen und Zusammenfügung des Aehnlichen. Die Homöomerien wären also eigentlich Elemente im Kleinen. S. Lucret. de rer. nat. 1, 830—841. — Das Volle und Leere nahmen ebenfalls Leukippos und Demokritos zum Behuf ihres Weltbaues an.

S. 101. Z. 21. Gymnosophisten — S. die Anmerk. zu Agathon Bd. 6.

S. 103. Z. 5. Phönix — Von diesem fabelhaften Vogel erzählt man, daß er bei Annäherung seines Todes sich selbst ein Nest von Myrrhen bereite und in demselben verbrenne, verjüngt aber aus der Asche wieder hervorfliege. Verschieden davon ist die Erzählung bei Herodot 2, 73 und

Aelian hist. an. 6, 58. Daß er das Symbol einer chronologischen Periode sey, wird nicht mehr bezweifelt.

S. 109. Z. 27. Auf meinem ulyssischen Ruhebette — d. i. aus Blättern bereiteten. S. Odyssee 5, 475 fgg.

Die Republik des Diogenes.

S. 130. Z. 27. Priester der Mutter Berecynthia — Galli genannt, waren Verschnittene.

S. 141. Z. 1. Büchse der Pandora — Durch deren neugieriges, vorwitziges Oeffnen flatterten, nach einer Dichtung bei Hesiodus, alle darin verschlossen gewesene Uebel über die Welt.

Das Hexameron von Rosenhain.

Der Titel Hexameron ist dem Dekameron des Boccaccio nachgebildet. Wie diese Novellensammlung ihren griechischen Namen von den zehn Personen hat, die sich zehn Tage lang gegenseitig erzählen, so das Hexameron von den sechs Personen, die sich in sechs Tagen gegenseitig erzählen.

Narcissus und Narcissa.

Sprung vom leukadischen Felsen — Von dem Felsen Leukas auf der Insel Leukadia im jonischen Meere war bei den Griechen die Sage, daß, wenn ein unglücklich Liebender von ihm hinabspringe, er erhalten und von seiner Qual befreit werde. (Ovid. Heroid. 15, 165 fgg.) Die Dichterin Sappho stürzte sich von da hinab.

Gebern, Ghebern, Guebern, bei den Türken Giaur, Ungläubige, ist der Schimpfname, womit die Muhamedaner die Anhänger der alten Religion Zoroasters (Zerduscht) belegen, die aber trotz aller Verfolgung und Hohnes ihrer Lehre treu bleiben. Parsen heißen sie von Pars, Persien, wo ehedem ihre Religion die herrschende des Landes war.

Daphnidion.

Thessalien war im Alterthum berüchtigt wegen der Zauberkünste, die dort getrieben wurden.

Gräen — Alte Weiber, hießen in der griechischen Mythologie die Töchter des Phorkys und der Keto, weil sie von Geburt graue Haare hatten.

Aline und ihr Widder — In den Mährchen des Grafen Hamilton.

Orpheus und Pentheus — Jener wurde von den thracischen Frauen, dieser von seiner eigenen Mutter und Schwester in bacchischer Wuth zerrissen.

Die Novelle ohne Titel.

Dschinnistan — Sammlung persischer Feenmährchen.

Arkadien der Gräfin Pembroke — Der Titel dieses Werkes: the Countess of Pembroke's Arcadia, hat mehrere Literatoren zu der Behauptung verführt, diesen Schäferroman für ein Werk der Gräfin von Pembroke auszugeben. Der Verfasser desselben aber ist ihr Bruder, der ruhmwürdige Philipp Sidney (geb. 1554, gest. 1586), und das Werk ist seiner Schwester nur gewidmet.

Fräulein von Lussan — Wahrscheinlich die natürliche Tochter des Prinzen Eugen von Savoyen, geb. 1682, gest. 1758, war aus ökonomischen Umständen zur Vielschreiberei genöthigt, und darum vervielfältigte sie gern die Bände. Unter ihren vielen Schriften zeichnete man aus les Veilles de Thessalie.

Verfasserin der Clelia ist die schon mehrmals genannte Fräulein von Scudery.

Hidalgo — Edelmann, von niederem Adel.

Corregidor — In Spanien und Portugal der Stadt- oder Polizei-Richter.

d'Arnaud de Baculard — (geb. zu Paris 1718, gest. daselbst 1805), der eine Zeit lang mit Friedrich dem Großen in literarischem Verkehr stand und mehrere Jahre theils in Berlin, theils in Dresden lebte, war ein sehr fruchtbarer erzählender Schriftsteller. Seine Epreuves du sentiment, Delassemens de l'homme sensible u. a. sind auch unter uns durch die Uebersetzungen von Meißner und A. bekannt. Seine Erzählungen haben durchaus etwas Düsteres, aber viel Wärme.

Assonanzen auf U — Assonanz nennt man die Einheit der Vocale in verschiedenen Wörtern. Da die Vocale eine natürliche Tonleiter des Menschen bilden, und U den tiefsten Ton hat, so drücken Assonanzen auf U etwas Grauenhaftes aus — wie Unkenruf in Teichen.

Freundschaft und Liebe auf der Probe.

Jupiters goldene Kette — Zu Anfange des 8ten Gesanges der Ilias redet Jupiter die versammelten Götter so an:

Auf, wohlan, ihr Götter, versucht's, daß ihr all' es erkennet,
(— — wie weit ich der mächtigste sey vor den Göttern)
Eine goldene Kette befestigend oben am Himmel;
Hängt dann all' ihr Götter euch an und ihr Göttinnen alle:
Dennoch zögt ihr nie vom Himmel herab auf den Boden
Zeus, den Ordner der Welt, wie sehr ihr rängt in der Arbeit!
Wenn nun aber auch mir im Ernst' es gefiele zu ziehen;
Selbst mit der Erd' euch zög' ich empor und selbst mit dem Meere;
Und die Kette darauf um das Felsenhaupt des Olympos
Bänd' ich fest, daß schwebend das Weltall hing' in der Höhe.

Kandaules — König zu Sardes, hielt seine Gemahlin für die schönste Frau und war nicht zufrieden, hievon allein überzeugt zu seyn, sondern wollte auch seinen Liebling Gyges davon überzeugen. Er verschaffte diesem daher Gelegenheit, sie beim Entkleiden im Schlafzimmer zu sehen, was ihm nicht weniger kostete, als Gemahlin, Thron und Leben.

Giafar — Harun al Raschid liebte seine Schwester Abassah mit Leidenschaft und vermählte sie nur darum an seinen geliebten Freund Giafar, um sich während der Zeit, die er bei diesem zubrachte, von jener nicht trennen zu dürfen. Die Bedingung dieser Ehe war, daß die Vermählten nie — Eheleute seyn und nur in seiner Gegenwart mit einander umgehen sollten.

Die Liebe ohne Leidenschaft.

Herme heißt eine solche Büste, bei welcher der Kopf auf einem langen viereckigen Stamm oder einer Säule aufsteht.

Prädicabilien — Beschaffenheiten und Eigenschaften, die sich von einem Gegenstande aussagen lassen.

Scarron-Maintenon — Die schöne und achtungswürdige Gattin des mißgestalteten Dichters Scarron wurde nach dessen Tode Erzieherin der Kinder, welche Ludwig XIV. mit Frau von Montespan erzeugt hatte. Der König, anfangs ihr abgeneigt, fing an, sie zu achten, und liebte sie endlich. Sie, die im Gefängniß geboren war, wurde im J. 1685 die Gemahlin des damals mächtigsten Monarchen, ohne glücklicher zu werden, als in ihrer freudelosen Jugend. Nur im Beglücken fand sie Trost, und diesen verschaffte sie sich auch durch die Stiftung von St. Cyr. In dieser, eine Stunde von Versailles entfernten, Abtei gründete sie eine Anstalt daselbst, worin 300 junge Mädchen von Stande unentgeltlich erzogen und unterrichtet wurden, deren jede bei ihrem Austritt 1000 Thaler Ausstattung erhielt. Nach Ludwigs Tode zog sie selbst dahin und starb daselbst im J. 1719.

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Zwanzigster Band.

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1856.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart
und Augsburg.

Inhalt.

Oberon.

Ein romantisches Heldengedicht in zwölf Gesängen.



An den Leser.

Die Romanzen und Ritterbücher, womit Spanien und Frankreich im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert ganz Europa so reichlich versehen haben, sind, eben so wie die fabelhafte Götter- und Heldengeschichte der Morgenländer und der Griechen, eine Fundgrube von poetischem Stoffe, welche, selbst nach Allem, was Bojardo, Ariost, Tasso, Allemanni und Andere daraus gezogen haben, noch lange für unerschöpflich angesehen werden kann.

Ein großer Theil der Materialien zu gegenwärtigem Gedichte, besonders dessen, was man in der Kunstsprache die Fabel nennt, ist aus dem alten Ritterbuche von Huon de Bordeaux genommen, welches durch einen der Bibliothèque Universelle des Romans einverleibten freien Auszug, aus der Feder des verstorbenen Grafen von Tressan, allgemein bekannt ist. Aber der Oberon, der in diesem alten Ritterromane die Rolle des Deux ex machina spielt, und der Oberon, der dem gegenwärtigen Gedichte seinen Namen gegeben, sind zwei sehr verschiedene Wesen. Jener ist eine seltsame Art von Spuk, ein Mittelding von Mensch und Kobold, der Sohn Julius Cäsars und einer Fee, der durch eine sonderbare Bezauberung in einen Zwerg verwandelt ist; der meinige ist mit dem Oberon, welcher in Chaucers Merchant's-Tale und Shakspeare's Midsummer-Night's Dream

als ein Feen- oder Elfenkönig (**King of Fayries**) erscheint, eine und eben dieselbe Person; und die Art, wie die Geschichte seines Zwistes mit seiner Gemahlin Titania in die Geschichte Hüons und Rezia's eingewebt worden, scheint mir (mit Erlaubniß der Kunstrichter) die eigenthümlichste Schönheit des Plans und der Composition dieses Gedichtes zu seyn.

In der That ist Oberon nicht nur aus zwei, sondern, wenn man es genau nehmen will, aus drei Haupthandlungen zusammen gesetzt: nämlich, aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaisers zu bestehen übernommen, der Geschichte seiner Liebesverbindung mit Rezia und der Wiederaussöhnung der Titania mit Oberon: aber diese drei Handlungen oder Fabeln sind dergestalt in einen Hauptknoten verschlungen, daß keine ohne die andere bestehen oder einen glücklichen Ausgang gewinnen konnte. Ohne Oberons Beistand würde Hüon Kaisers Karls Auftrag unmöglich haben ausführen können: ohne seine Liebe zu Rezia und ohne die Hoffnung, welche Oberon auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden, als Werkzeugen seiner eignen Wiedervereinigung mit Titania, gründete, würde dieser Geisterfürst keine Ursache gehabt haben, einen so innigen Antheil an ihren Schicksalen zu nehmen. Aus dieser auf wechselseitige Unentbehrlichkeit gegründeten Verwebung ihres verschiedenen Interesse entsteht eine Art von Einheit, die, meines Erachtens, das Verdienst der Neuheit hat, und deren gute Wirkung der Leser durch seine eigene Theilnehmung an den sämmtlichen handelnden Personen zu stark fühlt, als daß sie ihm irgend ein Kunstrichter wegdisputiren könnte.

Erster Gesang.

1.

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt' ins alte romantische Land!
Wie lieblich um meinen entfesselten Busen
Der holde Wahnsinn spielt! Wer schlang das magische Band
Um meine Stirne? Wer treibt von meinen Augen den Nebel,
Der auf der Vorwelt Wundern liegt?
Ich seh', in buntem Gewühl, bald siegend, bald besiegt,
Des Ritters gutes Schwert, der Heiden blinkende Säbel.

2.

Vergebens knirscht des alten Sultans Zorn,
Vergebens dräut ein Wald von starren Lanzen:
Es tönt in lieblichem Ton das elfenbeinerne Horn,
Und, wie ein Wirbel, ergreift sie Alle die Wuth, zu tanzen;
Sie drehen im Kreise sich um, bis Sinn und Athem entgeht.
Triumph, Herr Ritter, Triumph! Gewonnen ist die Schöne.
Was säumt ihr? Fort! der Wimpel weht;
Nach Rom, daß euren Bund der heil'ge Vater kröne.

3.

Nur daß der süßen verbotenen Frucht
Euch ja nicht vor der Zeit gelüste!
Geduld! der freundlichste Wind begünstigt eure Flucht,
Zwei Tage noch, so winkt Hesperiens goldne Küste.
O, rette, rette sie, getreuer Scherasmin,
Wenn's möglich ist! — Umsonst! die trunknen Seelen hören
Sogar den Donner nicht. Unglückliche, wohin
Bringt euch ein Augenblick! Kann Liebe so bethören?

4.

In welches Meer von Jammer stürzt sie euch!
Wer wird den Zorn des kleinen Halbgotts schmelzen?
Ach! wie sie Arm in Arm sich auf den Wogen walzen!
Noch glücklich durch den Trost, zum wenigsten zugleich
Eins an des Andern Brust zu sinken ins Verderben.
Ach! hofft es nicht! Zu sehr auf euch erbost,
Versagt euch Oberon sogar den letzten Trost,
Den armen letzten Trost des Leidenden, zu sterben!

5.

Zu strengern Qualen aufgespart,
Seh' ich sie hülflos, nackt, am öden Ufer irren;
Ihr Lager eine Kluft, mit einer Hand voll dürren,
Halb faulem Schilf bestreut! und Beeren wilder Art,
Die kärglich hier und dort an kahlen Hecken schmoren,
All ihre Kost! In dieser dringenden Noth
Kein Hüttenrauch von fern, kein hülfewinkend Boot,
Glück, Zufall und Natur zu ihrem Fall verschworen!

6.

Und noch ist nicht des Rächers Zorn erweicht,
Noch hat ihr Elend nicht die höchste Stuf' erreicht;
Es nahrt nur ihre strafbarn Flammen,
Sie leiden zwar, doch leiden sie beisammen.
Getrennt zu seyn, so wie in Donner und Blitz
Der wilde Sturm zwei Bruderschiffe trennet,
Und ausgelöscht, wenn im geheimsten Sitz
Der Hoffnung noch ein schwaches Lämpchen brennet:

7.

Dieß fehlte noch! — O du, ihr Genius einst, ihr Freund!
Verdient, was Liebe gefehlt, die Rache sonder Granzen?
Weh' euch! Noch seh' ich Thränen in seinen Augen glänzen;
Erwartet das Aergste, wenn Oberon weint! —
Doch, Muse, wohin reißt dich die Adlersschwinge
Der hohen trunknen Schwarmerei?
Dein Hörer steht bestürzt, er fragt sich, was dir sey,
Und deine Gesichte sind ihm geheimnißvolle Dinge.

8.

Komm, laß dich nieder zu uns auf diesen Canapee,
Und — statt zu rasen, ich seh', ich seh,
Was Niemand sieht, als du — erzahl' uns fein gelassen,
Wie Alles sich begab. Sieh, wie mit lauschendem Mund'
Und weit geöffnetem Auge die Hörer alle passen,
Geneigt zum gegenseitigen Bund,
Wenn du sie tauschen kannst, sich willig tauschen zu lassen.
Wohlan! so höret denn die Sache aus dem Grund!

9.

Der Paladin, mit dessen Abenteuern
Wir euch zu ergetzen (sofern' ihr noch ergetzbar seyd)
Entschlossen sind, war seit geraumer Zeit
Gebunden durch sein Wort, nach Babylon zu steuern.
Was er zu Babylon verrichten sollte, war
Halsbrechend Werk, sogar in Karls des Großen Tagen:
In unsern würd' es, auf gleiche Gefahr,
Um allen Ruhm der Welt kein junger Ritter wagen.

10.

Sohn, sprach sein Oheim zu ihm, der heil'ge Vater in Rom,
Zu dessen Füßen, mit einem reichlichen Strom
Bußfert'ger Zähren angefeuchtet,
Er, als ein frommer Christ, erst seine Schuld gebeichtet;
Sohn, sprach er, als er ihm den Ablaß segnend gab,
Zeuch hin in Frieden! Es wird dir wohl gelingen,
Was du beginnst. Allein vor allen Dingen,
Wenn du nach Joppen kommst, besuch das heil'ge Grab!

11.

Der Ritter küsset ihm in Demuth den Pantoffel,
Gelobt Gehorsam an und zieht getrost dahin.
Schwer war das Werk, wozu der Kaiser ihn
Verurtheilt hatte; doch, mit Gott und Sanct Christophel
Hofft er, zu seinem Ruhm sich schon heraus zu ziehn.
Er steigt zu Joppen aus, tritt mit dem Pilgerstabe
Die Wallfahrt an zum werthen heil'gen Grabe
Und fühlt sich nun an Muth und Glauben zwiefach kühn.

12.

Drauf geht es mit verhängtem Zügel
Auf Bagdad los. Stets denkt er, kommt es bald?
Allein da lag noch mancher steile Hügel
Und manche Wüstenei und mancher dicke Wald
Dazwischen. Schlimm genug, daß in den Heidenlanden
Die schöne Sprache von Oc was unerhörtes war:
Ist dieß der nächste Weg nach Bagdad? fragt er zwar
An jedem Thore, doch von keiner Seele verstanden.

13.

Einst traf der Weg, der eben vor ihm lag,
Auf einen Wald. Er ritt bei Sturm und Regen,
Bald links, bald rechts, den ganzen langen Tag
Und mußt' oft erst mit seinem breiten Degen
Durchs wilde Gebüsch sich einen Ausgang haun.
Er ritt bergan, um freier umzuschaun.
Weh' ihm! der Wald scheint sich von allen Seiten,
Je mehr er schaut, je weiter auszubreiten.

14.

Was ganz natürlich war, däucht' ihm ein Zauberspiel.
Wie wird ihm erst, da in so wilden Gründen,
Woraus kaum möglich war bei Tage sich zu finden,
Zuletzt die Nacht ihn überfiel!
Sein Ungemach erreichte nun den Gipfel.
Kein Sternchen glimmt durch die verwachsnen Wipfel:
Er führt sein Pferd, so gut er kann, am Zaum',
Und stößt bei jedem Tritt die Stirn' an einen Baum.

15.

Die dichte rabenschwarze Hülle,
Die um den Himmel liegt, ein unbekannter Wald',
Und, was zum ersten Mal' in seine Ohren schallt,
Der Löwen donnerndes Gebrülle
Tief aus den Bergen her, das, durch die Todesstille
Der Nacht noch schrecklicher, von Felsen wiederhallt:
Den Mann, der nie gebebt in seinem ganzen Leben,
Den machte Alles dieß zum ersten Mal' erbeben!

16.

Auch unser Held, wiewohl kein Weibessohn
Ihn jemals zittern sah, fühlt doch bei diesem Ton'
An Arm und Knie die Sehnen sich entstricken,
Und wider Willen läuft's ihm eiskalt übern Rücken.
Allein den Muth, der ihn nach Babylon
Zu gehen treibt, kann keine Furcht ersticken;
Und mit gezognem Schwert, sein Roß stets an der Hand,
Ersteigt er einen Pfad, der sich durch Felsen wand.

17.

Er war nicht lange fortgegangen,
So glaubt er, in der Fern den Schein von Feuer zu sehn.
Der Anblick pumpt sogleich mehr Blut in seine Wangen,
Und, zwischen Zweifel und Verlangen,
Ein menschlich Wesen vielleicht in diesen öden Höhn
Zu finden, fahrt er fort, dem Schimmer nachzugehn,
Der bald erstirbt und bald sich wieder zeiget,
Sowie der Pfad sich senket oder steiget.

18.

Auf einmal gähnt im tiefsten Felsengrund'
Ihn eine Höhle an, vor deren finsterm Schlund'
Ein prasselnd Feuer flammt. In wunderbaren Gestalten
Ragt aus der dunkeln Nacht das angestrahlte Gestein,
Mit wildem Gebüsche versetzt, das aus den schwarzen Spalten
Herabnickt und im Wiederschein'
Als grünes Feuer brennt. Mit lustvermengtem Grauen
Bleibt unser Ritter stehn, den Zauber anzuschauen.

19.

Indem schallt aus dem Bauch der Gruft ein donnernd Halt!
Und plötzlich stand vor ihm ein Mann von rauher Gestalt,
Mit einem Mantel bedeckt von wilden Katzenfellen,
Der, grob zusammen geflickt, die rauhen Schenkel schlug;
Ein graulich schwarzer Bart hing ihm in krausen Wellen
Bis auf den Magen herab, und auf der Schulter trug
Er einen Cedernast, als Keule, schwer genug,
Den größten Stier auf einen Schlag zu fällen.

20.

Der Ritter, ohne vor dem Mann'
Und seiner Ceder und seinem Bart zu erschrecken,
Beginnt in der Sprache von Oc, der einz'gen, die er kann,
Ihm seinen Nothstand zu entdecken.
Was hör' ich? ruft entzückt der alte Waldmann aus:
O süße Musik vom Ufer der Garonne!
Schon sechzehn Mal durchlauft den Sternenkreis die Sonne,
Und alle die Zeit entbehr' ich diesen Ohrenschmaus

21.

Willkommen, edler Herr, auf Libanon, willkommen!
Wiewohl sich leicht erachten läßt,
Daß Ihr den Weg in dieses Drachennest
Um meinetwillen nicht genommen.
Kommt, ruhet aus und nehmt ein leichtes Mahl für gut,
Wobei die Freundlichkeit des Wirths das Beste thut.
Mein Wein (er springt aus diesem Felsenkeller)
Verdünnt das Blut und macht die Augen heller.

22.

Der Held, dem dieser Gruß gar große Freude gab,
Folgt ungesäumt dem Landsmann' in die Grotte,
Legt traulich Helm und Panzer ab
Und steht entwaffnet da, gleich einem jungen Gotte.
Dem Waldmann wird, als rühr' ihn Alquifs Stab,
Da jener jetzt den blanken Helm entschnallet,
Und ihm den schlanken Rücken hinab
Sein langes gelbes Haar in großen Ringen wallet.

23.

Wie ähnlich, ruft er, o, wie ähnlich, Stück für Stück!
Stirn', Auge, Mund und Haar! — Wem ähnlich? fragt der Ritter.
„Verzeihung, junger Mann! Es war ein Augenblick,
Ein Traum aus bess'rer Zeit! so süß und auch so bitter!
Es kann nicht seyn! — Und doch, wie Euch dieß schöne Haar
Den Rücken herunter fiel, war mir's, ich seh' ihn selber
Von Kopf zu Fuß. Bei Gott! sein Abdruck ganz und gar;
Nur er von breitrer Brust, und Eure Locken gelber.

24.

„Ihr seyd, der Sprache nach, aus meinem Lande; vielleicht
Ist's nicht umsonst, daß Ihr dem guten Herrn so gleicht,
Um den ich hier in diesem wilden Haine,
So fern von meinem Volk, schon sechzehn Jahre weine.
Ach! ihn zu überleben, war
Mein Schicksal! Diese Hand hat ihm die Augen geschlossen,
Dieß Auge sein frühes Grab mit treuen Zähren begossen,
Und jetzt, ihn wieder in Euch zu sehn, wie wunderbar!"

25.

Der Zufall spielt zuweilen solche Spiele,
Versetzt der Jüngling. — Sey es dann,
Fährt jener fort: genug, mein wackrer junger Mann,
Die Liebe, womit ich mich zu Euch gezogen fühle,
Ist, traun! kein Wahn; und gönnet Ihr den Lohn,
Daß Scherasmin bei Eurem Namen Euch nenne?
„Mein Nam' ist Hüon, Erb' und Sohn
Des braven Siegewin, einst Herzogs von Guyenne."

26.

O, ruft der Alte, der ihm zu Füßen fällt,
So log mein Herz mir nicht! O, tausendmal willkommen
In diesem einsamen unwirthbarn Theil der Welt,
Willkommen, Sohn des ritterlichen, frommen,
Preiswerthen Herrn, mit dem in meiner bessern Zeit
Ich manches Abenteur in Schimpf und Ernst bestanden!
Ihr hüpftet noch im ersten Flügelkleid',
Als wir zum heil'gen Grab zu fahren uns verbanden.

27.

Wer hätte dazumal gedacht,
Wir würden uns in diesen Felsenschlünden
Auf Libanon nach achtzehn Jahren finden?
Verzweifle Keiner je, dem in der trübsten Nacht
Der Hoffnung letzte Sterne schwinden!
Doch, Herr, verzeiht, daß mich die Freude plaudern macht.
Laßt mich vielmehr vor allen Dingen fragen,
Was für ein Sturmwind Euch in dieses Land verschlagen?

28.

Herr Hüon läßt am Feuerherd'
Auf einer Bank von Moos sich mit dem Alten nieder,
Und als er drauf die reisemüden Glieder
Mit einem Trunk, so frisch die Quelle ihn beschert,
Und etwas Honigseim gestärket,
Beginnt er seine Geschichte dem Wirth' erzählen, der sich
Nicht satt an ihm sehen kann und stets noch was bemerket,
Worin sein vor'ger Herr dem jungen Ritter glich.

29.

Der junge Mann erzählt, nach Art der lieben Jugend,
Ein wenig breit: wie seine Mutter ihn
Bei Hofe (dem wahren Ort', um Prinzen zu erziehn)
Gar fleißig zu guter Lehr' und ritterlicher Tugend
Erzogen; wie schnell der Kindheit lieblicher Traum
Vorüber geflogen; und wie, sobald ihm etwas Flaum
Durchs Kinn gestochen, man ihn zu Bordeaux, von den Stufen
Des Schlosses, mit großem Pomp zum Herzog' ausgerufen;

30.

Und wie sie drauf in eitel Lust und Pracht,
Mit Jagen, Turnieren, Banquetten, Saus und Brause,
Zwei volle Jahre wie einzelne Tage verbracht,
Bis Amory, der Feind von seinem Hause,
Beim Kaiser (dessen Huld sein Vater schon verscherzt)
Ihn hinterrücks gar böslich angeschwärzt;
Und wie ihn Karl, zum Schein' in allen Gnaden,
Nach Hofe, zum Empfang der Lehen, vorgeladen;

31.

Wie sein besagter Feind, der listige Baron
Von Hohenblat, mit Scharlot, zweitem Sohn
Des großen Karls, dem schlimmsten Fürstenknaben
Im Christenthum', (als der schon lange Lust gehegt
Zu Hüons Land) es heimlich angelegt,
Auf seinem Zuge nach Hof ihm eine Grube zu graben;
Und wie sie, eines Morgens früh',
Ihm aufgepaßt im Wald bei Montlery.

32.

Mein Bruder, fuhr er fort, der junge Gerard, machte,
Mit seinem Falken auf der Hand,
Die Reise mit. Aus frohem Unverstand'
Entfernt der Knabe sich, da Niemand Arges dachte,
Von unserm Trupp, läßt seinen Falken los
Und rennt ihm nach: wir andern Alle zogen
Indessen unsern Weg und achteten's nicht groß,
Als Falk' und Knab' aus unserm Blick' entflogen.

33.

Auf einmal dringt ein klägliches Geschrei
In unser Ohr. Wir eilen schnell herbei,
Und, siehe da! mein Bruder liegt, vom Pferde
Gestürzt, beschmutzt und blutend auf der Erde.
Ein Edelknecht (von keinem unsrer Schaar
Erkannt, wiewohl es Scharlot selber war)
Stand im Begriff', ihn weidlich abzuwalken,
Und seitwärts hielt ein Zwerg mit seinem Falken.

34.

Von Zorn entbrannt rief ich: Du Grobian,
Was hat der Knabe dir gethan,
Der wehrlos ist, ihm also mitzuspielen?
Zurück, und rühr' ihn noch mit einem Finger an,
Wofern dich's jückt, mein Schwert in deinem Wanst zu fühlen
Ha! schrie mir jener zu — bist du's? Dich sucht' ich just
Schon lange dürst' ich nach der Lust,
Mein racheglühend Herz in deinem Blut zu kühlen.

35.

Kennst du mich nicht, so wiss', ich bin der Sohn
Des Herzogs Dietrich von Ardennen:
Dein Vater Siegewin (mög' er im Abgrund brennen!)
Trug über meinen einst bei einem offnen Rennen
Mit Hinterlist den Dank davon,
Und durch die Flucht allein entging er seinem Lohn.
Doch Rache hab' ich ihm geschworen,
Du sollst mir zahlen für ihn! Da, sieh zu deinen Ohren!

36.

Und mit dem Worte rennt er gegen mich,
Der, unbereit zu solchem Tanze,
Sich dessen nicht versah, mit eingelegter Lanze.
Zum Glück parirt' ich seinen Stich
Mit meinem linken Arm', um den ich in der Eile
Den Mantel schlug, und auf der Stell' empfing
Mit meinem Degenknopf der Unhold eine Beule
Am rechten Schlaf, wovon der Athem ihm entging.

37.

Er fiel, mit einem Wort', um nimmer aufzustehn.
Da ließen plötzlich sich im Walde Reiter sehen
In großer Zahl; doch des Erschlagnen Tod
Zu rächen, war dem feigen Troß nicht Noth.
Sie hielten, während wir des Knaben Wunde banden,
Sich still' und fern, bis wir aus ihren Augen schwanden;
Drauf legten sie den Leichnam auf ein Roß
Und zogen eilends fort zum kaiserlichen Schloß.

38.

Unwissend, wie bei Karl mein Handel sich verschlimmert,
Verfolg' ich meinen Weg, des Vorgangs unbekümmert.
Wir langen an. Mein alter Oheim, Abt
Zu Saint Denys, ein Mann, mit Weisheit hochbegabt,
Führt beim Gehör das Wort. Wir werden wohl empfangen,
Und Alles wär' erwünscht für uns ergangen:
Doch, wie man eben sich zur Tafel setzen will,
Hält Hohenblat am Schloß mit Scharlots Leiche still.

39.

Zwölf Knappen tragen sie, in schwarzen Flor vermummet,
Die hohen Stufen hinan, und, wer sie sieht, verstummet
Und steht erstarrt. Sie nehmen ihren Lauf
Dem Saale zu. Die Thüren springen auf:
Da tragen zwölf Gespenster eine Bahre,
Mit blut'gen Linnen bedeckt, bis mitten in den Saal.
Der Kaiser selbst erblaßt, uns andern stehn die Haare
Zu Berg' und mich trifft's wie ein Wetterstrahl.

40.

Indem tritt Amory hervor, hebt von der Leiche
Das blut'ge Tuch, und — „Sieh! (ruft er dem Kaiser zu)
Dieß ist dein Sohn! und hier der Frevler, der dem Reiche
Und dir die Wunde schlug, der Mörder unsrer Ruh!
Weh mir! ich kam zu spät dazu!
Sich nichts versehend, fiel dein Scharlot im Gesträuche,
Durch Meuchelmord, nicht wie in offnem Feld
Von Rittershand ein ritterlicher Held."

41.

Wie viel Verdrieß dem alten Herrn auch täglich
Sein böser Sohn gebracht, so blieb er doch sein Sohn,
Sein Fleisch und Blut. Erst stand er unbeweglich;
Dann schrie er laut vor Schmerz, mein Sohn! mein Sohn!
Und warf sich in Verzweiflung neben
Den Leichnam hin. Mir war der bange Vaterton
Ein Dolch ins Herz; ich hätt' um Scharlots Leben
In diesem Augenblick mein bestes Blut gegeben.

42.

Herr, rief ich, höre mich! Mein Will' ist ohne Schuld;
Er gab sich für den Sohn des Herzogs von Ardennen,
Und was er that, bei Gott! es hätte die Geduld
Von einem Heil'gen morden können!
Er schlug den Knaben dort, der ihm kein Leid gethan,
Sprach lästerlich von meines Vaters Ehre,
Fiel unverwarnt mich selber mördrisch an —
Den möcht' ich sehn, der kalt geblieben wäre!

43.

Ha! Bösewicht! schreit Karl, mich hörend, springt entbrannt
Vom Leichnam' auf, mit Löwengrimm im Blicke,
Reißt einem Knecht das Eisen aus der Hand,
Und, hielten ihn mit Macht die Fürsten nicht zurücke,
Er hätt' in seiner Wuth mich durch und durch gerannt.
Auf einmal rüttelt sich der ganze Ritterstand;
Ein wetterleuchtender Glanz von hundert bloßen Wehren
Scheint stracks in jeder Brust die Mordlust aufzustören.

44.

Die Hall' erdonnert von Geschrei,
Das Aestrich bebt, die alten Fenster klirren.
Aus jedem Mund schallt Mord! Verrätherei!
Die Sprachen scheinen sich aufs Neue zu verwirren.
Man schnaubt, man rennt sich an, man zückt die drohende Hand.
Der Abt, den noch allein Sanct Benedicts Gewand
Vor Frevel schützt, hält endlich unsern Degen
Mit aufgehobnem Arm sein Scapulier entgegen.

45.

Ehrt, ruft er laut, den heil'gen Vater in mir,
Deß Sohn ich bin! Im Namen des Gottes, dem ich diene,
Gebiet ich Fried'! — Er rief's mit einer Miene
Und einem Ton, der Heiden zur Gebühr
Genöthigt hätt'. Und stracks auf einmal legen
Des Aufruhrs Wogen sich, erhellt sich jeder Blick,
Und jeder Dolch und jeder nackte Degen
Schleicht in die Scheide still zurück.

46.

Nun trug der Abt den ganzen Verlauf der Sache
Dem Kaiser vor. Die Ueberredung saß
Auf seinen Lippen. Allein was half mir das?
Die Leiche des Sohns liegt da und schreit um Rache.
Hier, ruft der Vater, sieh' und sprich
Dem Mörder meines Sohns das Urtheil! Sprich's für mich!
Ja, rachedürstender Geist, dein Gaumen soll sich laben
An seinem Blut'! Er sterb' und mäste die Raben!

47.

Jetzt schwoll mein Herz empor. Ich bin kein Mörder, schrie
Ich überlaut. Der Richter richtet nicht billig
In eigner Sache. Der Kläger Amory
Ist ein Verräther, Herr! Hier steh' ich, frei und willig,
Will in sein falsches Herz, mit meines Lebens Fahr,
Beweisen, daß er ein Schalk und Lügner ist und war
Und bleiben wird, solange sein Hauch die Luft vergiftet.
Sein Werk ist Alles dieß, er hat es angestiftet!

48.

Ich bin, wie er, von fürstlichem Geschlecht',
Ein Pair des Reichs und fordre hier mein Recht;
Der Kaiser kann mir's nicht versagen!
Da liegt mein Handschuh, laßt ihn's wagen
Ihn aufzunehmen, und Gott in seinem Gericht'
Entscheide, welchen von uns die Stimme dieses Blutes
Zur Hölle donnern soll! Die Quelle meines Muthes
Ist meine Unschuld, Herr! mich schreckt sein Donner nicht.

49.

Die Fürsten des Kaiserreichs, so viel von ihnen zugegen,
Ein jeder sieht sich selbst in meiner Verdammung gekränkt.
Sie murmeln, dem Meere gleich, wenn sich von fern zu regen
Der Sturm beginnt: sie bitten, dringen, legen
Das Recht ihm vor. Umsonst! den starren Blick gesenkt
Auf Scharlots blutiges Haupt, kann nichts den Vater bewegen:
Wiewohl auch Hohenblat, der's für ein Leichtes halt,
Mir obzusiegen, selbst sich unter die Bittenden stellt.

50.

Herr, spricht er, laßt mich gehn, den Frevler abzustrafen,
Ich wage nichts, wo Pflicht und Recht mich schützt.
Ha! rief ich laut, von Scham und Grimm erhitzt,
Du spottest noch? Erzittre! immer schlafen
Des Rachers Blitze nicht. — Mein Schwert, ruft Hohenblat,
Soll, Mörder, sie auf deine Scheitel häufen!
Doch Karl, den meine Glut nur mehr erbittert hat,
Befiehlt der Wache, mich zu greifen.

51.

Dieß rasche Wort empört den ganzen Saal
Von Neuem; alle Schwerter blitzen,
Das Ritterrecht, das Karl in mir verletzt, zu schützen.
Ergreift ihn, ruft der Kaiser abermal;
Allein er sieht, mit vorgehaltnen Klingen,
In dichtem Kreis die Ritter mich umringen.
Vergebens droht, schier im Gedräng' erstickt,
Der geistliche Herr mit Bann und Interdict.

52.

Des Reiches Schicksal schien an einem Haar zu schweben.
Die grauen Räthe flehn den Kaiser auf den Knien,
Dem Recht der Ritter nachzugeben:
Je mehr sie flehn, je minder rührt es ihn;
Bis endlich Herzog Naymß (der oft in seinem Leben,
Wenn Karl den Kopf verlor, den seinen ihm geliehn)
Den Mund zum Ohr' ihm hält, dann gegen uns sich kehret
Und zum begehrten Kampf des Kaisers Urlaub schwöret.

53.

Herr Hüon fuhr dann zu erzählen fort:
Wie stracks auf dieses einz'ge Wort
Der Aufruhr sich gelegt, die Ritter alle zurücke
Gewichen, und Karl, wiewohl im Herzen ergrimmt,
Mit stiller Wuth im halb entwölkten Blicke,
Den achten Tag zum Urtheilskampf bestimmt;
Wie beide Theile sich mit großer Pracht gerüstet,
Und, des Triumphs gewiß, sich Amory gebrüstet.

54.

Der stolze Mann, wiewohl in seiner Brust
Ein Kläger pocht, der seinen Muth erschüttert,
War eines Arms von Eisen sich bewußt,
Der manchen Wald von Lanzen schon zersplittert.
Er hatte nie vor einem Feind gezittert,
Und Kampf auf Tod und Leben war ihm Lust.
Doch all sein Trotz und seine Riesenstärke
Betrogen ihn bei diesem blut'gen Werke. —

55.

Gekommen war nunmehr der richterliche Tag,
Versammelt alles Volk. Mit meinem silberblanken
Turnierschild vor der Brust und, wie ich sagen mag,
Von Allen mit Liebe begrüßt, erschien ich in den Schranken.
Schon stand der Kläger da. In einem Erker lag
Der alte Karl, umringt von seinen Fürsten,
Und schien, in offenem Vertrag
Mit Amory, nach meinem Blut zu dürsten.

56.

Die Sonne wird getheilt. Die Richter setzen sich.
Mein Gegner scheint vor Ungeduld zu brennen,
Bis die Trompete ruft. Nun ruft sie, und wir rennen
Und treffen so gewaltiglich
Zusammen, daß aufs Knie die Rosse stürzen, und ich
Und Hohenblat uns kaum im Sattel halten können.
Eilfertig machen wir uns aus den Bügeln los,
Und nun in einem Blitz sind beide Schwerter bloß.

57.

Daß ich von unserm Kampf dir ein Gemälde mache,
Verlange nicht. An Grimm und Stärke war,
Wie an Erfahrenheit, mein Gegner offenbar
Mir überlegen; doch die Unschuld meiner Sache
Beschützte mich und machte meine Kraft
Dem Willen gleich. Der Sieg blieb lange zweifelhaft;
Schon floß aus manchem Quell des Klägers Blut herunter,
Und Hüon war noch unverletzt und munter.

58.

Der wilde Amory, wie er sein dampfend Blut
Den Panzer färben sieht, entbrennt von neuer Wuth
Und stürmt auf Hüon ein, gleich einem Ungewitter,
Das Alles vor sich her zertrummert und verheert,
Blitzt Schlag auf Schlag, so daß mein junger Ritter
Der überlegnen Macht mit Mühe sich erwehrt.
Ein Arm, an Kraft mit Roland's zu vergleichen,
Bringt endlich ihn, nach langem Kampf, zum Weichen.

59.

Des Sieges schon gewiß, faßt Amory sogleich
Mit beiden angestrengten Händen
Sein mächtig Schwert, den Kampf auf einen Schlag zu enden.
Doch Hüons gutes Glück entglischt dem Todesstreich
Und bringt, eh jener sich ins Gleichgewicht zu schwingen
Vermag, da, wo der Helm sich an den Kragen schnürt,
So einen Hieb ihm bei, daß ihm die Ohren klingen,
Und die entnervte Hand den Degengriff verliert.

60.

Der Stolze sinkt zu seines Gegners Füßen,
Und Hüon, mit gezücktem Schwert,
Dringt auf ihn ein. Entlade dein Gewissen,
Ruft er, wenn noch das Leben einen Werth
In deinen Augen hat. Gesteh' es auf der Stelle —
Bandit, schreit Amory, indem er alle Kraft
Zum letzten Stoß mit Grimm zusammen rafft,
Nimm dieß und folge mir zur Hölle!

61.

Zum Glücke streift der Stoß, mit ungewisser Hand
Vom Boden aufgeführt, durch eine schnelle Wendung,
Die Hüon macht, unschädlich nur den Rand
Des linken Arms; allein mein Ritter, in der Blendung
Des ersten Zorns, vergißt, daß Hohenblat,
Um öffentlich vor Karln die Wahrheit kund zu machen,
Noch etwas Athem nöthig hat,
Und stößt sein breites Schwert ihm wüthend in den Rachen.

62.

Der Frevler speit in Wellen rother Flut
Die schwarze Seele aus. Der Sieger steht, entsündigt
Und rein gewaschen in seines Klägers Blut,
Vor allen Augen da. Des Herolds Ruf verkündigt
Es laut dem Volk'. Ein helles Jubelgeschrei
Schallt an die Wolken. Die Ritter eilen herbei,
Das Blut zu stillen, das an des Panzers Seiten
Herab ihm quillt, und ihn zum Kaiser zu begleiten.

63.

Doch Karl, (so fährt der junge Ritter fort,
Dem Mann vom Felsen zu erzählen)
Karl hielt noch seinen Groll. Kann dieser neue Mord
Mir, rief er, meinen Sohn beseelen?
Ist Hüons Unschuld anerkannt?
Ließ Hohenblat ein Wort von Widerruf entfallen?
Auf ewig sey er denn aus unserm Reich verbannt,
Und all sein Land und Gut der Krone heimgefallen!

64.

Streng war dieß Urtheil, streng der Mund,
Aus dem es ging; allein was konnten wir dagegen?
Das einzige Mittel war, aufs Bitten uns zu legen.
Die Pairs, die Ritterschaft, wir alle knieten, rund
Um seinen Thron, uns schier die Kniee wund
Und gaben's endlich auf, ihn jemals zu bewegen;
Als Karl zuletzt sein langes Schweigen brach:
Wohlan, ihr Fürsten und Ritter, ihr wollt's, wir geben nach.

65.

Doch höret den Beding, den nichts zu widerrufen
Vermögend ist! — Hier neigt' er gegen mich
Herunter zu des Thrones Stufen
Den Scepter — Ich begnadige dich:
Allein aus allen meinen Reichen
Soll dein verbannter Fuß zur Stunde stracks entweichen,
Und, bis du Stück für Stück mein kaiserlich Gebot
Vollbracht, ist Wiederkunft unmittelbarer Tod.

66.

Zeuch hin nach Babylon, und in der festlichen Stunde,
Wenn der Khalif, im Staat, an seiner Tafelrunde,
Mit seinen Emirn sich beim hohen Mahl vergnügt,
Tritt hin und schlage dem, der ihm zur Linken liegt,
Den Kopf ab, daß sein Blut die Tafel überspritze.
Ist dieß gethan, so nahe züchtig dich
Der Erbin seines Throns, zunächst an seinem Sitze,
Und küss' als deine Braut sie dreimal öffentlich.

67.

Und wenn dann der Khalif, der einer solchen Scene
In seiner eignen Gegenwart
Sich nicht versah, vor deiner Kühnheit starrt,
So wirf dich, an der goldnen Lehne
Von seinem Stuhle, hin, nach Morgenlander Art,
Und, zum Geschenk für mich, das unsre Freundschaft kröne,
Erbitte dir von ihm vier seiner Backenzähne
Und eine Handvoll Haar aus seinem grauen Bart.

68.

Geh' hin, und, wie gesagt, eh du aufs Haar vollzogen,
Was ich dir hier von Wort zu Wort gebot,
Ist deine Wiederkunft unmittelbarer Tod!
Wir bleiben übrigens in Gnaden dir gewogen.
Der Kaiser sprach's und schwieg. Allein, wie uns dabei
Zu Muthe war, ist nothlos zu beschreiben.
Ein jeder sah, daß so gewogen bleiben
Nichts besser als ein Todesurtheil sey.

69.

Ein dumpfes Murren begann im tiefen Saal zu wittern.
Bei Sanct Georg! (sprach einer von den Rittern,
Der auf der Lanzelot und Tristan rauher Bahn
Manch Abenteur mit Ehren abgethan)
Sonst pfleg' ich auch nicht leicht vor einem Ding zu zittern;
Setz' einer seinen Kopf, ich setz' ihm meinen dran:
Doch, was der Kaiser da dem Hüon angesonnen,
Hätt' auch, so brav er war, Herr Gawin nicht begonnen!

70.

Was red' ich viel? Es war zu offenbar,
Daß Karl durch dieß Gebot mir nach dem Leben trachte.
Doch, wie es kam, ob es Verzweiflung war,
Ob Ahnung oder Trotz, was mich so tollkühn machte,
Genug, ich trat vor ihn und sprach mit Zuversicht:
Was du befohlen, Herr, kann meinen Muth nicht beugen.
Ich bin ein Frank'! Unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's, und seyd ihr Alle Zeugen!

71.

Und nun, kraft dieses Worts, mein guter Scherasmin,
Siehst du mich hier, nach Babylon zu reisen
Entschlossen. Willst du mir dahin
Den nächsten Weg aus diesen Bergen weisen,
So habe Dank; wo nicht, so mach' ich's, wie ich kann.
Mein bester Herr, versetzt der Felsenmann,
Indem die Zähren ihm am Bart' herunter beben,
Ihr ruft, wie aus dem Grab, mich in ein neues Leben!

72.

Hier schwör' ich Euch, und da, zum heil'gen Pfand',
Ist diese alte zwar, doch nicht entnervte Hand,
Mit Euch, dem theuren Sohn und Erben
Von meinem guten Herrn, zu leben und zu sterben.
Das Werk, wozu der Kaiser Euch gesandt,
Ist schwer, doch ist damit auch Ehre zu erwerben!
Genug, ich führ' Euch hin und steh' Euch festen Muths
Bis auf den letzten Tropfen Bluts.

73.

Der junge Fürst, gerührt von solcher Treue,
Fällt dankbarlich dem Alten um den Hals.
Drauf legen sich die beiden auf die Streue,
Und Hüon schläft, als wär' es Flaum. Und als
Der Tag erwacht, erwacht mit muntern Blicken
Der Ritter auch, schnallt seine Rüstung an,
Der alte nimmt den Quersack auf den Rücken,
Den Knittel in die Hand und wandert frisch voran.

Varianten.

(a) bezeichnet die erste Ausgabe des Oberon, im deutschen Mercur 1780. (b) die Leipz. Ausg. von 1785. (c) die Leipz. Ausg. von 1792, welche bis zum achten Gesang mit jener übereinstimmend ist. Die Verse ohne diese Zeichen sind in den drei Ausgaben gleich, erscheinen aber in der gegenwärtigen verändert. Die in () eingeschlossenen Worte sind die Lesart der Ausg. von 1785, die vorstehenden die der ersten Ausgaben.

Stanze 4. Vers 7.

— — — — — — — den armen Trost,

St. 7. V. 5.

(a) Doch, Muse, wohin trägt dich u. s. w.
(b) Doch, Muse, wohin, wohin reißt dich u. s. w.

St. 7. V. 7. 8.

— — — er fragt sich, wie ihm sey,
Und, was du siehst, sind ihm geheimnißvolle Dinge.

St. 10. V. 1.

Sohn, sprach zu ihm sein Oehm, der heil'ge Vater zu Rom,

St. 12. V. 5—8.

(a) — Und schlimm genug, daß ihm die Sprache des Landes
So fremd als die von Oc den armen Heiden war:
Ist dieß der nächste Weg nach Bagdad? fragt er zwar
An jedem Thor', allein kein Mensch verstand es.

St. 15. V. 2.

— — — — der unbekannte Wald

V. 8.

Den machte dieß zum ersten Mal u. s. w.

St. 16. V. 1.

(a) — — — wiewohl kein Menschensohn.

V. 8.

Erreicht er einen Pfad u. s. w.

St. 17. V. 1.

(a) Er war auf diesem Weg nicht lange fortgegangen

St. 19. V. 7.

(a) — — — — Keule, dick genug

St. 20. V. 2.

Und seinem Cedernbaum u. s. w.

St. 21. V. 5—8.

Kommt, ruhet aus und nehmt vorlieb, so gut
Als Mutter Natur uns hier mit eignen Händen thut.
(a) Die Sonne ist mein Koch, und hier in diesem Keller
Springt Tag und Nacht mein Wein und macht u. s. w.
(b) Mein Wein (er springt in diesem Keller)
Verdünnt das Blut, u. s. w.

St. 22. V. 9.

(a) Da jener jetzt den Lör des blanken Helms u. s. w.

St. 23. V. 3.

(a) Verzeiht mir, junger Mann! u. s. w.

St. 23. V. 7.

(a) — — Bei Gott! sein Bildniß u. s. w.

St. 24. V. 3, 4.

Den ich in diesem wilden Haine,
So fern von meinem Volk, schon sechzehn Jahre beweine,

St. 27. V. 2, 3.

Daß wir, nach achtzehn Jahren, in diesen Felsengründen
Auf Libanon uns würden wieder finden?

V. 6.

— — — — Die Freude schwatzhaft macht.

St. 28. V. 1—5.

(a) Herr Hüon läßt auf einem Sitz von Moos
Beim Feuerherd sich mit dem Alten nieder,
Und als er drauf die reisemüden Glieder
Mit einem Trunk, so frisch er aus dem Felsen floß,
Und etwas Honigseim und trocknen Datteln gestärket,

St. 29. V. 1, 2.

Der Ritter erzählt, nach Art der lieben Jugend,
Ein wenig breit: wie seine Frau Mutter ihn

St. 31. V. 2—5.

(a) — — — — zweitem Sohn
Des Kaisers und dem schlimmsten Fürstenknaben
(a. b) Im Christenthum, der lange Lust gehegt
Zu Hüons Land, u. s. w.

St. 32.

(a) Mein Bruder Gerard, der die Reise mit uns machte.
(So fuhr er fort) ein muntrer Fant,
Mit seinem Falken auf der Hand,
Entfernt im Wald', aus kind'scher Lust, sich sachte
Von unserm Trupp, läßt seinen Falken los,
Und rennt ihm nach; wir andern zogen
Ganz arglos unsern Weg und achteten's nicht groß,
Als Falk u. s. w.

St. 33. V. 1—4.

(a) Auf einmal schlägt ein klägliches Geschrei
An unser Ohr; u. s. w.
(a. b) Und finden Gerardin vom Pferde
Gestürzt, u. s. w.

St. 35. V. 7.

(a) Allein, ich hab' ihm Rache geschworen.

St. 36. V. 8.

So derb, daß ihm (davon) der Athem stracks entging

St. 37. V. 2.

Und plötzlich ließen sich im Walde Reiter sehen

V. 8.

Und zogen ebnen Wegs zum kaiserlichen Schloß.

St. 38. V. 3, 4.

— — Mein alter Oehm, der Abt
Von Saint Denys, u. s. w.

St. 38. V. 6, 7.

Und Alles wäre recht erwünscht für uns ergangen:
Allein, just wie man sich zur Tafel setzen will,

St. 39. V. 7.

Der Kaiser erblaßt, uns allen stehn die Haare

St. 43. V. 1.

Ha! schreit der alte Karl, mich hörend, u. s. w.

V. 4.

Und hielten die Fürsten ihn nicht mit aller Macht zurücke.

St. 44. V. 1.

Die Hall' erdonnert von wildem Geschrei.

St. 51. V. 5, 6.

Allein, mit vorgehaltnen Klingen,
Sieht er (und knirscht vor Zorn) die Ritter mich umringen

St. 53. V. 1.

Herr Hüon fuhr in seiner Erzählung fort:

St. 58. V. 3—8.

Er stürmt auf Hüon ein, als wie ein Ungewitter,
Das Alles vor sich her zertrümmert und verheert,
Blitzt Schlag auf Schlag, so daß der junge (mein junger) Ritter
Der überlegnen Macht sich nur mit Müh' erwehrt.
Er weicht, doch stets im Kreis', und hält, mit festem Blicke
Und rastlos schnellem Arm, des Gegners Schwert (Stahl) zurücke.

St. 59. V. 1—4.

Kaum sieht ihn der erschöpft und athemlos und bleich,
So faßt er stracks mit beiden Händen
Sein mächtig Schwert, (Eisen) den Kampf auf einen Schlag zu enden
Doch Hüons Glück entglitscht dem fürchterlichen Streich.

S. 61. V. 3.

— — — Nur an dem fleischigen Rand
(a) Des linken Arms; allein der Ritter in der Blendung
(b) — — — — mein Ritter, aus Verblendung

S. 66. V. 5.

— — daß sein Blut die Tafel überspritzet.

V. 7.

Der Erbin seines Throns, die ihm zur Rechten sitzet.

St. 68. V. 1, 2.

(a) — — — eh du gestracks vollzogen,
Was ich dir hier von Stück zu Stück gebot,

St. 72. V. 6.

Ist schwer, allein dafür auch Ehre zu erwerben!

Zweiter Gesang.

1.

So zieht das edle Paar, stets fröhlich, wach und munter,
Bei Sonnenschein und Sternenlicht
Drei Tage schon den Libanon hinunter;
Und wenn die Mittagsglut sie auf die Scheitel sticht,
Dient hohes Gras im Schatten alter Cedern
Zum Ruheplatz'; indeß in bunten Federn
Das leichte Volk der Luft die Silberkehlen stimmt
Und traulich Theil an ihrer Mahlzeit nimmt.

2.

Am vierten Morgen läßt ein kleiner Haufen Reiter
Sich ziemlich nah' auf einer Höhe sehn.
Es sind Araber, spricht zu Hüon sein Begleiter,
Und, aus dem Wege dem rohen Volke zu gehn,
Wo möglich, wäre wohl das Beste;
Ich kenne sie als unverschämte Gäste.
Ei, ei, wo denkst du hin? erwiedert Siegwins Sohn,
Wo hörtest du, daß Franken je geflohn?

3.

Die Söhne der Wüste, magnetisch angezogen
Von Hüons Helm, der ihnen im Sonnenglanz'
Entgegen blitzt, als wär' er ganz
Karfunkel und Rubin, sie kommen mit Pfeil und Bogen,
Den Sabel gezückt, in Sturm heran geflogen.
Ein Mann zu Fuß, ein Mann zu Pferd
Scheint ihnen kaum des Angriffs werth;
Allein sie fanden sich betrogen.

4.

Der junge Held, bedeckt mit seinem Schild,
Sprengt unter sie und wirft mit seinem Speere
Den, der ihr Führer schien, so kräftig von der Mähre,
Daß ihm ein blutiger Strom aus Mund und Nase quillt.
Nun stürzen alle zumal, des Hauptmanns Fall zu rachen,
Auf seinen Sieger zu, mit Hauen und mit Stechen;
Allein von Scherasmin, der ihm den Rucken deckt,
Wird auf den ersten Schlag ein Pocher hingestreckt;

5.

Und auf den andern Troß arbeitet unser Ritter
So unverdrossen los, daß bald ein Zweiter und Dritter
Den Sattel räumt. Auf jeden frischen Zug
Fliegt hier ein Kopf, und dort ein Arm, den Säbel
Noch in der Faust. Nicht minder kräftig schlug
Der Alte zu mit seinem schweren Hebel.
Zu ihrem Mahom schrein die Heiden fluchend auf,
Und wer noch fliehen kann, der flieht in vollem Lauf.

6.

Das Feld liegt grauenhaft mit Leichen und mit Stümmeln
Von Roß und Mann bedeckt, die durch einander wimmeln.
Der Held, sobald sein neuer Spießgesell
Das beste Roß, das seinen Herrn verloren,
Nebst einem guten Schwert sich aus der Beut' erkoren,
Spornt seinen schnaubenden Hengst und eilet vogelschnell
Den Thälern zu, die sich in unabsehbarn Weiten
An des Gebirges Fuß vor ihrem Blick verbreiten.

7.

Es schien ein wohl gebautes Land,
Mit Bächen überall durchschnitten,
Die Anger mit Schafen bedeckt, die Auen im Blumengewand',
Und zwischen Palmen die friedlichen Hütten
Der braunen Bewohner verstreut, die froh ihr Tagwerk thun,
In ihrer Armuth reich sich dünken
Und, wenn sie hungrig und müd' in kühlen Schatten ruhn,
Zum rohen bäurischen Mahl dem Pilger freundlich winken.

8.

Hier läßt der Ritter, da ihn die Sonne zu drücken begann,
Sich Brod in frische Milch von einer Hirtin brocken.
Das gute Volk begafft zur Seite, halb erschrocken,
Wie er im Grase liegt, den fremden eisernen Mann;
Allein, da Blick und Ton ihm schnell ihr Herz gewann,
So wagen bald Kinder sich hin und spielen mit seinen Locken,
Den tapfern Mann ergetzt ihr traulich frohes Gewühl,
Er wird mit ihnen Kind und theilt ihr süßes Spiel.

9.

Wie selig, denkt er, wär's in diesen Hütten wohnen!
Vergeblicher Wunsch! Ihn ruft sein Schicksal anderwärts.
Der Abend winkt. Beim Scheiden wallt sein Herz,
Und, um dem guten Volk das freundliche Mahl zu lohnen,
Wirft Hüon eine Hand voll Gold
Der Wirthin in den Schoß. Allein die Glücklichen wußten
Nicht, was es war, und übten das Gastrecht ohne Sold,
So daß die Herren ihr Gold nur wieder nehmen mußten.

10.

Nun ritten sie zu, bis endlich, da der Tag
Zu dämmern begann, ein Wald vor ihnen lag.
Freund, spricht der Paladin zum Alten,
Mich brennt's wie Feuer, bis ich dem Kaiser Wort gehalten.
Den nächsten Weg nach Bagdad wolltest du
Mich führen? Mir ist's, ich sey vier Jahre schon geritten.
Der nächste Weg, versetzt sein Spießgesell, geht mitten
Durch diesen Wald; allein ich rath' Euch nicht dazu.

11.

Man spricht nicht gut von ihm, zum wenigsten noch Keiner,
Der sich hinein gewagt, kam jemals wieder 'raus.
Ihr lächelt? Glaubt mir's, Herr, ein übellauniger kleiner
Boshafter Kobold hält in diesem Walde Haus.
Es wimmelt drin von Füchsen, Hirschen, Rehen,
Die Menschen waren so gut, als wir.
Der Himmel weiß, in welches wilde Thier
Wir, eh' es morgen wird, uns umgekleidet sehen!

12.

Geht nur, erwiedert Siegwins Sohn
Durch diesen Wald der Weg nach Babylon,
So fürcht' ich nichts. — „Herr, laßt auf meinen Knieen
Euch bitten! Es ist, bei Gott! mir mehr um Euch als mich:
Denn gegen diesen Geist, das glaubt mir sicherlich,
Hilft weder Gegenwart noch Fliehen.
Mit fünf, sechs Tagen später ist's gethan;
Und, ach! Ihr kommt noch stets zu früh' in Bagdad an!

13.

Wenn du dich fürchtest, spricht der Ritter,
So bleibe du! Ich geh, mein Schluß ist fest.
Das nicht, ruft Scherasmin: der Tod schmeckt immer bitter,
Allein ein Schelm, der seinen Herrn verläßt!
Wenn Ihr entschlossen seyd, so folg' ich ohne Zaudern,
Und helf' uns Gott und Unsre Frau zu Acqs!
Wohlan, spricht Hüon, komm'! und reitet, bleich wie Wachs
Den Wald hinein. Der Alte folgt mit Schaudern.

14.

Kaum war in der Dämmerung
Zwei hundert Schritte fortgetrottet,
Als links und rechts in vollem Sprung'
Ein Heer von Hirschen und Rehen sich ihm entgegen rottet.
Sie schienen, mit Thränen im warnenden Blick,
(Wie Scherasmin, wiewohl bei wenig Lichte
Bemerken will) aus Mitleid sie zurück
Zu scheuchen, als sprächen sie: O, flieht, ihr arme Wichte!

15.

Nun! merkt Ihr, (flüstert er zum Ritter) wie es steht?
Und werdet Ihr ein ander Mal mir glauben?
Trifft's nicht ganz wörtlich ein? Die Thiere, die Ihr seht,
Die aus Erbarmen uns so stark entgegen schnauben,
Sind Menschen, sag' ich Euch; und wenn Ihr weiter geht,
Glaubt mir, so haben wir den Kobold auf der Hauben.
Seyd nicht so hart und rennt aus Eigensinn,
Troz eines Freundes Rath, in Euer Unglück hin!

16.

Wie, Alter? spricht der Held, ich geh mit diesen Schritten
Nach Bagdad, den Khalif um eine Hand voll Haar
Aus seinem Bart' und vier von seinen Zähnen zu bitten,
Und du verlangst, ich soll von ungewisser Fahr
Mich schrecken lassen? Wo ist dein Sinn geblieben?
Wer weiß, der Kobold ist vielleicht mein guter Freund.
Mit diesen wenigstens ist's nicht so schlimm gemeint;
Sieh, wie sie all' in einem Hui zerstieben!

17.

Indem er's sagt, so sprengt er auf sie zu,
Und Alles weicht wie Luft und ist im Hui verflogen.
Herr Hion und sein Führer zogen
Nun eine Weile fort in ungestörter Ruh,
Stillschweigend beide. Der Tag war nun gesunken,
Und ihren Mohnsaft goß die braune Nacht herab;
Rings um sie lag schon Alles schlummertrunken,
Und durch den ganzen Wald war's stille, wie im Grab.

18.

Zuletzt kann länger sich der Alte nicht entbrechen.
Herr, spricht er, stör' ich Euch in einem Grillenplan,
So haltet mir's zu gut; 's ist eine meiner Schwächen,
Ich leugn' es nicht; allein im Dunkeln muß ich sprechen,
Das war so meine Art von meiner Kindheit an.
Es ist so stille hier, als sey der große Pan
Gestorben. Tönte nicht der Hufschlag unsrer Pferde,
Ich glaube, daß man gar den Maulwurf scharren hörte.

19.

Ihr denkt, ich fürchte mich; doch ohne Prahlerei,
(Denn, was ein Mensch auch hat, so sind's am Ende Gaben,
Auch leben Manche noch, die es gesehen haben)
Wo Schwerter kirren, im Feld' und im Turnei,
Mann gegen Mann, auf Stechen oder Hauen,
Wär's auch im Nothfall zwei und drei
An fünf bis sechs, ich bin dabei!
Da kann man doch auf seine Knochen trauen.

20.

Kurz, hat ein Feind nur Fleisch und Blut,
Ich bin sein Mann! Allein, das muß ich frei gestehn,
Um Mitternacht an einem Kirchhof gehen,
Das lupft ein wenig mir den Hut.
Gesetzt, so einem Geist, der querfeld mir begegnet,
Steht meine Physiognomie
Nicht an: was hilft mir Arm und Degen, ventregris!
Wenn's unsichtbare Schläg' auf meinen Rücken regnet?

21.

Gesetzt, wie man Exempel hat,
Ich hau' ihm auch den Schädel glatt vom Rumpfe;
Noch weil er rollt, stehn schon an dessen Statt
Zwei neue Köpfe auf dem Stumpfe.
Oft rennt sogar der Rumpf in vollem Lauf
Dem Kopfe nach und setzt ihn wieder auf,
Als wär' es nur ein Hut, den ihm der Wind genommen:
Nun, bitt' ich Euch, wie ist so einem beizukommen?

22.

Zwar, wie Ihr wißt, sobald der Hahn gekräht,
So ist's mit all dem Spuk, der zwischen eilf und zwölfen
Im Dunkeln schleicht, Gespenster oder Elfen,
Als hätte sie der Wind davon geweht.
Allein der Geist, der hier sein Wesen treibet,
Ist Euch von ganz besonderm Schlag',
Hält offnen Hof, ißt, trinkt und lebt und leibet,
Wie unser eins, und geht bei hellem Tag.

23.

Um meine Neugier aufzuschrauben,
Hast du dein Bestes gethan, erwiedert Siegwins Sohn:
Man spricht von Geistern so viel und lügt so viel davon,
Daß Laien unsrer Art nicht wissen, was sie glauben.
Einst kam an unsern Hof ein tief studirter Mann,
Der schwor uns hoch, es wäre gar nichts dran,
Und schimpfte weidlich los auf alle Geisterseher;
Auch hieß ihn der Caplan nur einen Manichäer.

24.

Sie disputirten oft bei einer Flasche Wein,
Doch, wenn das letzte Glas zu Kopf zu gehn begonnte,
So mischten sie so viel Latein darein,
Daß unser einer kaum ein Wort verstehen konnte.
Da dacht' ich oft: Schwatzt noch so hoch gelehrt,
Man weiß doch nichts, als was man selbst erfährt!
Ich wollt', ein Geist erwiese mir die Ehre
Und sagte mir, was an der Sache wäre.

25.

Indem sah unser wandernd Paar
Sich unvermerkt in einem Park befangen,
Durch den sich hin und her so viele Wege schlangen,
Daß, irre drin zu gehn, fast unvermeidlich war.
Der Mond war eben jetzt vollwangig aufgegangen,
Um durch ein trüglich Dunkelklar
Die Augen, die nach einem Ausweg' irren,
Mit falschen Lichtern zu verwirren.

26.

Herr, sagte Scherasmin, hier ist's drauf angesehen,
Uns in ein Labyrinth zu winden.
Der einz'ge Weg, sich noch heraus zu finden,
Ist — auf gut Glück der Nase nachzugehn.
Der Rath (der weiser ist, als mancher Klügling meinet)
Führt unsre frommen Wandrer bald
Zum Mittelpunkt, wo sich der ganze Wald
In einen großen Stern vereinet.

27.

Und in der Fern' erblicken sie in Büschen
Ein Schloß, das, wie aus Abendroth gewebt,
Sich schimmernd in die Luft erhebt.
Mit Augen, worin sich Lust und Grauen mischen,
Und zwischen Traum und Wachen zweifelhaft
Schwebt Hüon sprachlos da und gafft:
Als plötzlich auf die goldnen Thüren flogen,
Und rollt' ein Wagen daher, den Leoparden zogen.

28.

Ein Knäbchen, schön, wie auf Cytherens Schoß
Der Liebesgott, saß in dem Silberwagen,
Die Zügel in der Hand. — Da kommt er auf uns los,
Mein bester Herr, ruft Scherasmin mit Zagen,
Indem er Hüons Pferd beim Zaume nach sich zieht:
Wir sind verloren! flieht, o, flieht!
Da kommt der Zwerg! — Wie schön er ist! spricht jener —
„Nur desto schlimmer! Fort! und wär' er zehn Mal schöner."

29.

„Flieht, sag' ich Euch, sonst ist's um uns gethan!"
Der Ritter sträubt sich zwar, allein da hilft kein Sträuben;
Der Alte jagt im schnellsten Flug voran
Und zieht ihn nach und hört nicht auf zu treiben,
Zu jagen über Stock und Stein,
Durch Wald und Busch und über Zaun und Graben
Zu setzen, bis sie aus dem Hain'
Ins Freie sich gerettet haben.

30.

Mit Regen, Sturm und Bliß verfolgt ein Ungewitter
Die Fliehenden; die fürchterlichste Nacht
Verschlingt den Mond; es donnert, saust und kracht
Rings um sie her, als schlüg's den ganzen Wald in Splitter.
Kurz, alle Element' im Streit
Zerkampfen sich mit zügellosem Grimme:
Doch mitten aus dem Sturm' ertönt von Zeit zu Zeit
Mit liebevollem Ton des Geistes sanfte Stimme:

31.

„Was fliehst du mich? Du fliehst vor deinem Glück;
Vertrau dich mir, komm', Hüon, komm zurück!"
Herr, wenn Ihr's thut, seyd Ihr verloren,
Schreit Scherasmin: fort, fort, die Finger in die Ohren,
Und sprecht kein Wort! Er hat nichts Guts im Sinn!
Nun geht's aufs neue los durch Dick und Dünn,
Vom Sturm' umsaust, vom Regen überschwemmet,
Bis eine Klostermaur die raschen Reiter hemmet.

32.

Ein neues Abenteur! Der Tag, da dieß geschah,
War just das Namensfest der heil'gen Agatha,
Der Schützerin von diesem Jungfernzwinger.
Nun lag kaum einen Büchsenschuß
Davon ein Stift voll wohlgenährter Jünger
Des heil'gen Abts Antonius;
Und beide hatten sich in diesen Abendstunden
Zu einer Betefahrt freundnachbarlich verbunden.

33.

Sie kamen just zurück, als, nah' am Klosterbühl',
Indem sie Paar und Paar in schönster Ordnung wallten,
Der Rest des Sturms sie überfiel;
Kreuz, Fahnen, Scapulier sind toller Winde Spiel,
Und strömend dringt die Flut bis in des Schleiers Falten.
Umsonst ist alle Müh, den Anstand zu erhalten;
Die Andacht reißt; mit komischem Gewühl
Rennt Alles hin und her in seltsamen Gestalten.

34.

Hier wadet, bis ans Knie geschürzt,
Ein Nönnchen im Morast, dort glitscht ein Mönch im Laufen,
Und, wie er sich auf einen Haufen
Von Schwesterchen, die vor ihm rennen, stürzt,
Ergreift er in der Angst die Domina beim Beine.
Doch endlich, als der Sturm sein Aeußerstes gethan,
Langt athemlos die ganze Chorgemeine,
Durchnäßt und wohl bespritzt, im Klostervorhof' an.

35.

Hier war noch Alles voll Getümmel,
Als durch das Thor, das weit geöffnet stund,
Mein Scherasmin sich mitten ins Gewimmel
Der Klosterleute stürzt; denn auf geweihtem Grund'
Ist's, wie er glaubt, so sicher als im Himmel.
Bald kommt auch Hüon nach; und, wie er gleich den Mund
Eröffnen will, die Freiheit abzubitten,
So steht mit einem Blitz — der Zwerg in ihrer Mitten.

36.

Auf einmal ist der Himmel wolkenleer,
Und Alles hell und mild und trocken, wie vorher.
Schön, wie im Morgenroth' ein neugeborner Engel,
Steht er, gestützt auf einen Lilienstängel,
Und um die Schultern hängt ein elfenbeinern Horn.
So schön er ist, kommt doch ein unbekanntes Grauen
Sie Alle an: denn Ernst und stiller Zorn
Wölkt sich um seine Augenbrauen.

37.

Er setzt das Horn an seine Lippen an
Und bläst den lieblichsten Ton. Stracks übermannt den Alten
Ein Schwindelgeist; er kann sich Tanzens nicht enthalten,
Packt eine Nonne ohne Zahn,
Die vor Begierde stirbt, ein Tänzchen mitzumachen,
Und hüpft und springt, als wie ein junger Bock,
So rasch mit ihr herum, daß Schleiertuch und Rock
Weit in die Lüfte wehn zu allgemeinem Lachen.

38.

Bald faßt die gleiche Wuth den ganzen Klosterstand;
Ein jeder Büßer nimmt sein Nönnchen bei der Hand,
Und ein Ballet beginnt, wie man so bald nicht wieder
Eins sehen wird. Die Schwestern und die Brüder
Sind keiner Zucht noch Regel sich bewußt;
Leichtfert'ger kann kein Faunentanz sich drehen.
Der einz'ge Hüon bleibt auf seinen Füßen stehen,
Sieht ihren Sprüngen zu und lacht aus voller Brust.

39.

Da naht sich ihm der schöne Zwerg und spricht
In seiner Sprach' ihn an mit ernstem Angesicht:
Warum entfliehn vor mir, o Hüon von Guyenne? —
Wie? du verstummst? Beim Gott des Himmels, den ich kenne,
Antworte mir! — Nun kehrt die Zuversicht
In Hüons Brust zurück. Was willst du mein? erwiedert
Der Jüngling. — Fürchte nichts, spricht jener; wer das Licht
Nicht scheuen darf, der ist mit mir verbrüdert.

40.

Ich liebte dich von deiner Kindheit an,
Und was ich Gutes dir bestimme,
An keinem Adamskind' hab' ich es je gethan!
Dein Herz ist rein, dein Wandel ohne Krümme,
Wo Pflicht und Ehre ruft, fragst du nicht Fleisch und Blut,
Hast Glauben an dich selbst, hast in der Prüfung Muth:
So kann mein Schutz dir niemals fehlen,
Denn meine Strafgewalt trifft nur befleckte Seelen.

41.

Wär nicht dieß Klostervolk ein heuchlerisch Gezücht,
Belög' ihr keuscher Blick, ihr leiser Bußton nicht
Ein heimlich strafbares Gewissen,
Sie ständen, trotz dem Horn, wie du, auf ihren Füßen
Auch Scherasmin, für den sein redlich Auge spricht,
Muß seiner Zunge Frevel büßen.
Sie Alle tanzen nicht, weil sie der Kitzel sticht,
Die Armen tanzen, weil sie müssen.

42.

Indem beginnt ein neuer Wirbelwind,
Den Faunentanz noch schneller umzuwälzen;
Sie springen so hoch und drehn sich so geschwind,
Daß sie in eigner Glut wie Schnee im Thauwind schmelzen,
Und jedes zappelnde Herz bis an die Kehle schlagt.
Des Ritters Menschlichkeit erträgt
Den Anblick länger nicht; er denkt, es wäre Schade
Um all das junge Blut und fleht für sie um Gnade.

43.

Der schöne Zwerg schwingt seinen Lilienstab,
Und stracks zerrinnt der dicke Zauberschwindel;
Versteinert stehn Sanct Antons fette Mündel,
Und jedes Nönnchen, bleich, als stieg' es aus dem Grab',
Eilt, Schleier, Rock, und was sich sonst im Springen
Verschoben hat, in Richtigkeit zu bringen.
Nur Scherasmin, zu alt für solchen Scherz,
Sinkt kraftlos um und glaubt, ihm berste gleich das Herz.

44.

Ach! keicht er, gnäd'ger Herr, was sagt' ich Euch? — Nicht weiter,
Freund Scherasmin! fällt ihm der Zwerg ins Wort:
Ich kenne dich als einen wackern Streiter,
Nur läuft zuweilen dein Kopf mit deinem Herzen fort.
Warum, auf Andrer Wort, so rasch, mich zu verlästern?
Fi! graulich schon von Bart, an Urtheil noch so jung!
Nimm in Geduld die kleine Züchtigung!
Ihr Andren, geht und büßt für euch und eure Schwestern!

45.

Das Klostervolk streicht sich beschämt davon.
Drauf spricht der schöne Zwerg mit Freundlichkeit zum Alten:
Wie? Alter, immer noch des Argwohns düstre Falten?
Doch, weil du bieder bist, verzeiht dir Oberon.
Komm näher, guter alter Zecher,
Komm, fass' ein Herz zu mir und fürchte keinen Trug!
Du bist erschöpft; nimm diesen Becher
Und leer' ihn aus auf einen Zug.

46.

Mit diesem Wort reicht ihm der Elfenkönig
Ein Trinkgeschirr, von feinem Gold gedreht.
Der Alte, der mit Noth auf seinen Beinen steht,
Stutzt, wie er leer es sieht, nicht wenig.
Ei, ruft der Geist, noch keine Zuversicht?
Frisch an den Mund und trink' und zweifle nicht!
Der gute Mann gehorcht, zwar nur mit halbem Willen,
Und sieht das Gold sich flugs mit Wein von Langon füllen.

47.

Und als er ihn auf einen Zug geleert,
Ist's ihm, als ob mit wollustvoller Hitze
Ein neuer Lebensgeist durch alle Adern blitze.
Er fühlet sich so stark und unversehrt,
Als wie er war, da er, in seinen besten Jahren,
Mit seinem ersten Herrn zum heil'gen Grab gefahren.
Voll Ehrfurcht und Vertraun fällt er dem schönen Zwerg
Zu Fuß und ruft: Nun steht mein Glaube wie ein Berg!

48.

Drauf spricht der Geist mit ernstem Blick zum Ritter:
Mir ist der Auftrag wohl bekannt,
Womit dich Karl nach Babylon gesandt.
Du siehst, was für ein Ungewitter
Er dir bereitet hat; sein Groll verlangt dein Blut:
Allein, was du mit Glauben und mit Muth
Begonnen hast, das helf' ich dir vollenden;
Da, wackrer Hüon, nimm dieß Horn aus meinen Händen!

49.

Ertönt mit lieblichem Ton von einem sanften Hauch
Sein schneckengleich gewundner Bauch,
Und dräuten dir mit Schwert und Lanzen
Zehntausend Mann, sie fangen an zu tanzen
Und tanzen ohne Rast im Wirbel, wie du hier
Ein Beispiel sahst, bis sie zu Boden fallen:
Doch, lässest du's mit Macht erschallen,
So ist's ein Ruf, und ich erscheine dir.

50.

Dann siehst du mich, und wär' ich tausend Meilen
Von dir entfernt, zu deinem Beistand eilen.
Nur spare solchen Ruf, bis höchste Noth dich dringt.
Auch diesen Becher nimm, der sich mit Weine füllet,
Sobald ein Biedermann ihn an die Lippen bringt;
Der Quell versieget nie, woraus sein Nektar quillet:
Doch, bringt ein Schalk ihn an des Mundes Rand,
So wird der Becher leer und glüht ihm in der Hand.

51.

Herr Hüon nimmt mit Dank die wundervollen Pfänder
Von seines neuen Schützers Huld;
Und da er sich des Ostens Purpurränder
Vergülden sieht, forscht er mit Ungeduld
Nach Babylon den kürzesten der Wege.
Zeuch hin, spricht Oberon, nachdem er ihn belehrt;
Und daß ich nie die Stunde sehen möge,
Da Hüons Herz durch Schwäche sich entehrt!

52.

Nicht daß ich deinem Muth' und Herzen
Mißtraue! aber, ach! du bist ein Adamskind,
Aus weichem Thon geformt und für die Zukunft blind!
Zu oft ist kurze Lust die Quelle langer Schmerzen!
Vergiß der Warnung nie, die Oberon dir gab!
Drauf rührt er ihn mit seinem Lilienstab',
Und Hüon sieht aus seinem liebevollen
Azurnen Augenpaar zwei helle Perlen rollen.

53.

Und wie er Treu' und Pflicht ihm schwören will,
Entschwunden war der Waldgeist seinem Blicke,
Und nur ein Lilienduft blieb, wo er stand, zurücke.
Betroffen, sprachlos, steht der junge Ritter still.
Reibt Aug' und Stirn, wie einer, im Erwachen
Aus einem schönen Traum, sich sucht gewiß zu machen,
Ob das, was ihn mit solcher Lust erfüllt,
Was Wirklichs ist, ob nur ein nächtlich Bild?

54.

Doch, wenn er auch gezweifelt hätte,
Der Becher und das Horn, das ihm an goldner Kette
Um seine Schultern hing, ließ keinem Zweifel Platz.
Der Becher sonderlich dünkt dem verjüngten Alten
Das schönste Stück im ganzen Feenschatz'.
Herr, spricht er, (im Begriff, den Bügel ihm zu halten)
Noch einen Zug, dem guten Zwerg zum Dank!
Sein Wein, bei meiner Treu'! ist echter Göttertrank!

55.

Und nun, nachdem sie sich gestärkt zur neuen Reise,
Ging's über Berg und Thal, nach alter Ritter Weise,
Den ganzen Tag; und nur ein Theil der kurzen Nacht
Wird unter Bäumen zugebracht.
So zogen sie, ohn' alles Abenteuer,
Vier Tage lang — der Ritter schon im Geist
Zu Babylon, und glücklich sein Getreuer,
Daß Siegwins Sohn es ist, dem er zur Seite reist.

Varianten.

Stanze 1. Vers 8.

In Aesten buhlt, und Theil u. s. w.

St. 2. V. 8.

Wenn hörtest du, daß Franken je geflohn?

St. 4. V. 4.

(a) Daß ihm ein Strom von Blut aus Mund u. s. w.

St. 19. V. 7.

(a) An ihrer acht, ich bin dabei!

St. 20. V. 5.

(a) Setzt, einem Geist, u. s. w.

St. 21. V. 2.

(a) Ich hau' ihm auch den Schädel glatt vom Leibe:

St. 21. V. 4, 5.

(a) Ein andrer da. Oft rennt, als wie zum Zeitvertreibe,
Der Rumpf sogar in vollem Lauf

St. 22. V. 2.

(a) So ist's mit all dem Volk, das u. s. w.

V. 5—7.

(a) Allein der Spuk, der hier sein Wesen treibet,
Ist Euch ein Geist von ganz besonderm Schlag;
Der hält hier offnen Hof, u. s. w.

St. 23. V. 6—8.

(a) (Der Pfarrer nannt' ihn einen M—anichäer)
Der schwur, es wäre gar nichts dran,
Und schimpfte weidlich los auf alle Geisterseher.

St. 24.

(a) Sie zankten oft sich drum bei einer Flasche Wein,
Und wenn das letzte Glas zu Kopf zu gehn begonnte,
So mischten sie so viel Latein und Griechisch drein,
Daß ich kaum dann und wann ein Wort verstehen konnte.
Gut, dacht' ich dann, ihr schwatzt wohl sehr gelehrt,
Allein, man weiß doch nichts, als was man selbst erfährt.

Ich wollte wohl, ein Geist erwiese mir die Ehre
Und käm' und sagte mir, was an der Sache wäre.

St. 28. V. 1.

(a) Ein Knäblein, schön, als wie auf seiner Mutter Schoß

V. 7.

(a) — — — — Er ist so schön, u. s. w.

St. 30. V. 1, 2.

(a) Indem sie fliehn, verfolgt sie ein Gewitter
Mit Regen, Sturm und Blitz. — —

St. 38. V. 2.

(a) Ein jeder Lollhart nimmt u. s. w.

V. 4—8.

— — — — Die Schwestern und die Brüder
Vergessen aller Zucht und Regel ganz und gar.
Es ist ein wahrer Tanz von Faunen und Mänaden:
Hier flieht ein Weibel weg, dort winken runde Waden,
Auch wohl noch mehr, und keine wird's gewahr.

Die folgende Stanze ist in die späteren Ausgaben nicht aufgenommen worden:

Der Ritter ganz allein steht fest auf seinen Füßen,
Und lacht (wer hätt' auch hier nicht lachen müssen?)
Aus voller Brust, dem Veitstanz zuzusehn;
Wie hoch die dicken Wänste hüpfen,
Wie flink die Nonnen daher auf kurzem Grase schlüpfen,
Wie schnell und üppig sich die runden Hüfte drehn;
Kurz, wie, des Wohlstands quitt, dem sie aus Zwang gefröhnet,
Die liebe Natur sich tummelt, bäumt und dehnet.

St. 39. V. 1.

(a) Indessen naht sich ihm u. s. w.

St. 43. V. 8.

— — — und glaubt, jetzt berstet (jetzt berste) ihm das Herz.

St. 44. V. 4.

Nur läuft dein Kopf manchmal (zuweil) mit deinem Herzen fort.

St. 45. V. 2, 3.

(a) Drauf spricht der schöne Zwerg mit Huld zu Scherasmine:
Wie? Alter, immer noch des Argwohns düstre Miene?

St. 46. V. 5.

Ei, ruft der Zwerg, noch keine Zuversicht?

St. 47. V. 4.

(a) Er fühlt sich wieder so frisch, so stark und unversehrt,

St. 51. V. 3—5.

(a) Und kaum vergülden sich des Ostens Purpurränder,
So forscht er schon, mit edler Ungeduld,
Von Oberon den kürzesten der Wege.

St. 54. V. 4.

(a) Zumal der Becher dünkt dem neuverjüngten Alten.

Dritter Gesang.

1.

Am fünften, da ihr Weg sich durch Gebirge stahl,
Auf einmal sehen sie in einem engen Thal
Viel reiche Zelten aufgeschlagen
Und Ritter, mehr als zwanzig an der Zahl,
Die gruppenweis' umher in Palmenschatten lagen.
Sie ruhten, wie es schien, nach ihrem Mittagsmahl';
Indessen Helm' und Speer' an niedern Aesten hingen,
Und ihre Pferde frei im Grase weiden gingen.

2.

Kaum wird die ritterliche Schaar
Der beiden Reisigen noch auf der Höh gewahr,
So raffen alle von der Erde
Sich eilends auf aus ihrer Mittagsruh',
Als ob zum Kampf geblasen werde.
Das ganze Thal wird reg' in einem Nu,
Man zittert hin und her, man läuft den Waffen zu,
Die Ritter rüsten sich, die Knappen ihre Pferde.

3.

Laß sehen, spricht mein Held zu Scherasmin,
Was diese Ritterschaft, die dem Verdauungswerke
So friedlich obzuliegen schien,
In solche Unruh setzt. — Wir selber, wie ich merke,
Erwiedert jener: seyd auf Eurer Hut.
Sie kommen uns in halbem Mond' entgegen.
Herr Hüon zieht mit kaltem Blut den Degen,
Freund, spricht er, der ist mir für allen Schaden gut.

4.

Indem tritt aus dem Kreis', in seinem Wehrgeschmeide,
Ein feiner Mann hervor, grüßt höflich unsre beide
Und bittet um Gehör. Mit Gunst, Herr Paladin!
Ein Jeder, spricht er, ist hier angehalten worden,
Wer noch von unserm Stand' und Orden
Seit einem halben Jahr' in diesem Thal' erschien.
Nun steht's in Eurer Wahl, ein Speerchen hier zu brechen,
Wo nicht, sogleich zu thun, warum wir Euch besprechen.

5.

Und was? fragt Hüon züchtig.
Nicht weit von hier, spricht jener, mästet sich
In einer festen Burg der Riese Angulaffer;
Ein arger Christenfeind, ein wahrer Wütherich,
Auf schöne Fraun erpichter, als ein Kaffer,
Und, was das Schlimmste ist, fest gegen Hieb und Stich,
Kraft eines Rings, den er dem Zwerg genommen,
Aus dessen Park die Herren hergekommen.

6.

Mein Herr, ich bin ein Prinz vom Berge Libanon.
Ich hatte mich dem Dienst der schönsten aller Schönen
Drei Jahre sonder Minnelohn
Verdingt, bevor sie sich so viele Treu zu krönen
Erbitten ließ: und wie ich nun als Bräutigam
Ihr eben jetzt den Gürtel lösen wollte,
Da kam der Wehrwolf, nahm sie untern Arm und trollte
Vor meinen Augen weg mit meinem holden Lamm.

7.

Fast sieben Monde sind verflossen,
Seit ich zu ihrem Heil mein Aeußerstes versucht:
Allein der Eisenthurm, worein er sie verschlossen,
Wehrt mir den Zugang, ihr die Flucht.
Das Einz'ge, was von Amors süßer Frucht
Ich in der langen Zeit genossen,
War, Tage lang von fern' auf einem Baum zu lauern
Und hinzusehn nach den verhaßten Mauern.

8.

Zuweilen däuchte mich sogar,
Ich sehe sie, in losgebundnem Haar',
Am Fenster stehn, mit aufgehobnen Armen,
Als flehte sie zum Himmel um Erbarmen.
Mir fuhr ein Dolch ins Herz. Und die Verzweiflung nun
Trieb mich, seit jenem Tag', aus bloßer Noth zu thun
Was Ihr erfahren habt, wie alle diese Streiter:
Kurz, ungefochten, Herr, kommt hier kein Ritter weiter.

9.

Gelingt es Euch, was Keinem noch gelang,
Aus meinem Sattel mich zu heben,
So seyd Ihr frei und reiset ohne Zwang,
Wohin Ihr wollt: wo nicht, so müßt Ihr Euch ergeben,
Wie diese Herren hier, mir zu Gebot zu stehn
Und keinen Schritt von hier zu gehn,
Bis wir das Abenteur bestanden
Und meine Braut erlöst aus Angulaffers Banden.

10.

Doch, wenn Ihr etwa lieber schwört,
In seinen Eisenthurm geraden Wegs zu dringen
Und meine Angela allein zurück zu bringen,
So habt Ihr freie Wahl und seyd noch Dankes werth.
Prinz, sprach der Paladin, was braucht's hier erst zu kiesen?
Genug, daß Ihr die Ehre mir erwiesen!
Kommt, einen Ritt mit Euch und Eurer ganzen Zahl,
Vom Uebrigen ein ander Mal!

11.

Der schöne Ritter stutzt, doch läßt er sich's gefallen:
Sie reiten, die Trompeten schallen,
Und, kurz, Herr Hüon legt mit einem derben Stoß
Den Prinzen Libanons gar unsanft auf den Schoß
Der guten alten Mutter Erde.
Drauf kommen nach der Reih die edeln Knechte dran;
Und als er ihnen so wie ihrem Herrn gethan,
Hebt er sie wieder auf mit höflicher Geberde.

12.

Bei Gott, Herr Ritter, (spricht, indem er zu ihm hinkt,
Der Cedernprinz) Ihr seyd ein scharfer Stecher!
Doch Basta! Eure Hand! Kommt, weil der Abend winkt,
Zum brüderlichen Mahl' und zum Versöhnungsbecher.
Herr Hüon nimmt den Antrag dankbar an:
Drei Stunden flogen weg mit Trinken und mit Scherzen;
Und, wie die Ritter ihn so schön und höflich sahn,
Verziehn sie ihm ihr Rippenweh von Herzen.

13.

Jetzt, spricht er, liebe Herrn und Freunde, da ich euch,
Was mein war, ehrlich abgewonnen,
Jetzt, sollt Ihr wissen, gehts geraden Weges gleich
Dem Riesen zu. Ich war's vorhin gesonnen
Und thu' es nun mit desto größrer Lust,
Weil einem Biedermann' ein Dienst damit geschiehet.
Drauf dankt er, daß sie sich so viel mit ihm bemühet,
Und drückt der Reihe nach sie all' an seine Brust.

14.

Und als sie ihm zur Burg des ungeschlachten Riesen
Durch einen Föhrenwald den nächsten Weg gewiesen,
Entläßt er sie, mit der Versicherung,
Sie sollten bald von ihrer Dame hören.
Lebt wohl, Ihr Herrn! — „Viel Glücks!“ — Und nun in vollem Sprung
Zum Wald' hinaus. Kaum röthete die Föhren
Die Morgensonn', als ihm im blachen Feld'
Ein ungeheurer Thurm sich vor die Augen stellt.

15.

Aus Eisen schien das ganze Werk gegossen,
Und ringsum war's so fest verschlossen,
Daß nur ein Pförtchen, kaum zwei Fuß breit, offen stand;
Und vor dem Pförtchen stehn, mit Flegeln in der Hand,
Zwei hochgewaltige metallene Kolossen,
Durch Zauberei belebt, und dreschen unverdrossen
So hageldicht, daß zwischen Schlag und Schlag
Sich unzerknickt kein Lichtstrahl drängen mag.

16.

Der Paladin bleibt eine Weile stehen;
Und, wie er überlegt, was anzufangen sey,
Läßt eine Jungfrau sich an einem Fenster sehen
Und winkt gar züchtiglich ihn mit der Hand herbei.
Ei ja! ruft Scherasmin, die Jungfer hat gut winken:
Ihr werdet doch kein solcher Waghals seyn?
Seht Ihr die Schweizer nicht zur Rechten und zur Linken?
Da kommt von Euch kein Knochen ganz hinein!

17.

Doch Hüon hielt getreu an seiner Ordensregel,
Dem Satan selber nicht den Rücken zuzudrehn.
Hier, denkt er, ist kein Rath, als mitten durch die Flegel
Geradezu aufs Pförtchen los zu gehn.
Den Degen hoch, die Augen zugeschlossen,
Stürzt er hinein; und, wohl ihm! ihn verführt
Sein Glaube nicht; die ehernen Kolossen
Stehn regungslos, sobald er sie berührt.

18.

Kaum ist der Held hinein gegangen,
Indessen Scherasmin im Hof die Pferde hält,
So eilt die schöne Magd, den Ritter zu empfangen;
Mit schwarzen Haaren, die ihr am Rücken niederhangen,
In weißem Atlaßrock, der bis zur Erde fällt,
Und den am leicht bedeckten Busen
Ein goldnes Band zusammen hält,
Das zierlichste Modell zu Grazien oder Musen!

19.

Was für ein Engel, (spricht, indem sie seine Hand
Nur kaum berührt, das Mädchen süß erröthend)
Was für ein Engel, Herr, hat Euch mir zugesandt?
Ich stand am Fenster just, zur heil'gen Jungfrau betend,
Als Ihr erschient. Gewiß hat sie's gethan,
Und als von ihr geschickt nimmt Angela Euch an.
Von ihr, die schon so oft sich meiner angenommen,
Zu Hülfe mir gesandt, seyd tausendmal willkommen!

20.

Nur laßt uns nicht verziehn; denn jeder Augenblick
Ist mir verhaßt, den wir in diesem Kerker weilen.
Ich komme nicht, spricht Hüon, so zu eilen:
Wo ist der Ries'? — O, der, versetzt sie, liegt zum Glück
In tiefem Schlaf', und wohl, daß Ihr ihn so getroffen;
Denn, ist er wieder auferweckt,
Vergebens würdet Ihr ihm obzusiegen hoffen,
Solang der Zauberring an seinem Finger steckt.

21.

Doch, diesen Ring ihm sicher abzunehmen,
Ist's noch gerade Zeit. „Wie so?“ — Der tiefe Schlaf,
Der täglich drei bis vier Mal ihn zu lähmen
Und zu betauben pflegt, ist kein gemeiner Schlaf.
Ich will Euch, weil noch wohl zwei ganze Stunden fehlen,
Bis er erwacht, die Sache kurz erzählen.
Mein Vater, Balazin von Phrygien genannt,
Ist Herr von Jericho im Palastinerland.

22.

Beinah vier Jahre sind's, seit mich Alexis liebte,
Der schönste Prinz vom Berge Libanon;
Und wenn ich ihn durch Sprödethun betrübte,
So wußte, glaubet mir, mein Herz kein Wort davon:
Es fiel mir schwer genug! Doch in den ersten Wochen
Hatt' ich's der heiligen Alexia versprochen,
Nur, wenn der Prinz drei Jahre keusch und rein
Mir diente, anders nicht, die Seinige zu seyn.

23.

Ganz heimlich ward er mir mit jedem Tage lieber;
Die Prüfungszeit war lang', allein sie ging vorüber!
Ich ward ihm angetraut, — und kurz, schon sahen wir
Ins Brautgemach zusammen uns verschlossen;
Auf einmal flog im Sturm die Kammerthür'
Erdonnernd auf, der Riese kam geschossen,
Ergriff mich, floh, und sieben Monde schier
Sind, seit mich dieser Thurm gefangen hält, verflossen.

24.

Zu wissen, ob der Ries' es mir so leicht gemacht,
Ihm Stürme ohne Zahl beständig abzuschlagen,
Müßt Ihr ihn selber sehn. Mein Herr, was soll ich sagen?
Stets angefochten, stets den Sieg davon zu tragen,
Ist schwer. Einst, da er mich in einer Mondscheinsnacht
(Noch schaudert's mich!) aufs Aeußerste gebracht,
Fiel ich auf meine Knie, rief mit gerungnen Händen
Die Mutter Gottes an, mir Hülfe zuzusenden.

25.

Die holde Himmelskönigin
Erhörte mich, die Jungfrau voller Gnaden.
Getroffen wie vom Blitz sank der Versucher hin
Und lag, unmächtig, mir zu schaden,
Sechs ganzer Stunden lang. So oft, seit dieser Zeit,
Er den verhaßten Kampf erneut,
Erneut das Wunder sich; stracks muß sein Trotz sich legen,
Und nichts vermag sein Zauberring dagegen.

26.

Dieß war erst heute noch der Fall; und nach Verlauf
Der sechsten Stunde (vier sind schon davon verloffen)
Steht er zu neuem Leben auf,
So frisch und stark, als hätt' ihn nichts betroffen.
Des Ringes Werk ist dieß. Solang' ihn der beschützt,
Kann ihm am Leben nichts geschehen.
Ihr glaubt nicht, was der Ring für Tugenden besitzt!
Allein was hält Euch, selbst das Alles anzusehen?

27.

Nun ging's dem Ritter just wie euch.
Er hatte sich, nach Angulaffers Namen,
Ein Unthier vorgestellt aus Titans rohem Samen,
Den wilden Erdensöhnen gleich,
Die einst, den Göttersitz zu stürmen,
Den hohen Pelion zusammt den Wurzeln aus
Der Erde rissen, um ihn dem Ossa aufzuthürmen:
Nun ward ein Mann von sieben Fuß daraus.

28.

Habt ihr das Götterwerk von Glykon je gesehen,
Den großen Sohn der langen Wundernacht,
Im Urbild' oder nur in Gypse nachgemacht,
So denkt, ihr seht den Mann leibhaftig vor euch stehen,
Der in der schönen Mondscheinsnacht
Die arme Angela aufs Aeußerste gebracht.
Ihn hatte, wie er lag, von unsern neuern Alten
Der Schlauste für ein Bild vom Hercules gehalten.

29.

Für einen Hercules in Ruh',
Als er dem Augias den Marmorstall gemistet;
So breit geschultert, hoch gebrüstet
Lag Angulaffer da; auch traf die Kleidung zu.
Der Ritter stutzt; denn in den Alterthümern
Lag seine Starke nicht; und so, vorm keuschen Blick
Des Tages, im Costume der Heldenzeit zu schimmern,
Däucht ihm ein wahres Heidenstück.

30.

Nun, flüstert ihm die Jungfrau, edler Ritter,
Was zögert Ihr? Er schläft. Den Ring und einen Hieb,
So ist's gethan! — „Dazu ist mir mein Ruhm zu lieb.
Ein Feind, der schlafend liegt und nackter als ein Splitter,
Schläft sicher neben mir: erst wecken will ich ihn."
So macht Euch wenigstens zuvor des Ringes Meister,
Spricht sie. Der Ritter naht, den Reif ihm abzuziehn,
Und macht, unwissend, sich zum Oberherrn der Geister.

31.

Der Ring hat, außer mancher Kraft,
Die Hüon noch nicht kennt, auch diese Eigenschaft,
An jeden Finger stracks sich biegsam anzufügen;
Klein oder groß, er wird sich dehnen oder schmiegen,
Wie's nöthig ist. Der Paladin begafft
Den wundervollen Reif mit schaurlichem Vergnügen,
Faßt drauf des Riesen Arm und schüttelt ihn mit Macht
So lang' und stark, bis er zuletzt erwacht.

32.

Kaum fängt der Riese sich zu regen an, so fliehet
Die Tochter Balazins mit einem lauten Schrei'.
Herr Hüon, seinem Muth' und Ritterstande treu,
Bleibt ruhig stehn. Wie ihn der Heide siehet,
Schreit er ihn grimmig an: Wer bist du, kleiner Wicht,
Der meinen Morgenschlaf so tollkühn unterbricht?
Dein Köpfchen muß, weil du's von freien Stücken
Mir vor die Füße legst, dich unerträglich jücken?

33.

Steh' auf und waffne dich, versetzt der Paladin,
Dann, Prahler, soll mein Schwert dir Antwort geben!
Der Himmel sendet mich, zur Strafe dich zu ziehn;
Das Ende naht von deinem Sündenleben.
Der Riese, da er ihn so reden hört, erschrickt,
Indem er seinen Ring an Hüons Hand erblickt.
Geh, spricht er, eh mein Blut beginnt zu sieden,
Gib mir den Ring zurück und ziehe hin in Frieden.

34.

Ich nahm dir nur, was du gestohlen, ab,
Und dem er angehört, werd' ich ihn wieder geben,
Spricht Hüon; ich verschmäh' ein so geschenktes Leben;
Steh' auf und rüste dich und komm mit mir herab! —
„Du hättest mich im Schlaf' ermorden können,
Versetzt der Reck' in immer sanfterm Muth;
Du bist ein Biedermann; mich daurt dein junges Blut,
Gib mir den Ring, den Kopf will ich dir gönnen."

35.

Feigherziger, ruft Hüon, schäme dich,
Vergebens bettelst du! Stirb oder, wenn du Leben
Verdienst, verdien' es ritterlich!
Jetzt springt der Unhold auf, daß selbst die Mauern beben;
Sein Auge flammet, wie der offne Höllenschlund,
Die Nase schnaubt, Dampf fährt aus seinem Mund';
Er eilt hinweg, den Panzer anzulegen,
Der undurchdringlich ist selbst einem Zauberdegen.

36.

Der Ritter steigt herab, und ungesäumt erscheint
Ganz in verlupptem Stahl sein trotzig sichrer Feind,
Der in der Wuth vergaß, daß vor des Ringes Blitzen
Ihn keine Zauberwaffen schützen.
Allein der erste Stoß, den Hüons gutes Schwert
Auf seinen Harnisch führt, gibt ihm die Todeswunde;
Das Blut schießt wie ein Strom den Hals empor und sperrt
Des Athems Weg in seinem weiten Schlunde.

37.

Er fällt, wie auf der Stirn des Taurus eine Fichte
Im Sommer stürzt; der Thurm, das Feld umher
Erbebt von seinem Fall'; er fühlt sich selbst nicht mehr,
Sein starrend Auge schließt auf ewig sich dem Lichte,
Und den verruchten Geist, von Frevelthaten schwer,
Schon schleppen Teufel ihn zum schrecklichen Gerichte.
Der Sieger wischt vom blutbefleckten Stahl
Das schwarze Gift und eilt zur Jungfrau in den Saal.

38.

Heil Euch, mein edler Herr! Ihr habt mich wohl gerochen,
Ruft Angela, indem sie sich entzückt
Zu seinen Füßen wirft, sobald sie ihn erblickt:
Und dir, die ihn zum Retter mir geschickt,
O Himmelskönigin, sey es hiermit versprochen,
Der erste Sohn, mit dem ich in die Wochen
Einst komme, werd' in klarem dichtem Gold,
So schwer er ist, zum Opfer dir gezollt!

39.

Herr Hüon, als er sie gar ehrbar aufgehoben,
Erwiedert ihren Dank mit aller Höflichkeit
Der guten alten Ritterszeit,
Die zwar so fein, wie unsre, nicht gewoben,
Doch desto derber war und besser Farbe hielt.
Des Ritters Pflicht war, Jungfraun zu beschützen
Und, wenn sein Herz sich gleich unangemuthet fühlt,
Auf jeden Ruf sein Blut für jede zu verspritzen.

40.

Die Dame hatte noch nicht Zeit und Ruh genug
Gehabt, den jungen Mann genauer zu erwagen;
Jetzt, da sie ihn erbat, die Waffen abzulegen,
Jetzt hätte sie sich gleich mehr Augen wünschen mögen,
Als Junons Pfau in seinem Schweife trug,
So sehr däucht ihr der Ritter, Zug für Zug,
Von Kopf zu Fuß, an Bildung und Geberden,
An Großheit und an Reiz, der erste Mann auf Erden.

41.

Nicht, daß sie just mit Jemand ihn verglich,
Der zwischen ihm und ihrem Herzen stünde;
Ganz arglos überließ sie ihren Augen sich,
Und bloßes Sehn ist freilich keine Sünde.
Kein Scrupel störte sie in dieser Augenlust,
So sanft spielt noch um ihre junge Brust
Der süße Trug; denn, was sie sicher machte,
War, daß ihr Herz nicht an Alexis dachte.

42.

Ein Glück für dich, unschuld'ge Angela,
Daß keiner deiner Blick' in Hüons Busen Zunder
Zum Fangen fand. Und freilich war's kein Wunder:
Denn, kam ihr auch, wie dann und wann geschah,
Der seinige auf halbem Weg' entgegen,
So war's der Blick von einem Haubenkopf';
Er hätt' auf einen Blumentopf,
Auf ein Tapetenbild nicht kalter fallen mögen.

43.

Ein unbekanntes Was, das ihn wie ein Magnet
Nach Bagdad zieht, scheint allen seinen Blicken
Die scharfe Spitze abzuknicken
Und macht, daß jeder Reiz an ihm verloren geht.
Vergebens ist ihr Wuchs wie eine schöne Vase,
Von Amors eigner Hand gedreht;
Vergebens schließt die sanft erhobne Nase
Sich an die glatte Stirn' in stolzer Majestät;

44.

Umsonst hebt ihre Brust, gleich einem Doppelhügel
Von frischem Schnee, um den ein Nebel graut,
Den dünnen weißen Flor; umsonst ist ihre Haut
So rein und glatt, als wie ein Wasserspiegel,
Worin im Rosenschmuck' Aurora sich beschaut:
Vergebens hat ihr königliches Siegel
Die Schönheit jedem Theil so sichtbar aufgedrückt,
Daß ihr Gewand sie weder deckt noch schmückt.

45.

Kurz, Angela mit allen ihren Reizen
Ist ihm vergebens schön und jung;
Und, ferne nach Verlängerung
Der holden Gegenwart zu geizen,
Wünscht er mit jedem Augenblick'
In ihres Bräut'gams Arm recht herzlich sie zurück
Und kann zuletzt sich nicht entbrechen,
Da sie nichts sagt, ihr selbst davon zu sprechen.

46.

Kaum, daß er ihr dazu Geleit und Schutz versprach,
Und ihre Lippen sich in Dank dafür ergossen:
Als ein Getös von Reisigen und Rossen
Im Hof der Burg sie plötzlich unterbrach.
Schon trampelt's laut die langen Wendelstiegen
Herauf. Die junge Frau erschrickt — „Wer kann es seyn?"
Doch bald zerschmilzt ihr Schrecken in Vergnügen,
Denn, siehe da! Alexis tritt herein.

47.

Ihm war, zwar etwas spät, zu Sinne
Gestiegen, daß es ihm nicht allzu rühmlich sey,
Wenn Hüon seine Braut dem Recken abgewinne,
Indessen, weit vom Schuß, mit seiner Reiterei
Er, ihr Gemahl, im Schatten, frank und frei,
Sein zartlich Blut mit Palmenwein verdünne:
Auch konnte ja (wer wird dafür ihm stehn?)
Der Ritter gar davon mit seinem Engel gehn.

48.

Demnach so hatt' er stracks, als ihm sein Ohr gesungen,
Mit seiner Ritterschaft zu Pferde sich geschwungen
Und kam in vollem Trab, falls etwa die Gefahr
Durch Hüons Tapferkeit bereits vorüber war,
Die Schöne in Empfang zu nehmen,
Dem fremden Ritter Gottes Lohn
Zu wünschen und — ein wenig sich zu schämen,
(Denkt ihr; allein er war ein Prinz von Libanon.

49.

Herr Huon, unverhofft des Umwegs überhoben,
Mit Angela zurück ins Palmenthal zu gehn,
Läßt von den schönen Herrn sich in die Wette loben
Und fühlt sich just dabei so gut, als ob man ihn
Gescholten hätt'. Und nun, die Wohlthat zu vollenden,
Wird, durch des Ringes Kraft, von unsichtbaren Händen
Mit Allem, was den Gaum' ergetzt,
Ein großer runder Tisch in Ueberfluß besetzt.

50.

Ah, ruft die schöne Braut, schier hatt' ich es vergessen:
Herr Ritter, ehe wir zum Essen
Uns setzen, geht und schließt mit eigner Hand geschwind
Des Riesen Harem auf; denn fünfzig Jungfern sind
Noch außer mir in diesem Thurm verwahret;
Der schönste Mädchenflor, ein wahres Tulpenbeet!
Er hatte sie für seinen Mahomed
Zu Opfern, denk' ich, aufgesparet.

51.

Der Harem thut sich auf und zeigt, in vollem Putz
Und buntem lieblichem Gewimmel,
Ein wahres Bild von Mahoms lust'gem Himmel.
Herr Huon läßt die Damen all' im Schutz
Der schönen Herrn und ist schon weit davon geritten,
Da hinter ihm noch Alles lärmt und schnarrt,
Die Ehre seiner Gegenwart
Sich wenigstens zur Tafel auszubitten.

52.

Schon schlich, indeß das Grau in Abendroth zerfloß,
Der stille Mond herauf am Horizonte,
Als Hüon, weil sein Gaul nicht länger laufen konnte,
An einem schönen Platz zu ruhen sich entschloß.
Er sieht sich auf der grünen Erde
Nach einem Lager um, indessen für die Pferde
Sein Alter sorgt. Auf einmal steht, ganz nah',
Ein prächtiges Gezelt vor seinen Augen da.

53.

Ein reicher Teppich liegt, soweit es sich verbreitet,
Auf seinem Boden ausgespreitet,
Mit Polstern rings umher belegt,
Die, wie beseelt von innerlichem Leben,
Bei jedem Druck sanft blähend sich erheben.
Ein Tisch von Jaspis, den ein goldner Dreifuß trägt,
Steht mitten drin, und, was dem essenslust'gen Magen
Zum Göttertisch' ihn macht, das Mahl ist aufgetragen.

54.

Der Ritter bleibt wie angefroren stehn,
Winkt Scherasmin herbei und fragt ihn, was er sehe?
O, das ist leicht, erwiedert der, zu sehn:
Freund Oberon ist sichtlich in der Nähe.
Wir hätten ohne ihn die Nacht,
Anstatt uns nun in Schwanenflaum zu senken,
Auf unsrer Mutter Schoß so sanft nicht zugebracht.
Das nenn' ich doch an seine Freunde denken!

55.

Kommt, lieber Herr, nach dieser langen Fahrt
Schmeckt Ruhe süß; laßt hurtig Euch entgürten!
Ihr seht, der schöne Zwerg hat keinen Fleiß gespart,
Wiewohl im Flug', uns herrlich zu bewirthen.
Herr Hüon folgt dem Rath. Sie lagern beide sich
Halb sitzend um den Tisch und schmausen ritterlich;
Auch wird, beim Sang gasconscher froher Lieder,
Der Becher fleißig leer und füllt sich immer wieder.

56.

Bald löset unvermerkt des Schlafes weiche Hand
Der Nerven sanft erschlafftes Band.
Indem erfüllt, wie aus der höchsten Sphäre,
Die lieblichste Musik der Lüfte stillen Raum.
Es tönt, als ob ringsum auf jedem Baum'
Ein jedes Blatt zur Kehle worden wäre,
Und Mara's Engelston, der Zauber aller Seelen
Erschallte tausendfach aus allen diesen Kehlen.

57.

Allmählich sank die süße Harmonie,
Gleich voll, doch schwacher stets, herunter bis zum Säuseln
Der sanftsten Sommerluft, wenn kaum sich je und je
Ein Blatt bewegt, und um der Nymphe Knie
Im stillen Bache sich die Silberwellen kräuseln.
Der Ritter, zwischen Schlaf und Wachen, höret sie
Stets leiser wehn, bis unter ihrem Wiegen
Die Sinne unvermerkt dem Schlummer unterliegen.

58.

Er schlief in Einem fort, bis, da der frühe Hahn
Aurorens Rosenpferde wittert,
Ein wunderbarer Traum sein Innerstes erschüttert.
Ihm däucht, er geh' auf unbekannter Bahn,
Am Ufer eines Stroms, durch schattige Gefilde;
Auf einmal steht vor ihm ein göttergleiches Weib,
Im großen Auge des Himmels reinste Milde,
Der Liebe Reiz um ihren ganzen Leib.

59.

Was er empfand, ist nicht mit Worten auszudrücken,
Er, der zum ersten Mal jetzt Amors Macht empfand
Und athemlos, entgeistert vor Entzücken,
Sein Leben ganz in seinen Blicken,
Im Boden eingewurzelt stand,
Sie noch zu sehen glaubt, nachdem sie schon verschwand
Und, da der süße Wahn zuletzt vor ihm zerfließet,
Nichts mehr zu sehn die Augen sterbend schließet.

60.

Betäubt, in fühlbarm Tod, lag er am Ufer da
In seinem Traum': als ihn bedünkt, er spüre,
Daß eine warme Hand sein starres Herz berühre.
Und, wie vom Tod' erweckt, erhob er sich und sah
Die Schöne abermal zu seiner Seite stehen,
Die keiner Sterblichen in seinen Augen gleicht,
Und drei Mal schöner, wie ihm däucht
Und holder, als er sie zum ersten Mal gesehen.

61.

Stillschweigend schauten sie einander beide an,
Mit Blicken, die sich das unendlich stärker sagten,
Was ihre Lippen noch nicht auszusprechen wagten.
Ihm ward in ihrem Aug' ein Himmel aufgethan,
Wo sich in eine See von Liebe
Die Seele taucht. Bald wird das Uebermaß der Lust
Zum Schmerz': er sinkt im Drang der unaufhaltbarn Triebe
In ihren Arm und drückt sein Herz an ihre Brust.

62.

Er fühlt der Nymphe Herz an seinem Busen schlagen,
Der Glückliche! wie schnell, wie stark, wie warm!
Und — plötzlich hört es auf zu tagen,
Auf schwarzen Wolken rollt des Donners Feuerwagen,
Laut heulend bebt der Stürme wilder Schwarm;
Von unsichtbarer Macht wird schnell aus seinem Arm'
Im Wirbelwind die Nymphe fortgerissen
Und in die Flut des nahen Stroms geschmissen.

63.

Er hört ihr ängstlich Schrein, will nach — o Höllenpein!
Und kann nicht! steht, entseelt vor Schrecken,
Starr, wie ein Bild auf einem Leichenstein.
Vergebens strebt er, keicht und ficht mit Arm und Bein;
Er glaubt, in Eis bis an den Hals zu stecken,
Sieht aus den Wellen sie die Arme bittend strecken
Und kann nicht schrein, nicht, wie der Liebe Wuth
Ihn spornt, ihr nach sich stürzen in die Flut.

64.

Herr! ruft ihm Scherasmin, da er sein banges Schnauben
Vernimmt, erwacht, erwacht! ein böser Traum
Schnürt Euch die Kehle zu. — Fort, Geister, macht mir Raum,
Schreit Hüon, wollt ihr mir auch ihren Schatten rauben?
Und wüthend fährt er auf aus seinem Traumgesicht;
Noch klopft, von Todesangst umfangen,
Sein stockend Herz, er starrt ins Tageslicht
Hinaus, und kalter Schweiß liegt auf den bleichen Wangen.

65.

Das war ein schwerer Traum, ruft ihm der Alte zu:
Ihr lagt vermuthlich wohl zu lange auf dem Rücken?
Ein Traum? seufzt Siegwins Sohn mit minder wilden Blicken,
Das war's! allein ein Traum, der meines Herzens Ruh'
Auf ewig raubt! — „Das wolle Gott verwehren,
Mein bester Herr!“ — Sag mir im Ernste, (spricht
Der Ritter ernstvoll) glaubst du nicht,
Daß Träume dann und wann der Zukunft uns belehren?

66.

Man hat Exempel, Herr — und wahrlich, seit ich Euch
Begleite, leugn' ich nichts, erwiedert ihm der Alte.
Doch, wenn ich Euch die reine Wahrheit gleich
Gestehen soll, so sag' ich frei, ich halte
Nicht viel von Traumen. Fleisch und Blut
Hat, wenigstens bei mir, sein Spiel, so oft ich träume:
Dieß wußten unsre Alten gut
Und lehrten's uns im wohlbekannten Reime.

67.

Inzwischen, wenn Ihr mir den Inhalt Eures Traums
Vertrautet, könnt' ich Euch vielleicht was Bessers reimen.
Das will ich auch, spricht Hüon, ohne Säumen.
Kaum röthet noch den Wipfel jenes Baums
Der Morgenstrahl. Wir haben Zeit zum Werke.
Nur reiche mir zuvor den Becher her,
Damit ich meine Geister stärke:
Es liegt mir auf der Brust noch immer centnerschwer.

68.

Indeß der wundervolle Becher
Den Ritter labt, sieht ihn der Alte, still,
Als einer an, dem's nicht gefallen will,
Den wackern Sohn des braven Siegwins schwacher,
Als einem Manne ziemt, zu sehn.
Ei, (denkt er bei sich selbst, kopfschüttelnd) im Erwachen
Noch so viel Werks aus einem Traum zu machen!
Doch, weil's nun so ist, mag's zum Frühstück' immer gehn!

Varianten.

Stanze 2. Vers 8.

(a) Hier wappnen Ritter sich, dort Knappen ihre Pferde.

St. 3. V. 1.

Laß sehen, spricht der Paladin,

V. 3.

(a) So friedsamlich kaum obzuliegen schien,

V. 5.

Erwiedert Scherasmin: seyd wohl auf Eurer Hut.

St. 4. V. 3—8.

— — Herr Ritter lobesam,
Spricht er, wer noch von unserm Stand' und Orden
Von ungefähr zu diesen Zelten (in diese Gegend) kam,
Ist von uns angehalten worden.
Es steht in Eurer Wahl, ein Speerchen hier zu brechen,
Wo nicht, zu thun, warum u. s. w.

St. 5. V. 5.

Auf schöne Frauen wie ein Kaffer,

V. 8.

Aus dessen Park die Herrn vermuthlich hergekommen (stammen)

St. 6. V. 2—5.

(a) Ich hatte mich dem Dienst der Schönen aller Schönen
(a. b) Drei Jahre lang verdingt, und ohne Minnelohn,
(a) Bis sie erflehn sich ließ, so viele Treu zu krönen.
(b) Eh sie erbittlich war, so viele u. s. w.
(a. b) Doch in der Hochzeitsnacht, da ich als Bräutigam
(a) Ihr gleich den Gürtel lösen wollte,

St. 7. V. 1.

Sechs Monden sind nunmehr (bereits) verflossen

St. 7. V. 5.

Weh mir! der eiserne Thurm (Eisenthurm) u. s. w.

V. 5, 6.

(a) Das Einz'ge, was ich noch von Amors süßer Frucht
(b) Das Einzige, was ich von Amors u. s. w.
In dieser u. s. w.

St. 9. V. 5—7.

(a) — — — mir zu Gebot zu leben
Und nicht von hier zu gehn, solang
Bis wir u. s. w.

St. 13. V. 2.

(a) Was mein war ohnedieß, so redlich abgewonnen,

St. 14. V. 5.

Ade, ihr Herrn! u. s. w.

V. 8.

(a) Ein ungeheurer Thurm von ferne dar sich stellt.

St. 15. V. 8.

(a) Sich unzerknickt sogar kein Lichtstrahl u. s. w.

St. 16. V. 4, 5.

(a) Die winkt gar züchtiglich u. s. w.
Mein Treu! ruft Scherasmin, u. s. w.

V. 7.

Seht Ihr die Schweizer nicht mit ihren langen Zinken?

St. 17. V. 2, 3.

(a) Dem Satan selber nie den Rücken zuzudrehn.
Hier, denkt er, hilft sonst nichts, als mitten u. s. w.

St. 18. V. 5.

(a) Im langen weißen Rock u. s. w.

St. 21. V. 1, 2.

(a) Jedoch, den Ring ihm sicher abzunehmen,
(a b) Ist's just noch Zeit. „Wie so?" — Der Schlaf,

St. 22. V. 3.

(a) Und wenn ihn, wie er sagt, mein Sprödethun betrübte,

St. 24. V. 7.

Fiel ich auf meine Knie und rief mit wunden Händen

St. 25. V. 5.

(a) Sechs Stunden lang betäubt u. s. w.

St. 27. V. 6.

(a) Den hohen Pelion mit sammt den Wurzeln u. s. w.

St. 28. V. 5—7.

(a) Der Mann, der in der Mondscheinsnacht
Das arme Kind so ins Gedräng gebracht.
So wie er lag, hätt' ihn von unsern neuern Alten

St. 29. V. 7.

(a) — — Im Gewand der rohen Natur zu schimmern,

St. 33. V. 7, 8.

Gib, spricht er, mir den Ring zurücke
Und geh' im Frieden, geh' und dank' es deinem Glücke.

St. 34. V. 2—4.

Und dem er angehört, werd' ich ihn wieder schaffen,
Spricht Siegwins Sohn: du, hole deine Waffen
Und rüste dich und komm' herab!

V. 6.

Versetzt der Ries' mit immer sanfterm Muth;

St. 35. V. 5, 6.

Sein Auge glüht (flammt) als wie der Höllenschlund,
Die Nase schnaubet Zorn, Dampf u. s. w.

St. 36. V. 5, 6.

Allein beim ersten Stoß, u. s. w.
— — — vergeht ihm schon das Lachen;

V. 8.

Des Athems Weg in seinem weiten Rachen.

St. 38. V. 5.

(a) O Himmelskönigin, sey's feirlich hier versprochen,

St. 39. V. 7, 8.

Und wenn er gleich nicht mehr für die als jene fühlt,
Sein Blut beim ersten Ruf für jede zu verspritzen.

St. 42. V. 8.

(a) Auf ein Tapetenbild, gleich wichtig fallen mögen.

St. 54. V. 7.

Auf Gottes Boden nicht so sänftlich zugebracht,

St. 55. V. 2.

— — Laßt hurtig uns entgürten;

St. 56. V. 2.

(a) Der sanft erschlafften Nerven Band.

St. 57. V. 5.

Im stillen Bach sich kraus um die Silberwellen kräuseln.

St. 58. V. 4.

(a) Ihm däucht', er ging auf unbekannter Bahn,

S. 63. V. 8.

— — zu ihr sich stürzen in die Flut.

St. 65. V. 5.

(a) — — — das wolle Gott verhüten,

V. 8.

(a) Daß Träum' uns dann und wann, was künftig ist, entbieten?

St. 68. V. 2.

(a) Den Ritter labt, sieht ihn der Alte, mäuschenstill,

Vierter Gesang.

1.

Der Paladin beginnt nun seine Traumgeschichte,
Wie folgt: Was du auch, mein guter Scherasmin,
Von dem, was ich dir jetzt berichte,
Im Herzen denken magst, so ist's doch kein Gedichte,
Daß ich, Gott sey es Dank! noch stets an Leib und Sinn,
So wie du hier mich siehst, ein reiner Jüngling bin.
Nie hat vor diesem Tag' in meinem ganzen Leben
Mein unbefangnes Herz der Liebe Raum gegeben.

2.

Es waren zwar der schönen Jungfraun viel
An meiner Mutter Hof, und an Gelegenheiten,
Die einen Knaben leicht zur Tändelei verleiten,
Gebrach es nicht, zumal beim Pfanderspiel:
Da gab's wohl manchmal auch ein Strumpfband aufzulösen;
Allein der schönste Fuß ließ meine Phantasei
In stolzer Ruh'; und wär's Genevrens Fuß gewesen,
Es war ein Fuß, mehr dacht' ich nicht dabei.

3.

Daß ich von Kindheit an so viele offne Busen
Und bloße Schultern sah, mocht' auch mit Ursach seyn.
Gewohnheit gleicht in diesem Stück Medusen,
Und für das Schönste selbst verkehrt sie uns in Stein.
Allein was half mir's, frei geblieben
Zu seyn bis in mein zweimal zehntes Jahr?
Auch meine Stunde kam! Ach, Freund! mein Schicksal war,
Im Traum zum ersten Mal zu lieben.

4.

Ja, Scherasmin, nun hab' ich sie gesehn,
Sie, von den Sternen mir zur Siegerin erkoren;
Gesehen hab' ich sie und, ohne Widerstehn,
Beim ersten Blick mein Herz an sie verloren.
Du sprichst, es war ein Traum? Nein, Mann! ein Hirngespenst
Kann nicht so tiefe Spuren graben!
Und wenn du tausendmal mich einen Thoren nennst,
Sie lebt, ich hatte sie und muß sie wieder haben.

5.

O, hättest du den holden Engel doch
Gesehn, wie ich! — Zwar, wenn ich malen könnte,
Ich stellte sie dir hin, so glühend, wie sie noch
Vor meiner Stirne schwebt, und bin gewiß, sie brennte
Dein altes Herz zu einer Kohle aus.
O, daß nur etwas mir geblieben wär, das Leben
Von ihr empfing! ach! nur der Blumenstrauß
An ihrer Brust! was wollt' ich nicht drum geben!

6.

Denk dir ein Weib im reinsten Jugendlicht,
Nach einem Urbild von dort oben
Aus Rosenglut und Lilienschnee gewoben;
Gib ihrem Bau das feinste Gleichgewicht;
Ein stilles Lächeln schweb' auf ihrem Angesicht',
Und jeder Reiz, von Majestät erhoben,
Erweck' und schrecke zugleich die lüsterne Begier:
Denk' Alles und du hast den Schatten kaum von ihr!

7.

Und nun, sanft angelockt von ihren süßen Blicken,
Dieß holde Weib, das nur die Luftgestalt
Von einem Engel schien, an meine Brust zu drücken,
Zu fühlen, wie ihr Herz in meines überwallt,
Ist's möglich, daß ich vor Entzücken
Nicht gar verging? — Nun komm' und sprich mir kalt,
Es war ein Traum! Wie schal, wie leer und todt ist neben
So einem Traum mein vorigs ganzes Leben!

8.

Noch einmal, Scherasmin, es war kein Schattenspiel,
Im Sitz der Phantasie aus Weindunst ausgegohren!
Ein unbetrügliches Gefühl
Sagt mir, sie lebt, sie ist für mich geboren.
Vielleicht war's Oberon, der sie erscheinen ließ.
Ist's Wahn: o, lass' ihn mir! die Tauschung ist so süß!
Doch, nichts von Wahn! Kann solch ein Traum betrügen,
O, so ist Alles Wahn, so kann die Wahrheit lügen!

9.

Der Alte wiegt sein zweifelreiches Haupt,
Wie wenn man euch ein Wunderding erzählet,
Wovon ihr nichts im Herzen glaubt,
Wiewohl euch Grund es wegzuleugnen fehlet.
Was denkst du ? fragt der Ritter. — Das ist's just,
Was mich verlegen macht, versetzt der Unverliebte:
Ich hätte freilich wohl zu manchem Einwurf Lust;
Allein was half's am End', als daß ich Euch betrübte?

10.

Nur, vor der Hand, weil Euer fürstlich Wort
Euch einmal gegen Karl verbindet,
So, dacht' ich, setzten wir den Zug nach Bagdad fort.
Vielleicht, daß unterwegs der Zauber wieder schwindet;
Vielleicht, daß Oberon dabei sein Bestes thut,
Und unversehens sich die Traumprinzessin findet.
Inzwischen, lieber Herr, thut Euch die Hoffnung gut,
So hofft! Man macht dabei zum mindsten rothes Blut.

11.

Weil dieß der Knappe spricht, steht mit gesenkter Stirne
Der Ritter da; denn plötzlich hatte sich
In seinem liebeskranken Hirne
Die Scene umgekehrt. Ach, spricht er , täusche mich
Nicht auch mit falschem Trost! Feindselige Gestirne
Sind über mir. Was kann ich hoffen? sprich!
Der Sturm, der sie von meiner Brust gerissen,
Läßt, leider, mich zu viel von meinem Schicksal wissen.

12.

Entrissen ward sie mir! Noch streckt sie aus der Flut
Die Arme gegen mich — noch stockt vor Angst mein Blut —
Und, ach! wie an den Grund mit Ketten
Geschmidet, stand ich da, unmächtig, sie zu retten!
Das war im Traum, spricht Scherasmin: wofür
Euch ohne Noth mit schwarzer Ahnung grämen?
Ein Traum läßt nie von Art. Das Beste, glaubet mir,
Ist's, sich daraus nur, was uns freut, zu nehmen.

13.

Daß Euch im Traum' ein wohl gewogner Geist
Die künft'ge Königin von Eurem Herzen weist,
Das hat er gut gemacht! So etwas läßt sich glauben,
Und kurz, wir nehmen's nun für bare Wahrheit an.
Allein den Strom, den Wirbelwind, die Schrauben
An Hand und Fuß, die hat der Traum hinzu gethan.
Mir selbst ist oft in meinen jüngern Jahren,
Wenn mich der Alp gedrückt, dergleichen widerfahren.

14.

Da, zum Exempel, läuft ein schwarzer Zottelbär,
Indem ich wandeln geh, der Himmel weiß woher,
Mir in den Weg; ich greif' im Schrecken nach dem Degen
Und zieh' und zieh' — umsonst! Ein plötzlich Unvermögen
Strickt jede Sehne mir in allen Gliedern los;
Zusehens wird der Bär noch siebenmal so groß,
Sperrt einen Rachen auf, so gräßlich wie die Hölle;
Ich flieh' und ängst'ge mich und kann nicht von der Stelle.

15.

Ein ander Mal, wenn Ihr von einem Abendschmaus
Nach Haus zu gehen träumt, bei einem alten Gaden
Vorbei; auf einmal knarrt ein kleiner Fensterladen,
Und eine Nase guckt heraus,
So lang' als Euer Arm. Ihr sucht, halb starr vor Schrecken,
Ihr zu entfliehn, und vorn und hinten stehn
Gespenster da, die ins Gesicht Euch sehn
Und feur'ge Zungen weit aus langen Halsen recken.

16.

Ihr drückt in Todesangst Euch seitwarts an die Wand,
Die gegenüber steht — und eine dürre Hand
Fahrt durch ein rundes Loch Euch eiskalt übern Rücken
Und sucht an Euch herum, Euch da und dort zu zwicken.
Ein jedes Haar auf Eurem Kopfe kehrt
Die Spitz' empor, zur Flucht ist jeder Weg verwehrt,
Die Gasse wird zusehens immer enger,
Stets frostiger die Hand, die Nase immer länger.

17.

Dergleichen, wie gesagt, begegnet oft und viel;
Allein am End' ist's doch ein bloßes Possenspiel,
Das Nachtgespenster sich in unserm Schadel machen;
Die Nase sammt der Angst verschwindet im Erwachen.
Ich dacht' an Eurem Platz dem Ding nicht weiter nach
Und hielte mich an das, was mir der Zwerg versprach.
Frisch auf! Mir ahnet was! Es müßte übel enden,
Wenn wir die Dame nicht in Bagdad wiederfanden.

18.

Bei diesem Worte springt der Ritter, angeweht
Von frischem Muth', empor, als hätt' ihm nichts geträumet.
Der Morgenluft entgegen wiehernd, steht
Sein Renner schon gesattelt und gezäumet.
Er schwingt sich auf, und wie er aus dem Feld
Zurücke schaut, verschwunden ist das Zelt:
In einem Wink' erhob sich's aus dem Rasen,
In einem Wink war Alles weggeblasen.

19.

Sie zogen nun dem Lauf des hohen Euphrats nach,
Von Palmen und Gebüsch vorm Sonnenstrahl geborgen,
Durchs schönste Land der Welt, stillschweigend, keiner sprach
Ein Wort, wiewohl's an Stoff zum Reden nicht gebrach;
Denn jeder war vertieft in andre Sorgen.
Die reine Luft, der angenehme Morgen,
Der Vögel Lustgesang, des Stromes stiller Lauf
Weckt beider Phantasie aus leisem Schlummer auf.

20.

Der Ritter sieht in ihrem Zauberspiegel
Nichts sehenswerth, als das geliebte Bild.
Er malt die Göttin sich auf seinen blanken Schild,
Erklimmt auf ihrer Spur des Taurus schroffsten Hügel,
Steigt, sie erfragend, bis in Merlins furchtbars Grab
Bekämpft die Riesen und die Drachen,
Die um das Schloß, worin sie schmachtet, wachen,
Und kämpfte sie der ganzen Hölle ab.

21.

Indessen er, in eingebildeter Wonne,
Die schwer errungne Braut an seinen Busen drückt,
Sieht unvermerkt ans Ufer der Garonne,
Wo er als Kind den ersten Strauß gepflückt,
Von Euphrats Ufern weg der Alte sich verzückt.
Nein, denkt er, nirgends scheint doch unsers Herrgotts Sonne
So mild, als da, wo sie zuerst mir schien,
So lachend keine Flur, so frisch kein andres Grün!

22.

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,
Fühlt überall nach dir sich heimlich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus dir verbannt;
O, möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,
Bei meinen Vätern einst in deinem Schoß zu liegen!

23.

In solcher Träumerei schwind't unvermerkt der Raum,
Der sie von Bagdad trennt, bis jetzt die Mittagshitze
In einen Wald sie treibt, der vor der Glut sie schütze.
Noch ruhten sie um einen alten Baum,
Wo dichtes Moos sich schwellt zum weichen Sitze,
Und Oberons Pokal erfrischt den trocknen Gaum;
Als, eben da er sich zum dritten Male füllet,
Ein gräßliches Geschrei in ihre Ohren brüllet.

24.

Sie springen auf. Der Ritter faßt sein Schwert
Und fleugt dahin, woher die Zetertöne schallen!
Und sieh'! ein Saracen zu Pferd,
Von einem Löwen angefallen,
Kämpft aus Verzweiflung noch, erschöpft an Kraft und Muth,
Mit matter Faust. Schon taumelt halb zerrissen
Sein Roß und walzt mit ihm in einem Strom von Blut
Sich um und hat vor Angst die Stange durchgebissen.

25.

Grimmschnaubend stürzt der Löw' auf seinen Gegner los,
Aus jedem Blick schießt eine Feuerflamme.
Indem fährt Hüons Stahl ihm seitwärts in die Wamme.
Der Thiere Fürst, den solch ein Gruß verdroß,
Erwiedert ihn mit einer langen Schramme,
Nach der des Ritters Blut aus tausend Quellchen floß:
Hätt' Angulaffers Ring nicht über ihm gewaltet,
Ihn hätt' auf einen Zug der Löw' entzwei gespaltet.

26.

Herr Hüon rafft, was er an Kraft vermag,
Zusammen (denn sein Tod blitzt aus des Löwen Blicke)
Und stößt sein kurzes Schwert mit Macht ihm ins Genicke.
Vergebens schwingt sich noch der Schweif zu einem Schlag,
Von dem, wofern der Ritter nicht zurücke
Gesprungen wär', er halb zerschmettert lag;
Vergebens drauet noch die fürchterliche Tatze:
Ein Streich von Scherasmin erlegt ihn auf dem Platze.

27.

Der Saracen (den reichen Steinen nach,
Die hoch auf seinem Turban blitzen,
Ein Mann von Wichtigkeit) schien noch vor Angst zu schwitzen.
Die Ritter führen ihn am Arme ganz gemach
Den Bäumen zu, in deren Schirm sie lagen;
Man reicht zur Stärkung ihm den goldnen Becher dar,
Und auf Arabisch spricht der Alte: Herr, fürwahr,
Ihr habt dem Gott der Christen Dank zu sagen!

28.

Mit schelem Auge nimmt der Heid' aus Hüons Hand
Den Becher voll, und wie er an der Lippen Rand
Ihn bringt, versiegt der Wein, und glühend wird der Becher
In seiner Faust, der innern Schalkheit Rächer!
Er schleudert ihn laut brüllend weit von sich
Und stampft und tobt und lästert fürchterlich.
Herr Hüon, dem es graut, ihm zuzuhören,
Zieht sein geweihtes Schwert, den Heiden zu — bekehren.

29.

Allein der Schalk, der übermannt sich hält,
Hat keine Lust, zur Gegenwehr zu stehen;
Wie ein gejagter Strauß läuft er ins nahe Feld,
Wo beide Pferd' im Grase weiden gehen.
Risch schwingt er sich auf Hüons Klepper, faßt
Ihn bei der Mähn', und mit verhangten Zügeln
Rennt er davon, in solcher Angst und Hast,
Als saß' er zwischen Sturmwindsflügeln.

30.

Das Abenteur war freilich ärgerlich;
Allein was half's, dem Lecker nachzulaufen?
Zum Glücke war ein Ding, das einem Maulthier glich,
Im nächsten Dorf' um wenig Geld zu kaufen.
Das arme Thier, durchsichtiger als Glas,
Schien kaum belebt genug, bis Bagdad auszureichen;
Doch daucht's dem Alten noch auf dessen Rückgrat baß,
Als seinem Herrn zu Fuße nachzukeichen.

31.

So setzten beide nun nach dem gewünschten Port
Den ritterlichen Zug, so gut sie konnten, fort.
Der Sonnenwagen schwebt schon an des Himmels Gränzen,
Auf einmal sehen sie, von fern' im weiten Thal',
Gekrönt mit Thürmen ohne Zahl,
Der Städte Königin im Abendschimmer glänzen
Und, durch ein Paradies von ewig frischem Grün,
Den breiten Strom des schnellen Tigers fliehn.

32.

Ein wundersam Gemisch von Schrecken und Entzücken,
Geheime Ahnungen und fremde Schauer drücken
Des Ritters Herz, da ihm der Schauplatz auf sich thut,
Wo mehr sein Wort und angestammter Muth,
Als Karls Gebot, ihn treibt, ein Wagstück zu bestehen
Wo kaum möglich ist, ein besser Ziel zu sehen,
Als jähen Tod. Gewiß war immer die Gefahr;
Doch schien sie nie so groß, als da sie nahe war.

33.

Er sieht mit ihren goldnen Zinnen,
Gleich einer Götterburg, in furchtbar stolzer Pracht
Der Emirn Burg, den Thron, der Asien zittern macht,
Und spricht zu sich: Und du, was gehst du zu beginnen?
Er stutzt. Doch bald stärkt wieder seine Sinnen
Des Glaubens Muth, der ihn so weit gebracht,
Und eine Stimme scheint ihm leise zuzuwehen,
Er werde, die er liebt, in jenen Mauern sehen.

34.

Auf, ruft er, Scherasmin, spann' alle Segel auf!
Du siehst das Ziel von meinem langen Lauf;
Wir müssen Bagdad noch vor dunkler Nacht erreichen.
Nun geht's im schärfsten Trott, daß Roß und Reiter keichen.
Der Knapp gießt seinem Thier mitleidig etwas Wein
Aus Oberons Becher auf die Zunge:
Da, spricht er, trink, du guter treuer Junge,
Der Becher trocknet nicht für deines gleichen ein.

35.

Er hatte Recht. Kaum saugt des Maulthiers Zunge
So lechzend, als ein ausgebrannter Stein,
Den süßen Thau des Zaubergoldes ein,
So schießt mit allbelebendem Schwunge
Ein Feuerstrom durch Adern und Gebein;
Von neuer Kraft gespannt, erfrischt an Herz und Lunge,
Läuft's, einem Windspiel gleich, mit ihm davon,
Und eh der Tag erlischt, sind sie in Babylon.

36.

Noch irrten sie in seinen ersten Gassen
Unkundig in der Dämmrung hin und her,
Als Fremde, die sich bloß vom Zufall leiten lassen:
Da kam des Wegs von ungefähr
An ihrem Stab' ein Mütterchen gegangen,
Mit grauem Haar' und längst verwelkten Wangen.
He, Mutter, seyd so gut, schreit Scherasmin sie an,
Und weiset uns den Weg zu einem Han.

37.

Die Alte bleibt, gestützt auf ihre Krücke, stehen
Und hebt ihr wankend Haupt, die Fremden anzusehen.
Herr Fremdling, spricht sie drauf, von hier ist's ziemlich weit
Zum nächsten Han; doch, wenn Ihr müde seyd,
Und wenig Euch genugt, so kommt in meine Hütte;
Da steht Euch Milch und Brod und eine gute Schütte
Von frischem Stroh zu Dienst, und Gras für Euer Vieh;
Ihr ruhet aus und zieht dann weiter morgen früh.

38.

Mit großem Dank für ihr gastfreundliches Erbieten
Folgt Hüon nach. Ihm daucht kein Lager schlecht,
Wo Freundlichkeit und Treu der offnen Thüre hüten.
Die neue Baucis macht in Eil die Streu zurecht,
Wirft Quendel und Orangeblüthen
Aus ihrem Gärtchen drauf, trägt fette Milch voll Schaum
Und saft'ge Pfirschen auf und Feigen, frisch vom Baum,
Beklagend, daß ihr jüngst die Mandeln nicht geriethen.

39.

Dem Fürsten dünkt, er hab' in seiner Lebenszeit
Nie so vergnüglich Mahl gehalten.
Was der Bewirthung fehlt, ersetzt der guten Alten
Vertrauliche Geschwätzigkeit.
Die Herren, spricht sie, kommen eben
Zu einem großen Fest. — „Wie so?" — Ihr wißt es nicht?
Es ist das Einz'ge doch, was man in Bagdad spricht;
Die Tochter unsers Herrn wird morgen ausgegeben.

40.

„Des Sultans Tochter? Und an wen?"
Der Bräutigam ist einer von den Neffen
Des Sultans, Fürst der Drusen, reich und schön,
Und auf dem Schachbrett soll ihn keiner übertreffen;
Mit einem Wort', ein Prinz, den alle Welt
Der schönen Rezia vollkommen würdig hält.
Und doch — gesagt im engesten Vertrauen —
Sie ließe lieber sich mit einem Lindwurm trauen.

41.

Das nenn' ich wunderlich, versetzt der Paladin,
Ihr werdet's uns so leicht nicht glauben machen.
„Ich sag' es noch einmal, eh die Prinzessin ihn
So nahe kommen läßt, umarmt sie einen Drachen,
Da bleibt's dabei! — Mir ist von langer Hand
Das Wie und Wann der Sache wohl bekannt.
Zwar hab' ich reinen Mund gar hoch versprechen müssen;
Doch, gebt mir Eure Hand, so sollt Ihr Alles wissen.

42.

„Es wundert Euch vielleicht, wie eine Frau, wie ich,
Zu solchen Dingen kommt, die selbst dem Fürstenstamme
Verborgen sind und sonsten männiglich?
So wisset denn, ich bin die Mutter von der Amme
Der schönen Rezia, bei der sie Alles gilt,
Wiewohl schon sechzehn volle Jahre
Verflossen sind, seit Fatme sie gestillt;
Nun merkt Ihr leicht, woher ich manchmal was erfahre.

43.

„Man weiß, daß schon seit Jahren der Khalif,
Auf seine Tochter stolz, nicht selten
An Festen, die er gab, sie mit zur Tafel rief,
Wo schöner Männer viel sich ihr vor Augen stellten.
Allein auch das weiß Stadt und Land,
Daß keiner je vor ihr besonders Gnade fand:
Sie schien sie weniger mit mädchenhaftem Grauen
Als mit Verachtung anzuschauen.

44.

„Indessen ward geglaubt, sie könne Babekan
(So heißt der Prinz, den sich zum Tochtermann
Der Sultan auserwählt) vor allen andern leiden.
Nicht, daß beim Kommen oder Scheiden
Das Herz ihr höher schlug; ihn nicht mit Fleiß zu meiden,
War wohl das Höchste, was er über sie gewann:
Allein sie war doch sonst für Niemand eingenommen;
Die Liebe, dachte man, wird nach der Hochzeit kommen.

45.

„Jedoch, seit einem Zwischenraum
Von wenig Wochen, hat sich Alles umgekehret.
Seitdem kann Rezia den armen Prinzen kaum
Vor Augen sehn. Ihr ganzes Herz empöret
Sich, wenn sie nur von Hochzeit reden höret;
Und was unglaublich ist, so hat ein bloßer Traum
Die Schuld daran.“ — Ein Traum? ruft Hüon ganz in Feuer;
Ein Traum? ruft Scherasmin, welch seltsam Abenteuer!

46.

Ihr träumte, fährt die Alte fort,
Sie werd' in Rehgestalt an einem wilden Ort
Von Babekan gejagt. Sie lief, von zwanzig Hunden
Verfolgt, in Todesangst herab von einem Berg';
Ihm zu entfliehen, war die Hoffnung schon verschwunden!
Da kam ein wunderschöner Zwerg
In einem Phaethon, den junge Löwen zogen,
In vollem Sprung' entgegen ihr geflogen.

47.

Der Zwerg in seiner kleinen Hand
Hielt einen blühnden Lilienstangel,
Und ihm zur Seite saß ein fremder junger Fant,
In Ritterschmuck, schön wie ein barer Engel;
Sein blaues Aug' und langes gelbes Haar
Verrieth, daß Asien nicht sein Geburtsland war;
Doch, wo er immer hergekommen,
Genug, ihr Herzchen ward beim ersten Blick genommen.

48.

Der Wagen hielt. Der Zwerg mit seinem Lilienstab
Berührte sie; stracks fiel die Rehhaut ab:
Die schöne Rezia, auf ihres Retters Bitten,
Stieg in den Wagen ein und setzt' erröthend mitten
Sich zwischen ihn und den, dem sich ihr Herz ergab,
Wiewohl noch Lieb' und Scham in ihrem Busen stritten.
Der Wagen fuhr nun scharf den Berg hinan
Und stieß vor einen Stein, und sie erwachte dran.

49.

Weg war ihr Traum, doch nicht aus ihrem Herzen
Der Jüngling mit dem langen gelben Haar.
Stets schwebt sein Bild, die Quelle süßer Schmerzen,
Bei Tag und Nacht ihr vor, und seit der Stunde war
Der Drusenfürst ihr unerträglich.
Sie konnt' ihn ohne Zorn nicht hören und nicht sehn.
Man gab sich alle Müh, die Ursach' auszuspähn;
Umsonst, sie blieb geheim und stumm und unbeweglich.

50.

Nur ihre Amm' allein, von der ich, wie gesagt,
Die Mutter bin, wußt' endlich Weg' zu finden,
Das seltsame Geheimniß, das sie nagt,
Aus ihrer Brust heraus zu winden.
Allein Ihr wißt, ob mit vernünft'gen Gründen
Ein Schaden heilbar ist, der heimlich uns behagt?
Die arme Dame war sich selber gram und wollte,
Daß Fatme dennoch stets dem Uebel schmeicheln sollte.

51.

Indessen kam der Tag, vor dem so sehr ihr graut,
Stets näher. Babekan, um bei der spröden Braut
In bess're Achtung sich zu schwingen,
Ließ wenig unversucht; nur wollte nichts gelingen.
Sie war bekanntlich stets den Tapfern sehr geneigt,
Er hatte sich noch nie in diesem Licht gezeigt;
Laß, sprach er zu sich selbst, uns eine That vollbringen
Der Unempfindlichen Bewundrung abzuzwingen!

52.

Nun setzte seit geraumer Zeit
Ein ungeheures Thier das ganze Land in Schrecken:
Es fiel bei hellem Tag' in Dörfer und in Flecken
Und würgte Vieh und Menschen ungescheut.
Man sagt, es habe Drachenflügel
Und Klauen wie ein Greif und Stacheln wie ein Igel,
Sey größer als ein Elephant',
Und wenn es schnaube, fahr' ein Sturm durchs ganze Land.

53.

Seit Menschendenken war kein solches Thier erschienen.
Auch stand ein großer Preis auf dessen Kopf gesetzt;
Allein, weil Jedermann den seinen höher schätzt,
Hat Niemand Lust, das Schußgeld zu verdienen.
Nur Babekan hielt's des Versuches werth,
Durch eine kühne That der Schönen Stolz zu dämpfen.
Er geht im Pomp zum Sultan und begehrt
Vergünstigung, den Löwen zu bekämpfen.

54.

Und als ihm's der, wiewohl nicht gern, gewährt,
Bestieg er heute früh vor Tag sein bestes Pferd
Und ritt hinaus. Was weiter vorgegangen,
Ist unbekannt. Genug, er kam, zu gutem Glück',
Auf einem fremden Gaul, ganz leise, sonder Prangen
Und ohne eine Klau' vom Ungeheur zurück.
Man sagt, er habe stracks, sobald er heimgekommen,
Sich hingelegt und Bezoar genommen.

55.

Bei Allem dem sind nun mit unerhörter Pracht
Die Zubereitungen zum Hochzeitfest gemacht;
Unfehlbar wird es morgen vor sich gehen,
Und Rezia sich in der nächsten Nacht
In Babekans verhaßten Armen sehen. —
Eh dieß geschieht, fuhr Hüon rasch heraus,
Eh soll das große Rad der Schöpfung stille stehen!
Der Ritter und der Zwerg sind, glaubt mir, auch vom Schmaus.

56.

Die Alte wundert sich des Wortes und betrachtet
Genauer, was sie erst nicht sonderlich geachtet,
Des Fremden blaues Aug' und langes gelbes Haar
Und seinen Ritterschmuck, und daß er nur gebrochen
Arabisch sprach, und daß er schöner war,
Als je ein Mann, der in die Augen ihr gestochen:
Das rasche Wort, das er gesprochen,
Und diese Aehnlichkeit! es däucht ihr sonderbar.

57.

Wo kam er her? warum? wer ist er? zwanzig Fragen
Zu diesem Zweck, die schon auf ihrer Zunge lagen,
Erstickte Hüons Ernst. Er that, als wäre Ruh'
Ihm noth und legte sich auf seiner Streu zurechte.
Die Alte wünscht, daß ihm was Süßes traumen möchte,
Und trippelt weg und schließt die Thüre nach sich zu.
Allein wurmstichig war die Thür' und hatte Spalten,
Und Vorwitz juckt das Ohr der guten Alten.

58.

Sie schleicht zurück und drückt, so fest sie kann,
Ihr lauschend Ohr an eine Ritze
Und horcht mit offnem Mund' und hält den Athem an.
Die Fremden sprachen laut und, wie es schien, mit Hitze;
Sie hörte jedes Wort; nur, leider! war kein Sinn
Für eine alte Frau von Babylon darin:
Doch kann sie dann und wann, zum Trost' in diesem Leiden,
Den Namen Rezia ganz deutlich unterscheiden.

59.

Wie wundervoll mein Schicksal sich entspinnt!
(Rief Hüon aus) Wie wahr hat Oberon gesprochen,
Schwach ist das Erdenvolk und für die Zukunft blind!
Karl denkt, er habe mir gewiß den Hals gebrochen;
Auf mein Verderben zielt sein Auftrag sichtlich ab,
Und blindlings thut er bloß den Willen des Geschickes:
Der schöne Zwerg reckt seinen Lilienstab
Und leitet mich im Traum zur Quelle meines Glückes.

60.

Und daß (spricht Scherasmin) die Jungfrau, die im Traum
Das Herz Euch nahm, gerade die Infante
Des Sultans ist, die Karl zu Eurer Braut ernannte;
Daß Alles so sich schickt, und daß auch sie im Traum,
Wie Ihr in sie, in Euch entbrannte,
So etwas glaubte man ja seinen Augen kaum!
Und doch, spricht Hüon, hat's die Alte nicht erfunden;
Den Knoten hat das Schicksal selbst gewunden.

61.

Nur, wie er aufzulösen sey,
Da liegt die Schwierigkeit! — Mich sollte das nicht plagen,
Erwiedert Scherasmin: Herr, darf ich ungescheut
Euch meine schlechte Meinung sagen?
Ich macht' es kurz und schnitt ihn frisch entzwei.
Dem Junker linker Hand ließ' ich den Luftpaß frei
Und dem Khalifen seine Zähne
Und hielte mich an meine Dulcimene.

62.

Bedenkt's nur selbst, in ihrer Gegenwart
Die Ceremonie mit Kopfab anzufangen,
Hernach vier Backenzähn' und eine Handvoll Bart
Dem alten Herren abverlangen
Und vor der Nas' ihm gar sein einzig Kind umfangen,
Bei Gott! das hat doch wahrlich keine Art!
Das Schicksal kann unmöglich wollen,
Daß wir das Ziel uns selbst so grob verrücken sollen.

63.

Zum Glück, daß Oberon das Beste schon versah.
Das Hauptwerk ist doch wohl, dem Hasen
Von Brautigam das Fräulein wegzublasen;
Und dazu hilft die schöne Rezia
Gewiß uns selbst, sobald sie von der Alten
Berichtet ist, das gelbe Haar sey da.
Mir liegt indessen ob, zwei frische Klepper, nah
Beim Garten des Serais, zur Flucht bereit zu halten.

64.

Herr Scherasmin, (versetzt der Ritter) wie es scheint,
Entfiel Euch, daß ich Karln mein Ehrenwort gegeben,
Dem, was er mir gebot, buchstäblich nachzuleben?
Da geht kein Jot davon, mein Freund!
Was draus entstehen kann, das mag daraus entstehen;
Mir ziemt es nicht, so was voraus zu sehen.
Im Fall der Noth (erwiedert Scherasmin)
Muß doch zuletzt der Zwerg uns aus dem Wasser ziehn.

65.

Allmählich schlummerte der Alte unter diesen
Gesprachen ein. Von Hüons Augen bleibt
Der süße Schlaf die Nacht hindurch verwiesen.
Gleich einem Kahn' auf hohen Wogen, treibt
Sein ahnend Herz mit ungeduld'gem Schwanken
Auf ungestüm sich walzenden Gedanken:
So nah dem Port, so nah und doch so weit!
Es ist ein Augenblick und daucht ihm Ewigkeit.

Varianten.

Stanze 6. Vers 8.

(a) Denk' Alles dieß, du hast u. s. w.

St. 10. V. 5.

(a) Vielleicht auch, daß der Zwerg sein Bestes thut,

St. 16. V. 4.

(a) Und bohrt ins Wamms sich ein, um Euch ins Herz zu zwicken.

St. 20. V. 6.

Bekämpft die Hünen u. s. w.

St. 29. V. 2.

Find't nicht für gut, zur Gegewehr u. s. w.

St. 30. V. 6.

Schien kaum belebt genug, um Bagdad zu erreichen;

St. 31. V. 8.

Den stolzen Euphrat hier und dort den Tigris ziehn.

St. 33. V. 4.

Und du, spricht er zu sich, was gehst du zu beginnen?

St. 38. V. 1, 2.

(a) Mit großem Dank für dieß Erbieten
Folgt ihr Herr Hüon nach u. s. w.

V. 8.

(a) Beklagend, daß ihr fern die Mandeln u. s. w.

St. 40. V. 5.

(a) Ein Prinz, mit einem Wort u. s. w.

St. 41. V. 1.

(a) Das nenn' ich seltsam seyn, u. s. w.

V. 3.

(a) Ich sag's nicht ohne Grund! u. s. w.

St. 43. V. 7.

Sie schien sie nicht sowohl mit mädchenhaftem Grauen

St. 44. V. 8.

(a) Die Liebe, dachte man, wird schon im Ehstand kommen.

St. 47. V. 5.
Sein blaues Aug, sein langes gelbes Haar
St. 50. V. 8.
Gleichwohl, daß Fatme stets u. s. w.
St. 51. V. 1.
Indessen kam der Tag, vor dem ihr graut,
St. 52. V. 2.
(a) Ein ungeheurer Löw u. s. w.
St. 53. V. 1.
Seit Menschendenken ward kein solches Thier gesehen!
V. 3, 4.
Allein, weil Jedermann (Jeder doch) den seinen höher schätzt,
Will des Verdiensts sich Niemand unterstehen.
St. 54. V. 4.
— — — Genug, er kam, zu allem Glück,
V. 6.
(a) Und ohne Löwenhaut zurück.
St. 56. V. 2.
(a) Genauer, was sie anfangs nicht geachtet,
St. 57. V. 3, 4.
(a) — — — Er stellte sich der Ruh
Bedürftig, legte sich u. s. w.
St. 60. V. 1.
Und daß (ruft Scherasmin) u. s. w.
St. 62. V. 5.
(b) Und vor der Nase ihm sein einzig Kind umfangen,
St. 64. V. 4.
(a) Da geht kein Jot davon, mein guter Freund!

———

Fünfter Gesang.

1.

Auch dich, o Rezia, floh, auf deinen weichen Schwanen
Der süße Schlaf. Du sahst in Klippen dich
Verfangen, woraus dir einen Pfad zu bahnen
Unmöglich schien. Verhaßt und fürchterlich
Ist dir das festliche Roth am morgendämmernden Himmel,
Verhaßt der Tag, der dich an Hymens Altar winkt.
Lang wälzt sie seufzend sich um, bis endlich, vom innern Getümmel
Der Seele betäubt, ihr Haupt herab zum Busen sinkt.

2.

Sie schlummert ein, und, ihren Muth zu stutzen,
Webt Oberon ein neues Traumgesicht
Vor ihre Stirn. Sie glaubt, bei Mondeslicht,
In einer Laube der Gärten des Harems zu sitzen,
In Phantasieen der Liebe versenkt.
Ein süßes Weh', ein lieblich banges Sehnen
Hebt ihre Brust, ihr Auge schwimmt in Thränen,
Indem sie hoffnungslos an ihren Jüngling denkt.

3.

Die Unruh treibt sie auf. Sie läuft, mit hastigen Schritten
Und suchendem Blick, durch Busch und Blumengefild',
Eilt athemlos zu allen grünen Hütten,
Zu allen Grotten hin; ihr Auge, zärtlich wild
Und thränenvoll, scheint das geliebte Bild
Von allen Wesen zu erbitten:
Oft steht sie ängstlich still und lauscht,
Wenn nur ein Schatten wankt, nur eine Pappel rauscht.

4.

Zuletzt, indem sie sich nach einer Stelle wendet,
Wo durch der Büsche Nacht ein heller Mondschein bricht,
Glaubt sie — o Wonne! wenn kein falsches Schattenlicht
Ihr gern betrognes Auge blendet —
Zu sehen, was sie sucht. Sie sieht und wird gesehn;
Sein Feuerblick begegnet ihren Blicken.
Sie eilt ihm zu und bleibt, in schauerndem Entzücken,
Wie zwischen Scham und Liebe, zweifelnd stehn.

5.

Mit offnen Armen fliegt er ihr entgegen.
Sie will entfliehn und kann die Kniee nicht bewegen,
Mit Müh verbirgt sie noch sich hinter einen Baum,
Und in der süßen Angst zerplatzt der schöne Traum.
Wie gerne hätte sie zurück ihn rufen mögen!
Sie zürnt sich selbst und dem verhaßten Baum;
Vergebens suchet sie sich wieder einzuwiegen,
Ihm nachzusinnen, bleibt ihr einziges Vergnügen.

6.

Die Sonne hatte bald den dritten Theil vollbracht
Von ihrem Lauf', und immer war's noch Nacht
Bei Rezia; so groß war ihr Ergetzen,
Den angenehmen Traum noch wachend fortzusetzen.
Doch, da sie gar zu lang kein Lebenszeichen gibt,
Naht endlich Fatme sich dem goldnen Bette, schiebt
Den Vorhang weg und findet mit Erstaunen
Die Dame wach und in der besten aller Launen.

7.

Ich hab' ihn wieder gesehn, o Fatme, wünsche mir Glück,
Ruft Rezia, ich hab' ihn wieder gesehen! —
Das wäre! spricht die Amm' und sucht mit schlauem Blick'
Herum, als dächte sie den Vogel auszuspähen.
Das Fräulein lacht: „Ei, ei, wie ist dein Witz so dick!
Man dächte doch, das sollte sich verstehen!
Ich sah ihn freilich nur im Traum'; allein
Er muß gewiß hier in der Nähe seyn.

8.

„Mir ahnt's, er ist nicht fern' und sprich mir nichts dagegen,
Wenn du mich liebst!" — So schweig' ich! — „Und warum?
Was wäre denn am Ende so verwegen
An meiner Hoffnung? Sprich! wie sollt' ich sie nicht hegen?"
Die Amme seufzt und bleibt noch immer stumm.
„Was übersteigt der Liebe Allvermögen?
Der Löwenbändiger, der mich beschützt, ist sie;
Und retten wird sie mich, begreif' ich gleich nicht wie.

9.

„Du schweigst? du seufzest? Ach! zu wohl nur, gute Amme,
Versteh' ich, was dein Schweigen mir verhehlt!
Du hoffest nichts für meine Flamme!
Ich selbst, ich hoffe nur, weil bess'rer Trost mir fehlt.
Die Stunde naht, schon klirren meine Ketten,
Und mein Verderben ist gewiß;
Ein Wunder nur, o Fatme, kann mich retten,
Ein Wunder nur! wo nicht — so kann es dieß!"

10.

Bei diesem Worte zieht mit feur'gem Blicke
Sie aus dem Busen einen Dolch hervor.
„Siehst du? Dieß macht mir Muth! dieß hebt mich so empor!
Mit diesem hoff' ich Alles vom Geschicke!"
Die Amme schwankt an ihren Stuhl zurücke,
Wird leichenblaß und zittert wie ein Rohr.
Ach! ist dieß Alles, so erbarme
Sich Gott! — ruft sie und weint und ringt die Arme.

11.

Das Fräulein drückt die Hand ihr auf den Mund:
Still, spricht sie, fasse dich! und steckt in ihren Busen
Den Dolch zurück. Du weißt, im weiten Erdenrund'
Ist nichts mir so verhaßt, als dieser Fürst der Drusen.
Eh der mich haben soll, eh soll ein giftiger Molch
In meine Brust die scharfen Zähne schlagen!
Kommt mein Geliebter nicht, den Raub ihm abzujagen,
Was bleibt mir übrig, als mein Dolch?

12.

Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen,
So hört man am Tapetenthürchen pochen,
Das aus dem Schlafgemach' in Fatmens Kammer führt.
Sie geht und kommt nach einer kleinen Weile
So schnell zurück, daß sie vor lauter Eile
Und Freudentrunkenheit den Athem fast verliert.
„Nun sind wir aller Noth entbunden!
Triumph! Prinzessin, Triumph! der Ritter ist gefunden!“

13.

Im Nachtgewand, das wie ein Nebel kaum
Den schönen Leib umwallt, fährt jene aus den Lacken
Und fällt entzückt der Amme um den Nacken:
„Gefunden? Wo? wo ist er? O mein Traum,
So logst du nicht?“ — Die Amme, selbst vor Freuden
Ganz außer sich, hat kaum noch so viel Sinn,
Die wonnetaumelnde halb nackte Träumerin
In großer Eil' ein wenig anzukleiden.

14.

Herein gerufen wird sodann
Die Alte, selbst ihr Mährchen zu erzählen.
Die gute Mutter fängt beim Ei die Sache an
Und läßt es nicht am kleinsten Umstand fehlen;
Kein Zug, kein Wort, das ihrem Gast' entrann,
Wird im Gemälde weggelassen.
Er ist's, er ist's! wir haben unsern Mann,
Ruft Fatme aus; es kann nicht besser passen!

15.

Die Alte wird von neuem ausgefragt,
Muß drei und vier Mal wiederholen,
Was er gethan, gesagt und nicht gesagt;
Muß immer wieder ihn vom Haupt bis zu den Sohlen
Abschildern, Zug für Zug — wie gelb und lang sein Haar,
Wie groß und blau sein schönes Augenpaar;
Und immer ist noch etwas nachzuholen,
Das in der Eil' ihr ausgefallen war.

16.

Indeß sich so um zwanzig Jahre jünger
Die Alte schwatzt, entspinnt der holde Lockenbau
Der schönen Braut sich unter Fatmens Finger.
Mit Perlen, glänzender als Thau,
Wird schneckengleich ihr schwarzes Haar durchflochten,
Ohr, Hals und Gürtel schmückt so schimmerndes Gestein,
Daß ihren Glanz im Sonnenschein
Die Augen kaum ertragen mochten.

17.

Vollendet stellt nunmehr, von ihrer Nymphenschaar
Zum Fest geschmückt und bräutlich angekleidet,
Gleich einer Sonne sich die Königstochter dar
Und lieblich, wie ein Reh, das unter Rosen weidet.
Kein Auge sah sie ungeblendet an,
Wiewohl sie jetzt nur Mädchenaugen sahn:
Nur sie allein schien nichts davon zu wissen,
Wie neben ihr die Sterne schwinden müssen.

18.

Das Feuer, das aus ihren Augen strahlt,
Die Ungeduld, das lauschende Verlangen,
Das ihre Lippen schwellt und ihre zarten Wangen
Mit ungewohntem Purpur malt,
Setzt ihre Jungfraun in Erstaunen.
Ist dieß die widerspenst'ge Braut,
(Beginnen sie einander zuzuraunen)
Der gestern noch so sehr vor diesem Tag gegraut?

19.

Indessen sammeln sich die Emirn und Wessire,
Geschmückt zum Fest', im stolzen Hochzeitsaal.
Gerüstet steht das königliche Mahl,
Und, bei Trompetenklang, tritt aus der goldnen Thüre
Des heiligen Palasts, von Sklaven aller Art
Umflossen, der Khalif mit seinem grauen Bart.
Der Drusenfurst, noch etwas blaß von Wangen,
Kommt stattlich hinter ihm als Bräutigam gegangen.

20.

Und gegenüber thut die Thür von Elfenbein
Sich aus dem Harem auf, und, schöner als die Frauen
In Mahoms Paradies, tritt auch die Braut herein.
Ein Schleier zwar, gleich einem silbergrauen
Gewölke, wehrt dem Engelsangesicht,
Den vollen Glanz allblendend zu enthüllen;
Und dennoch scheint ein überirdisch Licht
Bei ihrem Eintritt stracks den ganzen Saal zu füllen.

21.

Dem Drusen schwillt und sinket wechselsweis
Sein Herz, indem sein Aug' an ihren Reizen hanget:
Er sucht im ihrigen, was er zu sehn verlanget;
Allein ein Blick, so kalt wie Alpeneis,
Ist Alles, was er sieht. Doch dem Bethörten schmeichelt
Die Eitelkeit, die Selbstbetrügerin,
Daß Rezia den spröden Blick nur heuchelt:
O, (denkt er) all der Schnee schmilzt über Nacht dahin!

22.

Ob er zu viel gehofft, soll kein Geheimniß bleiben.
Doch, ohne jetzt unnöthig zu beschreiben,
Wie drauf, nachdem der Imam das Gebet
Gesprochen, man beim Schall der Pauken und der Zinken
Zur Tafel sich gesetzt, erst Seine Majestät,
Dann rechter Hand die Braut, der Bräutigam zur Linken,
Und hundert Dinge, die von selber sich verstehn,
Ist's Zeit, auch wieder uns nach Hüon umzusehn.

23.

Der hatte, wie ihr euch erinnert, seine Nacht,
Von Ungeduld erhitzt, von Ahnungen umgaukelt,
Auf seiner Streue nicht viel sanfter zugebracht,
Als einer, den der Sturm in einem Mastkorb schaukelt.
Kaum aber hat dem Tag' in seine goldne Bahn
Aurorens Rosenhand die Pforten aufgethan,
So senkt sich nebelgleich ein Dunst von Mohn- und Flieder-
Und Lilienduft auf seine Augen nieder.

24.

Er schlummert ein und schläft in einem Zug
Noch immer fort, da schon des Sonnenwagens Flug
Den Himmel halb getheilt. Sein Alter ging indessen,
Um von der Burg die Lage auszuspähn
Und zum Entführungswerk das Nöth'ge vorzusehn;
Derweil, am kleinen Herd, zu ihrem Mittagsessen
Die gute Wirthin Anstalt macht,
Halb mürrisch, daß ihr Gast so lange nicht erwacht.

25.

Sie schleicht zuletzt, um wieder durch die Spalten
Zu gucken, an die Thür' und trifft (zu gutem Glück
Für ihren Vorwitz) just den ersten Augenblick,
Da Hüons Augen sich dem goldnen Tag' entfalten.
Frisch, wie der junge Mai sich an den Reihen stellt,
Wenn mit den Grazien die Nymphen Tänze halten,
Hebt sich mit halbem Leib' empor der schöne Held,
Und rathet, was zuerst ihm in die Augen fällt?

26.

Ein Kaftan, wie ihn nur die höchsten Emirn tragen,
Wenn sich der Hof zu einem Feste schmückt,
Auf goldbeblümtem Grund mit Perlen reich gestickt,
Liegt schimmernd vor ihm da, um einen Stuhl geschlagen;
Ein Turban drauf, als wie aus Schnee gewebt,
Und, um ihn her, den Emir zu vollenden,
Ein diamantner Gurt, an dem ein Säbel schwebt,
So reich, daß Scheid' und Griff ihm fast die Augen blenden.

27.

Zum ganzen Putz, von Fuß zu Haupt,
Den Stiefelchen aus übergüld'tem Leder
Bis zu dem Demantknopf der hohen Straußenfeder
Am Turban, mangelt nichts. Der gute Ritter glaubt,
Ihm träume noch. Woher kann solcher Staat ihm kommen?
Die Alte steht erstaunt. Das geht durch Zauberei,
Ruft sie; ich hätte doch sonst was davon vernommen!
Der Zwerg, spricht Scherasmin, ist ganz gewiß dabei!

28.

Der Ritter glaubt es auch und denkt: Durch all die Heiden
Im Vorhof macht mir dieß zum Hochzeitsaale Bahn.
Und flugs ist Kaftan, Gurt und Alles umgethan;
Die Wirthin sputet sich, ihn recht heraus zu kleiden.
„Allein was fangen wir mit diesem Turban an?
Das schöne gelbe Haar seintwegen abzuschneiden?
Nicht um die Welt! — Doch still'! es geht ja wohl hinein;
Er scheint ja recht mit Fleiß dazu gewölbt zu seyn!"

29.

Herr Hüon stand nunmehr, bis auf die lilienglatte
Bartlose Wange, wie ein wahrer Sultan da,
Indem das Mütterchen ihn um und um besah
Und immer noch an ihm zu putzen hatte.
Drauf, als der treue Scherasmin
Ihm was ins Ohr geraunt, beginnt er fortzugehen,
Reicht einen Beutel Gold der Wirthin freundlich hin,
Und nun, lebt wohl, auf Wiedersehen!

30.

Nichts halb zu thun, ist edler Geister Art.
Ein reich gezäumtes Roß steht vor der Thür der Alten,
Und neben ihm zwei Knaben, schön und zart,
In Silberstück, die ihm die goldnen Zügel halten.
Herr Hüon schwingt sich auf; die Knaben frisch voran
Und führen ihn auf einem Seitenwege
Am Strome hin durch blühende Gehage,
Bis sie der hohen Burg sich gegenüber sahn.

31.

Schon ist er durch den ersten Hof gezogen,
Im zweiten steigt er ab und geht zum dritten ein.
Er scheint ein Hochzeitgast vom ersten Rang zu seyn,
Und überall, von diesem Schein betrogen,
Macht ihm die Wache Platz. Er schreitet frei und stolz
Daher und nähert sich dem Thor von Ebenholz.
Zwölf Mohren, Riesen gleich, stehn mit gezücktem Eisen,
Die Unberechtigten vom Eingang' abzuweisen.

32.

Allein des Ritters Staat und königlicher Blick
Drückt, wie er sich der hohen Pforte zeiget,
Die Säbelspitzen schnell zurück,
Die fernher sich entgegen ihm geneiget.
Die Flügel rauschen auf. Hoch schlagt sein Heldenherz,
Indem sie hinter ihm sich wieder wehend schließen.
Drauf führt ein Säulengang, an welchen Gärten stießen,
Ihn noch zu einer Thür von übergüld'tem Erz.

33.

Ein großer Vorsaal war's, mit Sklaven aller Farben
Kombabischen Geschlechts erfüllt,
Die ewig hier am Quell der Freude darben
Und, da ein Mann, von Emirsglanz umhüllt,
In ihre hohlen Augen schwillt,
Mit Blicken, die in Knechtsgefühl erstarben,
Die Arme auf die Brust ins Kreuz gefaltet, stehn
Und kaum so muthig sind, ihm hintennach zu sehn.

34.

Schon tönen Cymbeln, Trommeln, Pfeifen,
Gesang und Saitenspiel vom Hochzeitsaale her;
Schon nickt des Sultans Haupt von Weindunst doppelt schwer,
Und freier schon beginnt die Freude auszuschweifen;
Der Braut allein theilt sich die Lust nicht mit,
Die in des Bräut'gams Augen glühet:
Als, eben da sie starr auf ihren Teller siehet,
Herr Hüon in den Saal mit edler Freiheit tritt.

35.

Er naht der Tafel sich, und alle Augenbrauen
Ziehn sich erstaunt empor, den Fremden anzuschauen.
Die schöne Rezia, die ihre Träume denkt,
Hält auf den Teller noch den ernsten Blick gesenkt;
Auch der Khalif, den Becher just zu leeren,
Beschäftigt, läßt sich nichts in seinem Opfer stören:
Nur Babekan, den seines nahen Falls
Kein guter Geist verwarnt, dreht seinen langen Hals.

36.

Sogleich erkennt der Held den losen Mann von gestern,
Der sich vermaß, der Christen Gott zu lästern:
Er ist's, der links am goldnen Stuhle sitzt
Und seinen Nacken selbst der Straf' entgegen bieget.
Rasch, wie des Himmels Flamme, blitzt
Der reiche Säbel auf, der Kopf des Heiden flieget,
Und hoch aufbrausend überspritzt
Sein Blut den Tisch und den, der ihm zur Seite lieget.

37.

Wie der Gorgone furchtbars Haupt
In Perseus Faust den wild empörten Schaaren
Das Leben stracks durch seinen Anblick raubt;
Noch dampft die Königsburg, noch schwillt der Aufruhr, schnaubt
Die Mordlust ungezähmt im Busen der Barbaren;
Doch Perseus schüttelt kaum den Kopf mit Schlangenhaaren,
So starrt der Dolch in jeder blut'gen Hand,
Und jeder Mörder steht, zum Felsen hingebannt:

38.

So stockt auch hier, beim Anblick solcher kecken,
Verrätherischen That, des frohen Blutes Lauf
In jedem Gast. Sie fahren allzuhauf,
Als sähn sie ein Gespenst, von ihren Sitzen auf
Und greifen nach dem Schwert'. Allein, gelähmt vom Schrecken,
Erschlafft im Ziehn der Arm, und jedes Schwert blieb stecken;
Unmacht'gen Grimm im starren Blick
Sank sprachlos der Khalif in seinen Stuhl zurück.

39.

Der Aufruhr, der den ganzen Saal empöret,
Schreckt Rezien aus ihrer Träumerei:
Sie schaut bestürzt sich um, was dessen Ursach sey;
Und, wie sie sich nach Hüons Seite kehret,
Wie wird ihm, da er sie erblickt!
Sie ist's, sie ist's, ruft er und läßt entzückt
Den blut'gen Stahl und seinen Turban fallen
Und wird von ihr erkannt, wie seine Locken wallen.

40.

Er ist's, beginnt auch sie zu rufen, doch die Scham
Erstickt den Ton in ihrem Rosenmunde.
Wie schlug das Herz ihr erst, da er geflogen kam,
Im Angesicht der ganzen Tafelrunde
Sie liebeskühn in seine Arme nahm
Und, da sie glühend bald, bald blaß wie eine Büste,
Sich zwischen Lieb' und jungferlichem Gram'
In seinen Armen wand, sie auf die Lippen küßte!

41.

Schon hatt' er sie zum zweiten Mal geküßt;
Wo aber nun den Trauring her bekommen?
Zum Glücke, daß der Ring an seinem Finger ist,
Den er im Eisenthurm dem Riesen abgenommen,
Zwar, wenig noch mit dessen Werth vertraut,
Schien ihm, dem Ansehn nach, der schlechtste kaum geringer;
Doch steckt er ihn aus Noth jetzt an des Fräuleins Finger
Und spricht: So eign' ich dich zu meiner lieben Braut!

42.

Er küßt mit diesem Wort die sanft bezwungne Schöne
Zum dritten Mal' auf ihren holden Mund.
Ha! schreit der Sultan auf und knirscht und stampft den
Grund
Vor Ungeduld, ihr leidet, daß der Hund
Von einem Franken so mich höhne?
Ergreift ihn! Zaudern ist Verrath!
Und, tropfenweis' erpreßt, versöhne
Sein schwarzes Blut die ungeheure That!

43.

Auf einmal blitzen hundert Klingen
In Hüons Aug', und kaum erhascht er noch,
Eh sie im Sturm' auf ihn von allen Seiten dringen,
Sein hingeworfnes Schwert. Er schwingt es dräuend. Doch
Die schöne Rezia, von Lieb' und Angst entgeistert,
Schlingt einen Arm um ihn, macht ihre Brust zum Schild
Der seinigen -- der andre Arm bemeistert
Sich seines Schwerts. Zurück, Verwegne, schreit sie wild.

44.

Zurück! es ist kein Weg zu diesem Busen,
Als mitten durch den meinen! ruft sie laut;
Und ihr, noch kaum so sanft, wie Amors holde Braut,
Gibt die Verzweiflung jetzt die Augen von Medusen.
Vermess'ne, haltet ein, ruft sie den Emirn zu,
Zurück! — O, schone sein, mein Vater! und, o du,
Den zum Gemahl das Schicksal mir gegeben,
O, spart mein Blut in euer beider Leben!

45.

Umsonst! des Sultans Wuth und Dräun
Nimmt überhand, die Heiden dringen ein.
Der Ritter läßt sein Schwert vergebens blitzen,
Noch hält ihm Rezia den Arm. Ihr ängstlich Schrein
Durchbohrt sein Herz. Was bleibt ihm, sie zu schützen,
Noch übrig, als sein Horn von Elfenbein?
Er setzt es an den Mund und zwingt mit sanftem Hauche
Den schönsten Ton aus seinem krummen Bauche.

46.

Auf einmal fällt der hoch gezückte Stahl
Aus jeder Faust; in raschem Taumel schlingen
Der Emirn Hände sich zu tänzerischen Ringen;
Ein lautes Hussa schallt bacchantisch durch den Saal,
Und Jung und Alt, was Füße hat, muß springen;
Des Hornes Kraft läßt ihnen keine Wahl:
Nur Rezia, bestürzt, dieß Wunderwerk zu sehen,
Bestürzt und froh zugleich, bleibt neben Hüon stehen.

47.

Der ganze Divan dreht im Kreis
Sich schwindelnd um; die alten Bassen schnalzen
Den Tact dazu; und, wie auf glattem Eis,
Sieht man den Imam selbst mit einem Hämmling walzen.
Noch Stand, noch Alter wird gespart;
Sogar der Sultan kann der Lust sich nicht erwehren,
Faßt seinen Großwessir beim Bart'
Und will den alten Mann noch einen Bocksprung lehren.

48.

Die nie erhörte Schwärmerei
Lockt bald aus jedem Vorgemache
Der Kammerlinge Schaar herbei,
Sodann das Frauenvolk und endlich gar die Wache.
Sie All' ergreift die lust'ge Raserei:
Der Zaubertaumel setzt den ganzen Harem frei;
Die Gärtner selbst in ihren bunten Schürzen
Sieht man sich in den Reihn mit jungen Nymphen stürzen.

49.

Als eine, die kaum ihren Augen glaubt,
Steht Rezia, des Athems fast beraubt.
Welch Wunder! ruft sie aus; und just in dem Momente,
Wo nichts als dieß uns retten könnte!
Ein guter Genius ist mit uns, Königin,
Versetzt der Held. Indem kommt durch die Haufen
Der Tanzenden sein treuer Scherasmin
Mit Fatmen gegen sie gelaufen.

50.

Kommt, keicht er, lieber Herr! Wir haben keine Zeit,
Dem Tanzen zuzusehn; die Pferde stehn bereit,
Die ganze Burg ist toll, die Thüren alle offen
Und unbewacht; was säumen wir?
Auch hab' ich unterwegs Frau Fatmen angetroffen,
Zur Flucht bepackt, als wie ein lastbar Thier.
Sey ruhig, spricht der Held, noch ist's nicht Zeit, zu gehen,
Erst muß das Schwerste noch geschehen.

51.

Die schöne Rezia erblaßt bei diesem Wort,
Ihr ängstlich Auge scheint zu fragen und zu bitten:
„Warum verziehn? warum am steilen Bord
Des Untergangs verziehn? O, laß mit Flügelschritten
Uns eilen, eh der Taumelgeist zerrinnt,
Der unsrer Feinde Sinnen bind't!“
Doch Hüon, unbewegt, begnüget sich, mit Blicken
Voll Liebe ihre Hand fest an sein Herz zu drücken.

52.

Allmählich ließ nunmehr die Kraft des Hornes nach;
Die Köpfe schwindelten, die Beine wurden schwach,
Kein Faden war an allen Tänzern trocken,
Und, in der athemlosen Brust
Geschwellt, begann das dicke Blut zu stocken.
Zur Marter ward die unfreiwill'ge Lust.
Durchnäßt, als stieg' er gleich aus einer Badewanne,
Schwankt der Khalif auf seine Ottomanne.

53.

Mit jedem Augenblick fällt, starr und ohne Sinn,
Da, wo rings um die Wand sich Polster schwellend heben,
Ein Tänzer nach dem andern hin.
Emirn und Sklaven stürzen zappelnd neben
Göttinnen des Serais, so wie's dem Zufall daucht,
Als ob ein Wirbelwind sie hingeschüttelt hätte,
So daß zugleich auf einem Ruhebette
Der Stallknecht und die Favoritin keicht.

54.

Herr Hüon macht die Stille sich zu Nutze,
Die auf dem ganzen Saale ruht;
Läßt seine Königin, nah bei der Thür', im Schutze
Des treuen Scherasmin, dem er auf seiner Hut
Zu seyn gebeut; gibt ihm auf alle Fälle
Das Horn von Elfenbein und naht sodann der Stelle,
Wo der Khalif, vom Ball noch schwach und matt,
Auf einen Polsterthron sich hingeworfen hat.

55.

In dumpfer Stille liegt mit ausgespannten Flügeln
Leis' athmend die Erwartung rings umher,
Die Tänzer all, von Schlaf und Taumel schwer,
Bestreben sich, die Augen aufzuriegeln,
Den Fremden anzusehen, der sich nach solcher That
Mit unbewehrter Hand und bittenden Geberden
Dem stutzenden Khalifen langsam naht.
Was, denkt man, wird aus diesem Allen werden?

56.

Er läßt sich auf ein Knie vor dem Monarchen hin,
Und mit dem sanften Ton' und kalten Blick des Helden
Beginnt er: „Kaiser Karl, von dem ich Dienstmann bin,
Läßt seinen Gruß dem Herrn der Morgenländer melden
Und bittet dich — verzeih! mir fällt's zu sagen hart!
Doch, meinem Herrn den Mund, sowie den Arm, zu leihen,
Ist meine Pflicht — um vier von deinen Backenzähnen
Und eine Hand voll Haar aus deinem Silberbart."

57.

Er spricht's und schweigt und steht gelassen,
Des Sultans Antwort abzupassen.
Allein wo nehm' ich Athem her, den Grimm
Des alten Herrn mit Worten euch zu schildern?
Wie seine Züge sich verwildern,
Wie seine Nase schnaubt? mit welchem Ungestüm'
Er auf vom Throne springt? wie seine Augen klotzen,
Und wie vor Ungeduld ihm alle Adern strotzen?

58.

Er starrt umher, will fluchen, und die Wuth
Bricht schäumend jedes Wort an seinen blauen Lippen.
Auf, Sklaven! reißt das Herz ihm aus den Rippen!
Zerhackt ihn, Glied für Glied! zapft sein verruchtes Blut
Mit Pfriemen ab! weg mit ihm in die Flammen!
Die Asche streut in alle Winde aus,
Und seinen Kaiser Karl, den möge Gott verdammen!
Was? Solchen Antrag? Mir? In meinem eignen Haus?

59.

Wer ist der Karl, der gegen mich sich brüstet?
Und warum kommt er nicht, wenn's ihn
So sehr nach meinem Bart' und meinen Zähnen lüstet,
Und wagt's, sie selber auszuziehn?
Der Mensch muß unter seiner Mütze
Nicht richtig seyn, versetzt ein alter Khan:
So etwas allenfalls begehrt man an der Spitze
Von dreimalhunderttausend Mann.

60.

Khalif von Bagdad, spricht der Ritter
Mit edlem Stolz, lass' Alles schweigen hier
Und höre mich! Es liegt schon lange schwer auf mir,
Karls Auftrag und mein Wort. Des Schicksals Zwang ist bitter:
Doch, seiner Oberherrlichkeit
Sich zu entziehn, wo ist die Macht auf Erden?
Was es zu thun, zu leiden uns gebeut,
Das muß gethan, das muß gelitten werden.

61.

Hier steh' ich, Herr, ein Sterblicher, wie du,
Und steh' allein, mein Wort, trotz allen deinen Wachen,
Mit meinem Leben gut zu machen:
Doch läßt die Ehre mir noch einen Antrag zu.
Entschließe dich, von Mahomed zu weichen,
Erhöh das heil'ge Kreuz, das edle Christenzeichen,
In Babylon und nimm den wahren Glauben an,
So hast du mehr, als Karl von dir begehrt, gethan.

62.

Dann nehm' ich's auf mich selbst, dich völlig loszusprechen
Von jeder andern Forderung,
Und der soll mir zuvor den Nacken brechen,
Der mehr verlangt! So einzeln und so jung
Du hier mich siehst, was du bereits erfahren,
Verkundigt laut genug, daß Einer mit mir ist,
Der mehr vermag, als alle deine Schaaren.
Wähl jetzt das beste Theil, wofern du weise bist!

63.

Indeß, an Kraft und Schönheit einem Boten
Des Himmels gleich, der jugendliche Held,
Uneingedenk der Lanzen, die ihm drohten,
So mannhaft spricht, so muthig dar sich stellt:
Beugt Rezia von fern, mit glühend rothen
Entzückten Wangen, liebevoll
Den schönen Hals nach ihm, doch schaudernd, wie der Knoten
Von all den Wundern sich zuletzt entwickeln soll.

64.

Herr Hüon hatte kaum das letzte Wort gesprochen,
So fängt der alte Schach wie ein Beseſſ'ner an
Zu schrein, zu stampfen und zu pochen,
Und sein Verstand tritt gänzlich aus der Bahn.
Die Heiden all' in tollem Eifer springen
Von ihren Sitzen auf mit Schnauben und mit Draun,
Und Lanzen, Säbel, Dolche dringen
Auf Mahoms Feind von allen Seiten ein.

65.

Doch Hüon, eh sie ihn erreichen, reißt in Eile
Der Männer einem rasch die Stange aus der Hand,
Schlägt um sich her damit, als wie mit einer Keule,
Und zieht, stets fechtend, sich allmählich an die Wand.
Ein großer goldner Napf, vom Schenktisch weggenommen,
Dient ihm zugleich als Schild und als Gewehr;
Schon zappeln Viel' am Boden um ihn her,
Die seinem Grimm zu nah gekommen.

66.

Der gute Scherasmin, der an der Thüre fern
Zum Schutz der Schönen steht, glaubt seinen ersten Herrn
Im Schlachtgedrang zu sehn und überläßt voll Freude
Sich einen Augenblick der süßen Augenweide:
Doch bald zerstreut den angenehmen Wahn
Des Fräuleins Angstgeschrei; er sieht der Heiden Rasen,
Sieht seines Herrn Gefahr, setzt flugs das Hüfthorn an
Und bläst, als läg' ihm ob, die Todten aufzublasen.

67.

Die ganze Burg erschallt davon und kracht;
Und stracks verschlingt den Tag die fürchterlichste Nacht,
Gespenster lassen sich wie schnelle Blitze sehen,
Und unter stetem Donner schwankt
Des Schlosses Felsengrund. Der Heiden Herz erkrankt;
Sie taumeln, Trunknen gleich, Gehör, Gesicht vergehen,
Der schlaffen Hand entglitschen Schwert und Speer,
Und gruppenweis liegt Alles starr umher.

68.

Der Sultan, übertaubt von so viel Wunderdingen,
Scheint mit dem Tod den letzten Kampf zu ringen:
Sein Arm ist nervenlos, sein Athem schwer,
Sein Puls schlägt matt und endlich gar nicht mehr.
Auf einmal schweigt der Sturm; ein lieblich säuselnd Wehen
Erfüllt den Saal mit frischem Liliendust,
Und, wie ein Engelsbild ob einer Todtengruft,
Läßt Oberon sich jetzt auf einem Wölkchen sehen.

69.

Ein lauter Schrei des Schreckens und der Lust
Entfährt der Perserin; ein unfreiwillig Grauen
Bekämpft in ihr das schüchterne Vertrauen.
Die Arme über ihre Brust
Gefaltet, steht sie glühend neben
Dem Jüngling da, dem sie ihr Herz gegeben,
Und wagt, der süßen Schuld jungfräulich sich bewußt,
Zu ihrem Retter kaum die Augen aufzuheben.

70.

Gut, Hüon, spricht der Geist, du hast dein Ehrenwort
Gelöst, ich bin mit dir zufrieden.
Zum Ritterdank' ist dir dieß schöne Weib beschieden!
Doch, eh' ihr euch entfernt von diesem Ort,
Bedenke Rezia, wozu sie sich entschließet,
Eh sie vielleicht mit unfruchtbarer Reu
Die rasche Wahl verführter Augen büßet!
Zu bleiben oder gehn laßt ihr das Schicksal frei.

71.

So vieler Herrlichkeit entsagen,
Verlassen Hof und Thron, dem sie geboren ward,
Um sich, auf ungewisse Fahrt,
Ins weite Meer der Welt mit einem Mann zu wagen;
Zu leben ihm allein, mit ihm den Unbestand
Des Erdenglücks, mit ihm des Schicksals Schlage tragen,
(Und, ach! oft kommt der Schlag von einer lieben Hand!)
Da lohnt sich's wohl, vorher sein Herz genau zu fragen.

72.

Noch, Rezia, wenn dich die Wage schreckt,
Noch steht's bei dir, den Wunsch der Liebe zu betrügen:
Sie schlummern nur, die hier als wie im Grabe liegen;
Sie leben wieder auf, sobald mein Stab sie weckt.
Der Sultan wird dir gerne, was geschehen,
Verzeihn, troß dem, was er dabei verlor,
Und Rezia wird wieder, wie zuvor,
Von aller Welt sich angebetet sehen.

73.

Hier schwieg der schöne Zwerg. Und, bleicher als der Tod,
Steht Hüon da, das Urtheil zu empfangen,
Womit ihn Oberon, der Grausame, bedroht,
In Asche sinkt das Feuer seiner Wangen.
Zu edel oder stolz, vielleicht ein zweifelnd Herz
Mit Liebesworten zu bestechen,
Starrt er zur Erde hin mit tief verhaltnem Schmerz'
Und läßt nicht einen Blick zu seinem Vortheil sprechen.

74.

Doch Rezia, durchglüht von seinem ersten Kuß,
Braucht keines Zunders mehr, die Flamme zu erhitzen.
Wie wenig däucht ihr noch, was sie verlassen muß,
Um Alles, was sie liebt, in Hüon zu besitzen!
Von Scham und Liebe roth bis an die Fingerspitzen,
Verbirgt sie ihr Gesicht und einen Thränenguß
In seinem Arm', indem, hoch schlagend von Entzücken,
Ihr Herz empor sich drängt, an seines sich zu drücken.

75.

Und Oberon bewegt den Lilienstab
Sanft gegen sie, als wollt' er seinen Segen
Auf ihrer Herzen Bündniß legen,
Und eine Thräne fällt aus seinem Aug' herab
Auf beider Stirn. So eil' auf Liebesschwingen,
Spricht er, du holdes Paar! Mein Wagen steht bereit,
Bevor das nächste Licht der Schatten Heer zerstreut,
Euch sicher an den Strand von Askalon zu bringen.

76.

Er sprach's, und eh des letzten Wortes Laut
Verklungen war, entschwand er ihren Augen.
Wie einem Traum' erwacht, steht Hüons schöne Braut,
Den süßen Duft begierig aufzusaugen,
Der noch die Luft erfüllt. Drauf sinkt ein scheuer Blick
Auf ihren Vater hin, der, wie in Todesschlummer,
Zu starren scheint. Sie seufzt, und wehmuthsvoller Kummer
Mischt Bitterkeit in ihres Herzens Glück.

77.

Sie hüllt sich ein. Herr Hüon, dem die Liebe
Die Sinne schärft, sieht nicht so bald
Ihr Herz beklemmt, ihr schönes Auge trübe,
So drückt er sie mit zärtlicher Gewalt,
Den rechten Arm um ihren Leib gewunden,
Zum Saal' hinaus. — Komm, spricht er, eh die Nacht
Uns überrascht, und jeder Arm erwacht,
Den, uns zu Lieb, der Geist mit Zauberschlaf gebunden.

78.

Komm, laſſ' uns fliehn, eh' uns den Weg zur Flucht
Ein neuer Feind vielleicht zu sperren sucht;
Und sey gewiß, sind wir nur erst geborgen,
Wird unser Schützer auch für diese Schlafer sorgen.
Dieß sprechend, trägt er sie mit jugendlicher Kraft
Die Marmortrepp' hinunter bis zum Wagen,
Den Oberon zu ihrer Flucht verschafft,
Und eine süßre Last hat nie ein Mann getragen.

79.

Die ganze Burg ist furchtbar still und leer,
Wie eine Gruft, und, Leichen ähnlich, liegen
In tiefem Schlaf die Hüter hin und her;
Nichts hemmt der Liebe Flucht; der Wagen wird bestiegen:
Doch traut das Fräulein sich dem Ritter nicht allein;
Mit Scherasmin steigt auch die Amme hastig ein.
Sie, die zum ersten Mal so viele Wunder siehet,
Die arme Frau weiß nicht, wie ihr geschiehet.

80.

Wie wird ihr, da sie rückwärts schaut
Und sieht, an Pferde Statt, vier Schwanen vor dem Wagen,
Regiert von einem Kind! — Wie schaudert ihr die Haut,
Da sie empor gelupft und durch die Luft getragen
Sich fühlt und kaum zu athmen sich getraut
Und nicht begreifen kann, wie, ohne umzuschlagen,
So schwer bepackt, der Wagen sich erhebt
Und, steter als ein Kahn, auf leichten Wolken schwebt!

81.

Als endlich gar die Nacht sie überfiel,
Was Wunder, daß die Furcht zuletzt die Scham besiegte,
Und Fatme so gedrang an Scherasmin sich schmiegte,
Als wie zum Schlaf' an ihren lieben Pfühl!
Vermuthlich, daß der Mann dazu sich willig fügte;
In solchen Fällen mischt das Herz sich gern' ins Spiel;
Jedoch gereicht zum Ruhm des wackern Alten,
Daß er wie reines Gold dieß Feuer ausgehalten.

82.

Ganz anders war das junge Paar gestimmt,
Das Amor jetzt mit seiner Mutter Schwanen
Davon zu führen schien. Ob auf gewohnten Bahnen
Den Lauf ihr Zauberfuhrwerk nimmt,
Ob durch die Luft, ob's rollet oder schwimmt,
Ob langsam oder schnell, mit Pferden oder Schwanen,
Sanft oder hart, mit oder ohne Fahr,
Sie werden nichts von Allem dem gewahr.

83.

Ein neuer Wonnetraum, ein seliges Entzücken
Ins Paradies dünkt sie ihr gegenwart'ger Stand;
Sie können nichts, als stumm, mit nimmer satten Blicken,
Sich anschaun, eins des andern warme Hand
Ans volle Herz in süßer Inbrunst drücken
Und, während Himmel und Erd' aus ihren Augen schwand,
Und sie allein noch übrig waren, fragen:
Ist's, oder träumt uns noch? Sind wir in einem Wagen?

84.

„So war's kein Traum, als ich im Traum dich sah?
(Rief jedes aus) So war es Rezia?
War's Hüon? und ein Gott hat dich mich finden lassen?
Du mein? — ich dein? — Wer durft' es hoffen, wer?
So wundervoll vereint, uns nimmer, nimmermehr
Zu trennen! Kann das Herz so viele Wonne fassen?"
Und dann von neuem stets einander angeblickt,
Von neuem Hand um Hand an Mund und Herz gedrückt!

85.

Vergebens hüllt die Nacht mit dunstbeladnen Flügeln
Den Luftkreis ein; dieß hemmt der Liebe Sehkraft nicht:
Aus ihren Augen strahlt ein überirdisch Licht,
Worin die Seelen selbst sich in einander spiegeln.
Nacht ist nicht Nacht für sie; Elysium
Und Himmelreich ist Alles um und um;
Ihr Sonnenschein ergießet sich von innen,
Und jeder Augenblick entfaltet neue Sinnen.

86.

Allmählich wiegt die Wonnetrunkenheit
Das volle Herz in zauberischen Schlummer;
Die Augen sinken zu, die Sinne werden stummer,
Die Seele dünkt vom Leibe sich befreit,
In ein Gefuhl beschrankt, so fest von ihm umschlungen!
So inniglich von ihm durchathmet und durchdrungen!
Beschränkt in Eins, in diesem Einen bloß
Sich fühlend — Aber, o dieß Eins, wie granzenlos!

Varianten.

St. 5. V. 7, 8.

(a) Umsonst bemüht, sich wieder einzuwiegen,
Muß sie am Schatten nun des Schattens sich vergnügen.

St. 6. V. 7, 8.

(a) Den seidnen Vorhang weg und findet u. s. w.
Sie hell erwacht, u. s. w.

St. 10. V. 1, 2.

(a) Bei diesem Worte zieht mit feur'gem Blicke
Aus ihrem Busen u. s. w.

St. 12. V. 1—3.

Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen,
So hört man an der kleinen Thüre pochen,
Die aus dem Schlafgemach' in Fatmens Zelle führt.

V. 4—8.

(a) Die Amme eilt hinaus und kommt nach einer Weile
Fast athemlos zurück vor Freuden und vor Eile.
Ihr ganzes Antlitz glänzt. Sie ruft (doch so gebunden
Ist ihre Zunge vor Lust, daß sie den Ton verliert:)
(a. b) Prinzessin! Jubilo! der Ritter ist gefunden!

V. 4—6.

(b) Sie geht hinaus und kommt nach einer kleinen Weile
So schnell zurück, daß sie vor hast'ger Eile
Und Freudetrunkenheit u. s. w.

St. 17. V. 5.

(a) Kein Auge sah sie ohne Liebe an,

St. 18. V. 3.

(a) — — — und ihre vollen Wangen

St. 23. V. 5.

(a) Kaum aber hat dem Tag zu seiner goldnen Bahn

St. 28. V. 4.

(a) Die Wirthin müht sich viel, ihn recht u. s. w.

St. 29. V. 8.

Und nun, ade, aufs Wiedersehn!

St. 30. V. 7.

An Euphrats Ufern hin u. s. w.

St. 35. V. 8.

(a) — — dreht seinen stolzen Hals.

St. 36. V. 1, 2.

(a) Sogleich erkennt der Held den Mann von gestern,
Der sich verwog u. s. w.

St. 36. V. 4.

(a. b) Und seinen Nacken selbst, als wie zur Strafe, bieget.

St. 38. V. 3—5.

— — Sie fuhren allzuhauf,
Gespenstern gleich, von ihren Sitzen auf
Und griffen u. s. w.

St. 40. V. 1.

(a) Er ist's, er ist's, rief sie — allein die Scham

St. 44. V. 3, 4.

(a) Und kaum so sanft und hold, wie Amors Braut,
Macht die Verzweiflung sie so gräßlich wie Medusen.
(b) Und kaum so sanft, wie Amors holde Braut,
Gibt die Verzweiflung ihr die Augen von Medusen.

St. 47. V. 8.

(a) Und will den alten Kerl u. s. w.

St. 48. V. 3.

Erst die Verschnittenen herbei.

St. 50. V. 3.

(a) — — — die Thüren stehen offen

Mit der 54sten Stanze fängt in der ersten Ausgabe der sechste Gesang an.

St. 61. V. 2.

(a) So fängt der alte Herr u. s. w.

St. 68. V. 8.

Läßt Ob'ron sich auf einem Wölkchen sehen.

S. 71. V. 7.

(Und, ach! oft kommt der Schlag von der geliebten Hand!)

St. 80. V. 1.

(a) Wie wird ihr erst, indem sie rückwärts schaut.

V. 3.

(a) — — — und denket, wie's ihr graut.

St. 81. V. 4.

(a) Als wie, wer schlafen will, an seinen lieben Pfühl.

St. 83. V. 7.

(a) Und sie allein noch übrig sind, sich fragen:

Sechster Gesang.

1.

Kaum fing Aurora an, die Schatten zu verjagen,
Und schloß dem Tag mit ihrer Rosenhand
Die Pforten auf, so hielt der Schwanenwagen,
Nicht weit vom seebespülten Strand
Von Askalon, im Schirm von hohen Palmenbäumen,
Auf einmal still'. Ein sanfter Stoß
Weckt unser doppelt Paar, dieß aus des Schlummers Schoß
Und jenes aus der Liebe wachen Träumen.

2.

In süßem Schrecken bebt die Sultanstochter auf,
Indem, zum ersten Mal vom Morgen angestrahlet,
Das Weltmeer gränzenlos sich in ihr Auge malet.
Voll Wunders schweift in ungehemmtem Lauf
Der ausgedehnte Blick auf diesen Wasserhöhen;
Die Unermeßlichkeit scheint vor ihr aufgethan:
Doch mitten in der Lust kommt sie ein Schaudern an,
Im Unermeßlichen sich selbst so klein zu sehen.

3.

Ein grauer Flor umnebelt ihren Blick.
Wo bin ich? ruft sie. Doch Herr Hüon, der am Wagen
Mit offnen Armen steht, ins Grüne sie zu tragen,
Bringt den verschwebten Geist schnell zu sich selbst zurück.
Sey, spricht er, ohne Furcht, mein Leben,
(Indem er seinen Mund von Lieb' und Sehnsucht warm
Auf ihren Busen drückt, den stille Seufzer heben)
Sey ohne Furcht, du bist in meinem Arm.

4.

Mit Wonne fühlt sie sich jetzt wieder ganz umgeben
Von ihrer Liebe, ganz in seinen Arm versenkt.
Und junger Epheu kann am Stamm nicht brünst'ger kleben,
Als sie um seinen Leib die runden Arme schränkt.
So eilt er mit der süßen Beute
Den Palmen zu; setzt dann auf weiches Moos
Sie in den Schatten hin, sich selbst an ihre Seite
Und tauschte seinen Platz um keines Sultans Los.

5.

Bald findet auch mit Fatme sich bei ihnen
Sein Alter ein, entschlossen, er und sie,
Bis auf den letzten Hauch dem lieben Paar zu dienen.
Kaum hatte Scherasmin im Grünen
Bei seinem Herrn, und Fatme nah' am Knie
Der jungen Dame Platz genommen,
Schnell, wie ein Blitz der Phantasie,
Kam durch die Luft der schöne Zwerg geschwommen.

6.

Aus seinen Augen brach durch sanft bewölkten Gram
Der Freundschaft mildes Licht, und als er näher kam,
Sahn sie ein Kästchen, dicht besetzt mit Edelsteinen,
In seinem linken Arm wie eine Sonne scheinen.
Freund Hüon, sprach der Geist, nimm dieß aus meiner Hand,
Wiewohl dich Karl dazu ausdrücklich nicht verpflichtet:
Wenn du ihn wiedersiehst, so dien' es ihm zum Pfand,
Daß du, was er begehrt, buchstäblich ausgerichtet!

7.

Ihr merkt, (wiewohl in Rezia's Gegenwart
Nicht schicklich war, es laut zu offenbaren)
Daß des Khalifen Zahn' und Bart,
In Baumwoll' eingepackt, in diesem Kästchen waren.
Es hatte, während daß der Sultan noch erstarrt
In seinem Lehnstuhl lag, von Oberons unsichtbaren
Trabanten einer sich behend' ans Werk gemacht
Und Alles, ohne Scheer' und Pelikan, vollbracht.

8.

Eilt nun, so fuhr er fort, bevor euch nachzujagen
Der Sultan Zeit gewinnt! Dort auf der Rhede liegt
Ein Schiff, das ohne Harm in sechs bis sieben Tagen
Mit euch bis nach Lepanto fliegt;
Dort findet ihr, sobald ihr angekommen,
Ein andres schon bereit, das nach Salern euch bringt;
Und dann, so schnell als Lieb' und Sehnsucht euch beschwingt,
Geraden Wegs den Lauf nach Rom genommen!

9.

Und tief, o Hüon, sey's in deinen Sinn geprägt!
Solange bis der fromme Papst Sylvester
Auf eurer Herzen Bund des Himmels Weihung legt,
Betrachtet euch als Bruder und als Schwester.
Daß der verbotnen süßen Frucht
Euch ja nicht vor der Zeit gelüste!
Denn wisset, daß im Nu, da ihr davon versucht,
Sich Oberon von euch auf ewig trennen müßte.

10.

Er sagt's und seufzt, und stiller Kummer schwillt
In seinem Aug'; er heißet sie ihm nahen
Und küßt sie auf die Stirn'; und als sie aufwärts sahen,
Zerfloß er wie ein Wolkenbild
Aus ihrem Blick. Der goldne Tag verhüllt
Sein Antlitz; traurig rauscht's, wie Seufzer, durch die Palmen,
Und Land und Meer scheint, dumpf und tief erstillt,
In trübem Duft gestaltlos zu verqualmen.

11.

Ein seltsam Weh', ein stilles Bangen druckt
Das holde Paar; sie sehn mit blassen Wangen
Einander an; im offnen Mund' erstickt,
Was jedes sprechen will; sie wollen sich umfangen,
Und ein geheimes Graun hält ihren Arm. Allein
In einem Pulsschlag stürzt der dumpfe Nebel nieder,
Lacht Alles, wie zuvor, in goldnem Sonnenschein',
Und Muth und Freude kehrt in ihre Herzen wieder.

12.

Sie eilen nach dem Schiff' und finden's, hocherfreut,
Zur Reise schon versehn und zierlich eingerichtet
Durch ihres Schützers Gütigkeit.
Ein frischer Landwind weht, der Anker wird gelichtet,
Das Seevolk jauchzt. Die Barke, vogelschnell,
Durchschneidet schon mit ausgespannten Flügeln
Die blaue Flut; die Luft ist rein und hell,
Und glatt das Meer, um sich darin zu spiegeln.

13.

Sanft wiegend schwimmt, gleich einem stolzen Schwan,
Das Schiff dahin, zum Wunder aller Söhne
Des Oceans, auf kaum gefurchter Bahn.
So eine Fahrt hat noch kein Mensch gethan,
Rief jeder aus. Der Ritter und die Schöne
Stehn, Arm in Arm geschlungen, Stunden lang
Auf dem Verdeck' und schaun; und jede neue Scene
Ist Opium für ihren Liebesdrang.

14.

Und wenn sie in die unabsehbarn Flächen
Hinaussehn, wo in Luft der Wellen Blau zerrinnt,
Fangt Hüon an von seinem Land zu sprechen,
Wie schön es ist, wie froh darin die Leute sind,
Und wie von Ost zum West die Sonne
Doch auf nichts Holders scheinen kann,
Als auf die Ufer der Garonne;
Und Alles dieß beschwört sein alter Lehensmann.

15.

Dem hüpft das Herz, so oft er seinem lieben
Gascogne Hymnen singen kann!
Die schöne Rezia, wiewohl ihr dann und wann
Viel Worte unverständlich blieben,
Horcht unverwandt; denn das, wovon ihr nichts entgeht,
Was mit unsäglichem Behagen,
So neu ihr's ist, ihr Herz unendlich leicht versteht,
Ist — was ihr Hüons Augen sagen.

16.

Ein sanfter Druck der warmen Hand,
Ein Seufzer, der das volle Herz entladet,
Ein leiser Kuß, der Rosenwang' entwandt,
Und, o, ein Blick, in Amors Thau gebadet,
Was überzeugt, gewinnt und rührt, wie dieß?
Was geht so schnell, trotz dem behendsten Pfeile,
Von Herz zu Herz, trifft so gewiß
Den Zweck und macht so wenig lange Weile?

17.

In Seelgesprächen dieser Art
Verlor das Wortgespräch sich stets bei unsern Beiden.
Oft schlichen sie, um Zeugen zu vermeiden,
In ihr Gemach und standen da gepaart
Am offnen Fenster oder saßen
Auf ihrem Sopha. Doch auch dann nicht ganz allein;
Die Amme wenigstens muß stets zugegen seyn;
Denn Hüon selber bat, ihn nie allein zu lassen.

18.

Noch immer widerhallt der schreckenvolle Ton
Des strengen „Laßt euch nicht gelüsten“
In seinem Ohr; denn wißt, sprach Oberon,
Daß wir uns sonst auf ewig trennen müßten.
Wie meinte das der Geist? Es war ein tiefer Sinn
In seinem Blick, der immer ernster, immer
Bewölkter ward; ach! Thränen schwammen drin,
Und sein Gesicht verlor den sonst gewohnten Schimmer.

19.

Dieß schwellt mit Ahnungen des guten Ritters Herz.
Er traut sich selbst nicht mehr; der Liebe leichtster Scherz
Erweckt die Furcht, ob Oberon ihn verdamme.
Indessen frißt die eingeschloss'ne Flamme
Sich immer tiefer ein. Die Luft, worin er lebt,
Ist Zauberluft, weil Rezia sie theilet;
Ihr Athem webt darin, ihr holder Schatten schwebt
Um jeden Gegenstand, auf dem sein Auge weilet.

20.

Und, o, sie selbst glänzt ihn im Morgenlicht',
Im Abendroth', im sanften Schattentage
Des Mondes an. In welcher schönen Lage,
In welcher Stellung reizt ihr Nymphenwuchs ihn nicht?
Der Schleier, der vor allen fremden Augen
Sie dicht umhüllt, fällt im Gemach zurück,
Erlaubt sogar dem furchtsam kühnen Blick,
Sich, Bienen gleich, in Hals und Busen einzusaugen.

21.

Er fühlt die süße Gefahr. O, soll es möglich seyn,
Du Schönste, ruft er oft, bis Rom es auszuhalten,
So wickle dich in sieben Schleier ein!
Verstecke jeden Reiz in tausend kleine Falten;
Laß' über dieses Arms lebend'ges Elfenbein
Die weiten Aermel bis zur Fingerspitze fallen,
Und, ach! Freund Oberon, vor allen
Verwandle bis dahin mein Herz in kalten Stein!

22.

Es war, wiewohl ihm oft die Kräfte schier versagen,
Des Ritters ganzer Ernst, den Sieg davon zu tragen
In diesem Kampf'. Es däucht' ihn groß und schön,
Das schwerste Abenteur der Tugend anzugehn,
Schon groß und schön, es nur zu wagen,
Und zehnfach schön und groß, es rühmlich zu bestehn.
Allein die Möglichkeit, so einen Feind zu dämpfen,
Der immer stärker wird, je mehr wir mit ihm kämpfen?

23.

Nichts ist, was diesem Feind so bald gewonnen gibt,
Als bei der Schönen, die man liebt,
Sich dem Gefühl stillschweigend überlassen.
Zum Glück' erinnert sich Herr Hüon seiner Pflicht,
Nach ritterlichem Brauch, sich mit dem Unterricht
Der Sultanstochter zu befassen.
Denn, ach! das arme Kind lag noch im Heidenthum'
Und glaubt' an Mahomed, unwissend zwar, warum.

24.

Der Ritter, sie von dieser Pest zu heilen,
Eilt, was er kann, (die Liebe hieß ihn eilen)
Sein Bißchen Christenthum der Holden mitzutheilen,
An Eifer gab er keinem Märt'rer nach;
Er war an Glauben stark, wiewohl an Kenntniß schwach,
Und die Theologie war keineswegs sein Fach;
Sein Pater und sein Credo, ohne Glossen,
In diesen Kreis war all sein Wissen eingeschlossen.

25.

Doch, was vielleicht an Licht und Gründlichkeit
Der Lehre fehlt, ersetzt des Lehrers Feuer:
Herr Hüon, standsgemäß ein Feind von Wörterstreit,
Handhabt das Werk gleich einem Abenteuer,
Und was er glaubt, beschwört er hoch und theuer,
Erbötig, dessen Richtigkeit
Dem ganzen Heidenthum mit seinem blanken Eisen
Zu Wasser und zu Land handgreiflich zu erweisen.

26.

Groß ist in des Geliebten Mund
Der Wahrheit Kraft; das Herz, voraus mit ihm in Bund,
Horcht ihm mit Lust und lehrbegier'gem Schweigen.
Was ist so leicht zu überzeugen,
Als Liebe? Ein Blick, ein Kuß ist ihr ein Glaubensgrund.
Die Schöne, ohne sich in Fragen zu versteigen,
Glaubt ihrem Hüon nach und macht in kurzer Zeit
Ihr Kreuz an Stirn' und Brust mit vieler Fertigkeit.

27.

Das heilge Bad der Christen zu empfangen,
Stand nun (wie unser Held in seiner Einfalt meint)
Ihr weiter nichts im Weg'. Ihr ist's, um vor Verlangen
Zu brennen, schon genug, daß er darnach zu bangen
Und jedes Augenblicks Verzug zu hassen scheint.
Ein Jünger Sanct Basils, ein großer Heidenfeind,
Der sich im Schiffe fand, wird leicht gewonnen, ihnen
Für die Gebühr hierin mit seinem Amt zu dienen.

28.

Die schöne Rezia, die nun Amanda hieß,
Seitdem sie in den Christenorden
Getreten war, gewann nicht nur das Paradies,
Sie schien dadurch sogar noch eins so schön geworden.
Allein von Hüon wich zur Stunde sichtbarlich
Sein guter Geist. Es war, im Taumel des Entzückens,
Des Herzens und des Händedrückens
Kein End'. Umsonst zerwinkt der treue Alte sich;

29.

Vergebens stellt sich Fatme gegenüber:
Der gute Paladin in seinem Seelenfieber
Vergißt des Zwergs, der Warnung, der Gefahr.
Der Alte hätte sich zu Tode winken können,
Die Wonn', in die er ganz versunken war,
Sie, deren Kuß nun Engel selbst ihm gönnen,
Zu drücken an sein Herz, Amanda sie zu nennen,
Umnebelt seinen Blick, berauscht ihn ganz und gar,

30.

Auch Rezia, seitdem sie von Amanden
Den Namen eingetauscht, glaubt freier von den Banden
Des Zwangs zu seyn, ist nicht mehr Rezia, vergißt
Nun desto leichter Königswürde,
Hof, Vaterland, und, kurz, was nicht Amanda ist.
Die Rückerinnerung, die sonst wie eine Bürde
Zuweilen noch an ihrem Nacken hing,
Fiel mit dem Namen ab, den sie im Tausch' empfing.

31.

Sie ist nun ganz für Hüon neu geboren,
Gab Alles, was sie war, für ihn,
Gab einen Thron um Liebe hin
Und fühlt' in seinem Arm, sie habe nichts verloren.
Sie gab sich weg und ist Amande, nun
Für Liebe nur, durch Liebe nur zu leben,
Hat in der Welt nichts Andres mehr zu thun,
Nichts Andres zu empfangen, noch zu geben.

32.

Der wackre Scherasmin, der das verliebte Paar
In solcher Stimmung sieht, erschrickt vor ihren Blicken.
Er wird darin, ich weiß nicht was, gewahr,
Das lüstern ist, verbotne Frucht zu pflücken.
Ein Zeuge drückte sie, das sah er offenbar.
Sie küßten sich, sobald er nur den Rücken
Ein wenig kehrt, so rasch, so durstiglich
Und wurden roth, sobald sein Auge sie bestrich.

33.

Im Spiegel seiner eignen Jugend
Sieht er nur allzu gut, was beide nicht mehr sahn;
Sieht, einer Motte gleich, die unerfahrne Tugend
Sich ahnungslos der schönen Flamme nahn.
Wie lieblich zieht der Glanz, die sanfte Wärme an!
Durch ihre Unschuld selbst betrogen,
Umtaumelt sie das Licht in immer kleinern Bogen,
Und plötzlich, ach! verbrennt sie ihre Flügel dran.

34.

In dieser Noth läßt der getreue Alte
(Mit Fatmen ingeheim zu diesem Zweck vereint)
Nichts unversucht, was ihm ein Mittel scheint,
Daß wenigstens bis Rom des Ritters Weisheit halte;
Ihm fällt bald dieß, bald jenes ein,
Sie zu beschäftigen, zu stören, zu zerstreun;
Zuletzt schlägt er, da alle Mittel fehlen,
Zur Abendkürzung vor, ein Mährchen zu erzählen.

35.

Ein Mährchen nennt' er es, wiewohl es freilich mehr
Als Mährchen war. Ihm hatt' es ein Kalender
Zu Basra einst erzählt, als er die Morgenländer
Nach seines Herren Tod durchirrte, lang vorher,
Eh' in die Kluft des Libans aus den Wogen
Der stürmevollen Welt er sich zurückgezogen:
Und da es jetzt in ihm gar lebhaft sich erneut,
Glaubt er, es sey vielleicht ein Wort zu rechter Zeit.

36.

Und so beginnt er denn: Vor etwa hundert Jahren
Lebt' an den Ufern des Tessin
Ein Edelmann, an Weisheit ziemlich grün,
Wiewohl sehr grau an Bart und Haaren;
Von Podagra und Gicht, der späten bittern Frucht
Zu viel genoss'ner Lust, fast täglich heimgesucht;
Ein Hofmann übrigens, galant und wohl erfahren
Und in der Kriegeskunst der Minne wohl versucht.

37.

Dem war, nachdem er lang sein sündliches Vergnügen
Daran gehabt, im Hagestolzenstand'
Auf Amors freier Bürsch Berg auf Berg ab im Land'
Herum zu ziehn und, wo er Eingang fand,
Bei seines Nächsten Weib zu liegen;
Ihm, sag' ich, war zuletzt der Einfall aufgestiegen,
Den steifen Hals noch an des Lebens Rand
Ins sanfte Joch der heil'gen Eh zu schmiegen.

38.

Mit viel Geschmack und wohl verkühltem Blut
Sucht er ein Kind sich aus, wie er's zu Tisch und Bette,
Zu Scherz und Ernst, gerade nöthig hatte,
Zumal zur Sicherheit; ein Mädchen, fromm und gut,
Unschuldig, sittsam, unerfahren,
Keusch wie der Mond und frei von aller eiteln Lust,
Jung überdieß, pechschwarz von Aug' und Haaren,
Von Farbe rosenhaft und rund von Arm und Brust.

39.

Von allen dreiunddreißig Stücken,
Womit ein schönes Weib, sagt man, versehen ist,
Hätt' er kein einzigs gern' an seiner Braut vermißt,
Am wenigsten das Aug', in dessen Feuerblicken
Ein feuchtes Wölkchen schwimmt, die kleine weiche Hand,
Die Lippen, die dem Kuss' entgegen schwellen,
Das runde Knie, der Hüften schöne Wellen
Und unter sanftem Druck den süßen Widerstand.

40.

Der gute alte Herr, beim Kauf so schöner Waare,
Vergaß nur Eins — die fünfundsechzig Jahre,
Die seinen Kopf bereits mit Schnee bestreun.
Zwar macht' er, aus geheimer Vorempfindung,
Ausdrücklich zum Beding der ehlichen Verbindung,
Sie sollte reizvoll, warm und Alles das allein
Für ihn und kalt wie Eis für jeden Andern bleiben:
Allein, wer wird für sie die Clausel unterschreiben?

41.

Rosette that's. Rosette war ein Kind,
War auf dem Land, dem Veilchen gleich, im Schatten
Verborgen aufgeblüht, war froh und leicht gesinnt
Und sah in ihrem künftigen Herrn und Gatten
Nichts, als den Mann, der sie zur großen Dame macht,
Ihr reiche Kleider gab und tausend schöne Sachen,
Die Kindern, wie sie war, bei Tage Kurzweil machen;
An Andres hatte noch ihr Herzchen nie gedacht.

42.

Die Hochzeit ward demnach mit großer Pracht vollzogen.
Der edle Bräut'gam, zwar ein wenig steif und schwer,
Stapft an Rosettens Hand gar ehrenfest einher
Und wähnt, sein Taufschein hab' um zwanzig ihn belogen.
Was Augen hat, läuft schaarenweis' herbei,
Den prächt'gen Kirchgang anzustaunen;
Ein stattlich Paar! hört man zu beiden Seiten raunen;
Sie gleichen sich — wie Januar und Mai.

43.

Rosettens Unschuld war (wie in dergleichen Fällen
Gewöhnlich ist) des alten Gangolfs Stolz:
Er schien am zweiten Tag vor hohem Muth zu schwellen
Und schritt einher, gerader als ein Bolz.
Es war der letzte Trieb von einem dürren Holz!
Die Uebel, die sich gern zu grauer Liebe gesellen,
Begannen bald bei ihm sich reichlich einzustellen;
Je wärmer Röschen ward, je mehr ihr Alter schmolz.

44.

Indeß verdoppelt er auf andre Art die Proben
Von seiner Zärtlichkeit, beschenkt sie täglich schier
Mit neuem Modekram, mit Spitzen, schönen Roben,
Juwelen, kurz, mit Allem, was er ihr
An Augen ansehn kann. Es koste, was es wolle,
Was ihr Vergnügen macht, das ist für ihn Genuß;
Er fordert nichts dafür, als höchstens einen Kuß;
Mit einem Wort', er spielt die — Alten=Mannes=Rolle.

45.

Rosette, jugendlich vergnügt mit ihrem Los,
Spart auch dagegen nichts, den Alten zu vergnügen
Nach seiner Art; setzt sich auf seinen Schoß,
Soviel er will, und läßt auf seinem Knie sich wiegen,
Läßt aus Gefälligkeit ihn tändeln, wie er kann,
Pflegt seiner, liebevoll, in seinem Unvermögen;
Und, wandelt ihn (wie oft) die Schlafsucht an,
Darf er sein schweres Haupt auf ihren Busen legen.

46.

So lebten sie in Eintracht manches Jahr
Zusammen, keusch und treu wie fromme Turteltauben,
So treu ergeben sie, und er so voller Glauben,
Daß Jedermann dadurch erbauet war.
Der gute Mann vergaß bei ihren Scherzen
Sein Podagra und seine Rückenschmerzen,
Und seinetwegen bloß beklagt in ihrem Herzen
Die junge Frau sein zehntes Stufenjahr.

47.

Allein es kam; und, ach! zu ihrem großen Leide,
Ein Uebel kam mit ihm auf Gangolfs graues Haupt,
Das seiner liebsten Augenweide
Den armen Greis auf lebenslang beraubt.
Nie wird er wieder sich an ihren Blicken sonnen,
Nie wieder sehn dieß reizende Oval,
Wovon zu Engeln und Madonnen
So mancher Maler gern die sanften Züge stahl!

48.

Wer sollt' ihm nun die lange Zeit vertreiben,
Dem armen blinden Mann', hätt' er Rosetten nicht?
Was würd' aus ihm, wär's ihr nicht süße Pflicht,
Untrennbar Tag und Nacht an ihn geklebt zu bleiben,
Ihm immer Arm und Augenlicht
Zu leihn, für ihn zu lesen und zu schreiben,
Zu fragen, was ihm fehlt, und, quälet ihn die Gicht,
Mit leichter warmer Hand ihm Knie und Fuß zu reiben?

49.

Rosette, immer sanft, gefällig, mitleidsvoll,
Entrichtet ohne Zwang und Murren
Der Ehstandspflicht auch diesen schweren Zoll;
Aufmerksam stets, (wiewohl bei seinem Knurren
Ihr heimlich oft die Gall' ein wenig schwoll)
Daß ja ihr Alter nichts zu klagen haben soll.
Zum Unglück fing er jetzt, trotz ihrem guten Willen,
In seinem Sorgestuhl die schlimmste aller Grillen.

50.

Der ärgste Feind, der je sich aus der Hölle schlich,
Die Sterblichen zu necken und zu quälen,
Fuhr in den armen Mann und plagt' ihn jämmerlich.
Alt, schwach und blind, wie konnt' er sich verhehlen,
Rosette sey, so sehr sie einem Engel glich,
Doch nur ein Weib? Konnt's an Versuchern fehlen?
Die Welt ist rings umher von offnen Augen voll,
Und, ach! das Auge blind, das sie beleuchten soll!

51.

So jung, so schön, so ganz aus lauter Liebeszunder
Gewebt, wer kann sie sehn und nicht vor Sehnsucht glühn?
Wo sah man je so frische Wangen blühn?
Je Augen funkelnder und Lilienarme runder?
Zwar ist sie tugendhaft; sie wird ja freilich fliehn:
Doch, wenn sie auf der Flucht nun glitschte? wär' es Wunder?
Der Grund, worauf sie flieht, ist hell geschliffner Stahl,
Und, ach! die ein Mal fallt, die fallt für alle Mal.

52.

Selbst ihre Tugenden, ihr sanftgefallig Wesen,
Ihr leichter Sinn, stets froh und guter Ding,
Was sonst an ihr das Liebste ihm gewesen,
Die holde Scham sogar, womit sie ihn umfing,
Und was ihm sonst von ihren tausend Reizen,
Entschleiert und verschönt, sein Seelenspiegel weist,
Das Alles hilft jetzt nur dem Argwohn, der ihn beißt,
Sich in sein wundes Herz noch tiefer einzubeizen.

53.

Der Sklaverei, worin das gute junge Weib
Seit dieser Zeit verlechzt, ist keine zu vergleichen.
Stets angeschnallt an seinen siechen Leib,
Darf sie ihm Tag und Nacht nicht von der Seite weichen.
Mißtrauisch aufgeschreckt von jedem leisen Wort,
Tragt er die Augen nun an seinen Fingerenden,
Und Nachts liegt eine stets von seinen knot'gen Handen
Bald da, bald dort auf ihr, aus Furcht, sie schleich' ihm fort.

54.

So sanft Rosette war, so fiel doch solch Betragen
Ihr schwer aufs Herz. Er nennt es Liebe zwar:
Allein sie sah zu wohl nur, was es war,
Und fing, anstatt sich fruchtlos zu beklagen,
Zu überlegen an. So neben einem Mann
Von siebenzig, mit Gicht und Stein beladen,
Durchs Leben, wie durch einen Sumpf, zu waten,
Und noch gequält dazu, däucht ihr ein harter Bann.

55.

Gar Vieles, was sie sonst geduldig übersehen,
Scheint in dem Licht, worin sie jetzt es sehen muß,
Höchst widerlich und gar nicht auszustehen.
Sein Zärtlichthun ist jetzt ihr herzlichster Verdruß,
Sein Scherz unleidlich plump, und ekelhaft sein Kuß;
Wagt er noch mehr, so möchte man vergehen!
Und sie, o grausam! sie ist jung und schön für ihn,
Und was ihm unnütz ist, muß sie sich selbst entziehn!

56.

Und was entschädigt sie? Der Stadt gesellige Freuden,
Tanz, Schauspiel, Alles das ist ihr verbotne Frucht!
Von Niemand wird ihr altes Schloß besucht;
Als gingen Geister drin, scheint Jeder es zu meiden.
Ein großer Garten, hoch mit einer Maur umfaßt,
Ist Alles, was sie hat — im Kreis sich zu bewegen;
Zum Träumen kann sie da an einen Baum sich legen,
Und dann sogar ist ihr der blinde Mann zur Last.

57.

Ein junger Edelknecht, in Gangolfs Schloß erzogen
Und über seinen Stall gesetzt,
Wird jetzt zum ersten Mal betrachtenswerth geschätzt.
Er hatte zwar schon lange sich verwogen,
Mit schmachtender Begier die Dame anzusehn,
Und oft gesucht, ihr's mündlich zu gestehn,
Doch, da sie stets dem Anlaß' ausgebogen,
Auch wieder ehrfurchtsvoll zurücke sich gezogen.

58.

Jetzt aber, da Verdruß und Gram
Und lange Weil bei Tag und noch langweil'gers Wachen
Bei Nacht Zerstreuungen ihr zum Bedürfniß machen,
Kein Wunder, daß sich jetzt die Sache anders nahm.
Es däucht ihr hart, in ihren schönsten Tagen
So gänzlich allem Trost des Lebens zu entsagen;
Und Walter, dessen Blick nun wieder Muth bekam,
War unermüdet, sich zum Tröster anzutragen.

59.

Sein Eifer wächst, je mehr er Raum gewinnt.
Er fleht; sie weigert sich: doch unvermerkt entspinnt
Sich ein Verständniß zwischen ihnen,
Wovon die Augen bloß die Unterhändler sind;
Denn Gangolf war nicht an den Ohren blind,
Und öfters kann ein Ohr für hundert Augen dienen.
Der Alte spitzt die seinen gleich und lauscht,
Wenn von Rosettens Kleid nur eine Falte rauscht.

60.

Ein solcher Zwang verkürzt die Complimente
Des Widerstands, und in sehr kurzer Zeit
Sind Walter und die Dame schon so weit,
Daß nur die Frage ist, wie man sich nahern könnte?
Von ihrem Drachen, den sein Husten Tag und Nacht
Nicht ruhen läßt, gebannet und bewacht,
Was wird die junge Frau ersinnen,
Um etwas Raum und Zeit für Walter zu gewinnen?

61.

Noth schärft den Witz. Indem sie hin und her
Auf Wege denkt, erwählt, verwirft, im Besten
Viel Schwierigkeiten sieht, fallt ihr von ungefahr
Ein Birnbaum ein mit stufengleichen Aesten,
Der, an der Rasenbank im Garten, wo sich, rund
Um einen Marmorbrunnen, Hecken
Von Myrten ziehn, hoch überhangend stund,
Den Schattensitz vor Sonnenglut zu decken.

62.

Zu diesem anmuthsvollen Ort,
Den laue Lüftchen stets umfliegen,
Pflegt oft, zur Sommerszeit, wenn Alles lechzt und dorrt
Mit seinem Weibchen sich der Alte zu verfügen,
Um an des Brunnens kühlem Bord'
Ein Stündchen oder zwei auf ihrem Schoß zu liegen —
Zum Garten hat jedoch den Schlüssel er allein,
Und außer ihm und ihr kam keine Seel' hinein.

63.

Was nun zu thun, den Schlüssel zu bekommen,
Den stets im Unterkleid der Alte bei sich führt?
Der wird beim Schlafengehn ganz sachte weggenommen,
Und, während daß der Mann sein Ave psalmodirt,
In Wachs gedrückt, sodann am nächsten Morgen
Der Abdruck unvermerkt in Walters Hand gespielt,
Und ein Postscript dazu, das ihm den Baum empfiehlt:
Das Uebrige wird Walter schon besorgen.

64.

Nun, was geschah? Es war ein schöner warmer Tag
Zu End' Augusts, als unsern blinden Alten
Die Sonne lockt, wie er zuweilen pflag,
Die Mittagsruh' im Myrtenrund zu halten.
Komm, meine Taube, spricht zu seinem andern Ich
Der graue Tauber, komm, mein Röschen, führe mich
Zu jenem stillen Grund, wo, seit er uns verbunden,
Der Gott der Eh so oft uns Arm in Arm gefunden.

65.

Rosette winkt, und Walter schleicht voran;
Die Gartenthür wird leise aufgethan
Und wieder zugemacht; dann geht es an ein Fliegen
Dem Brunnen zu; der Birnbaum wird erstiegen,
Und, wo der breitste Ast sich sanft gebogen krümmt,
Des Weibchens Thron im dichtsten Laub bestimmt.
Der Alte kommt indeß, mit ungewissen Tritten,
An seines Röschens Arm allmählich angeschritten.

66.

Weil nun der Mund beinah das Einz'ge blieb,
Das noch, in viel und mancherlei Gebrechen,
Ihm Dienste that, so war, von seiner Lieb'
Und von dem Paradies des Ehstands ihr zu sprechen,
Gewöhnlich das, womit er ihr die Zeit vertrieb.
Er mischte dann, vielleicht sie zu bestechen,
Von ihren Reizungen viel Poesie hinein,
Und meistens kam ein Stück von Predigt hinter drein.

67.

Aus diesem Ton war's unterwegs gegangen,
Und, da sie glücklich nun beim Brunnen angelangt,
(Wo, wie ihr wißt, der schöne Birnbaum prangt)
Da hatte Gangolf auch, nachdem er ihr die Wangen
Gestreichelt und (wiewohl vom Husten stark geplagt)
Viel Zärtliches und Süßes vorgesagt,
Die Predigt eben angefangen,
Die ihr im Angesicht des Birnbaums schlecht behagt.

68.

Ist, sprach er — da er so, die Stirn' an ihrer Brust,
Im Schatten bei ihr saß und an dem runden, weichen,
Atlass'nen Arm sanft auf und ab zu streichen
Nicht müde ward — ist wohl der Unschuld unsrer Lust,
Der Ruh, dem süßen Trost, dem alle Freuden weichen,
Dem Glück, geliebt zu seyn, geliebt und sich bewußt,
Man sey es würdig — kurz, dem, was du fühlen mußt,
Wenn du mich liebst, ein Glück auf Erden zu vergleichen?

69.

O, sprich, mein Röschen, — hier begann
Der alte Herr noch zärtlicher zu streicheln —
Doch rede frei und ohne alles Heucheln,
(Denn Einer höret uns, den Niemand täuschen kann)
Darf sich auch wohl dein armer blinder Mann,
Der dich so zärtlich liebt, darf sich dein Gangolf schmeicheln,
Daß du ihn wieder liebst? daß er dein Alles ist,
Dein ganzes Herz erfüllt, wie du sein Alles bist?

70.

Zwar freilich, wollten wir die alten Sagen schätzen,
Wär' einem Mann nichts minder zu verzeihn,
Als an ein Weib sein ganzes Herz zu setzen,
Zu baun auf ihre Treu, zu trauen ihrem Schein.
Längst lehrten uns, aus Tonnen und von Thronen,
Der Narr Diogenes, die weisen Salomonen,
Es sey des Weibes Herz kein zuverlässig Gut,
Und ihrer List nichts gleich, als ihre Wankelmuth.

71.

Nichts von den weltlichen Geschichten
Zu sagen, sehn wir nicht sogar das heil'ge Buch
Den Ruhm der Weibertreu von Anbeginn vernichten?
Kam auf die Menschheit nicht durchs erste Weib der Fluch?
Von seinen Töchtern ward der fromme Loth betrogen;
Die Kinder Gottes selbst, schon vor der großen Flut,
Verbrannten sich, von Weibern angezogen,
Die Fittige an ihrer strafbarn Glut.

72.

Die Delila'n, die Jaeln, Jesabellen
Und Bathseba'n, und wie ihr Name heißt,
Ist unvonnöthen dir im Reihen aufzustellen,
Wiewohl die Schrift sie nicht der Treue halben preist:
Doch diese Judith, die den tapfern, frommen, alten
Feldmarschall Holofern erst in die Arme schlingt,
Erst liebetrunken macht und dann ums Leben bringt,
Wer kann dabei der Thränen sich enthalten?

73.

Wär' aber auch der Weiber größte Zahl
An Lastern noch so reich, an Tugend noch so kahl,
Dir, meine Einz'ge, Auserwählte,
Dir, meines Alters Trost und meiner Augen Licht,
Dir trau' ich's zu, du bliebst getreu an deiner Pflicht
Und fehltest nicht, wenn auch die Beste fehlte.
Dein Gangolf, der so rein, so treu dich liebt,
Wird, o gewiß! von dir so grausam nie betrübt?

74.

Wozu, versetzt mit schuldbewußten Wangen
Die junge Frau und zieht den Schwanenarm,
Womit sie um den Gürtel ihn umfangen,
Mißmuthig weg — wozu, versetzt sie rasch und warm,
All diese Litanei? Womit in meinem Leben
Hab' ich dazu Gelegenheit gegeben?
Wie? soll ich glauben, daß dein Herz an meiner Treu
Nur einen Augenblick zu zweifeln fähig sey?

75.

Unglückliche! ist dieß für alle meine Liebe
Zuletzt der Lohn? Wem gab ich ganz mich hin?
Der Unschuld ersten Kuß, der Tugend erste Triebe,
Wer hatte sie? — Und, ach! daß ich zu zärtlich bin,
Ist mein Verbrechen nun! Ein Herz ist ihm verdächtig,
Das keinen Andern kennt, für ihn nur stärker schlug!
Hoffährt'ger, hast du nicht an diesem Sieg genug?
Auch quälen mußt du mich? O grausam! niederträchtig!

76.

Hier hielt sie ein, als ob der übermäßige Schmerz
Die Stimm' in ihrer Brust erstickte;
Und schluchzend fiel der Greis ihr um den Hals und drückte
Das treue Weib reumüthig an sein Herz.
O, weine nicht, mein Liebchen, o, verzeihe,
Was Liebe nur gefehlt! Ich wollte nicht Verdruß
Dir machen; o, verzeih' und gib mir einen Kuß!
Bei Gott! ich zweifle nicht an meines Röschens Treue!

77.

So seyd ihr! sprach Rosett', indem sie seinem Kuß
Sanft sträubend sich entzog, so seyd ihr Männer alle!
Erst lockt ihr uns so schmeichelnd in die Falle,
Und, habt ihr uns, macht ruhiger Genuß
Statt frischen Bluts bei euch nur böse Galle.
Weh dann der armen Frau, die euch befried'gen muß!
Das Flämmchen selbst, das ihr so eifrig angeblasen,
Gibt euch zum Argwohn Stoff und macht euch heimlich rasen.

78.

Der gute Mann, den sehr zur ungelegnen Zeit
Sein Hüftweh' überfällt, weiß seinem armen Leibe
Sonst keinen Rath, als dem getreuen Weibe
Betheurungen zu thun von seiner Zärtlichkeit,
Und daß der Schatten nur von Argwohn himmelweit
Von seinem Herzen sey und bleibe.
Somit bestätigt denn der neue Friedensschluß
Von beiden Theilen sich mit einem süßen Kuß.

79.

Das wackre Ehpaar sank, aus Leerheit oder Fülle
Des Herzens, wie ihr wollt, in eine tiefe Stille.
Rosette seufzt. Der Alte fragt, warum?
Nichts, sagt sie wieder seufzend und bleibt stumm.
Er dringt in sie. „Sey unbesorgt, mein Lieber,
Es ist ein Lüstern nur und geht vielleicht vorüber.“ —
Ein Lüstern? — Ich versteh'! — Wie glücklich machtest du
Mein Alter noch! — Sie schweigt und seufzt noch eins dazu.

80.

Da hätten wir die Frucht von deinem kalten Baden,
Fuhr Gangolf fröhlich fort. Sag' an! es könnte dir,
Wenn du's verhieltst, und dem Verborgnen schaden!
O! spricht sie, sähest du den schönen Birnbaum hier,
So frisch von Laub, so strotzend voll beladen
Mit reifer goldner Frucht! die Aeste brechen schier!
Ich sagte nichts, aus Furcht, du möchtest zürnen,
Allein — ich gäb' ein Aug' um eine dieser Birnen!

81.

Ich kenn' ihn wohl, den Baum; er trägt im ganzen Land
Die beste Frucht, versetzt der gute Blinde:
Doch, sprich, wie machen wir's? Kein Mensch ist bei der Hand,
Es ist ein Erntetag, das ganze Hofgesinde
Im Feld zerstreut — der Baum ist hoch, und ich
Bin schwach und blind — O, wäre nur der Bengel,
Der Walter hier! — „Mir fällt was ein, mein Engel,
Wir brauchen Niemand sonst, spricht sie, als dich und mich.

82.

„Wärst du so gut und wolltest mit dem Rücken
Nur einen Augenblick fest an den Stamm dich drücken,
So wär's ein Leichtes mir, hier von des Rasens Saum
Dir auf die Schulter mich zu schwingen;
Von da ist's vollends auf den Baum
Zum ersten Ast zwei kleine Spangen kaum;
Ich bin im Klettern und im Springen
Von Kindheit an geübt — gewiß, es wird gelingen."

83.

Von Herzen gern, versetzt der blinde Mann;
Und doch, mein Kind, wenn du zu Schaden kamest?
Es bräch' ein Ast? was könnt' ich Armer dann
Zu deinem Beistand thun? — Wie, wenn du dich bequemest
Zu warten? — „Sagt' ich nicht, daß ich nicht warten kann?
Ich sehe wohl, daß du des kleinen Diensts dich schämest:
Um Alles wollt' ich dir nicht gern beschwerlich seyn!
Und doch, wer sieht uns hier? Wir sind ja ganz allein!"

84.

Was war zu thun? Es konnte leicht das Leben
Von einem Erben gar bei dieser Lüsternheit
Gefährdet seyn; kurz, halb mit Zärtlichkeit,
Halb mit Gewalt, muß Gangolf sich ergeben.
Er stämmt sich an, hilft selbst dem Weibchen auf,
Und vom geduld'gen Kopf des guten alten Narren
Schwingt sich Rosette frisch zum lüft'gen Sitz' hinauf,
Wo ihrer, unterm Laub, verstohlne Freuden harren.

85.

Nun saß von ungefahr, da Alles dieß geschah,
Auf einer Blumenbank, dem guten blinden Alten
Vorüber, Oberon, um mit Titania,
Der Feenkönigin, hier Mittagsruh zu halten:
Indeß die zephyrgleiche Schaar
Der Elfen, ihr Gefolg, zerstreut im ganzen Garten
Und meist versteckt in Blumenbüschen war,
Um schlummernd dort den Mondschein zu erwarten.

86.

Unsichtbar saßen sie und hörten Alles an,
Was zwischen Mann und Frau sich eben zugetragen.
Zum Unglück, daß sie auch die Birnbaumsscene sahn!
Dem Elfenkönig gab dieß großes Mißbehagen.
Da, sprach er zu Titanien, sieht man nun,
Wie wahr es ist, was alle Kenner sagen!
Was ist so arg, das nicht, um sich genug zu thun,
Ein Weib die Stirne hat zu wagen?

87.

Ja wohl, Freund Salomon, bekennt dein weiser Mund:
„Ein einzler Biedermann wird immer noch gesehen;
Doch wandre einer mir ums weite Erdenrund
Nach einem frommen Weib', er wird vergebens gehen!"
Siehst du, Titania, im Birnbaum dort versteckt
Das ungetreue Weib des blinden Mannes spotten?
Sie glaubt sich in der Nacht, die seine Augen deckt,
So sicher, als in Plutons tiefsten Grotten.

88.

Allein, bei meinem Thron', bei diesem Lilienstab'
Und bei der furchtbarn Macht, die mir das Reich der Elfen
Mit diesem Scepter übergab,
Nichts soll ihr ihre List, nichts seine Blindheit helfen!
Nein, ungestraft in Oberons Angesicht
Sich ihres Hochverraths erfreuen soll sie nicht!
Ich will den Staar von Gangolfs Augen schleifen,
Und auf der frischen That soll sie sein Blick ergreifen!

89.

So? willst du das? versetzt mit raschem Sinn'
Und Wangen voller Glut die Feenkönigin;
So soll mein Schwur dem deinen sich vermählen!
So schwör' auch ich, so wahr ich Königin
Des Elfenreichs und deine Gattin bin,
Es soll ihr nicht an einer Ausflucht fehlen!
Ist Gangolf etwa ohne Schuld?
Ist Freiheit euer Los, und unsers nur Geduld?

90.

Doch, ohne sich an ihren Zorn zu kehren,
Macht Oberon, was er geschworen, wahr.
Berührt von seinem Lilienstabe, klaren
Sich Gangolfs Augen auf, verschwunden ist der Staar.
Erstaunt, entzückt beginnt er aufzuschauen,
Sieht hin und schüttelt sich, als führ' ein Wespenschwarm
Ihm in die Augen, sieht, o Himmel! soll er trauen?
Sein treues Röschen, ach! in eines Mannes Arm!

91.

Es kann nicht seyn! er hat nicht recht gesehen;
Ihn blendete das lang' entwohnte Licht;
Unmöglich kann sich so das beste Weib vergehen!
Er schaut noch einmal hin — das nämliche Gesicht
Durchbohrt sein Herz. Ha, schreit er, wie besessen,
Verrätherin, Sirene, Höllngezücht,
Du scheuest dich vor meinen Augen nicht,
Der Ehr' und Treu so schändlich zu vergessen?

92.

Rosette, wie vom Donner aufgeschreckt,
Fährt ängstlich auf, indem mit einem Zauberschleier
Ein unsichtbarer Arm den blassen Buhler deckt.
Was für ein seltsam Abenteuer
Stellt, denkt sie, just in diesem Nu, so sehr
Zur Unzeit, das Gesicht des alten Unholds her?
Doch, nach dem Wort der Königin der Elfen,
Fehlt ihr's an Witze nicht, sich aus der Noth zu helfen.

93.

Was hast du, lieber Mann? ruft sie herab vom Baum,
Was tobst du so? — „Du fragst noch, Unverschämte?“
Ich Arme! wie? Du gibst dem Argwohn Raum?
So lohnst du mir, daß mich dein Nothstand grämte,
Daß ich, da nichts mehr half, durch schwarzer Kunst Gewalt
Mit einem Geist' in Mannsgestalt
Um dein Gesicht zu ringen mich bequemte
Und dir zu Lieb' im Kampf den rechten Arm mir lähmte?

94.

Was Dank verdient, machst du sogar zu Schuld
Und schämst dich nicht, mir solch ein Lied zu singen?
Ha, schrie er, hier verlör Sanct Hiob die Geduld!
Was ich gesehen, nennst du ringen?
So möge mir dieß neu geschenkte Licht
Des Himmels Wunderhand bewahren,
Und du, treuloses Weib, mögst du zur Hölle fahren,
Wie mir ein ehrlich Wort zu deiner That gebricht!

95.

„Wie? ruft sie aus, so kann mein Gangolf sprechen?
Weh mir! ach! zu gewiß muß etwas, was es sey,
An meinem Zauberwerk gebrechen;
Dein Aug' ist offenbar noch nicht von Wolken frei;
Wie könntst du sonst mit solchen harten Reden
Dein treues Weib zu morden dich entblöden?
Dein Sehen kann kein wahres Sehen seyn;
Es ist das Flimmern nur von ungewissem Schein.

96.

O, daß es möglich wär, mich selbst zu hintergehen!
Spricht Gangolf; wohl dem Mann, den nur ein Argwohn plagt!
Ich Unglücksel'ger hab's gesehen!
Gesehen was ich sah — „Dem Himmel sey's geklagt!
Ward je ein Weib unglücklicher geboren?
(Schreit die Verratherin mit einem Thränenguß')
O daß ich diesen Schmerz noch überleben muß!
Mein armer Mann hat den Verstand verloren!

97.

Und welcher Mann von zärtlichem Gemüth
Verlör' ihn nicht, troß allen seinen Sinnen,
Der Thränengüsse aus so schönen Augen rinnen
Und eine solche Brust von Seufzern schwellen sieht?
Der Alte kann nicht langer widerstehen:
Gib dich zufrieden, Kind, ich war zu rasch, zu warm;
Verzeih' und komm herab in deines Gangolfs Arm,
Es ist nun sonnenklar, ich hatte falsch gesehen!

98.

Da hörst du's nun! spricht zu Titania
Der Elfenfürst: was er mit Augen sah,
Schwemmt eine Thräne weg! Dein Werk ist's; triumphire!
Doch hör' auch nun den heiligsten der Schwüre!
Ich glaubte mich geliebt und fand mein Glück darin.
Es war ein Traum — Dank dir, daß ich entzaubert bin!
Hoff nicht, ein Thränchen werd' auch mich umnebeln können,
Von nun an müssen wir uns trennen!

99.

Nie werden wir, in Wasser noch in Luft,
Noch wo im Blüthenhain die Zweige Balsam regnen,
Noch wo der hagre Greif in ewig finstrer Gruft
Bei Zauberschätzen wacht, einander mehr begegnen.
Mich drückt die Luft, in der du athmest! Fleuch;
Und wehe dem verrätherischen Geschlechte,
Von dem du bist, und weh dem feigen Liebesknechte,
Der eure Ketten schleppt! ich hass' euch Alle gleich!

100.

Und wo ein Mann in eines Weibes Stricken,
Als wie ein taumelnder lusttrunkner Auerhahn,
Sich fangen läßt und liegt und girrt sie an
Und saugt das falsche Gift aus ihren üpp'gen Blicken,
Wähnt, Liebe sey's, was ihr im Schlangenbusen flammt,
Und horcht bethört der lächelnden Sirene,
Traut ihren Schwüren, glaubt der hinterlist'gen Thräne,
Der sey zu jeder Noth, zu jeder Qual verdammt!

101.

Und bei dem furchtbarn Namen sey's geschworen,
Der Geistern selbst unnennbar bleiben muß,
Nichts wende diesen Fluch und meinen festen Schluß:
Bis ein getreues Paar, vom Schicksal selbst erkoren,
Durch keusche Lieb' in Eins zusammen fließt
Und, probefest in Leiden wie in Freuden,
Die Herzen ungetrennt, auch wenn die Leiber scheiden,
Der Ungetreuen Schuld durch seine Unschuld büßt.

102.

Und wenn dieß edle Paar schuldloser reiner Seelen
Um Liebe Alles gab und unter jedem Hieb
Des strengesten Geschicks, auch wenn bis an die Kehlen
Das Wasser steigt, getreu der ersten Liebe blieb;
Entschlossen, eh den Tod in Flammen zu erwahlen,
Als ungetreu zu seyn, selbst einem Thron zu Lieb:
Titania, ist dieß, ist Alles dieß geschehen,
Dann werden wir uns wiedersehen!

103.

So sprach der Geist und schwand aus ihrem Blick.
Vergebens lockte sie mit liebevoller Stimme,
Nachfliehend, ihn in ihren Arm zurück!
Nichts kann des raschen Worts, das er in seinem Grimme
Gesprochen, hätt' er gleich es selber nun beweint,
Nichts kann ihn seines Schwurs entbinden,
Bevor, nach dem Beding, der ganz unmöglich scheint,
Zwei Liebende, wie er's verlangt, sich finden.

104.

Seit dieser Zeit hat bis zu unsern Tagen
Sich Oberon in eigener Gestalt
Nie mehr gezeigt und (wie die Leute sagen)
Bald einen Berg, bald einen dicken Wald,
Bald ein verlass'nes Thal zu seinem Aufenthalt
Gewählt, wo Liebende zu stören und zu plagen
All sein Vergnügen ist: und daß er nur für euch
Das Gegentheil gethan, ist einem Wunder gleich.

105.

Hier endigte der Alte mit Erzählen;
Und Hüon nimmt Amanden bei der Hand:
Wenn, spricht er, nur ein Paar getreu verliebter Seelen
Zu Oberons und Titaniens Ruhe fehlen,
So schwebt des Schicksals Werk an der Vollendung Rand.
War er's nicht selbst, der uns so wunderbar verband?
Er, sonst der Liebe Feind, hat uns in Schutz genommen:
Die Proben — O, die laßt je eh'r je lieber kommen!

106.

Amande legt an Antworts-Statt
Des Jünglings Hand ans Herz mit seelenvollen Blicken.
Ihr, die so viel für ihn gethan, gegeben hat,
Was blieb ihr noch mit Worten auszudrücken?
Und eine Scene von Entzücken
Erfolgt daraus, wobei der gute Scherasmin
Des schönen Mährchens Frucht, trotz allem seinem Nicken,
Auf einmal zu verlieren schien.

107.

Zwar noch verbarg der Unschuld keuscher Schleier
Den Liebenden die wachsende Gefahr,
Und ihre Zärtlichkeit ergoß sich desto freier,
Je reiner ihre Quelle war.
Nie war ein junges Paar in Liebessachen neuer;
Doch eben darum hing ihr Los an einem Haar'.
Ihr ganzes Glück auf ewig zu zerstören,
Braucht's einen Augenblick, worin sie sich verlören!

Varianten.

Stanze 2. Vers 6.
Die Unermeßlichkeit scheint vor ihm aufgethan;
St. 7. V. 3.
Daß des Khalifen Zähn' und Zwickelbart,
St. 8. V. 1.
(a) Eilt nun, fuhr Ob'ron fort u. s. w.
St. 9. V. 2.
So lange bis dein Oehm, der fromme Papst Sylvester,
St. 10. V. 2.
(a) In seinem Aug, drauf heißt er sie ihm nahen,
St. 12. V. 2.
(a) Zur Reise schon versehn und eingerichtet
St. 15. V. 1.
(a) Denn dem hüpft hoch das Herz, u. s. w.
St. 18. V. 6, 7.
(a) In seinem Blick; sein Aug ward immer ernster, immer
Bewölkter; Thränen schwammen drin,
St. 22. V. 4.
Das schwere Abenteur der Tugend u. s. w.
St. 24. V. 5.
(a) Er war an Glauben stark, doch an Erkenntniß schwach,
St. 31. V. 5.
(a) Gab eine Welt um Liebe hin,

Mit der 35sten Stanze endigt sich in der ersten Ausgabe der sechste Gesang.

St. 44. V. 4.
(a) Juwelen, Allem, was er ihr
St. 62. V. 2.
(a) Wo laue Lüftchen stets die Zweige lispelnd biegen,

St. 67. V. 3.

— — — der liebe Birnbaum prangt)

V. 6.

Viel Schönes ihr und Zärtlichs vorgesagt,

St. 70. V. 2.

So wäre einem Mann u. s. w.

St. 79. V. 6, 7.

(a) Es ist nur ein Gelust, u. s. w.
Was sagst du, ein Gelust? u. s. w.

St. 102. V. 7.

(a) Titania, wenn Alles dieß geschehen,

St. 106. V. 1.

(a) Die Schöne legt, an Antworts Statt,

Siebenter Gesang.

1.

Inzwischen ward, nach sieben heitern Tagen,
Das liebenswürd'ge Heldenpaar,
Dem jedes Element durch Oberon günstig war,
Ans Ufer von Lepanto hingetragen.
Hier lagen, wie Herr Hüon gleich vernimmt,
Zwei leicht geflügelte Pinassen segelfertig,
Die eine nach Marsiliens Port bestimmt,
Die andre Reisender nach Napoli gewärtig.

2.

Der junge Herr, des Alten Wachsamkeit
Und Mentorblicks ein wenig überdrüssig,
Ist über diesen Dienst des Zufalls sehr erfreut
Und ungesäumt ihn zu benutzen schlüssig.
Freund, spricht er, Jahr und Tag geht noch vielleicht dahin,
Eh mir's gelegen ist, mich in Paris zu zeigen:
Du weißt, daß ich vorerst nach Rom versprochen bin,
Und dieser Pflicht muß jede andre schweigen.

3.

Indessen liegt mir ob, den Kaiser sehn zu lassen,
Daß ich mein Wort erfüllt. Du bist mein Lehensmann,
Vollbringe du für mich, was ich nicht selber kann;
Besteige flugs die eine der Pinassen,
Die nach Marseille steurt; dann eile sonder Rast
Nach Hof und übergib, den Kaiser zu versöhnen,
Dieß Kästchen mit des Sultans Bart und Zähnen
Und sag' ihm an, was du gesehen hast:

4.

Und daß, sobald ich erst des heil'gen Vaters Segen
Zu Rom geholt, mich nichts verhindern soll,
Die Sultanstochter auch zu Füßen ihm zu legen.
Fahr wohl, mein alter Freund! der Wind bläst stark und voll,
Die Anker werden schon gelichtet,
Glück auf die Reis', und, hast du mein Geschäft verrichtet,
So komm' und suche mich zu Rom im Lateran;
Wer weiß, wir langen dort vielleicht zusammen an.

5.

Der treue Alte sieht dem Prinzen in die Augen,
Wiegt seinen grauen Kopf und nähme gar zu gern
Die Freiheit, seinen jungen Herrn
Mit etwas scharfem Salz für diese List zu laugen.
Doch hält er sich. Das Kästchen, meint er zwar,
Hätt' ohne Uebelstand noch immer warten mögen,
Bis Hüon selbst im Stande war,
Dem Kaiser in Person die Rechnung abzulegen.

6.

Indessen da sein Fürst und Freund darauf beharrt,
Was kann er thun, als sich zum Abschied' anzuschicken?
Er küßt Amandens Hand, umarmt mit nassen Blicken
Den werthen Fürstensohn, den seine Gegenwart
Noch kaum erfreute, nun begann zu drücken,
Und Thränen tröpfeln ihm in seinen grauen Bart.
Herr, ruft er, bester Herr, Gott lass' Euch's wohl ergehen,
Und mögen wir uns bald und fröhlich wiedersehen!

7.

Dem Ritter schlug sein Herz, da zwischen seinem Freund'
Und ihm die offne See stets weiter sich verbreitet.
Was that ich! ach! wozu hat Raschheit mich verleitet!
Wo hat mit seinem Herrn ein Mann es je gemeint,
Wie dieser Mann? Wie hielt er in Gefahren
So treulich bei mir aus! O, daß ich es zu spat
Bedacht! Wer hilft mir nun, wenn mir der Rath entgeht?
Und wer in Zukunft wird mich vor mir selbst bewahren?

8.

So ruft er heimlich aus und schwört sich selber nun
Und schwört es Oberon, (von dem er, ungesehen,
Um seine Stirn das leise geist'ge Wehen
Zu fühlen glaubt) sein Aeußerstes zu thun,
Im Kampf der Lieb' und Pflicht mit Ehre zu bestehen.
Sorgfaltig hält er nun sich von Amanden fern'
Und bringt die Nächte zu, starr nach dem Angelstern,
Die Tage, schwermuthsvoll ins Meer hinaus zu sehen.

9.

Die Schöne, die den Mann, dem sie ihr Herz geschenkt,
So ganz verwandelt sieht, ist desto mehr verlegen,
Da sie davon sich keine Ursach denkt.
Doch mehr, aus Zärtlichkeit, von ihrem Unvermögen,
Ihn aufzuheitern, als an ihrem Stolz gekränkt,
Setzt sie ihm Sanftmuth bloß und viel Geduld entgegen.
Das Uebel nimmt indeß mit jeder Stunde zu
Und raubet ihm und ihr bei Tag und Nacht die Ruh.

10.

Einst um die Zeit, da schon am sternevollen Himmel
In Thetis Schoß der funkelnde Arktur
Sich senkt' — es schwieg am Bord das larmende Getümmel,
Und kaum bewegte sich, wie eine Weizenflur,
Auf der sich Zephyr wiegt, der Ocean; die Leute
Im Schiffe, allzumal des tiefsten Schlummers Beute,
Verdünsteten den Wein, der in den Adern rann,
Und selbst am Ruder nickt der sichre Steuermann;

11.

Auch Fatme war zu ihres Fräuleins Füßen
Entschlummert: nur von deinem Augenlied'
O Hüon, nur von deinem Busen flieht,
O Rezia, der Schlaf! — Die armen Seelen büßen
Der Liebe süßes Gift. Wie wühlt sein heißer Brand
In ihrem Blut'! und, ach! nur eine dünne Wand
Trennt sie; sie glauben fast einander zu berühren,
Und nicht ein Seufzer kann sich ungehört verlieren.

12.

Der Ritter, dem der lang verhaltne Drang
Zur Marter wird, dem jede bittre Zähre,
Die seine Grausamkeit Amandens Aug' entzwang,
Auf seinem Herzen brennt, er seufzt so laut, so bang',
Als ob's sein letzter Athem wäre.
Sie, die mit Lieb' und Scham schon eine Stunde rang,
Kann endlich länger nicht die Lindrung sich versagen,
Zu forschen, was ihn quält, und Trost ihm anzutragen.

13.

Im weißen Schlafgewand, dem schönsten Engel gleich,
Tritt sie in sein Gemach, mit zärtlichem Erbarmen
Im keuschen Blick, mit furchtsam offnen Armen.
Ihm ist, als öffne sich vor ihm das Himmelreich.
Sein Antlitz, kurz zuvor so welk, so todtenbleich,
Wird feuerroth; sein Puls, der kaum so träge
Und muthlos schlich, verdoppelt seine Schläge
Und hüpfet wie ein Fisch im spiegelhellen Teich.

14.

Allein gleich wieder wirft ihn Oberons Wort danieder;
Und da er schon, durch ihre Güte dreist,
An seine Brust sie ziehen will, entreißt
Er schnell sich ihrem Kuß, sich ihrem Busen wieder;
Will fliehn, bleibt wieder stehn, kommt rasch auf sie zurück,
In ihre Arme sich zu stürzen,
Und plötzlich starrt er weg, mit wildem rollendem Blick',
Als wünscht' er seine Qual auf einmal abzukürzen.

15.

Sie sinkt aufs Lager hin, hoch schlägt ihr volles Herz
Durchs weichende Gewand, und stromweis stürzt der Schmerz
Aus ihren schmachtenden vor Liebe schweren Augen.
Er sieht's, und länger hält die Menschheit es nicht aus:
Halb sinnlos nimmt er sie (werd' auch das Aergste draus!)
In seinen Arm, die glühnden Lippen saugen
Mit heißem Durst den Thau der Liebe auf,
Und ganz entfesselt strömt das Herz in vollem Lauf.

16.

Auch Rezia, von Lieb' und Wonne hingerissen,
Vergißt zu widerstehn und überläßt, entzückt
Und wechselsweis' ans Herz ihn drückend und gedrückt,
Sich ahnungslos den lang' entbehrten Küssen.
Mit vollen Zügen schlürft sein nimmer satter Mund
Ein herzberauschendes wollüstiges Vergessen
Aus ihren Lippen ein; die Sehnsucht wird vermessen,
Und, ach! an Hymens Statt krönt Amor ihren Bund.

17.

Stracks schwärzt der Himmel sich, es löschen alle Sterne;
Die Glücklichen! sie werden's nicht gewahr.
Mit sturmbeladnem Flügel braust von ferne
Der fessellosen Winde rohe Schaar!
Sie hören's nicht. Umhüllt von finsterm Grimme
Rauscht Oberon vorbei an ihrem Angesicht;
Sie hören's nicht. Schon rollt des Donners drohnde Stimme
Zum dritten Mal', und, ach! sie hören's nicht!

18.

Inzwischen bricht mit fürchterlichem Sausen
Ein unerhörter Sturm von allen Seiten los;
Des Erdballs Achse kracht, der Wolken schwarzer Schooß
Gießt Feuerströme aus, das Meer beginnt zu brausen,
Die Wogen thürmen sich wie Berge schäumend auf,
Die Pinke schwankt und treibt in ungewissem Lauf,
Der Bootsmann schreit umsonst in sturmbetäubte Ohren,
Laut heult's durchs ganze Schiff, weh' uns! wir sind verloren!

19.

Der ungezähmten Winde Wuth,
Der ganze Horizont, in einen Höllenrachen
Verwandelt, lauter Glut, des Schiffes stetes Krachen,
Das wechselsweis bald von der tiefsten Flut
Verschlungen scheint, bald, himmelan getrieben,
Auf Wogenspitzen schwebt, die unter ihm zerstieben:
Dieß Alles, stark genug, die Todten aufzuschrecken,
Mußt' endlich unser Paar aus seinem Taumel wecken.

20.

Amanda fährt entseelt aus des Geliebten Armen;
Gott! ruft sie aus, was haben wir gethan!
Der Schuldbewußte fleht den Schutzgeist um Erbarmen,
Um Hülfe, wenigstens nur für Amanden, an:
Vergebens! Oberon ist nun der Unschuld Rächer,
Ist unerbittlich nun in seinem Strafgericht;
Verschwunden sind das Hifthorn und der Becher,
Die Pfänder seiner Huld; er hört und rettet nicht.

21.

Der Hauptmann ruft indeß das ganze Volk zusammen
Und spricht: Ihr seht die allgemeine Noth;
Mit jedem Pulsschlag wird von Wasser, Wind und Flammen
Dem guten Schiff der Untergang gedroht.
Nie sah ich solchen Sturm! Der Himmel scheint zum Tod,
Vielleicht um Eines Schuld, uns Alle zu verdammen;
Um eines Frevlers Schuld, zum Untergang verflucht,
Den unter uns der Blitz des Rächers sucht.

22.

So laßt uns denn durchs Los den Himmel fragen,
Was für ein Opfer er verlangt!
Ist Einer unter euch, dem vor der Wage bangt?
Wo Jeder sterben muß, hat Keiner was zu wagen!
Er sprach's, und Jedermann stimmt in den Vorschlag ein.
Der Priester bringt den Kelch; man wirft die Lose drein;
Rings um ihn her liegt Alles auf den Knieen;
Er murmelt ein Gebet und heißt nun Jeden ziehen.

23.

Geheimer Ahnung voll, doch mit entschloss'nem Muth,
Naht Hüon sich, den zärtlichsten der Blicke
Auf Rezia gesenkt, die, bang' und ohne Blut,
Gleich einem Gypsbild steht. Er zieht, und — o Geschicke!
O Oberon! er zieht mit frost'ger bebender Hand
Das Todeslos. Verstummend schaut die Menge
Auf ihn; er liest, erblaßt, und ohne Widerstand
Ergibt er sich in seines Schicksals Strenge.

24.

Dein Werk ist dieß, ruft er zu Oberon empor;
Ich fühl', obwohl ich dich nicht sehe,
Erzürnter Geist, ich fühle deine Nähe!
Weh mir! du warntest mich, du sagtest mir's zuvor,
Gerecht ist dein Gericht! Ich bitte nicht um Gnade,
Als für Amanden nur! Ach! Sie ist ohne Schuld!
Vergib ihr! Mich allein belade
Mit deinem ganzen Zorn', ich trag' ihn mit Geduld!

25.

Ihr, die mein Tod erhält, schenkt eine fromme Zähre
Dem Jüngling, den der Sterne Mißgunst trifft!
Nicht schuldlos sterb' ich zwar, doch lebt' ich stets mit Ehre;
Ein Augenblick, wo ich, berauscht von süßem Gift,
Des Worts vergaß, das ich zu rasch geschworen,
Der Warnung, die zu spät in meinen bangen Ohren
Jetzt wiederhallt — das allgemeine Los
Der Menschheit, schwach zu seyn — ist mein Verbrechen bloß!

26.

Schwer büß' ich's nun, doch klaglos! denn gereuen
Des liebenswürdigen Verbrechens soll mich's nicht!
Ist Lieben Schuld, so mag der Himmel mir verzeihen!
Mein sterbend Herz erkennt nun keine andre Pflicht.
Was kann ich sonst als Liebe dir erstatten,
O du, die mir aus Liebe Alles gab?
Nein! diese heil'ge Glut erstickt kein Wellengrab!
Unsterblich lebt sie fort in deines Hüons Schatten.

27.

Hier wird das Herz ihm groß; er hält die blasse Hand
Vors Aug' und schweigt. Und wer im Kreise stand,
Verstummt; kein Herz so roh, das nicht bei seinem Falle
Auf einen Augenblick von Mitleid überwalle.
Es war ein Blitz, der im Entstehn verschwand.
Sein Tod ist Sicherheit, ist Leben für sie Alle;
Und da der Himmel selbst zum Opfer ihn ersehn,
Wer dürfte, sagen sie, dem Himmel widerstehn?

28.

Der Sturm, der seit dem ersten Augenblicke,
Da Hüon sich das Todesurtheil sprach,
Besänftigt schien, kam jetzt mit neuem Grimm zurücke.
Zersplittert ward der Mast, das Steuer brach.
Laßt, schreit das ganze Schiff, laßt den Verbrecher sterben!
Der Hauptmann nähert sich dem Ritter: Junger Mann,
Spricht er, du siehst, daß dich Verzug nicht retten kann,
Stirb, weil es seyn muß, frei und rett' uns vom Verderben!

29.

Und mit entschloss'nem Schritt naht sich der Paladin
Dem Bord des Schiffs. Auf einmal stürzt die Schöne,
Die eine Weile her lebloser Marmor schien,
Gleich einer Rasenden durch alles Volk auf ihn:
Es weht im Sturm' ihr Haar wie eines Löwen Mähne;
Mit hoch geschwellter Brust und Augen ohne Thräne
Schlingt sie den starken Arm in liebevoller Wuth
Um Hüon her und reißt ihn mit sich in die Flut.

30.

Verzweifelnd will, ihr nach, die treue Farme springen.
Man hält sie mit Gewalt. Sie sieht die holden Zwei,
So fest umarmt, wie Reben sich umschlingen,
Schnell fortgewälzt nur schwach noch mit den Wogen ringen;
Und da sie nichts mehr sieht, erfüllt ihr Angstgeschrei
Das ganze Schiff. Wer kann ihr wiederbringen,
Was sie verliert? Mit ihrer Königin
Ist Alles, was sie liebt und hofft, auf ewig hin.

31.

Indessen hatte kaum die aufgebrachten Wogen
Des Ritters Haupt berührt, so legt, o Wunder! sich
Des Ungewitters Grimm! der Donner schweigt; entflogen
Ist der Orkane Schaar: das Meer, so fürchterlich
Kaum aufgebirgt, sinkt wieder bis zur Glatte
Des hellsten Teichs, wallt wie ein Lilienbette:
Das Schiff setzt seinen Weg mit Rudern munter fort,
Und, nur zwei Tage noch, so ruht's im sichern Port.

32.

Wie aber wird es dir, du holdes Paar, ergehen,
Das ohne Hoffnung nun im offnen Meere treibt?
Erschöpft ist ihre Kraft; Besinnen, Hören, Sehen
Verschwunden -- das Gefühl von ihrer Liebe bleibt.
So fest umarmt, als wären sie zusammen
Gewachsen, keines mehr sich seiner selbst bewußt,
Doch immer noch im andern athmend, schwammen
Sie, Mund auf Mund, dahin, und Brust an Brust.

33.

Und kannst du, Oberon, sie unbeklagt erbleichen,
Du, einst ihr Freund, ihr Schutz, kannst sie verderben sehn?
Du siehst sie, weinst um sie — und laßt dich nicht erweichen?
Er wendet sich und flieht — es ist um sie geschehn!
Doch sorget nicht! Der Ring läßt sie nicht untergehn,
Sie werden unverletzt den nahen Strand erreichen;
Sie schützt der magische geheimnißvolle Ring,
Den Rezia aus Hüons Hand empfing.

34.

Wer diesen Ring besitzt, das allgewaltige Siegel
Des großen Salomon, dem löscht kein Element
Das Lebenslicht; er geht durch Flammen ungebrennt;
Schließt ihn ein Kerker ein, so springen Schloß und Riegel,
Sobald er sie berührt; und will er von Trident
Im Nu zu Memphis seyn, so leiht der Ring ihm Flügel:
Nichts ist, was der, der diesen Talisman
Am Finger hat, durch ihn nicht wirken kann.

35.

Er kann den Mond von seiner Stelle rücken;
Auf offnem Markt', im hellsten Sonnenschein',
Hüllt ihn, sobald er will, auch selbst vor Geisterblicken,
Ein unsichtbarer Nebel ein.
Soll Jemand vor ihm stehn, er darf den Ring nur drücken,
Es sey, den er erscheinen heißt,
Ein Mensch, ein Thier, ein Schatten oder Geist,
So steht er da und muß sich seinem Winke bücken.

36.

In Erd' und Luft, in Wasser und in Feuer
Sind ihm die Geister unterthan;
Sein Anblick schreckt und zähmt die wildsten Ungeheuer,
Und selbst der Antichrist muß zitternd ihm sich nahn.
Auch kann durch keine Macht im Himmel noch auf Erden
Dem, der ihn nicht geraubt, der Ring entrissen werden:
Die Allgewalt, die in ihm ist, beschützt
Sich selbst und jede Hand, die ihn mit Recht besitzt.

37.

Dieß ist der Ring, der dich, Amanda, rettet,
Dich und den Mann, der durch der Liebe Band
Und deiner Arme Kraft an deine Brust gekettet,
Unwissend wie, an eines Eilands Strand
Dich und sich selbst, o Wunder! wiederfand.
Zwar hat euch hier der Zufall hart gebettet;
Die ganze Insel scheint vulcanischer Ruin,
Und nirgends ruht das Aug' auf Laub und frischem Grün.

38.

Doch dieß ist's nicht, was in den taumelnden Minuten
Der ersten Trunkenheit die Wonnevollen rührt.
So unverhofft, so wundervoll den Fluten
Entronnen, unversehrt an trocknes Land geführt,
Gerettet, frei, allein, sich Arm in Arm zu finden,
Dieß übermäßig große Glück
Macht Alles um sie her aus ihren Augen schwinden:
Doch ruft ihr Zustand bald sie zum Gefühl zurück.

39.

Durchnäßt bis auf die Haut, wie konnten sie vermeiden,
Sich ungesäumt am Strande zu entkleiden?
Hoch stand die Sonn', und einsam war der Strand.
Allein, indeß ihr triefendes Gewand
An Felsen hangt, wohin dem Sonnenstrahl' entfliehen,
Der deine Lilienhaut, Amanda, dörrt und sticht?
Der Sand brennt ihren Fuß, die schroffen Steine glühen,
Und, ach! kein Baum, kein Busch, der ihr ein Obdach flicht!

40.

Zuletzt entdeckt des Jünglings bangen Augen
Sich eine Felsenkluft. Er faßt Amanden auf
Und fliegt mit ihr dahin; trägt eilends Schilf zu Hauf
Und altes Moos (der Noth muß Alles taugen)
Zur Lagerstatt und wirft dann neben ihr sich hin.
Sie sehn sich seufzend an und saugen
Eins aus des Andern Augen Trost für jede Noth,
Die gegenwartig drückt und in der Zukunft droht.

41.

O Liebe, süßes Labsal aller Leiden
Der Sterblichen, du wonnevoller Rausch
Vermählter Seelen! welche Freuden
Sind deinen gleich? — Wie schrecklich war der Tausch,
Wie rasch der Uebergang im Schicksal dieser beiden!
Einst Günstlinge des Glücks, von einem Fürstenthron
Geschleudert, bringen sie das Leben kaum davon,
Das nackte Leben kaum und sind noch zu beneiden!

42.

Der schimmerreichste Saal, mit Königspracht geschmückt,
Hat nicht den Reiz von dieser wilden Grotte
Für Rezia — und er, an ihre Brust gedrückt,
Fühlt sich unsterblich, wird zum Gotte
In ihrem Arm. Das halb verfaulte Moos,
Worauf sie ruhn, däucht sie das reichste Bette
Und duftet lieblicher, als wenn Jasmin und Ros'
Und Lilienduft es eingebalsamt hatte.

43.

O, daß er enden muß, so gern das Herz ihn nährt,
Der süße Wahn! Zwar unbemerkt sind ihnen
Zwei Stunden schon entschlüpft: doch die Natur begehrt
Nun andre Kost. Wer wird sie hier bedienen?
Unwirthbar, unbewohnt ist dieser dürre Strand,
Nichts, das den Hunger täuscht, wird um und um gefunden;
Und, ach! ergrimmt zog Oberon die Hand
Von ihnen ab — der Becher ist verschwunden!

44.

Mit unermüdetem Fuß besteigt der junge Mann
Die Klippen rings umher und schaut, soweit er kann:
Ein schreckliches Gemisch von Felsen und von Klüften
Begegnet seinem Blick, wohin er thränend blinkt.
Da lockt kein saftig Grün aus blumenvollen Triften,
Da ist kein Baum, der ihm mit goldnen Früchten winkt!
Kaum, daß noch Heidekraut und dünne Brombeerhecken
Und Disteln hier und da den kahlen Grund verstecken.

45.

So soll ich, ruft er aus und beißt vor wilder Pein
Sich in die Lippen, ach! so soll ich denn mit leeren
Trostlosen Händen wiederkehren,
Zu ihr, für die mein Leben noch allein
Erhaltenswürdig war? Ich, ihre einzige Stütze,
Ich, der mit jedem Herzensschlag'
Ihr angehört, bin, nur um einen einzigen Tag
Ihr Leben noch zu fristen, ihr nicht nütze!

46.

Verschmachten soll ich dich vor meinen Augen sehn,
Du Wunder der Natur, so liebevoll, so schön!
Verschmachten! Dich, die bloß um meinetwillen
So elend ist! für mich so viel verließ!
Dir, der dein Stern das schönste Los verhieß,
Eh dich des Himmels Zorn in meine Arme stieß,
Dir bleibt (hier fing er an, vor Wuth und Angst zu brullen)
Bleibt nicht so viel — den Hunger nur zu stillen!

47.

Laut schrie er auf in unnennbarem Schmerz;
Dann sank er hin und lag in furchterlicher Stille.
Doch endlich fällt ein Strahl von Glauben in sein Herz:
Er rafft sich aus des Trübsinns schwarzer Hülle,
Spricht Muth sich ein und fangt mit neuem Eifer an
Zu suchen. Lang' umsonst! Schon schmilzt im Ocean
Der Sonnenrand zu Gold — auf einmal, o Entzücken!
Entdeckt die schönste Frucht sich seinen gier'gen Blicken.

48.

Halb unter Laub versteckt, halb glühend angestrahlt,
Sah er an breit belaubten Ranken,
Melonen gleich, sie auf die Erde wanken,
Einladend von Geruch und wunderschön bemalt.
Wie hält er reichlich sich für alle Müh bezahlt!
Er eilt hinzu und bricht sie; glänzend danken
Zum Himmel seine Augen auf,
Und Freudetrunkenheit beflügelt seinen Lauf.

49.

Amanden, die drei tödtlich lange Stunden
An diesem öden Strand, wo Alles Furcht erweckt,
Wo jeder Laut bedroht, und selbst die Stille schreckt,
Sich ohne den, der nun ihr Alles ist, befunden,
Ihr war ein Theil der langen Zeit verschwunden,
Zum Lager, wie es hier die Noth der Liebe deckt,
Mit ungewohntem Arm vom Ufer ganze Lagen
Von Meergras, Schilf und Moos der Höhle zuzutragen.

50.

Matt, wie sie war, erschöpfte diese Müh
Noch ihre letzte Kraft; es brachen ihr die Knie;
Sie sinkt am Ufer hin und lechzt mit dürrem Gaumen.
Vom Hunger angenagt, von heißem Durst gequält,
An diesem wilden Ort, wo ihr's an Allem fehlt,
Wie angstvoll ist ihr Los! Wo mag ihr Hüon saumen?
Wenn ihn ein Unfall traf? vielleicht ein reißend Thier?
Es nur zu denken, raubt den Rest von Leben ihr!

51.

Die schrecklichsten der Möglichkeiten
Malt ihr die Phantasie mit warmen Farben vor.
Umsonst bemüht sie sich, mit ihrer Furcht zu streiten,
Ein Wellenschlag erschreckt ihr unglückahnend Ohr.
Zuletzt, so schwach sie ist, keicht sie mit Müh' empor
Auf eines Felsen Stirn', und schaut nach allen Seiten
Und mit dem letzten Sonnenblick'
Entdeckt sie ihn — Er ist's! er kommt zurück!

52.

Auch er sieht sie die Arme nach ihm breiten
Und zeigt ihr schon von fern die schöne goldne Frucht.
Von keiner schönern ward, in jenen Kindheitszeiten
Der Welt, das erste Weib im Paradies versucht.
Er hält, wie im Triumph, sie in den letzten Strahlen
Der Sonn' empor, die ihre glatte Haut
Mit flammengleichem Roth bemalen,
Indeß Amanda kaum den frohen Augen traut.

53.

So läßt sich unsrer Noth der Himmel doch erbarmen!
Ruft sie, und eine große Thräne blinkt
In ihrem Aug', und eh; die Thräne sinkt,
Ist Hüon schon in ihren offnen Armen.
Ihr schwacher Ton, und daß sie halb entseelt
An seinen Busen schwankt, heißt ihren Retter eilen.
Sie lagern sich; und, weil ein ander Werkzeug fehlt,
Braucht er sein Schwert, die schöne Frucht zu theilen.

54.

Hier zittert mir der Griffel aus der Hand!
Kannst du, zu strenger Geist, in solchem Jammerstand
Noch spotten ihrer Noth, noch ihre Hoffnung trügen?
Faul durch und durch und gallenbitter war
Die schöne Frucht! — Und bleich, wie in den letzten Zügen
Ein Sterbender erbleicht, sieht das getäuschte Paar
Sich trostlos an, die starren Augen offen,
Als hätt' aus heitrer Luft ein Donner sie getroffen.

55.

Ein Strom von bittern Thränen stürzt mit Wuth
Aus Hüons Aug: von jenen furchtbarn Thränen,
Die aus dem halb gestockten Blut
Verzweiflung preßt, mit Augen voller Glut
Und gichtrisch zuckendem Mund' und grimmvoll klappernden
Zähnen.
Amanda, sanft und still, doch mit gebrochnem Muth,
Die Augen ausgelöscht, die Wangen welk, zu Scherben
Die Lippen ausgedörrt — Laß, spricht sie, laß mich sterben!

56.

Auch Sterben ist an deinem Herzen süß;
Und Dank dem Rächer, der in seinem Grimme,
So streng' er ist, doch diesen Trost mir ließ!
Sie sagt's mit schwacher, halb erstickter Stimme
Und sinkt an seine Brust. So sinkt, im Sturm zerknickt,
Der Lilie welkend Haupt. Von Lieb' und Angst verrückt,
Springt Hüon auf und schließt die theure Seele
In seinen Arm und trägt sie nach der Höhle.

57.

Ach! einen Tropfen Wassers nur,
Gerechter Gott! schreit er, halb ungeduldig,
Halb flehend, auf — Ich, ich allein bin schuldig!
Mich treff' allein dein Zorn! mir werde die Natur
Ringsum zum Grab, zum offnen Höllenrachen!
Nur schone sie! O, leit' auf einer Quelle Spur
Den dunkeln Fuß! Ein wenig Wassers nur,
Ihr Leben wieder anzufachen!

58.

Er geht aufs neu zu suchen aus und schwört,
Sich eher selbst, von Durst und Hunger aufgezehrt,
In diesen Felsen zu begraben,
Eh' er mit leerer Hand zur Höhle wiederkehrt.
Er, ruft er weinend, der die jungen Raben,
Die zu ihm schrein, erbarmend hört,
Er kann sein schönstes Werk nicht hassen,
Er wird gewiß, gewiß dich nicht verschmachten lassen!

59.

Kaum sprach er's aus, so kommt's ihm vor,
Als hör' er wie das Rieseln einer Quelle
Nicht fern von ihm. Er lauscht mit scharfem Ohr';
Es rieselt fort — Entzückt dankt er empor
Und sucht umher; und bei der schwachen Helle
Der Dämmerung entdeckt er bald die Stelle.
In eine Muschel faßt er auf den süßen Thau
Und eilt zurück und labt die fast verlechzte Frau.

60.

Gemachlicher des Labsals zu genießen,
Trägt er sie selbst zur nahen Quelle hin.
Es war nur Wasser — doch, dem halb erstorbnen Sinn
Scheint Lebensgeist den Gaum hinabzufließen,
Däucht jeder Zug herzstarkender als Wein,
Und süß wie Milch und sanft wie Oel zu seyn;
Es hat die Kraft, zu speisen und zu tranken
Und alles Leiden in Vergessenheit zu senken.

61.

Erquickt, gestärkt und neuen Glaubens voll,
Erstatten sie dem, der zum zweiten Male
Sie nun dem Tod entriß, des Dankes frohen Zoll;
Umarmen sich, und nach der letzten Schale
Strickt unvermerkt, am Quell' auf kühlem Moos,
Der süße Tröster alles Kummers
Das Band der müden Glieder los,
Und lieblich ruhn sie aus im weichen Arm des Schlummers.

62.

Kaum spielt die Morgendämmerung
Um Hüons Stirn, so steht er auf und eilet
Auf neues Forschen aus; wagt manchen kühnen Sprung,
Wo den zerriss'nen Fels ein jaher Absturz theilet;
Spürt jeden Winkel durch, stets sorgsam, daß er ja
Den Rückweg zu Amanden nicht verliere,
Und kummervoll, da er für Menschen und fur Thiere
Das Eiland überall ganz unbewohnbar sah.

63.

Ihn führt zuletzt südostwärts von der Höhie
Ein krummer Pfad in eine kleine Bucht;
Und im Gebüsch, das eine Felsenkehle
Umkränzt, entdeckt sich ihm, beschwert mit reifer Frucht,
Ein Dattelbaum. So leicht, wie auf der Flucht
Zum Himmel eine arme Seele,
Die aus des Fegfeurs Pein und strenger Glut entrann,
Klimmt er den Baum hinauf, als stieg' er himmelan;

64.

Und bricht der süßen Frucht, so viel in seine Taschen
Sich fassen ließ, springt dann herab und fliegt,
Als gält's, ein Reh in vollem Lauf zu haschen,
Das holde Weib, das stets in seinem Sinne liegt,
So wie sie munter wird, damit zu überraschen.
Noch lag sie, als er kam, schön in sich selbst geschmiegt,
In sanftem Schlaf'; ihr glühn wie Rosen ihre Wangen,
Und kaum hält ihr Gewand den Busen halb gefangen.

65.

Entzückt in süßes Schaun, den reinsten Liebsgenuß,
Steht Hüon da, als wie der Genius
Der schönen Schläferin; betrachtet,
Auf sie herab gebückt, mit liebevollem Geiz
Das engelgleiche Bild, den immer neuen Reiz;
Dieß ist, die, ihm zu Lieb', ein Gluck für nichts geachtet,
Dem, wer's erreichen mag, sonst Alles, unbedingt,
Was theur und heilig ist, zum frohen Opfer bringt!

66.

„Um einen Thron hat Liebe dich betrogen!
Und, ach! wofür? — Du, auf dem weichen Schoß
Der asiat'schen Pracht wollüstig auferzogen,
Liegst nun auf hartem Fels, der weite Himmelsbogen
Dein Baldachin, dein Bett ein wenig Moos;
Vor Wittrung unbeschützt und jedem Zufall bloß,
Noch glücklich, hier, wo Disteln kaum bekleiben,
Mit etwas wilder Frucht den Hunger zu betäuben!

67.

„Und ich — der, in des Schicksals strenger Acht
Mit meinem Unglück, was mir nähert, anzustecken
Verurtheilt bin — anstatt vor Unfall dich zu decken,
Ich habe dich in diese Noth gebracht!
So lohn' ich dir, was du für mich gegeben,
Für mich gewagt? Ich Unglücksel'ger, nun
Dein Alles in der Welt, was kann ich für dich thun,
Dem selbst nichts übrig blieb, als dieses nackte Leben?"

68.

Dieß quälende Gefühl wird unfreiwillig laut
Und weckt aus ihrem Schlaf die anmuthsvolle Braut.
Das Erste, was sie sieht, ist Hüon, der mit Blicken,
In denen Freud' und Liebestrunkenheit
Den tiefern Gram nur halb erdrücken,
In ihren Schoß des Palmbaums Früchte streut.
Die magre Kost und eine Muschelschale
Voll Wassers macht die Noth zu einem Göttermahle.

69.

Zum Göttermahl! Denn ruhet nicht ihr Haupt
An Hüons Brust? Hat er sie nicht gebrochen,
Die süße Frucht? nicht er des Schlummers sich beraubt
Und ihr zu Lieb' so manche Kluft durchkrochen?
So rechnet ihm die Liebe Alles an
Und schätzt nur das gering, was sie für ihn gethan.
Die Wolken zu zerstreun, die seine Stirn' umdunkeln,
Läßt sie ihr schönes Aug' ihm lauter Freude funkeln.

70.

Er fühlt den Ueberschwang von Lieb' und Edelmuth
In ihrem zärtlichen Betragen;
Und mit bethräntem Aug' und Wangen ganz in Glut
Sinkt er in ihren Arm. O, sollt' ich nicht verzagen,
Ruft er, mich selbst nicht hassen, nicht
Verwünschen jeden Stern, der auf die Nacht geschimmert,
Die mir das Leben gab, verwünschen jenes Licht,
Als ich im Mutterarm zum ersten Mal gewimmert?

71.

Dich, bestes Weib, durch mich, durch mein Vergehn,
Von jedem Glück' herab gestürzt zu sehn,
Von jedem Glück, das dir zu Bagdad lachte,
Von jedem Glück, das ich dich hoffen machte
In meinem väterlichen Land'!
Erniedrigt — dich! — zu diesem dürftigen Stand'!
Und noch zu sehn, wie du dieß Alles ohne Klagen
Erträgst — Es ist zu viel! Ich kann es nicht ertragen!

72.

Ihn sieht mit einem Blick, worin der Himmel sich
Ihm öffnet, voll von dem, was kaum ihr Busen fasset,
Amanda an: Laß, spricht sie, Hüon, mich
Aus dem geliebten Mund, was meine Seele hasset,
Nie wieder hören! Klage dich
Nicht selber an, nicht den, der, was uns drucket,
Uns nur zur Prüfung, nicht zur Strafe zugeschicket;
Er prüft nur, die er liebt, und liebet väterlich.

73.

Was uns seit jenem Traum, der Wiege unsrer Liebe,
Begegnet ist, ist's nicht Beweis hiervon?
Nenn, wie du willst, den Stifter unsrer Triebe,
Vorsehung, Schicksal, Oberon,
Genug, ein Wunder hat dich mir, mich dir gegeben!
Ein Wunder unser Bund, ein Wunder unser Leben!
Wer führt' aus Bagdad unversehrt
Uns aus? Wer hat der Flut, die uns verschlang, gewehrt?

74.

Und als wir, sterbend schon, so unverhofft den Wogen
Entrannen, sprich, wer anders, als die Macht,
Die uns beschützt, hat uns bisher bedacht?
Aus ihrer Brust hab' ich's gesogen,
Das Wasser, das in dieser bangen Nacht
Mein kaum noch glimmend Licht von neuem angefacht!
Gewiß auch dieses Mahl, das unser Leben fristet,
Hat eine heimliche wohlthät'ge Hand gerüstet!

75.

Wofür, wenn unser Untergehn
Beschlossen ist, wofür wär' Alles dieß geschehn?
Mir sagt's mein Herz, ich glaub's und fühle, was ich glaube,
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So lass' uns fest an diesem Glauben halten,
Ein einz'ger Augenblick kann Alles umgestalten!

76.

Doch, laß das Aergste seyn! Sie ziehe ganz sich ab,
Die Wunderhand, die uns bisher umgab;
Laß seyn, daß Jahr um Jahr sich ohne Hülf' erneue,
Und deine liebende, getreue
Amande finde hier auf diesem Strand' ihr Grab;
Fern sey es, daß mich je, was ich gethan, gereue!
Und läge noch die freie Wahl vor mir,
Mit frohem Muth' ins Elend folgt' ich dir!

77.

Mir kostet's nichts, von Allem mich zu scheiden,
Was ich besaß; mein Herz und deine Lieb' ersetzt
Mir Alles; und, so tief das Glück herab mich setzt,
Bleibst du mir nur, so werd' ich Keine neiden,
Die sich durch Gold und Purpur glücklich schätzt.
Nur, daß du leidest, ist Amandens wahres Leiden!
Ein trüber Blick, ein Ach, das dir entfährt,
Ist, was mir tausendfach die eigne Noth erschwert.

78.

Sprich nicht von dem, was ich für dich gegeben,
Für dich gethan! Ich that, was mir mein Herz gebot,
That's für mich selbst, der zehenfacher Tod
Nicht bittrer ist, als ohne dich zu leben.
Was unser Schicksal ist, hilft deine Liebe mir,
Hilft meine Liebe dir ertragen;
So schwer es sey, so unerträglich — hier
Ist meine Hand! — ich will's mit Freuden tragen.

79.

Mit jedem Auf- und Niedergehn
Der Sonne soll mein Fleiß sich mit dem deinen gatten;
Mein Arm ist stark; er soll, dir beizustehn
In jeder Arbeit, nie ermatten!
Die Liebe, die ihn regt, wird seine Kraft erhöhn,
Wird den geringsten Dienst mit Munterkeit erstatten.
Solang' ich dir zum Trost, zum Glück genugsam bin,
Tauscht' ich mein schönes Los mit keiner Königin.

80.

So sprach das beste Weib und drückt mit keuschen Lippen
Das Siegel ihres Worts auf den geliebten Mund;
Und mit dem Kuß verwandeln sich die Klippen
Um Hüon her; der rauhe Felsengrund
Steht wieder zum Elysium umgebildet,
Verweht ist jede Spur der nackten Dürftigkeit;
Das Ufer scheint mit Perlen überstreut,
Ein Marmorsaal die Gruft, der Felsen übergüldet.

81.

Von neuem Muth fühlt er sein Herz geschwellt.
Ein Weib, wie dieß, ist mehr als eine Welt.
Mit hoher, himmelathmender Wonne
Drückt er dieß volle Herz an ihre offne Brust,
Ruft Erd' und Meer, und dich, allsehende Sonne,
Zu Zeugen seines Schwurs: „Ich schwör's auf diese Brust,
Den heiligen Altar der Unschuld und der Treue,
Vertilgt mich, ruft er aus, wenn ich mein Herz entweihe!

82.

„Wenn je dieß Herz, worin dein Name brennt,
Der Tugend untreu wird und deinen Werth verkennt,
Dich je, solang dieß Prüfungsfeuer währet,
Durch Kleinmuth quält, durch Zagheit sich entehret,
Je lässig wird, geliebtes Weib, für dich
Das Aeußerste zu leiden und zu wagen:
Dann, Sonne, waffne dich mit Blitzen gegen mich,
Und möge Meer und Land die Zuflucht mir versagen!"

83.

Er sprach's, und ihn belohnt mit einem neuen Kuß
Das engelgleiche Weib. Sie freun sich ihrer Liebe,
Und stärken wechselsweis' einander im Entschluß,
So hart des Schicksals Herr auch ihre Tugend übe,
Mit festem Muth' und eiserner Geduld
Auf beßre Tage sich zu sparen
Und blindlings zu vertraun der allgewaltigen Huld,
Von der sie schon so oft den stillen Schutz erfahren.

84.

Von beiden wurde noch desselben Tags die Bucht,
Die ihren Palmbaum trug, mit großem Fleiß durchsucht,
Und fünf bis sechs von gleicher Art gefunden,
Die hier und da voll goldner Trauben stunden.
Das frohe Paar, hierin den Kindern gleich,
Dünkt mit dem kleinen Schatz sich unermeßlich reich;
Bei süßem Scherz' und fröhlichem Durchwandern
Des Palmenthals verfliegt ein Abend nach dem andern.

85.

Allein der Vorrath schwand; ein Jahr, ein Jahr mit Blei
An Füßen braucht's, ihn wieder zu ersetzen,
Und, ach! mit jedem Tag wird ihr Bedürfniß neu.
Arm kann die Liebe sich mit wenig glücklich schätzen,
Bedarf nichts außer sich, als was Natur bedarf,
Den Lebensfaden fortzuspinnen;
Doch, fehlt auch dieß, dann nagt der Mangel doppelt scharf,
Und die allmächtigste Bezaubrung muß zerrinnen.

86.

Mit Wurzeln, die allein der Hunger eßbar macht,
Sind sie oft manchen Tag genöthigt sich zu nähren.
Oft, wenn, vom Suchen matt, der junge Mann bei Nacht
Zur Höhle wiederkehrt, ist eine Hand voll Beeren,
Ein Möwen-Ei, geraubt im steilen Nest',
Ein halb verzehrter Fisch, vom gier'gen Wasserraben
Erbeutet, Alles, was das Glück ihn finden läßt,
Sie, die sein Elend theilt, im Drang der Noth zu laben.

87.

Doch dieser Mangel ist's nicht einzig, der sie kränkt.
Es fehlt bei Tag und Nacht an tausend kleinen Dingen,
An deren Werth man im Besitz nicht denkt,
Wiewohl wir, ohne sie, mit tausend Nöthen ringen.
Und dann, so leicht bekleidet, wie sie sind,
Wo sollen sie vor Regen, Sturm und Wind,
Vor jedem Ungemach des Wetters sicher bleiben
Und wie des Winters Frost fünf Monden von sich treiben?

88.

Schon ist der Bäume Schmuck der spätern Jahrszeit Raub,
Schon klappert zwischen dürrem Laub
Der rauhe Wind, und graue Nebel hüllen
Der Sonne kraftberaubtes Licht,
Vermischen Luft und Meer, und ungestümer brüllen
Die Wellen am Gestad, das kaum ihr Wüthen bricht;
Oft, wenn sie grimmbeschäumt den harten Fesseln zürnen,
Spritzt der zerstaubte Strom bis an der Felsen Stirnen.

89.

Die Noth treibt unser Paar aus ihrer stillen Bucht
Nun höher ins Gebirg. Doch, wo sie hin sich wenden,
Umringet sie von allen Enden
Des dürren Hungers Bild und sperret ihre Flucht.
Ein Umstand kommt dazu, der sie mit süßen Schmerzen
Und banger Lust in diesem Jammerstand
Bald ängstigt, bald entzückt — Amanda trägt das Pfand
Von Hüons Liebe schon drei Monden unterm Herzen.

90.

Oft, wenn sie vor ihm steht, drückt sie des Gatten Hand
Stillschweigend an die Brust, und lächelnd hält sie Thranen
Zurück im ernsten Aug'. Ein neues zartres Band
Webt zwischen ihnen sich. Sie fühlt ein stilles Sehnen
Voll neuer Ahnungen den Mutterbusen dehnen;
Was Innigers, als was sie je empfand,
Ein dunkles Vorgefühl der mütterlichen Triebe,
Durchglüht, durchschaudert sie und heiligt ihre Liebe.

91.

Dieß süße Liebespfand ist ihr ein Pfand zugleich,
Sie werde nicht von dem verlassen werden,
Der, was er schafft, in seinem großen Reich'
Als Vater liebt. Gern trägt sie die Beschwerden
Des ungewohnten Stands, verbirgt behutsam sie
Vor Hüons Blick und zeigt ihm ihren Kummer nie,
Läßt lauter Hoffnung ihn im heitern Auge schauen
Und nährt in seiner Brust das schmachtende Vertrauen.

92.

Zwar er vergaß des hohen Schwures nicht,
Den er dem Himmel und Amanden zugeschworen:
Doch desto tiefer liegt das drückende Gewicht;
Denn Sorgen ist nun doppelt seine Pflicht.
Bedarf es mehr, sein Herz mit Dolchen zu durchbohren,
Als dieses rührende Gesicht?
Zeigt die gehoffte Hülf' in kurzer Zeit sich nicht,
So ist sein Weib, sein Kind zugleich mit ihm verloren.

93.

Schon viele Wochen lang verstrich
Kein Tag, an dem er nicht wohl zwanzig Mal den Rücken
Der Felsengruft bestieg, ins Meer hinaus zu blicken,
Sein letzter Trost! Allein vergebens stumpft' er sich
Die Augen ab, im Schoß der gränzenlosen Höhen
Mit angestrengtem Blick' ein Fahrzeug zu erspahen:
Die Sonne kam, die Sonne wich,
Leer war das Meer, kein Fahrzeug ließ sich sehen.

94.

Jetzt blieb ein Einzigs noch. Es schien unmöglich zwar,
Doch was ist dem, der um sein Alles kämpfet,
Unmöglich? Würde jedes Haar
Auf seinem Kopf' ein Tod, sein Muth blieb' ungedämpfet.
Von diesem Fels, worauf ihn Oberon verbannt,
War eine Seite noch ihm gänzlich unbekannt;
Ein fürchterlich Gemisch von Klippen und Ruinen
Beschützte sie, die unersteiglich schienen.

95.

Jetzt, da die Noth ihm an die Seele dringt,
Jetzt scheinen sie ihm leicht erstiegne Hügel;
Und wären's Alpen auch, so hat die Liebe Flügel.
Vielleicht, daß ihm das Wagestück gelingt,
Daß sein hartnäck'ger Muth durch alle diese wilde
Verschanzung der Natur sich einen Weg erzwingt,
Der ihn in fruchtbare Gefilde,
Vielleicht zu freundlichen mitleid'gen Wesen bringt.

96.

Amanden eine Last von Sorgen zu ersparen,
Verbirgt er ihr das Aergste der Gefahren,
In die er sich, zu ihrer beider Heil,
Begeben will. Sie selbst trägt ihren Theil
Von Leiden still. Sie sprachen nichts beim Scheiden,
Als, lebe wohl! so voll gepreßt war beiden
Das Herz; doch zeigt sein Aug' ihr eine Zuversicht,
Die wie ein Sonnenstrahl durch ihren Kummer bricht.

97.

Da steht er nun am Fuß der aufgebirgten Zacken!
Sie liegen vor ihm da wie Trümmer einer Welt:
Ein Chaos ausgebrannter Schlacken,
In die ein Feuerberg zuletzt zusammen fallt,
Mit Felsen untermischt, die, tausendfach gebrochen,
In wilder ungeheurer Pracht,
Bald tief bis ins Gebiet der alten finstern Nacht
Herunter dräun, bald in die Wolken pochen.

98.

Hier bahnet nur Verzweiflung einen Weg!
Oft muß er felsenan sich mit den Händen winden,
Oft, zwischen schwindlig tiefen Schlünden,
Macht er, den Gemsen gleich, die Klippen sich zum Steg:
Bald auf dem schmalsten Pfad verrammeln Felsenstücke
Ihm Weg und Licht, er muß, so müd' er ist, zurücke,
Bald wehrt allein ein Strauch, den mit zerrissner Hand
Er fallend noch ergreift, den Sturz von einer Wand.

99.

Wenn seine Kraft ihn schier verlassen will,
Ruft die entflohnen Lebensgeister
Amandens Bild zurück. Schwer athmend steht er still
Und denkt an sie und fühlt sich neuer Kräfte Meister.
Es bleibt nicht unbelohnt, dieß echte Heldenherz!
Allmählich ebnet sich der Pfad vor seinen Tritten,
Und gegen das, was er bereits erstritten,
Ist, was zu kämpfen ihm noch übrig ist, nur Scherz.

Varianten.

Stanze 1. Vers 2.

(a) Bei gutem Wind, das schöne Heldenpaar

St. 6. V. 5.

Noch kaum erfreut' und nun begann zu drücken

St. 6. V. 6, 7.

(a) — — — O, daß ich es spat
Bedacht! Wer hilft mir nun mit Rath und That?

St. 9. V. 5.

Als, durch sein Sprödethun an ihrem Stolz gekränkt.

St. 18. V. 6.

Die Pinke treibt in ungewissem Lauf,

St. 21. V. 1, 2.

Der Hauptmann ruft indeß u. s. w.
Ihr, spricht er, seht die allgemeine Noth.

V. 6.

Um Eines Schuld vielleicht, u. s. w.

St. 23. V. 4.

Als wie ein Gypsbild steht. — —

St. 24. V. 6.

(a) Als für Amanden nur, denn sie ist ohne Schuld!

St. 51. V. 4.

(a) Ist stracks der Winde Schaar; — —

St. 52. V. 4.

(a) Verschwand; nur das Gefühl u. s. w.

St. 54. V. 7, 8.

— — — der diesen Talisman
Besitzt und kennt, u. s. w.

St. 55. V. 8.

(a) So steht er da und muß zu seinem Wink sich bücken

St. 41. V. 3.

— — — welche andre Freuden

S. 44. V. 4.

(a) Begegnet seinem Blick, wohin er seufzend blinkt.

St. 46. V. 5.

(a) Dir, der das schönste Los Natur und Glück verhieß,

S. 54. V. 1.

(a) Hier, Freunde, zittert mir u. s. w.

St. 58. V. 7.

(a) Er kann sein schönstes Werk, sein eigen Bild, nicht hassen,

Mit der 61sten Stanze endigt sich in der ersten Ausgabe der achte Gesang.

St. 74. V. 4.

(a) Aus ihrer Brust hab' ich's wie Lebensmilch gesogen.

St. 81. V. 1.

(a) Von neuem Muth fühlt Hüon sich geschwellt.

V. 4.

(a) Drückt er sein Herz an ihre offne Brust,

V. 8.

(a) — — — wenn ich dieß Herz entweihe!

St. 84. V. 4.

(a) Die, im Gebüsch zerstreut, voll goldner Trauben stunden.

St. 90. V. 2, 3.

— — — und lächelnd füllen Thränen
Ihr ernstes Aug'.

St. 99. V. 5.

(a) — — — dein echtes Heldenherz!

Achter Gesang.

1.

Erstiegen war nunmehr der erste von den Gipfeln
Und vor ihm liegt, gleich einem Felsensaal',
Hoch überwölbt von alten Tannenwipfeln,
In stiller Dämmerung ein kleines, schmales Thal.
Ein Schauder überfällt den matten,
Erschöpften Wanderer, indem sein wankender Schritt
Dieß düstre Heiligthum der Einsamkeit betritt;
Ihm ist, er tret' ins stille Reich der Schatten.

2.

Bald leitet ihn ein sanft gekrümmter Pfad,
Der sich allmählich senkt, zu einer schmalen Brücke.
Tief unter ihr rollt über Felsenstücke
Ein weißbeschäumter Strom, gleich einem Wasserrad'.
Herr Hüon schreitet unverdrossen
Den Berg hinan, auf den die Brücke führt,
Und sieht sich unvermerkt in Höhen eingeschlossen,
Wo bald die Möglichkeit des Auswegs sich verliert.

3.

Der Pfad, auf dem er hergekommen,
Wird, wie durch Zauberei, aus seinem Aug' entrückt!
Lang' irrt er suchend um, von stummer Angst beklommen,
Bis durchs Gesträuch, das aus den Spalten nickt,
Sich eine Oeffnung zeigt, die (wie er bald befindet)
Der Anfang ist von einem schmalen Gang,
Der durch den Felsen sich um eine Spindel windet,
Fast senkrecht, mehr als hundert Stufen lang.

4.

Kaum hat er athemlos den letzten Tritt erstiegen,
So stellt ein Paradies sich seinen Augen dar;
Und vor ihm steht ein Mann von edeln ernsten Zügen,
Mit langem weißem Bart' und silberweißem Haar'.
Ein breiter Gürtel schließt des kleinen Rockes Falten,
Und an dem Gürtel hangt ein langer Rosenkranz.
Bei diesem Ansehn war's, an solchem Orte, ganz
Natürlich, ihn sogleich für was er war zu halten.

5.

Doch Hüon — schwach vor Hunger und erstarrt
Vor Müdigkeit und nun, in diesen wilden Höhen,
Wo er so lang' umsonst auf Menschenanblick harrt,
Und von der Felsen Stirn, die ringsum vor ihm stehen
Uralte Tannen nur auf ihn herunter wehen,
Auf einmal überrascht von einem weißen Bart —
Glaubt wirklich ein Gesicht zu sehen
Und sinkt zur Erde hin vor seiner Gegenwart.

6.

Der Eremit, kaum weniger betroffen,
Als Hüon selbst, bebt einen Schritt zurück;
Doch spricht er, schnell gefaßt: Hast du, wie mich dein Blick
Und Ansehn glauben heißt, Erlösung noch zu hoffen
Aus deiner Pein, so sprich, was kann ich für dich thun,
Gequälter Geist? wie kann ich für dich büßen,
Um jenen Port dir aufzuschließen,
Wo, unberührt von Qual, die Frommen ewig ruhn?

7.

So bleich und abgezehrt, mit Noth und Gram umfangen,
Als Hüon schien, war der Verstoß, in den
Der alte Vater fiel, nur allzu leicht begangen.
Allein, wie beide sich recht in die Augen sehn,
Und als der Greis aus Hüons Mund vernommen,
Was ihn hierher gebracht, wiewohl sein Anblick schon
Ihm Alles sagt, umarmt er ihn wie einen Sohn
Und heißt recht herzlich ihn in seiner Klaus' willkommen;

8.

Und führt ihn ungesäumt zu einem frischen Quell,
Der, rein wie Luft und wie Krystallen hell,
Ganz nah' an seinem Dach' aus einem Felsen quillet;
Und während Hüon ruht und seinen Durst hier stillet,
Eilt er und pflückt in seinem kleinen Garten
In einen reinlichen Korb die schönsten Früchte ab,
Die, für den Fleiß, sie selbst zu bauen und zu warten,
Nicht kärglich ihm ein milder Himmel gab;

9.

Und hört nicht auf, ihm sein Erstaunen zu bezeigen,
Wie einem, der sich nicht zwei Flügel angeschraubt,
Es möglich war, die Felsen zu ersteigen,
Wo dreißig Jahre schon er sich so einsam glaubt,
Als wie in seinem Grab'. „Es ist ein wahres Zeichen,
Daß euch ein guter Engel schützt;
Allein, setzt er hinzu, das Nöthigste ist jetzt,
Dem jungen Weibe die Hand des Trosts zu reichen.

10.

„Ein sichrer Pfad, wiewohl so gut versteckt,
Daß ohne mich ihn Niemand leicht entdeckt,
Soll in der Hälfte Zeit, die du herauf zu dringen
Brauchtest, dich zu ihr, zurück euch beide bringen.
Was meine Hütte, was mein kleines Paradies
Zu eurer Nothdurft hat, ist herzlich euch erboten.
Glaubt, auch auf Heidekraut schmeckt Ruh der Unschuld süß,
Und reiner fließt das Blut bei Kohl und magern Schoten."

11.

Herr Hüon dankt dem gütigen alten Mann,
Der seinen Stab ergreift, ihm selbst den Weg zu zeigen;
Und, daß der Rückweg ihn nicht irre machen kann,
Bezeichnet er den Pfad mit frischen Tannenzweigen.
Noch eh' ins Abendmeer die goldne Sonne sinkt,
Hat den erseufzten Berg Amanda schon erstiegen,
Wo sie mit durstigen weit ausgeholten Zügen
Den milden Strom des reinsten Himmels trinkt.

12.

In eine andre Welt, ins Zauberland der Feen
Glaubt sie versetzt zu seyn; ihr ist, als habe sie
Den Himmel nie so blau, so grün die Erde nie,
Die Bäume nie so frisch belaubt gesehen:
Denn hier, in hoher Felsen Schutz,
Die sich im Kreis' um diesen Lustort ziehen,
Beut noch der Herbst dem Wind von Norden Trutz,
Und Feigen reifen noch, und Pomeranzen blühen.

13.

Mit ehrfurchtbebender Brust, wie vor dem Genius
Des heil'gen Orts, fällt vor dem eisgraun Alten
Amanda hin und ehrt die dürre Hand voll Falten,
Die er ihr freundlich reicht, mit einem frommen Kuss'.
In unfreiwilligem Erguß
Muß ihn ihr Herz für einen Vater halten:
Die Furcht ist schon beim zweiten Blick verbannt;
Ihr ist, sie hatten sich ihr Leben lang gekannt.

14.

In seinem Ansehn war die angeborne Würde,
Die, unverhüllbar, auch durch eine Kutte scheint;
Sein offner Blick war aller Wesen Freund
Und schien gewohnt, wiewohl der Jahre Bürde
Den Nacken sanft gekrümmt, stets himmelwärts zu schaun;
Der innre Friede ruht auf seinen Augenbraun,
Und wie ein Fels, zu dem sich Wellen nie erheben,
Scheint überm Erdentand die reine Stirn zu schweben.

15.

Den Rost der Welt, der Leidenschaften Spur,
Hat längst der Fluß der Zeit von ihr hinweg gewaschen.
Fiel eine Kron' ihm zu, und es bedurfte nur,
Sie mit der Hand im Fallen aufzuhaschen,
Er streckte nicht die Hand. Verschlossen der Begier,
Von keiner Furcht, von keinem Schmerz betroffen,
Ist nur dem Wahren noch die heitre Seele offen,
Nur offen der Natur und rein gestimmt zu ihr.

16.

Alfonso nannt' er sich, bevor er aus den Wogen
Der Welt geborgen ward, und Leon war das Land,
Das ihn gebar. Zum Fürstendienst' erzogen,
Lief er mit Tausenden, vom Schein wie sie betrogen,
Dem Blendwerk nach, das immer vor der Hand
Ihm schwebte, immer im Ergreifen ihm entschwand,
Dem schimmernden Gespenst, das ewig Opfer heischet
Und, gleich dem Stein der Narrn, die Hoffnung ewig täuschet.

17.

Und als er dergestalt des Lebens beste Zeit
Im Rausch des Selbstbetrugs an Könige verpfändet,
Und Gut und Blut, mit feur'ger Willigkeit
Und unerkannter Treu', in ihrem Dienst verschwendet
Sah er ganz unverhofft, im schönsten Morgenroth
Der Gunst, durch schnellen Fall sich frei von seinen Ketten;
Noch glücklich, aus der Schiffbruchsnoth
Das Leben wenigstens auf einem Brett zu retten.

18.

In diesem Sturm, der Alles ihm geraubt,
Blieb ihm ein Schatz, wodurch (ganz gegen Hofes Sitte)
Alfonso sich vollkommen schadlos glaubt,
Ein liebend Weib, ein Freund und eine Hütte.
Laß, Himmel, diese mir! war nun die einz'ge Bitte,
Die sein befriedigt Herz zu wagen sich erlaubt.
Zehn Jahre lang ward ihm, was er sich bat, gegeben;
Allein sein Schicksal war, auch dieß zu überleben.

19.

Drei Söhn', im vollen Trieb der ersten Jugendkraft,
Der eignen Jugend Bild, die Hoffnung grauer Jahre,
Sie wurden durch die Pest ihm plötzlich weggerafft.
Bald legt auch Schmerz und Gram die Mutter auf die Bahre.
Er lebt, und Niemand ist, der mit dem Armen weint,
Denn, ach! verlassen hat ihn auch sein letzter Freund!
Er steht allein. Die Welt, die ihn umgibet,
Ist Grab — von Allem Grab, was er, was ihn geliebet.

20.

Er steht, ein einsamer, vom Sturm' entlaubter Baum,
Die Quellen sind versiegt, wo seine Freuden quollen.
Wie hatt' ihm jetzt die Hütte, wo er kaum
Noch glücklich war, nicht schrecklich werden sollen?
Was ist ihm nun die Welt? Ein weiter leerer Raum,
Fortunens Spielraum, frei ihr Rad herumzurollen!
Was soll er langer da? Ihm brach sein letzter Stab,
Er hat nichts mehr zu suchen — als ein Grab.

21.

Alfonso floh in dieses unwirthbare,
Verlass'ne Eiland, floh mit fast zerstörtem Sinn'
In dieß Gebirg und fand mehr, als er suchte, drin,
Erst Ruh' und, mit dem stillen Fluß der Jahre,
Zuletzt Zufriedenheit. Ein alter Diener, der
Ihn nicht verlassen wollt', die einz'ge treue Seele,
Die ihm sein Unglück ließ, begleitet' ihn hierher,
Und ihre Wohnung war nun eine Felsenhöhle.

22.

Allmahlich hob sein Herz sich aus der trüben Flut
Des Grams empor; die Nüchternheit, die Stille,
Die reine freie Luft durchläuterten sein Blut,
Entwölkten seinen Sinn, belebten seinen Muth.
Er spürte nun, daß aus der ew'gen Fülle
Des Lebens Balsam, auch für seine Wunden, quille.
Oft brachte die Magie von einem Sonnenblick'
Auf einmal aus der Gruft der Schwermuth ihn zurück.

23.

Und als er endlich dieß Elysium gefunden,
Das, rings umher mit Wald und Felsen eingeschanzt,
Ein milder Genius, recht wie für ihn, gepflanzt,
Fühlt' er auf einmal sich von allem Gram' entbunden,
Aus einer angstlichen, traumvollen Fiebernacht
Als wie zur Dammerung des ew'gen Tags erwacht.
Hier, rief er seinem Freund, vom unverhofften Schauen
Des schönen Orts entzückt, hier lass' uns Hütten bauen!

24.

Die Hütte ward erbaut und mit Verlauf der Zeit
Zur Nothdurft erst versehn, dann zur Gemächlichkeit,
Wie sie dem Alter eines Weisen
Geziemt, der minder stets begehret, als bedarf.
Denn, daß Alfons, als er den ersten Plan entwarf
Von seiner Flucht, sich mit Geräth und Eisen
Und Allem, was zur Hülle nöthig war,
Versehen habe, stellt von selbst sich Jedem dar.

25.

Und so verlebt er nun in Arbeit und Genuß
Des Lebens späten Herbst, beschäftigt, seinen Garten,
Den Quell von seinem Ueberfluß,
Mit einer Müh, die ihm zu Wollust wird, zu warten.
Vergessen von der Welt — und nur, als an ein Spiel
Der Kindheit, sich erinnernd aller Plage,
Die ihm ihr Dienst gebracht — beseligt seine Tage
Gesundheit, Unschuld, Ruh' und reines Selbstgefühl.

26.

Nach achtzehn Jahren starb sein redlicher Gefährte.
Er blieb allein. Doch desto fester kehrte
Sein stiller Geist nun ganz nach jener Welt sich hin,
Der, was er einst geliebt, jetzt Alles angehörte,
Der auch er selbst schon mehr als dieser angehörte.
Oft in der stillen Nacht, wenn vor dem äußern Sinn
Wie in ihr erstes Nichts die Körper sich verlieren,
Fühlt' er an seiner Wang' ein geistiges Berühren.

27.

Dann hört' auch wohl sein halb entschlummert Ohr,
Mit schauerlicher Lust, tief aus dem Hain hervor,
Wie Engelstimmen sanft zu ihm herüber hallen.
Ihm wird, als fühl' er dann die dünne Scheidwand fallen,
Die ihn noch kaum von seinen Lieben trennt;
Sein Innres schließt sich auf, die heil'ge Flamme brennt
Aus seiner Brust empor; sein Geist, im reinen Lichte
Der unsichtbaren Welt, sieht himmlische Gesichte.

28.

Sie dauern fort, auch wenn die Augen sanft betäubt
Entschlummert sind. Wenn dann die Morgensonne
Den Schauplatz der Natur ihm wieder aufschließt, bleibt
Die vorige Stimmung noch. Ein Glanz von Himmelswonne
Verkläret Fels und Hain, durchschimmert und erfüllt
Sie durch und durch; und überall, in allen
Geschöpfen, sieht er dann des Unerschaffnen Bild,
Als wie in Tropfen Thaus das Bild der Sonne, wallen.

29.

So fließt zuletzt unmerklich Erd' und Himmel
In seinem Geist' in Eins. Sein Innerstes erwacht.
In dieser tiefen Ferne vom Getümmel
Der Leidenschaft, in dieser heil'gen Nacht,
Die ihn umschließt, erwacht der reinste aller Sinne —
Doch — wer versiegelt mir mit unsichtbarer Hand
Den kühnen Mund, daß nichts Unnennbars ihm entrinne?
Verstummend bleib' ich stehn an dieses Abgrunds Rand.

30.

So war der fromme Greis, vor dem mit Kindestrieben
Amanda niederfiel. Auch er, so lang' entwöhnt,
Zu sehn, wornach das Herz sich doch im Stillen sehnt,
Ein menschlich Angesicht — erlabt nun an dem lieben,
Herzrührenden, nicht mehr gehofften Anblick sich,
Und drückt die sanfte Hand der Tochter väterlich,
Umarmt den neuen Sohn zum zweiten Mal' und blicket
Sprachlosen Dank zu dem, der sie ihm zugeschicket;

31.

Und führt sie ungesäumt nach seiner Ruhestatt,
Zu seinem Quell', in seine Gartenlauben,
Bedeckt mit goldnem Obst' und großen Purpurtrauben,
Und setzt sie in Besitz von Allem, was er hat.
Natur, spricht er, bedarf weit minder, als wir glauben;
Wem nicht an wenig gnügt, den macht kein Reichthum satt:
Ihr werdet hier, solang die Prüfungstage währen,
Nichts Wünschenswürdiges entbehren.

32.

Er sagte dieß, weil ihm der erste Blick gezeigt,
Was er nicht fragen will, und Hüon ihm verschweigt.
Denn beide, hatte gleich das Elend ihre Blüthe
Halb abgestreift, verriethen durch Gestalt
Und Sinnesart, wo nicht ein königlich Geblüte,
Doch sicher einen Werth, dem selbst die Allgewalt
Des Glücks nichts rauben kann vom reinen Vollgehalt
Der innern angebornen Güte.

33.

Schon dreimal wechselte der Tag sein verblichen Licht,
Seit diese Freistatt sie in ihrem Schoße heget,
Und beide können noch sich des Gedankens nicht
Entschlagen, daß der Greis, der sie so freundlich pfleget,
Kein wahrer Greis, daß er ein Schutzgeist ist,
Vielleicht ihr Oberon selbst, der ihres Fehls vergißt
Und, da sie schwer genug (däucht sie) dafür gebüßet,
Bald wieder glücklich sie zu machen sich entschließet.

34.

Nun schwindet zwar allmählich dieser Wahn,
Und, ach! mit ihm stirbt auch, nicht ohne Schmerzen,
Die Hoffnung, die er nährt; doch schmiegen ihre Herzen
Sich an ein Menschenherz nur desto stärker an.
Es war so sanft, das Herz des guten Alten,
So zart sein Mitgefühl, sein innrer Sinn so rein,
Unmöglich konnten sie sechs Tage um ihn seyn
Und sich vor ihm verborgen halten.

35.

Der junge Mann, im Drang der Dankbarkeit
Und des Vertrauns, (zumal da, ihn zu fragen,
Sein Wirth noch immer säumt) eröffnet ungescheut
Ihm seinen Namen, Stand und was, seit jener Zeit,
Da er zu Montlery des Kaisers Sohn erschlagen,
Bis diesen Tag mit ihm sich zugetragen;
Durch welchen Auftrag Karl den Tod ihm zugedacht,
Und wie er glücklich ihn mit Oberons Schutz vollbracht;

36.

Und wie in einem Traum die Liebe sich entsponnen,
Die ihn beim ersten Blick mit Rezia vereint;
Wie er mit ihr aus Babylon entronnen,
Und das Verbot, das sein erhabner Freund
Ihm auferlegt, und wie, sobald er dessen
In einem Augenblick von Liebesdrang vergessen,
Die ganze Natur sich gegen sie empört,
Und ihres Schützers Huld in Rache sich verkehrt.

37.

Wohl, spricht der edle Greis, wohl dem, den sein Geschick
So liebreich und zugleich so streng' als dich erziehet,
Den kleinsten Fehltritt ihm nicht straflos übersiehet,
Wohl ihm! denn, ganz gewiß, das reinste Erdenglück
Erwartet ihn. Auf Herzen, wie die euren,
Zürnt Oberon nicht ewig. Glaube mir,
Mein Sohn, sein Auge schwebt unsichtbar über dir;
Verdiene seine Huld, so wird sie sich erneuren!

38.

Und wie verdien' ich sie? mit welchem Opfer still'
Ich seinen Zorn? fragt Hüon rasch den Alten;
Ich bin bereit, es sey so schwer es will!
Was kann ich thun? — Freiwillig dich enthalten,
Antwortet ihm Alfons; was du gesündigt hast,
Wird dadurch nur gebüßt. — Der junge Mann erblaßt.
Ich fühl' es, spricht der Greis mit sanft errötheuder Wange;
Allein ich weiß, von wem ich es verlange!

39.

Ein edles Selbstgefühl ergreift den jungen Mann:
„Hier hast du meine Hand!" Mehr ward kein Wort gesprochen.
Und wohl ihm, der, nach mehr als hundert Wochen,
Sich selbst das Zeugniß geben kann,
Er habe sein Gelübde nicht gebrochen!
Es war der schönste Sieg, den Hüon je gewann.
Doch hat er oft die Furcht, vorm Alten zu erröthen,
Oft Rezia's standhaftern Ernst vonnöthen.

40.

Nichts unterhält so gut (versichert ihn der Greis)
Die Sinne mit der Pflicht im Frieden,
Als fleißig sie durch Arbeit zu ermüden;
Nichts bringt sie leichter aus dem Gleis
Als müß'ge Träumerei. Um der zuvor zu kommen,
Wird ungesäumt, sobald der Tag erwacht,
Die scharfe Axt zur Hand genommen,
Und Holz im Hain gefällt bis in die dunkle Nacht.

41.

Noch eine Hütte für Amanden aufzurichten
Und Dach und Wände wohl mit Leim und Moos zu dichten
Dann zum Kamin, der immer lodern muß,
Und für den Herd den nöthigen Ueberfluß
Von fettem Kien und klein gespaltnen Fichten
Hoch an den Wänden aufzuschichten,
Dieß und viel Andres gibt dem Prinzen viel zu thun:
Allein es hilft ihm Nachts auch desto besser ruhn.

42.

Zwar anfangs will es ihm nicht gleich nach Wunsch gelingen,
Die Holzaxt statt des Ritterschwerts zu schwingen;
Die ungewohnte Hand greift Alles schwerer an,
Und in der halben Zeit hätt' es ein Knecht gethan.
Doch täglich nimmt er zu, denn Uebung macht den Meister;
Und fühlt er dann und wann sich dem Erliegen nah,
So wehet der Gedank', es ist für Rezia,
Sein Feuer wieder an und stärkt die matten Geister.

43.

Indessen Hüon sich im Wald' ermüdet, pflegt
Der edle Greis, der mit noch festem Tritte
Die schwere Last von achtzig Jahren trägt,
Der Ruhe nicht; nur daß er von der Hütte
Sich selten weit entfernt. Kein heitrer Tag entflieht,
Der nicht in seinem lieben Garten
Ihn dieß und das zu thun beschäftigt sieht.
Amandens Sorge ist, des kleinen Herds zu warten.

44.

Da sahe man (wiewohl, wenn Engel nicht
Mit stillem Blick' ihr Ebenbild umweben,
Wer sieht sie hier?) mit heiterm Angesicht',
Auf dem die Sorgen nur wie leichte Wölkchen schweben,
Die Königstochter gern sich jeder niedern Pflicht
Der kleinen Wirthschaft untergeben:
Auch was sie nie gekannt, viel minder je gethan,
Wie schnell ergreift sie es, wie steht ihr Alles an!

45.

Oft schürzt sie ohne mindsten Harm,
Daß ihre zarte Haut den schönen Schmelz verliere,
Beim Wassertrog, vor ihrer Hüttenthüre,
Den schlanken schwanenweißen Arm.
Die Freud', (ihr süßer Lohn) den väterlichen Alten
Und den geliebten Mann in einem Stand zu halten,
Der von dem drückendsten der Armuth sie befreit,
Veredelt, würdigt ihr des Tagwerks Niedrigkeit.

46.

Und sieht sie dann (auch er ist jener Engel einer)
Der heil'ge Greis, der von der Arbeit kehrt,
Und segnet sie: o, dann ist ihre Freude reiner
Und inniger, als würd' ihr dreimal mehr verehrt,
Als sie zu Bagdad ließ. Wenn dann bei Sternenlichte
Die Nacht sie alle drei am Feuerherd vereint,
Und auf Amandens lieblichem Gesichte,
Das halb im Schatten steht, die Flamme wiederscheint:

47.

Dann ruht, mit stillem liebevollen
Entzückten Blick, der junge Mann auf ihr,
Und seine Seele schwillt, und süße Thränen rollen
Die dunkle Wang' herab. Tief schweiget die Begier!
Sie ist ein überirdisch Wesen,
Das ihm zum Trost' erscheint — er ist beglückt genug,
Daß er sie lieben darf und, o! in jedem Zug',
In jedem keuschen Blick, daß er geliebt ist, lesen!

48.

Oft sitzen sie, der fromme freundliche Greis
In ihrer Mitt', Amanda seine rechte
In ihrer linken Hand, und hören halbe Nächte
Ihm zu, von seiner langen Lebensreis'
Ein Stück, das ihm lebendig wird, erzählen.
Vom Antheil, den die warmen jungen Seelen
An Allem nehmen, wird's ihm selber warm dabei,
Dann werden unvermerkt aus zwei Geschichten drei.

49.

Zuweilen, um den Geist des Trübsinns zu beschwören,
Der, wenn die Flur in dumpfer Stille traurt,
Im Schneegewölk mit Eulenflügeln laurt,
Läßt Hüon seine Kunst auf einer Harfe hören,
Die er von ungefähr in einem Winkel fand,
Lang' ungebraucht, verstimmt und kaum noch halb bespannt:
Doch scheint das schnarrende Holz von Orpheus Geist beseelet,
Sobald sich Rezia's Gesang mit ihm vermahlet.

50.

Oft lockte sie ein heller Wintertag,
Wenn fern die See von strenger Kälte rauchte,
Der blendend weiße Schnee dicht auf den Bergen lag,
Und jetzt die Abendsonn' ihn wie in Purpur tauchte,
Dann lockte sie der wunderschöne Glanz,
Im reinen Strom der kalten Luft zu baden.
Wie mächtig fühlten sie sich dann gestärkt! wie ganz
Durchheitert, neu belebt und alles Grams entladen!

51.

Unmerklich schlüpfte so die Winterszeit vorbei.
Und nun erwacht aus ihrem langen Schlummer
Die Erde, kleidet sich aufs neu'
In helles Grün; der Wald, nicht mehr ein stummer
Verödeter Ruin, wo nur die Pfeiler stehn
Der pracht'gen Laubgewölb' und hohen Schattengänge
Des Tempels der Natur, steht wieder voll und schön,
Und Laub drückt sich an Laub in lieblichem Gedränge.

52.

Mit Blumen decket sich der Busen der Natur,
Aufblühend lacht der Garten und die Flur;
Man hört die Luft von Vogelsang erschallen;
Die Felsen stehn bekränzt; die fließenden Krystallen
Der Quellen rieseln wieder rein
Am frischen Moos' herab; den immer dichtern Hain
Durschmettert schon, im lauen Mondenschein,
Die stille Nacht hindurch, das Lied der Nachtigallen.

53.

Amanda, deren Ziel nun immer näher rückt,
Sucht gern die Einsamkeit, sucht stille dunkle Steige
Im Hain sich aus und dicht gewölbte Zweige.
Da lehnt sie oft, von Ahnungen gedrückt,
An einem blühnden Baum' und freuet sich des Webens
Und Sumsens und Gedrängs und allgemeinen Lebens
In seinem Schoß' — und drückt mit vorempfundner Lust
Ein lieblich Kind im Geist' an ihre Brust:

54.

Ein lieblich Kind, das ihre Mutterliebe
Mit jedem süßen Reiz verschwenderisch begabt,
Sich schon voraus an jedem zarten Triebe,
Der ihm entkeimt, sich schon am ersten Lächeln labt,
Womit es ihr die Leiden alle danket,
Die sie so gern' um seinetwillen trug,
Sich labt an jedem schönen Zug,
Worin des Vaters Bild sanft zwischen ihrem schwanket.

55.

Allmählich wird der wonnigliche Traum
Von schüchternen Beängstigungen
Und stillem Gram, den sie vor Hüon kaum
Verbergen kann und doch verbirgt, verdrungen.
Ach, Fatme, denkt sie oft, und Thränen stehen ihr
Im Auge, wärest du in dieser Noth bei mir!
Getrost, o Rezia! das Schicksal, das dich leitet,
Hat, dir zu helfen, längst die Wege vorbereitet!

56.

Titania, die Elfenkönigin,
Sie hatte seit dem Tag, da Trotz und Widersinn
So unvermuthet sie um Oberons Herz betrogen,
Sich in dieß nämliche Gebirg zurückgezogen.
Mit dem Gemahl, der ihr durch einen Schwur entsagt,
Den unterm unbegränzten Bogen
Des himmlischen Azurs kein Geist zu brechen wagt,
Mit seiner Lieb' und ihm war all ihr Glück entflogen.

57.

Zu spät beweint sie nun die eitle, rasche That
Des Augenblicks; fühlt mit beschämten Wangen
Die Größe ihrer Schuld, den schweren Hochverrath,
Den sie an ihm und an sich selbst begangen.
Vergebens kämpft ihr Stolz der stärkern Zärtlichkeit
Entgegen! — Ach! sie flöge himmelweit
Und warfe gern', um ihr Vergehn zu büßen,
In Thränen sich zu des Erzürnten Füßen.

58.

Was hälf' es ihr? Er schwor, in Wasser, noch in Luft,
Noch, wo im Blüthenhain die Zweige Balsam regnen,
Noch, wo der hagre Greif in ewig finstrer Gruft
Bei Zauberschätzen wacht, ihr jemals zu begegnen!
Vergebens käm' ihn selbst die späte Reue an;
Auf ewig fesselt ihn der Schwur, den er gethan.
Ihn auszusöhnen, bleibt ihr keine Pforte offen!
Denn von der einz'gen, ach! was ist von der zu hoffen?

59.

Sie ist auf ewig zu. Denn nur ein liebend Paar,
Wie keines ist, wie niemals eines war,
Noch seyn wird, schließt sie auf. Von schwachen Adamskindern
Zu hoffen eine Treu, die keines Sturmwinds Stoß
Erschüttert, eine Treu, die keine Probe mindern,
Kein Reiz betäuben kann? Unmöglich! — Hoffnungslos
Sinkt in der fernsten Zukunft dunkeln Schoß
Ihr thränenschwerer Blick; nichts kann ihr Elend mindern!

60.

Verhaßt ist ihr nunmehr der Elfen Scherz, der Tanz
Im Mondenlicht, verhaßt in seinem Rosenkleide
Der schöne Mai. Ihr schmückt kein Myrtenkranz
Die Stirne mehr. Der Anblick jeder Freude
Reißt ihre Wunden auf. Sie flattert durch das Leer
Der weiten Luft im Sturmwind' hin und her,
Find't nirgends Ruh' und sucht mit trübem Blicke
Nach einem Ort, der sich zu ihrer Schwermuth schicke.

61.

Zuletzt entdeckt sich ihr im großen Ocean
Dieß Eiland. Aufgethürmt aus schwarzen ungeheuern
Ruinen, lockt es sie durch seine Schwarze an,
Den irren Flug dahin zu steuern.
Es stimmt zu ihrem Sinn. Sie taumelt aus der Luft
Herab und stürzet sich in eine finstre Gruft,
Um ungestört ihr Daseyn wegzuweinen
Und unter Felsen selbst, wo möglich, zu versteinen.

62.

Schon sieben Mal, seitdem Titania
Dieß traurige Leben führt, verjüngte sich die Erde
Ihr unbemerkt. Als wie auf einem Opferherde
Liegt sie auf einem Stein, den Tod erwartend, da;
Der Tag geht auf und sinkt, die holde Schattensonne
Beleuchtet zauberisch die Felsen um sie her;
Vergebens! strömten auch die Quellen aller Wonne
Auf einmal über sie, ihr Herz blieb wonneleer.

63.

Das Einz'ge, was ihr noch, mit einem Traum des Schattens
Von Trost, ihr ewig Leid versüßt,
Ist, daß vielleicht der Zustand ihres Gatten
Dem ihren gleicht, und er vielleicht noch harter büßt.
Gewiß, noch liebt er sie! und, o! wofern' er liebet,
Er, durch sich selbst verdammt zum Schöpfer ihrer Pein
Und seiner eignen Qual, wie elend muß er seyn!
So elend, daß sie gern' ihm ihren Theil vergibet!

64.

Doch, da für jede Seelenwunde,
Wie tief sie brennt, die Zeit, die große Trösterin,
Den wahren Balsam hat: so kam zuletzt die Stunde
Auch bei Titania, da ihr verdumpfter Sinn
Sich allgemach entwölkt, ihr Herz geduld'ger leidet,
Und ihre Phantasie in Grün sich wieder kleidet;
Sie gibt den Schmeichelein der Hoffnung wieder Raum,
Und was unmöglich schien, wird jetzt ihr Morgentraum.

65.

Auf einmal grauet ihr vor diesen düstern Schlünden,
Worin sie einst sich gern gefangen sah;
Schnell muß aus ihrem Aug' ein Theil der Klippen schwinden,
Und ein Elysium steht blühend vor ihr da.
Auf ihren leisen Ruf erschienen
Drei zierliche Sylphiden, die ihr dienen;
Ein schwesterliches Drei, das ihren Gram zerstreut
Und der Verlaß'nen, mehr aus Lieb' als Pflicht, sich weiht.

66.

Das Paradies, das sich die Elfenkönigin
In diese Felsen schuf, war eben das, worin
Alfonso schon seit dreißig Jahren wohnte;
Und, ihm unwissend, war's die Grotte, wo sie thronte,
Woraus ihm, durchs Gebüsch vom Nachtwind zugeführt,
Der liebliche Gesang, gleich Engelsstimmen, hallte;
Sie war's, die ungesehn bei ihm vorüber wallte,
Wenn er an seiner Wang' ein geistig Wehn verspürt.

67.

Auch unsre Liebenden, vom Tag' an, da die Wogen
An dieses Eiland sie getragen, hatte sie
Bemerkt und täglich spät und früh'
Erkundigung von ihnen eingezogen.
Oft stand sie selbst, wenn jene sich allein
Vermeinten, ungesehn, sich naher zu belehren;
Und was sie hört' und sah, gab ihr den Zweifel ein,
Ob sie vielleicht das Paar, das sie erwartet, wären.

68.

Je länger sie auf ihr Betragen merkt,
Je mehr sie sich in ihrer Hoffnung starkt.
Sind Hüon und Amanda die getreuen
Probfesten Seelen nicht, die Oberon begehrt,
So mag sie ihrer nur auf ewig sich verzeihen!
Von nun an sind sie ihr wie ihre Augen werth,
Und sie beschließt, mit ihren kleinen Feen
Dem edeln jungen Weib' unsichtbar beizustehen.

69.

Die Stunde kam. Von dumpfer Bangigkeit
Umher getrieben, irrt Amanda im Gebüsche,
Das um die Hütten her ein liebliches Gemische
Von Wohlgeruch zum Morgenopfer streut.
Sie irret fort, so wie der schmale Pfad sich windet,
Bis sie sich unvermerkt vor einer Grotte findet,
Die ein Geweb von Epheu leicht umkränzt,
Auf dessen dunkelm Schmelz die Morgensonne glänzt.

70.

Alfonso hatte oft vordem hinein zu gehen
Versucht, und alle Mal vergebens; eben dieß
War seinem alten Freund, war Hüon selbst geschehen,
So oft er, um des Wunders sich gewiß
Zu machen, es versucht. Sie hatten nichts gesehen:
Sie fühlten nur ein seltsam Widerstehen,
Als schöbe sich ein unsichtbares Thor,
Indem sie mit Gewalt eindringen wollten, vor.

71.

Schnell überfiel sie dann ein wunderbares Grauen;
Sie schlichen leise sich davon,
Und keiner wollte sich der Probe mehr getrauen.
Man weiß nicht, ob Amanda selbst es schon
Zuvor versucht; genug, sie konnte dem Gedanken,
Die Erste, der's geglückt, zu seyn,
Nicht widerstehn; sie schob die Epheuranken
Mit leichter Hand hinweg und — ging hinein.

72.

Kaum sah sie sich darin, so kam ein heimlich Zittern
Sie an; sie sank auf einen weichen Sitz
Von Rosen und von Moos. Jetzt fühlt sie, Blitz auf Blitz,
Ein schneidend Weh Gebein und Mark erschüttern.
Es ging vorbei. Ein angenehm Ermatten
Erfolgte drauf. Es ward wie Mondesschein
Vor ihrem Blick, der stets in tiefre Schatten
Sich taucht', und, sanft sich selbst verlierend, schlief sie ein.

73.

Jetzt dämmern liebliche verworrene Gestalten
In ihrem Innern auf, die bald vorüber fliehn,
Bald wunderbar sich in einander falten.
Ihr däucht, sie seh drei Engel vor ihr knien
Und ihr verborgene Mysterien verwalten;
Und eine Frau, gehüllt in rosenfarbnes Licht,
Steht neben ihr, so oft der Athem ihr gebricht,
Ein Büschel Rosen ihr zum Munde hin zu halten.

74.

Zum letzten Mal beklemmt ihr höher schlagend Herz
Ein kurzer, sanft gedämpfter Schmerz;
Die Bilder schwinden weg, und sie verliert sich wieder.
Doch bald, erweckt vom Nachklang süßer Lieder,
Der halb verweht aus ihrem Ohr' entflieht,
Schlägt sie in ihrem Traum die Augen auf und sieht
Die Drei nicht mehr, sieht nur die Königin der Feen
In Rosenglanz sanft lächelnd vor ihr stehen.

75.

Auf ihren Armen liegt ein neugeboren Kind,
Sie reicht's Amanden und verschwebet
Vor ihren Augen, wie im Morgenwind
Ein Wölkchen schmilzt, aus Blumenduft gewebet.
Im gleichen Nu entwacht Amanda ihrem Traum'
Und streckt die Arme aus, als wollte sie den Saum
Des rosigen Gewandes noch erfassen;
Umsonst! sie greift nach Luft, sie ist allein gelassen.

76.

Doch, einen Pulsschlag noch, und wie unnennbar groß
Ist ihr Erstaunen, ihr Entzücken?
Kaum glaubt sie dem Gefühl, kaum traut sie ihren Blicken!
Sie fühlt sich ihrer Bürde los,
Und zappelnd liegt auf ihrem sanften Schoß
Der schönste Knabe, frisch wie eine Morgenros'
Und wie die Liebe schön! Mit wonnevollem Beben
Fühlt sie ihr Herz sich ihm entgegen heben.

77.

Sie fühlt's, es ist ihr Sohn! — Mit Thränen inniger Lust
Gebadet, drückt sie ihn an Wange, Mund und Brust
Und kann nicht satt sich an dem Knaben sehen.
Auch scheint der Knabe schon die Mutter zu verstehen.
Laßt ihr zum mindsten den Genuß
Des süßen Wahns! Er schaut aus seinen hellen Augen
Sie ja so sprechend an — und scheint nicht jeden Kuß
Sein kleiner Mund dem ihren zu entsaugen?

78.

Sie hört den stillen Ruf — wie leise hört
Ein Mutterherz! — und folgt ihm unbelehrt.
Mit einer Lust, die, wenn sie neiden könnten,
Die Engel, die auf sie herunter sahn,
Die Engel selbst beneidenswürdig nennten,
Legt sie an ihre Brust den holden Saugling an.
Sie leitet den Instinct und laßt nun an den Freuden
Des zartsten Mitgefühls ihr Herz vollauf sich weiden.

79.

Indessen hat im ganzen Hain' umher
Ihr Hüon sie gesucht, zwei angstlich lange Stunden,
Und, da er nirgends sie gefunden,
Führt ihn zuletzt sein irrer Fuß hierher.
Er nähert sich der unzugangbarn Grotte;
Nichts halt ihn auf, er kommt — o welch ein Augenblick!
Und sieht das holde Weib, mit einem Liebesgotte
An ihrer Brust, vertieft, verschlungen in ihr Glück.

80.

Ihr, denen die Natur, beim Eingang in dieß Leben,
Den überschwenglichen Ersatz
Für alles andre Glück, den unverlierbarn Schatz,
Den alles Gold der Aureng-Zeben
Nicht kaufen kann, das Beste in der Welt,
Was sie zu geben hat, und was ins beßre Leben
Euch folgt, ein fühlend Herz und reinen Sinn gegeben,
Blickt hin und schaut — Der heil'ge Vorhang fallt!

Varianten.

Stanze 2. Vers 7.

(a) — — — in Felsen eingeschlossen

St. 5. V. 1, 2.

(c) Allein, vor Hunger schwach, vor Müdigkeit erstarrt
Und nun in diesen wilden Höhen,

V. 7.

(c) Glaubt Hüon ein Gesicht zu sehen,

V. 6, 7.

(a. b) — — — von einem weißen Bart,
Der ihn so lieblich schreckt — glaubt ein Gesicht zu sehen,

St. 7. V. 7.

(c) — — — Umarmt er ihn wie seinen Sohn,

St. 8. V. 6.

(c) In einen Korb u. s. w.

St. 11. V. 1.

(c) Herr Hüon dankt dem guten alten Mann,

St. 16. V. 6.

Ihm schwebt, und immer u. s. w.

St. 19. V. 6.

(a) — — — sein einz'ger Freund!

St. 20. V. 6.

(a) Des Glückes Spielraum, u. s. w.

St. 21. V. 6.

(c) Ihn nicht verlassen kann, u. s. w.

St. 25. V. 5.

Den Quell von seinem armen Ueberfluß,

V. 4.

(c) Mit einer Mühe, die ihm Wollust wird, zu warten.

St. 27. V. 2.

(c) Mit schauderlicher Lust, u. s. w.

Mit der 32sten Stanze endigt sich in der ersten Ausgabe der neunte Gesang.

St. 33. V. 6.

(c) Vielleicht selbst Oberon! u. s. w.

St. 37. V. 2.

(a) So liebreich und zugleich so streng' erziehet,

St. 52. V. 4, 5.

— — — die fließenden Krystallen
Der Quellen perlen wieder rein

St. 55. V. 4, 5.

Verbergen kann und doch verbergen will, u. s. w.
O Fatme,

St. 57. V. 1, 2.

Zu spät beweint sie nun die unbesonnene That
Des raschen Augenblicks; u. s. w.

St. 58. V. 8.

Die einz'ge, die ihr bleibt, was ist von der zu hoffen?

St. 68. V. 5.

So muß sie ihrer nur auf ewig sich verzeihen!

St. 72. V. 4.

(c) Ein schneidend reißend Weh u. s. w.

St. 74. V. 6.

Schlägt sie die Augen auf und sieht

V. 8.

In ihrem Rosenglanz u. s. w.

St. 75.

Auf ihren Armen lag ein neu geboren Kind.
Sie reicht's Amanden hin, und, wie verweht vom Wind'.
Entschwebt die Göttin ihrem Blicke;
Doch blieb noch lang' ein Rosenduft zurücke.
Im gleichen Nu erwacht Amand' aus ihrem Traum',
Und streckt den Arm empor, als wollte sie den Saum
Des rosigen Gewandes noch erfassen;
Umsonst! sie greift nach Luft und ist allein gelassen.

St. 76. V. 1.

(c) Nur einen Pulsschlag noch u. s. w.

St. 77. V. 6.

(a) — — Er schaut aus seinen großen Augen

St. 78. V. 7.

(c) Sie leitet der Instinct u. s. w.

Neunter Gesang.

1.

Es ist nun Zeit, uns auch nach Fatmen umzuschauen,
Die wir, seit Rezia mit Hüon sich ins Meer
Gestürzt, im Schiff, allein und alles Trostes leer
Gelassen, Tag und Nacht das Schicksal ihrer Frauen
Beweinend, und ihr eignes freilich auch.
Denn, ach! sie weint, sie schreit, sie rauft ihr Haar vergebens;
Er ist verweht, mit einem einzigen Hauch
Verweht, der ganze Bau der Ruhe ihres Lebens.

2.

Was soll nun aus ihr werden, so allein
In einem Schiff von zügellosen Söhnen
Des rauhen Meers umringt, die ihren Jammer höhnen.
Mit frechen Augen schon, berauscht in feurigem Wein,
Verschlingen ihren Raub — was wird ihr Schicksal seyn?
Zum Glück' erbarmet sich der schutzberaubten Schönen
Ein unverhoffter Sturm, der in der zweiten Nacht
Die See zum Tummelplatz empörter Wogen macht.

3.

Die Pinke treibt, indeß ein allgemeines Zagen
Das Volk entnervt, auf ungewissem Meer'
Herum gejagt, bald west=, bald südwärts hin und her;
Bis, da der Winde Wuth in sieben schrecklichen Tagen
Erschöpft ist, an den Strand von Tunis sich verschlagen
Der Hauptmann sieht. Den Zufall, der ihn sehr
Zur Unzeit überrascht, in Vortheil zu verwandeln,
Beschließt er Fatmen hier als Sklavin zu verhandeln.

4.

Denn Fatme, die kaum vier und dreißig Mal
Den Mai sein Blumenkleid entfalten
Gesehn, war eine aus der Zahl
Der lange blühenden Gestalten,
Die nicht so leicht verwittern noch veralten,
Und die mit Reizen von Gewicht,
Viel Feu'r im Blick, viel Grübchen im Gesicht',
Euch für den Rosenglanz der Jugend schadlos halten.

5.

Des Königs Gartner kam durch Zufall auf den Platz,
Wo Alles das um hundert Sultaninen
Zu kaufen war. Es schien Bemerkung zu verdienen.
Er trat hinzu, besah's und fand, es sey ein Schatz.
Sein grauer Kopf ward nicht zu Rath gezogen.
Es fehlte, dünkt ihn, nichts in seinem Gulistan
Als eben dieß. Das Gold wird hurtig vorgewogen,
Und Fatme duldet still, was sie nicht ändern kann.

6.

Indeß verfolgt mit stets gewognem Winde
Der treue Scherasmin den anbefohlnen Lauf.
Kaum nahm Massiliens Port ihn wohlbehalten auf,
So setzt er sich zu Pferd und eilt so schnell, als stünde
Sein Leben drauf, zum Kaiser nach Paris.
Er hatte schon den Martrerberg erstiegen
Und sah im Morgenroth die Stadt noch schlummernd liegen,
Als plötzlich sich sein Kopf an einen Zweifel stieß.

7.

„Halt, sprach sein Geist zu ihm, und eh wir weiter traben,
Bedenke wohl, was du beginnst, mein Sohn!
Zwar sollte das dein weißer Schädel schon
Zu Askalon erwogen haben,
Obgleich der Wind, der dort in Hüons Segel blies,
Dir wenig Zeit zum Ueberlegen ließ.
Doch, wenn wir ehrlich mit einander sprechen wollen,
Du hattest damals dich ganz anders strauben sollen.

8.

„Denn, unter uns gesagt, es ist doch offenbar
Kein Menschensinn in dieser Ambassade.
Den Kaiser, der vorhin uns nie gewogen war,
Erbittert sie gewiß im höchsten Grade.
Am Ende wär' es nur ums reiche Kästchen Schade!
Denn, wahrlich, mit der Hand voll Ziegenhaar
Und mit den Zähnen da, Gott weiß aus welchem Rachen,
Wird deine Excellenz sehr wenig Eindruck machen.

9.

„Ja, wenn Herr Hüon selbst, mit stattlichem Geleite
Von Reisigen, Trabanten und so fort
Und mit der Tochter des Khalifen an der Seite
Herein geschritten wär' und hätte selbst das Wort
Geführt und mit gehörigen Grimassen,
Wie einem Ritter, Duc und Pair
Geziemt, auf rothem Sammt, von goldnen Quasten schwer,
Die Sachen überreicht — da wollt' ich's gelten lassen!

10.

„Da kommt des Aufzugs Pracht, die Feirlichkeit, der Glanz
Der Sultanstochter, an der Hand des stolzen Gatten,
Kurz, jeder Umstand kommt dem andern da zu Statten
Und tragt das Seine bei, die Sache rund und ganz
Zu machen. Karlen bleibt nichts weiter einzuwenden,
Er hat den Glauben in den Augen und in Handen;
Der Ritter hat sein Wort gehalten als ein Mann
Und fordert frei, was ihm kein Recht versagen kann.

11.

„Das Alles geht auf einmal in die Brüche,
Freund Scherasmin, wenn du nicht klüger bist,
Als der dich abgeschickt. Wohlan, was Raths? was ist
Zu thun? — Das Beste wär', auf allen Fall, er schliche
Mit seinem Kästchen sich ganz sachte wieder ab,
Eh Jemand ihn bemerkt, und ritt' im großen Trab
Geraden Wegs nach Rom, dem Freiport aller Frommen,
Wo hoffentlich sein Herr inzwischen angekommen."

12.

So sprach zu Scherasmin sein beſſ'rer Genius:
Und da er ihm nach langem Ueberlegen
Nichts Klügers, wie ihn dünkt, entgegen
Zu setzen hatte, war sein endlicher Entschluß,
Der guten Stadt Paris das Schulterblatt zu weisen
Und spornenstreichs nach Rom zu seinem Herrn zu reisen.
Er übersteigt die Alpen, langet an,
Und gleich sein erster Gang ist — nach dem Lateran.

13.

Allein umsonst ermüdet er mit Fragen
Nach seinem Herrn den Schweizer, der die Wach'
Am Thore hat, umsonst das ganze Vorgemach.
Kein Mensch kann ihm ein Wort von Ritter Hüon sagen.
Vergebens rennet er die Stadt von Haus zu Haus
Und alle Kirchen und Spitaler fragend aus
Und schildert ihn vom Fersen bis zur Scheitel
Den Leuten vor, all seine Müh' ist eitel.

14.

Vier ewige Wochen lang und dann noch zwei dazu
Verweilt er sich in stets betrognem Hoffen,
Läßt keinen Tag sich selbst noch Andern Ruh
Mit Forschen, ob sein Prinz denn noch nicht eingetroffen;
Und, da kein Warten hilft, beginnt er überlaut
Den großen Schwur des Baskenvolks zu fluchen
Und schwört, so weit der Himmel blaut,
In einem Pilgerkleid den Ritter aufzusuchen.

15.

Was konnt' er anders thun? Sein Geld war aufgezehrt,
Und eine Perle nur vom Kästchen anzugreifen,
(Das billig hundertfachen Werth
In Hüons Augen hat, weil's Oberon ihm verehrt)
Eh ließ er sich den Balg vom Leibe streifen!
Von einem Pilgersmann wird weder Gold begehrt
Noch Silbergeld; er kann mit Muschelschalen
Und Litanein die halbe Welt bezahlen.

16.

So bettelt nun zwei Jahre lang und mehr
Der treue unverdross'ne Alte
Sich durch die Welt, die Länge und die Quer',
Und macht an jedem Port, auf jeder Insel Halte,
Fragt überall vergebens seinem Herrn
Und seiner Dame nach — bis ihn zuletzt sein Stern
Und ein geheimer Trieb, der seine Hoffnung schüret,
Nach Tunis vor die Thür des alten Gärtners führet.

17.

Er setzt sich dort auf eine Bank von Stein,
Um, müd' und schwach von langem Fasten,
Im Schatten da ein wenig auszurasten,
Und eine Sklavin bringt ihm etwas Brod und Wein.
Sie sieht dem Mann' im braunen Pilgerkleide
Erstaunt in's Aug, und er der Sklavin ebenfalls,
Und, sich mit einem Schrei des Schreckens und der Freude
Erkennend, fallen sie einander um den Hals.

18.

Bist du es, Fatme, ruft an ihrer nassen Wange
Der Pilger freudig aus; ist's möglich? — Ach, schon lange
Ließ Scherasmin die Hoffnung sich vergehn!
Ist's möglich, daß wir uns zu Tunis wieder sehn?
Was für ein Wind hat euch in diese Heidenlande
Verweht? Und wo ist Hüon und Amande?
Ach, Scherasmin, schreit Fatme laut, und bricht
In Thränen aus — Sie sind — Ich Arme! Frage nicht!

19.

Was sagst du? ruft der Alte — Gott verhüte!
Was sind sie? Sprich! — „Ach, Scherasmin, sie sind —"
Mehr bringt sie nicht heraus. Das stockende Geblüte
Erstickt die Red' in ihrer Brust — Sie sind? —
O Gott! schluchzt Scherasmin und weinet wie ein Kind
An Fatmens Hals — In ihrer vollen Blüthe!
Das ist zu hart! Allein mir schwante lang vorher
Nichts Gutes! Fatme — ach, die Probe war zu schwer!

20.

Sobald die gute Frau zum kläglichen Berichte
Nur wieder Athem hat, erzählt sie Stück für Stück
Von seiner Abreis' an bis auf den Augenblick
Der Schreckensnacht — da, beim auffackelnden Lichte
Der Blitze, Rezia durch alles Volk, das dichte
Auf Hüon drängt, sich stürzt, den Arm in Liebeswuth
Um den Geliebten schlingt und in die wilde Flut
Ihn mit sich reißt, — die traurige Geschichte.

21.

Drauf sitzen sie wohl eine Stunde lang
Beisammen, sich recht satt zu klagen und zu weinen
Und beide sich, aus treuem Liebesdrang,
Zum Preis des schönsten Paares zu vereinen,
Das je die Welt geziert. Nein, ruft sie vielmals, nie,
Nie werd' ich eine Frau, wie diese, wieder sehen!
Noch ich, ruft Scherasmin in gleicher Melodie,
Je einem Fürstensohn wie er zur Seite stehen!

22.

Zuletzt, nachdem er sich wohl drei Mal sagen lassen,
Wie Alles sich begab, geht ihm ein schwacher Schein
Von Glauben auf und läßt ihn Hoffnung fassen,
Sie könnten beide doch vielleicht gerettet seyn.
Je mehr er es bedenkt, je minder geht ihm ein,
Daß Oberon auf ewig sie verlassen.
In Allem dem, was er für sie gethan,
War Absicht, wie ihn daucht, und ein geheimer Plan.

23.

Bei diesem schwachen Hoffnungsschimmer,
Der wie ein fernes Licht in tiefer Nacht ihm scheint,
Entschließt er sich, von Fatmen nun sich nimmer
Zu trennen und, mit ihr durch gleichen Schmerz vereint,
Des Schicksals Aufschluß hier in Tunis abzuwarten.
Durch ihren Vorschub tauscht er Pilgerstab und Kleid
Mit einem Sklavenwamms' und einem Grabescheit'
Und dient um Tagelohn im königlichen Garten.

24.

Indessen Fatme und der wackre Scherasmin
Die Blumenfelder, die sie bauen,
Wie ihrer Lieben Grab, mit Thränen oft bethauen;
Sieht Hüon, seit sein prüfend Schicksal ihn
In jene Einsiedlei voll Anmuth und voll Grauen
Verbannt, nicht ohne Gram den dritten Frühling blühn.
Unmöglich kann er noch sein Heldenherz entwöhnen,
Ins Weltgetümmel sich mit Macht zurück zu sehnen.

25.

Der kleine Hüonnet, das schönste Mittelding
Von mütterlichem Reiz' und väterlicher Stärke,
Das je am Hals von einer Göttin hing,
Und wahrlich doch zu anderm Tagewerke
Bestimmt, als mit der Axt auf seiner Schulter einst
Ins Holz zu gehn, vermehrt nur seinen Kummer.
Auch dich, o Rezia, in Nächten ohne Schlummer,
Belauscht dein Engel oft, wenn du im Stillen weinst.

26.

Tief fühlt ihr beid' in dieser Jugendblüthe,
Daß Abgeschiedenheit euch unnatürlich ist,
Fühlt Kraft zu edlerm Thun in eurer Brust, vermißt
Des Heldensinns, der unbegränzten Güte
Gleich unbegränzten Kreis! — Umsonst bemühn sie sich,
Die Thräne, die dem abgewandten Aug' entschlich,
Dem alten Vater zu verhehlen;
Ihr Lächeln täuscht ihn nicht, er liest in ihren Seelen.

27.

Und ob ihm diese Welt gleich nichts mehr ist, doch stellt
Er sich an ihren Platz, in das, was sie verloren,
Was ihnen zugehört, wozu sie sich geboren
Empfinden — fühlt aus ihrer Brust und hält
Die Thrane für gerecht, die sie vor ihm aus Liebe
Verbergen, tadelt nicht die unfreiwilligen Triebe
Und frischt sie nur, so lang' als ihren Lauf
Das Schicksal hemmt, zu stillem Hoffen auf.

28.

An einem Abend' einst — das Tagwerk war vollbracht,
Und alle drei, (Amande mit dem Knaben
Auf ihrem Schoß) um an der herrlichen Pracht
Des hellgestirnten Himmels sich zu laben,
Sie saßen vor der Hütt' auf einer Rasenbank,
Versenkten sich mit ahnungsvollem Grauen
In dieses Wundermeer und blickten stillen Dank
Zu ihm, der sie erschuf — gen Himmel aufzuschauen:

29.

Da fing der fromme Greis, mit mehr gerührtem Ton'
Als sonst, zu reden an von diesem Erdenleben
Als einem Traum' und vom Hinüberschweben
Ins wahre Seyn. — Es war, als wehe schon
Ein Hauch von Himmelsluft zu ihm herüber
Und trag' ihn sanft empor, indem er sprach.
Amanda fühlt's; die Augen gehn ihr über,
Ihr ist's, als sähe sie dem Halbverschwundnen nach.

30.

Mir, fuhr er fort, mir reichen sie die Hände
Vom Ufer jenseits schon — Mein Lauf ist bald zu Ende;
Der eurige beginnet kaum, und viel,
Viel Trübsal noch, auch viel der besten Freuden,
(Oft sind's nur Stärkungen auf neue größre Leiden
Erwarten euch, indeß ihr unvermerkt dem Ziel'
Euch nähert. Beides geht vorüber
Und wird zum Traum', und nichts begleitet uns hinüber;

31.

Nichts, als der gute Schatz, den ihr in euer Herz
Gesammelt, Wahrheit, Lieb' und innerlicher Frieden
Und die Erinnerung, daß weder Lust noch Schmerz
Euch je vom treuen Hang' an eure Pflicht geschieden.
So sprach er vieles noch; und als sie endlich sich
Zur Ruh begaben, drückt' er, wie sie dünkte,
Sie wärmer an sein Herz, und eine Thräne blinkte
In seinem Aug', indem er schnell von ihnen wich.

32.

In eben dieser Nacht, von dunkeln Vorgefühlen
Der Zukunft aufgeschreckt, erhob Titania
Die Augen himmelwärts — und alle Rosen fielen
Von ihren Wangen ab, indem sie stand und sah
Und las. Sie rief den lieblichen Gespielen,
Mit ihr zu sehen, was in diesem Nu geschah,
Und wie zu unglücksschwangern Zügen
Amandens Sterne schon sich aneinander fügen.

33.

Und, dicht in Schatten eingeschleiert, fliegt
Sie schnell dem Lager zu, wo zwischen Mandelbäumen
(Der Knabe neben ihr) die Königstochter liegt,
Aus ihrem Schlaf von ahnungsvollen Träumen
Oft aufgestört. Titania berührt
Die Brust der Schläferin (damit die Unruh schweige,
Die in ihr klopft) mit ihrem Rosenzweige
Und raubt den Knaben weg, der nichts davon verspürt.

34.

Sie kommt zurück mit ihrem schönen Raube
Und spricht zu ihren Grazien: Ihr seht
Das grausame Gestirn, das ob Amanden steht!
Eilt, rettet dieses Kind in meine schönste Laube
Und pfleget sein, als wär's mein eigner Sohn.
Drauf zog sie aus dem Kranz' um ihre Stirne
Drei Rosenknospen aus, gab jeder holden Dirne
Ein Knöspchen hin und sprach: Hinweg, es dämmert schon!

35.

Thut, wie ich euch gesagt, und alle Tag' und Stunden
Schaut eure Rosen an; und wenn ihr alle drei
Zu Lilien werden seht, so merket dran, ich sey
Mit Oberon versöhnt und wieder neu verbunden
Dann eilet mit Amandens Sohn herbei,
Denn mit der meinen ist auch ihre Noth verschwunden.
Die Nymphen neigten sich und flohn
In einem Wölkchen schnell hinweg mit Huons Sohn.

36.

Kaum war der Morgen aufgegangen,
So sucht mit bebendem unruhigem Verlangen
Amanda ihren Freund, der seine Lagerstatt,
Fern von Alfons und ihr, in einem Felsen hat.
So hastig eilt sie fort, daß sie (was nie geschehen,
Seitdem sie Mutter war) vor lauter Eil vergißt,
Nach ihrem Sohn, der noch ihr Schlafgeselle ist
Und ruhig (glaubt sie) schlaft, vorher sich umzusehen.

37.

Sie findet ihren Mann, im Garten irrend, auf,
Und beide nehmen auf der Stelle,
Was sie besorgen, sich verbergend, nach der Zelle
Des alten Vaters ihren Lauf.
Wie klopft ihr Herz, indem sie seinem Lager
Sich langsam nahn! Er liegt, die Hande auf sein Herz
Gefaltet, athemlos, sein Antlitz bleich und hager,
Doch edel jeder Zug, und rein und ohne Schmerz.

38.

Er schlummert nur, spricht Rezia und legt
Die Hand so leicht, daß sie ihn kaum berühret,
Auf seine Hand — und, da sie kalt sie spüret,
Und keine Ader mehr sich regt,
Sinkt sie in stiller Wehmuth auf den blassen
Erstarrten Leichnam hin: ein Strom von Thranen bricht
Aus ihrem Aug' und badet sein Gesicht:
O Vater, ruft sie aus, so hast du uns verlassen!

39.

Sie rafft sich auf und sinkt an Hüons Brust,
Und beide werfen nun sich bei der kalten Hülle
Der reinsten Seele hin, in ehrfurchtsvoller Stille,
Und sättigen die schmerzlich süße Lust
Zu weinen, — drücken oft, um endlich wegzugehen,
Auf seine Hand der Liebe letzten Zoll
Und bleiben immer, nie gefühlter Regung voll,
Bei dem geliebtem Bild', als wie bezaubert, stehen.

40.

Es war, als sähen sie auf seinem Angesicht
Die Dämmerung von einem neuen Leben
Und wie von reinem Himmelslicht
Den Widerschein um seine Stirne weben,
Der schon zum geist'gen Leib den Erdenstoff verfeint,
Und um den stillen Mund, der eben
Vom letzten Segen noch sich sanft zu schließen scheint,
Ein unvergängliches kaum sichtbars Lächeln schweben.

41.

Ist dir's nicht auch, (ruft Hüon, wie entzückt,
Amanden zu, indem er aufwärts blickt)
Als fall' aus jener Welt ein Strahl in deine Seele?
So fühlt' ich nie der menschlichen Natur
Erhabenheit! noch nie dieß Erdenleben nur
Als einen Weg durch eine dunkle Höhle
Ins Reich des Lichts! nie eine solche Starke
In meiner Brust zu jedem guten Werke!

42.

Zu jedem Opfer, jedem Streit
Nie diese Kraft, nie diese Munterkeit,
Durch alle Prüfungen mich männlich durchzukämpfen!
Laß seyn, Geliebte, daß der Trübsal viel
Noch auf uns harrt — sie nähert uns dem Ziel!
Nichts soll uns muthlos sehn, nichts diesen Glauben dämpfen!
So spricht er, sich mit ihr von diesem heiligen Ort'
Entfernend — und ihn nimmt das Schicksal gleich beim Wort.

43.

Denn, wie sie Hand in Hand nun wieder
Hervor gehn aus der Zell' und ihre Augenlieder
Erheben — Gott! was für ein Anblick stellt
Sich ihren Augen dar! In welche fremde Welt
Sind sie versetzt! Verschwunden, ganz verschwunden
Ist ihr Elysium, der Hain, die Blumenflur,
Versteinert stehn sie da. Ist's möglich? Keine Spur,
Sogar die Stätte wird nicht mehr davon gefunden!

44.

Sie stehn an eines Abgrunds Rand,
Umringt, wohin sie schaudernd sehen,
Von überhangenden gebrochnen Felsenhöhen;
Kein Gräschen mehr, wo einst ihr Garten stand!
Vernichtet sind die lieblichen Gebüsche,
Der dunkle Nachtigallenwald
Zerstört! Nichts übrig, als ein gräßliches Gemische
Von schroffen Klippen, schwarz und öd' und ungestalt!

45.

Zu welchen neuen Jammerscenen
Bereitet sie dieß grause Schauspiel vor?
Ach, rufen sie und heben, schwer von Thränen,
Den kummervollen Blick zum heil'gen Greis' empor:
„Ihm wurde dieß Gebirg' in Frühlingsschmuck gekleidet,
Dieß Eden ihm gepflanzt; um seinetwillen nur
Genossen wir's; und Schicksal und Natur
Verfolgen uns aufs neu, sobald er von uns scheidet!"

46.

Ich bin gefaßt, ruft Rezia und schlingt
Ein Ach zurück, das ihrer Brust entsteiget.
Unglückliche! der Tag, der all dieß Unglück bringt,
Hat dir noch nicht das Schrecklichste gezeiget!
Sie eilt dem Knaben zu, den sie vor kurzem, süß
Noch schlummernd, (wie sie glaubt) verließ!
Es ist ihr letzter Trost; des Schicksals härtsten Schlägen
Geht sie getrost, mit ihm auf ihrem Arm', entgegen.

47.

Sie fliegt dem Lager zu, wo er
An ihrer Seite lag, und, wie vom Blitz getroffen,
Schwankt sie zurück — der Knab' ist weg, das Lager leer.
„Hat er sich aufgerafft? Fand er die Thüre offen
Und suchte sie? O Gott! wenn er verunglückt wär'?
Entsetzlich! — Doch vielleicht hat um die Hütte her,
(So denkt sie zwischen Angst und Hoffen)
Vielleicht im Garten nur der Kleine sich verloffen?"

48.

Im Garten? ach! der ist nun felsiger Ruin!
Sie stürzt hinaus und ruft mit bebenden Lippen
Den Knaben laut beim Namen, suchet ihn
Ringsum mit Todesangst, in Höhlen und in Klippen.
Der Vater, den ihr Schrein herbei gerufen, spricht
Umsonst den Trost ihr zu, woran's ihm selbst gebricht;
„Er werde sich gewiß in diesen Felsgewinden
Gesund und frisch auf einmal wieder finden.“

49.

Zwei Stunden schon war alle ihre Müh
Vergeblich. Ach! umsonst, laut rufend, irren sie
Tief im Gebirg' umher, besteigen alle Spitzen,
Durchkriechen alle Felsenritzen
Und lassen sich, um wenigstens sein Grab
Zu finden, kummervoll in jede Kluft hinab:
Ach! keine Spur von ihm entdeckt sich ihrem Blicke,
Und von den Felsen hallt ihr eigner Ton zurücke.

50.

Das Unbegreifliche des Zufalls, daß ein Kind
Von seinem Alter sich verliere,
An einem Ort, wo weder wilde Thiere,
Noch Menschen (wilder oft als jene) furchtbar sind,
Mehrt ihre Angst; doch nährt es auch ihr Hoffen:
„Es kann nicht anders seyn, er hat sich nur verloffen
Und schlief vielleicht auf irgend einem Stein,
Vom Wandern müd', in seiner Unschuld ein.“

51.

Aufs neue wird der ganze Felsenrücken,
Wird jeder Winkel, jeder Strauch,
Der ihn vielleicht versteckt, durchsucht mit Falkenblicken.
Die Unruh treibt sogar, wie unwahrscheinlich auch
Die Hoffnung ist, ihn dort lebendig aufzuspüren,
Sie bis zum Strand' herab, wo, unter dem Gemisch
Von aufgethürmtem Sand' und sumpfigem Gebüsch,
Sie endlich unvermerkt einander selbst verlieren.

52.

Auf einmal schreckt Amandens Ohr
Ein ungewohnter Ton. Ihr däucht, es glich dem Schalle
Von Stimmen. Doch, weil's wieder sich verlor,
Und sie bei einem Wasserfalle,
Der mit betäubendem Getöse übern Rand
Von einem hohen Felsenbogen
Herunter stürzt, sich ziemlich nah befand,
Glaubt sie, sie habe sich betrogen.

53.

Ihr schwanet nichts von größerer Gefahr,
Ihr einziger Gedank' ist ihres Sohnes Leben:
Und plötzlich, da sie kaum um einen Hügel neben
Dem Wasserfall' herumgekommen war,
Sieht sie, bestürzt, von einer rohen Schaar
Schwarzgelber Männer sich umgeben,
Und hinter einem hohen Riff'
Erblickt sie in der Bucht ein ankernd Ruderschiff

54.

Sie hatten kurz zuvor, um Wasser einzunehmen,
Vor Anker hier gelegt und waren noch damit
Beschäftigt: als, mit schnell gehemmtem Schritt',
Auf einmal eine Frau vor ihre Augen tritt,
Gemacht beim ersten Blick die schönsten zu beschämen.
Erstaunen schien sie Alle schier zu lähmen,
An diesem öden Ort, den sonst der Schiffer fleucht,
Ein junges Weib zu sehn, die einer Göttin gleicht.

55.

Der schöne Anblick macht sonst rohe Seelen milder,
Und Tiger schmiegen sich zu ihren Füßen hin:
Doch diese fühlen nichts. Ihr stumpfer Raubersinn
Berechnet sich den Werth der schönsten Frauenbilder
(Von Marmor oder Fleisch, gleich viel!) mit kaltem Blut
Bloß nach dem Marktpreis, just wie andres Kaufmannsgut.
Hier, ruft der Hauptmann, sind zehntausend Sultaninen
Mit einem Griff, so gut wie hundert, zu verdienen.

56.

Auf, Kinder, greifet zu! So ein Gesicht wie dieß
Gilt uns zu Tunis mehr, als zwanzig reiche Ballen:
Der König, wie ihr wißt, liebt solche Nachtigallen;
Und dieser Wilden hier gleicht von den Schönen allen
In seinem Harem nichts. Ihr reicht Almansaris,
Die Königin, so schön sie ist, gewiß
Das Wasser kaum. Wie wird der Sultan brennen!
Der Zufall hätt' uns, traun! nicht besser führen können.

57.

Indeß der Hauptmann dieß zu seinem Volke sprach,
Steht Rezia und denkt zwei Augenblicke nach,
Was hier zu wählen ist. „Sind diese Leute Feinde,
So hilft die Flucht mir nichts, da sie so nahe sind:
Vielleicht, daß Edelmuth und Bitten sie gewinnt,
Ich geh' und rede sie als Freunde,
Als Retter an, die uns der Himmel zugesendet.
Vielleicht ist's unser Glück, daß sie hier angeländet."

58.

Dieß denkend, geht, mit unschuldsvoller Ruh'
Im offnen Blick' und mit getrosten Schritten,
Das edle, schöne Weib auf die Corsaren zu:
Allein sie blieben taub bei ihren sanften Bitten.
Die Sprache, die zu allen Herzen spricht,
Rührt ihre eisernen entmenschten Seelen nicht.
Der Hauptmann winkt; sie wird umringt, ergriffen,
Und Alles läuft und rennt, die Beute einzuschiffen.

59.

Auf ihr erbärmliches Geschrei,
Das durch die Felsen hallt, fliegt Hüon voller Schrecken
Den Wald herab, zu ihrer Hülf' herbei.
Ganz außer sich, sobald ihm, was es sey,
Die Bäume länger nicht verstecken,
Ergreift er in der Noth den ersten knot'gen Stecken,
Der vor ihm liegt, und stürzt, wie aus der Wolken Schoß
Ein Donnerkeil, auf die Barbaren los.

60.

Sein holdes Weib zu sehn, die mit blutrünst'gen Armen
Sich zwischen Räubertatzen sträubt,
Der Anblick, der zu Tigerwuth ihn treibt,
Macht bald den Eichenstock in seiner Faust erwarmen.
Die Streiche fallen hageldicht
Auf Köpf' und Schultern ein mit stürzendem Gewicht'.
Er scheint kein Sterblicher; sein Auge spritzet Funken,
Und sieben Mohren sind schon vor ihm hingesunken.

61.

Bestürzung, Scham und Grimm, von einem einz'gen Mann
Den schönen Raub entrissen sich zu sehen,
Spornt alle Andern an, auf Hüon loszugehen,
Der sich, solang' er noch die Arme regen kann,
Unbändig wehrt; bis, da ihm im Gedränge
Sein Stock entfällt, die überlegne Menge
(Wiewohl er rasend schlägt und stößt und um sich beißt)
Ihn endlich übermannt und ganz zu Boden reißt.

62.

Mit einem Schrei gen Himmel sinkt Amande
In Ohnmacht, da sie ihn erwürgt zu sehen glaubt.
Man schleppt sie nach dem Schiff', indeß das Volk am Strande
Auf den Gefallnen stürmt und tobt und Rache schnaubt.
Ihm einen schnellen Tod zu geben,
Wär's auch der blutigste, däucht sie Gelindigkeit:
Nein, ruft der Hauptmann aus, um desto längre Zeit
Der Tode grausamsten zu sterben, soll er leben!

63.

Sie schleppen ihn tief in den Wald hinein,
So weit vom Strand, daß auch sein lautstes Schrein
Kein Ohr erreichen kann, und binden ihn mit Stricken
Um Arm und Bein, um Hals und Rücken,
An einen Baum. Der Unglücksel'ge blickt
Zum Himmel auf, verstummend und erdrückt
Von seines Elends Last; und laut frohlockend fahren
Mit ihrem schönen Raub nach Tunis die Barbaren.

Varianten.

In der ersten Ausgabe fängt hier der eilfte Gesang an.

S. 5. V. 2.

Wie Alles das um vierzig Sultaninen

V. 3.

(a) — — Es schien Betrachtung zu verdienen;

V. 4.

Er trat hinzu, besah u. s. w.

St. 6. V. 6.

Er hatte schon die nächste Höh' erstiegen

St. 12. V. 2, 3.

— — — nach langem Ueberlegen
Der Sache, Klügers nichts entgegen

St. 14. V. 6.

(a) Ein großes Ventregris nach Basken Art zu fluchen,

St. 15. V. 4.

— — — weil ihm's der Zwerg verehrt)

St. 17. V. 1.

Er setzt sich vor die Thür' auf eine Bank von Stein,

V. 2.

(a. b) Um, müde wie er ist und schwach u. s. w.

St. 31. V. 3, 4.

— — — daß weder Lust noch Schmerz
Euch nie u. s. w.

St. 48. V. 2.

(c) — — — und ruft mit schweren Lippen

St. 49. V. 2.

(c) Umsonst. Laut rufend, irren sie

V. 4.

Durchkriechen jeden Busch und alle Felsenritzen,

V. 8.

(c) — — — ihr eigner Ruf zurücke.

St. 52. V. 1.

Auf einmal schreckt Almandens stilles Ohr

V. 2.

(c) Ein ungewohnter Laut. — —

St. 57. V. 6.

(a) Ich rede sie, mit Zuversicht, als Freunde,

Zehnter Gesang.

1.

Schon sinkt der Tag, und trauernd wirft die Nacht
(Ach! nicht vertraulich mehr in süßer Herzensfülle
Von Liebenden und Freunden zugebracht)
Mitleidig ihre trübste Hülle
Ums öde Eiland her, wo aus der tiefen Stille
Nun keinen Morgen mehr der Freude Lied erwacht;
Nur ein Verlassener von Allem, was er liebet,
Der Pflichten schrecklichste durch stilles Dulden übet.

2.

Ihn hört Titania, in ein Gewölk verhüllt,
Tief aus dem Wald' herauf in langen Pausen ächzen,
Sieht den Unglücklichen in stummer Angst verlechzen
Und wendet sich von ihm. Denn, ach! vergebens schwillt
Ihr zartes Herz von innigem Erbarmen.
Ein stärkrer Zauber stößt mit unaufhaltbarn Armen
Sie weg von ihm; und wie sie überm Strand
Dahin schwebt, blinkt vor ihr ein Goldreif aus dem Sand.

3.

Amanda hatte ihn, im Ringen mit den Söhnen
Des Raubes, unvermerkt vom Finger abgestreift.
Die Elfenkönigin, indem sie ihn ergreift,
Erkennt den Talisman, dem alle Geister fröhnen.
Bald, ruft sie freudig, ist das Maß des Schicksals voll!
Bald werden wieder dich die Sterne mir versöhnen,
Geliebter! Dieser Ring verband uns einst; er soll
Zum zweiten Mal zu meinem Herrn dich krönen!

4.

Inzwischen hatte man im Schiff, mit großer Müh',
Amanden, die in Ohnmacht lag, ins Leben
Zurück gerufen. Kaum begonnte sie
Die schweren Augen trostlos zu erheben;
So fiel vor ihr der Hauptmann auf die Knie
Und bat sie, sich dem Gram nicht länger zu ergeben:
Dein Glück ist's, sprach er, bloß, wovon ich Werkzeug bin;
In wenig Tagen bist du unsre Königin.

5.

Besorge nichts von uns, wir sind nur dich zu schützen
Und dir zu dienen da: dich, Schönste, zu besitzen,
Ist nur Almansor werth, der dir an Reizen gleicht.
Er wird beim ersten Blick' in deinen Fesseln liegen;
Und, glaube meinem Wort, du wirst ihn mit Vergnügen
Zu deinen Füßen sehn. Der Hauptmann spricht's und reicht
(Um allen Argwohn, den sie hegen mag, zu stillen)
Ein reiches Tuch ihr dar, sich ganz darein zu hüllen.

6.

Der ist des Todes, (fährt er fort,
Mit einem Blick' und Ton, der alles Volk am Bord'
Erzittern macht) der je des Frevels sich verwäget
Und seine Hand an diesen Schleier leget!
Betrachtet sie von diesem Augenblick'
Als ein Juwel, das schon Almansorn angehöret.
Er sagt's und zieht, damit sie ungestöret
Der Ruhe pflegen kann, kniebeugend sich zurück.

7.

Amanda, ohne auf des Räubers Wort zu hören,
Bewegungslos, betäubt von ihrem Unglück, sitzt,
Die Hände vor der Stirn, die Arme aufgestützt
Auf ihre Knie, mit starren, thränenleeren
Erloschnen Augen da. Ihr Jammer ist zu groß,
Ihn auszusprechen, ihn zu tragen,
Ihr starkes Herz zu zart. Ach! diesen letzten Stoß
Erträgt sie nicht! Sie sinkt, doch sinkt sie ohne Klagen.

8.

Sie schaut nach Trost sich um und findet keinen; leer
Und hoffnungslos und Nacht, wie ihre Seele,
Ist Alles, Alles um sie her;
Die ganze Welt verkehrt in eine Mörderhöhle!
Sie starrt zum Himmel auf — auch der
Hat keinen Trost, hat keinen Engel mehr!
Am Abgrund der Verzweiflung, wo sie schwebet,
Steht noch der Tod allein, der sie im Sinken hebet.

9.

Mitleidig reicht er ihr die abgezehrte Hand,
Der letzte, treuste Freund der Leidenden! Sie steiget
Hinab mit ihm ins stille Schattenland,
Wo aller Schmerz, wo aller Jammer schweiget;
Wo keine Kette mehr die freie Seele reibt,
Die Scenen dieser Welt wie Kinderträume schwinden,
Und nichts aus ihr als unser Herz uns bleibt:
Da wird sie Alles, was sie liebte, wiederfinden!

10.

Wie ein verblutend Lamm, still duldend, liegt sie da
Und seufzt dem letzten Augenblick' entgegen:
Als, in der stillen Nacht, sich ihr Titania
Trostbringend naht. Ein unsichtbarer Regen
Von Schlummerdüften stärkt der schönen Dulderin
Matt schlagend Herz und schläft den äußern Sinn
Unmerklich ein. Da zeigt sich ihr im Traumgesichte
Die Elfenkönigin in ihrem Rosenlichte.

11.

Auf! spricht sie; fasse Muth! Dein Sohn und dein Gemahl,
Sie athmen noch, sind nicht für dich verloren.
Erkenne mich! Wenn du zum dritten Mal
Mich wieder siehst, dann ist, was Oberon geschworen,
Erfüllt durch eure Treu'. Ihr endet unsre Pein,
Und wie wir glücklich sind, so werdet ihr es seyn.
Mit diesem Wort zerfließt die Göttin in die Lüfte,
Doch wehen, wo sie stand, noch ihre Rosendüfte.

12.

Amand' erwacht, erkennt an ihrem Duft'
Und Rosenglanz, die nur allmählich schwanden,
Die göttergleiche Frau, die in der Felsengruft,
Gleich unverhofft, ihr ehmals beigestanden.
Gerührt, beschämt von diesem neuen Schutz',
Ergreift ihr Herz mit dankbarlichem Beben
Dieß Pfand von ihres Sohns und ihres Hüons Leben
Und beut mit ihm nun jedem Schicksal Trutz.

13.

Ach! wüßte sie, was ihr (zu ihrem Glücke)
Verborgen bleibt, wie trostlos diese Nacht
Ihr unglücksel'ger Freund, mit siebenfachem Stricke
An einen Eichenstamm gebunden, zugebracht,
Wie bräch' ihr Herz! — Und er, vor dessen Augenblitze
Nichts dunkel ist, der gute Schutzgeist weilt?
Er steht, am Quell des Nils, auf einer Felsenspitze,
Die, ewig unbewölkt, die reinsten Lüfte theilt.

14.

Den ernsten Blick dem Eiland zugekehrt,
Wo Hüon schmachtet, steht der Geisterfürst und hört
Sein Aechzen, das aus tiefer Ferne
Zu ihm herüber bebt, — schaut nach dem Morgensterne
Und hüllt sich seufzend ein. Da nähert, aus der Schaar
Der Geister, die theils einzeln, theils in Ringen,
Ihn überall begleiten und umschwingen,
Sich einer ihm, der sein Vertrauter war.

15.

Erblassend, ohne Glanz, naht sich der Sylphe, blickt
Ihn schweigend an, und seine Augen fragen
Dem Kummer nach, der seinen König drückt:
Denn Ehrfurcht hält ihn ab, die Frage laut zu wagen.
Schau' auf, spricht Oberon. Und mit dem Worte weist
In einer Wolke, die mit ausgespanntem Flügel
Vorüber fährt, sich dem bestürzten Geist
Des armen Hüons Bild als wie in einem Spiegel.

16.

Versunken in der tiefsten Noth,
An seines Herzens offnen Wunden
Verblutend, steht er da, verlassen und gebunden
Im öden Wald', und stirbt den langen Martertod.
In diesem hoffnungslosen Stande
Schwellt seine Seele noch das zürnende Gefühl:
„Verdient' ich das? verdiente das Amande?
Ist unser Elend nur den höhern Wesen Spiel?

17.

„Wie untheilnehmend bleibt bei meinem furchtbarn Leiden,
Wie ruhig Alles um mich her!
Kein Wesen fühlt mit mir; kein Sandkorn rückt am Meer'
Aus seinem Platz, kein Blatt in diesen Laubgebänden
Fällt meinetwegen ab. Ein scharfer Kiesel wär',
Um meine Bande durchzuschneiden,
Genugsam — ach! im ganzen Raum der Zeit
Ist keine Hand, die ihm dazu Bewegung leiht!

18.

„Und doch! wenn meine Noth zu wenden
Dein Wille wär', o du, der mich dem Tod so oft
Entrissen, wenn ich am wenigsten gehofft,
Es würden alle Zweig' in diesem Wald zu Händen
Auf deinen Wink!" — Ein heil'ger Schauder blitzt
Durch sein Gebein mit diesem Himmelsfunken;
Die Stricke fallen ab; er schwankt, wie nebeltrunken,
In einen Arm, der ihn unsichtbar unterstützt.

19.

Es war der Geist, dem Oberon die Geschichte
Des treuen Paars im Bilde sehen ließ,
Der diesen Dienst ihm ungesehn erwies.
Der Sohn des Lichts erlag dem kläglichen Gesichte.
Ach! rief er, inniglich betrübt,
Und sank zu seines Meisters Füßen,
So strafbar, als er sey, kannst du, der ihn geliebt,
Vor seiner Noth dein großes Herz verschließen?

20

Der Erdensohn ist für die Zukunft blind,
Erwiedert Oberon: wir selbst, du weißt es, sind
Des Schicksals Diener nur. In heil'gen Finsternissen,
Hoch über uns, geht sein verborgner Gang:
Und, willig oder nicht, zieht ein geheimer Zwang
Uns Alle, daß wir ihm im Dunkeln folgen müssen.
In dieser Kluft, die mich von Hüon trennt,
Ist mir ein Einzigs noch für ihn zu thun vergönnt.

21.

Fleug hin und mach' ihn los und trag' ihn auf der Stelle,
So wie er ist, nach Tunis, vor die Schwelle
Des alten Ibrahim, der, nahe bei der Stadt,
Die Gärten des Serais in seiner Aufsicht hat.
Dort leg' ihn auf die Bank von Steinen,
Hart an die Hüttenthür' und eile wieder fort:
Doch hüte dich ihm sichtbar zu erscheinen,
Und mach' es schnell und sprich mit ihm kein Wort.

22.

Der Sylphe kommt, so rasch ein Pfeil vom Bogen
Das Ziel erreicht, bei Hüon angeflogen.
Löst seine Bande auf, beladet sich mit ihm
Und trägt ihn, über Meer und Länder, durch die Lüfte
Bis vor die Thür des alten Ibrahim;
Da schüttelt er von seiner starken Hüfte
Ihn auf die Bank, so sanft als wie auf Flaum.
Dem guten Ritter däucht, was ihm geschieht, ein Traum.

23.

Er schaut erstaunt umher und sucht sich's wahr zu machen
Doch Alles, was er sieht, bestätigt seinen Wahn.
Wo bin ich? fragt er sich und fürchtet zu erwachen.
Indem beginnt, nicht fern von ihm, ein Hahn
Zu krähn und bald der zweite und der dritte;
Die Stille flieht, des Himmels goldnes Thor
Eröffnet sich, der Gott des Tages geht hervor,
Und Alles lebt und regt sich um die Hütte.

24.

Auf einmal knarrt die Thür' und kommt ein langer Mann
Mit grauem Bart, doch frisch und roth von Wangen,
Ein Grabscheit in der Hand, zum Hauſ' herausgegangen;
Und beide sehn zugleich, was keiner glauben kann,
Herr Hüon seinen treuen Alten
In einem Sklavenwamms — der gute Scherasmin
Den werthen Herrn, den er für todt gehalten,
In einem Aufzug, der nicht glückweissagend schien.

25.

Ist's möglich? rufen alle beide
Zu gleicher Zeit — „Mein bester Herr!" — „Mein Freund!"
„Wie finden wir uns hier?" — Und, außer sich vor Freude,
Umfaßt der alte Mann des Prinzen Knie und weint
Auf seine Hand. Ihn herzlich zu umfangen,
Bückt Hüon sich zu ihm herunter, hebt
Ihn zu sich auf und küßt ihn auf die Wangen:
Gott Lob, ruft Scherasmin, nun weiß ich, daß Ihr lebt!

26.

Was für ein guter Wind trug Euch vor diese Schwelle?
Doch zum Erzählen ist der Ort hier nicht geschickt;
Kommt, lieber Herr, mit mir in meine Zelle,
Eh Jemand hier beisammen uns erblickt.
Auf allen Fall seyd Ihr mein Neffe Hassan, (flüstert
Er ihm ins Ohr) ein junger Handelsmann
Von Halep, der die Welt zu sehn gelüstert
Und Schiffbruch litt und mit dem Leben nur entrann.

27.

Ja, leider! blieb mir nichts, seufzt Hüon, als ein Leben,
Das keine Wohlthat ist! — Das wird sich Alles geben,
Erwiedert Scherasmin und schiebt sein Kämmerlein
Ihm hurtig auf und schließt sich mit ihm ein.
Da, spricht er, nehmet Platz; bringt dann auf einem Teller
Das Beste, was sein kleiner Vorrathskeller
Vermag, herbei, Oliven, Brod und Wein,
Und setzt sich neben ihn und heißt ihn fröhlich seyn.

28.

Mein bester Herr, daß wir, nach allen Streichen,
Die uns das Glück gespielt, so unvermuthet hier
Zu Tunis vor der Hüttenthür
Des Gartners Ibrahim uns finden, ist ein Zeichen,
Daß Oberon ganz unvermerkt und still
Uns Alle wiederum zusammen bringen will.
Noch fehlt das Beste; doch, zum Pfande für Amanden,
Ist wenigstens die Amme schon vorhanden.

29.

Was sagst du? ruft Herr Hüon voller Freuden.
Demselben Ibrahim, dem ich bedienstet bin,
Dient sie als Sklavin hier, erwiedert Scherasmin.
Wie wird das gute Weib die Augen an Euch weiden!
Drauf fängt er ihm Bericht zu geben an,
Was er in all der Zeit gelitten und gethan,
Und was ihn, unverrichter Sachen,
Bewogen, von Paris sich wieder wegzumachen.

30.

Und wie er ihn zu Rom im Lateran gesucht
Und, seiner dort viel Wochen ohne Frucht
Erwartend, unvermerkt sein Bißchen Geld verzettelt,
Darauf, mit Muscheln ausstaffirt,
Sich durch die halbe Welt als Pilger durchgebettelt,
Bis ihn sein guter Geist zuletzt hieher geführt,
Wo Fatme, die er unverhofft gefunden,
Auf bess're Zeit mit ihm zu harren sich verbunden.

31.

Zum Glück' ist immer unversehrt
(Setzt er hinzu) das Kästchen mitgezogen,
Das Euch der schöne Zwerg zu Askalon verehrt;
Denn, wie ich sehe, Horn und Becher sind entflogen.
Verzeiht mir, lieber Herr! ich traf den wunden Ort;
Es war nicht hübsch an mir, so frei heraus zu platzen:
Die Freude, daß ich Euch gefunden, macht mich schwatzen;
Allein Ihr kennt mein Herz, und weiter nun kein Wort!

32.

Der edle Fürstensohn drückt seinem guten Alten
Die Hand und spricht: Ich kenne deine Treu,
Sollst Alles wissen, Freund! ich will dir nichts verhalten;
Allein, vor Allem, steh' in einem Ding mir bei.
Das Kästchen, das du mir erhalten,
Ist an Juwelen reich. Denkst du nicht auch, es sey
Am besten angewandt, mir eilends Pferd und Waffen
Und ritterlichen Schmuck in Tunis anzuschaffen?

33.

Es sind zwölf Stunden kaum, seit eine Räuberschaar
Amanden mir entriß, mir, der am öden Strande
Allein mit ihr und unbewaffnet war.
Sie führen sie vielleicht in diese Mohrenlande,
Nach Marok oder Fez, gewiß nach einem Platz,
Wo Hoffnung ist, sie theuer zu verkaufen:
Allein kein Harem soll mir meinen höchsten Schatz
Entziehen, sollt' ich auch die ganze Welt durchlaufen.

34.

Der Alte sinnt der Sache schweigend nach.
„Die Gegend, wo Ihr Euch mit Rezia befunden,
Ist also wohl nur wenig Stunden
Von hier entfernt?" — Nicht daß ich wüßte, sprach
Der junge Fürst; vielleicht sind's tausend Stunden:
Mich trug, unendlich schnell, ich weiß nicht wer,
(Doch wohl ein Geist) aus einem Wald' hierher,
Wo mich das Räubervolk an einen Baum gebunden.

35.

Das hat, ruft jener aus, kein andrer Arm gethan,
Als Oberons. Ich selber, spricht der Ritter,
Ich trau' ihm's zu und nehm's als ein Versprechen an,
Er werde mehr noch thun. So bitter
Die Trennung ist, so schreckenvoll das Bild
Des holden Weibs in wilden Räuberklauen;
Dieß neue Wunder, Freund, erfüllt
Mein neu belebtes Herz mit Hoffnung und Vertrauen.

36.

Der müßte ja ganz herzlos, ganz von Stein
Und ohne Sinn und gänzlich unwerth seyn,
Daß sich der Himmel seinetwegen
Bemühe, (hätt' er auch von dem die Hälfte nur
Erfahren, was mir widerfuhr)
Wer Kleinmuth und Verdacht zu hegen
Noch fähig wär'! Es geh durch Feuer oder Flut
Mein dunkler Weg, ich halte Treu' und Muth.

37.

Nur, lieber Scherasmin, wenn's möglich ist, noch heute
Verschaffe mir ein Schwert und einen Gaul.
Zu lang' entbehr' ich beides! an der Seite
Der Liebe zwar — doch jetzt, in dieser Weite
Von Rezia, däucht mir, mein Herzblut stehe faul,
Als wie ein Sumpf, bis ich die schöne Beute
Den Heiden abgejagt. Ihr Leben und mein Glück,
Bedenk' es, hängt vielleicht an einem Augenblick.

38.

Der Alte schwört ihm zu, es soll an ihm nicht liegen,
Des Prinzen Ungeduld noch heute zu vergnügen.
Doch unverhofft hält seines Eifers Lauf
Am ersten Abend schon ein leidiger Zufall auf.
Denn Hüon fühlte von so viel Erschütterungen,
Die Schlag auf Schlag gefolgt, auf einmal sich bezwungen
Und brachte, matt und glühend, ohne Ruh,
Die ganze Nacht in Fieberträumen zu.

39.

Die Bilder, die ihm stets im Sinne lagen,
Beleben sich; er glaubt, mit einem Schwarm
Von Feinden sich ergrimmt herum zu schlagen:
Dann sinkt er kraftlos hin und drückt im kalten Arm
Die Leiche seines Sohns; bald kämpft er mit den Fluten,
Hält die versinkende Geliebte nur am Saum
Des Kleides noch; bald, selbst an einen Baum
Gebunden, sieht er sie in Räuberarmen bluten.

40.

Erschöpft von Grimm und Angst stürzt er aufs Lager hin
Mit starrem Blick. Dem treuen Scherasmin
Kommt seine Wissenschaft in dieser Noth zu Statten.
Denn dazumal war's eines Knappen Amt,
Die Heilkunst mit der Kunst der Ritterschaft zu gatten.
Ihm war sie schon vom Vater angestammt,
Und viel Geheimes ward auf seinen langen Reisen
Ihm mitgetheilt von Rittern und von Weisen.

41.

Er eilt, sobald der schöne Morgenstern
Am Himmel bleicht, (indeß bei dem geliebten Herrn
Als Wärterin sich Fatme emsig zeiget)
Den Garten zu, worin noch Alles ruht und schweiget;
Sucht Kräuter auf, von deren Wunderkraft
Ein Eremit auf Horeb ihn belehret,
Und drückt sie aus und mischet einen Saft,
Der binnen kurzer Frist dem stärksten Fieber wehret.

42.

Ein sanfter Schlaf beginnt schon in der zweiten Nacht
Auf Hüons Stirne sich zu senken.
Mit liebevoller Treu gepfleget und bewacht
Und reichlich angefrischt mit kühlenden Getränken,
Fühlt er am vierten Tag so gut sich hergestellt,
Um sich, sobald der Mond die laue Nacht erhellt,
In einem Gärtnerwamms, womit man ihn versehen,
Mit Scherasmin im Garten zu ergehen.

43.

Sie hatten in den Rosenbüschen,
Nah' an der Hütte, noch nicht manchen Gang gethan,
So kommt die Amme (die, was Neues aufzufischen,
Sich oft dem Harem naht) mit einer Zeitung an,
Die kräft'ger ist, als irgend ein Laudan,
Des Kranken Blut und Nerven zu erfrischen:
Es sey, versichert sie, beinahe zweifelsfrei,
Daß Rezia nicht fern von ihnen sey.

44.

Wo ist sie? wo? ruft Hüon mit Entzücken
Und Ungeduld, auffahrend — Hurtig! sprich!
Wo sahst du sie? — Gesehn? erwiedert Fatme, ich?
Das sagt' ich nicht; allein ich lasse mich zerstücken,
Wenn's nicht Amanda ist, die diesen Abend hier
Gelandet. Höret nur, was die Minute mir
Die Jüdin Salome, die eben
Vom innern Harem kam, für gänz gewiß gegeben.

45.

Kurz, sprach sie, vor der Abendzeit
Ließ auf dem hohen Meer sich eine Barke sehen;
Sie flog daher mit Vogelsschnelligkeit,
Die Segel schien ein frischer Wind zu blähen.
Auf einmal stürzt aus wolkenlosen Höhen
Zickzack ein feur'ger Strahl herab,
Und mit dem ersten Stoß, den ihm ein Sturmwind gab,
Sieht man das ganze Schiff in voller Flamme stehen.

46.

An Löschen denkt kein Mensch in solcher Noth.
Das Feuer tobt. Vom fürchterlichsten Tod'
Umschlungen, springt aus seinem Flammenrachen,
Wer springen kann, und wirft sich in den Nachen.
Der Wind macht bald sie von dem Schiffe los,
Treibt sie dem Ufer zu; doch eine Viertelstunde
Vom Strand' ergreift den Kahn ein neuer Wirbelstoß
Und stürzt ihn um, und Alles geht zu Grunde.

47.

Die Leute schrein umsonst zu ihrem Mahom auf,
Arbeiten, mit der angestrengten Stärke
Der Todesangst, umsonst sich aus der Flut herauf:
Nur eine einz'ge Frau, die sich zum Augenmerke
Der Himmel nahm, entrinnet der Gefahr,
Wird auf den Wellen, wie auf einem Wagen,
Ganz unversehrt und unbenetzt sogar
Dem nahen Ufer zugetragen.

48.

Von ungefähr stand mit Almansaris
Der Sultan just auf einer der Terrassen
Des Schlosses, die hinaus ins Meer sie sehen ließ,
Erwartungsvoll den Ausgang abzupassen.
Ein sanfter Zephyr schien die Frau herbei zu wehn.
Doch, um sich nicht zu viel auf Wunder zu verlassen,
Winkt jetzt Almansaris, und hundert Sklaven gehn
Bis an den Hals ins Meer, der Schönen beizustehn.

49.

Man sagt, der Sultan selbst sey an den Strand gekommen
Und habe sie, von einem Idschoglan,
Der aus dem strudelnden Schaum bis zur Terrass' hinan
Sie auf dem Rücken trug, selbst in Empfang genommen.
Man konnte zwar nicht hören, was er sprach;
Doch schien er ihr viel Höfliches zu sagen
Und, weil's an Zeit und Freiheit ihm gebrach,
Sein Herz ihr, wenigstens durch Blicke, anzutragen.

50.

Wie dem auch sey, dieß ist gewiß,
(Fährt Fatme fort) daß sich Almansaris
Der schönen Schwimmerin gar freundlich und gewogen
Bewiesen hat und ihr viel Schönes vorgelogen,
Wiewohl der Fremden seltner Reiz
Ihr gleich beim ersten Blick' Almansors Herz entzogen;
Und daß sie ein Gemach bereits
Im Sommerhaus der Königin bezogen.

51.

Angst, Freude, Lieb' und Schmerz malt, während Fatme spricht,
Sich wechselsweis' in Hüons Angesicht.
Daß es Amanda sey, scheint ihm, je mehr er denket,
Je minder zweifelhaft. Es zeigt sich sonnenklar,
Daß Oberon, wiewohl noch unsichtbar,
Die Zügel seines Schicksals wieder lenket.
Wohlan denn, Freunde, rathet nun,
Was meinet ihr? was ist nunmehr zu thun?

52.

Dem Sultan mit Gewalt Amanden zu entreißen,
Das würde Roland selbst nicht wagen gut zu heißen,
Erwiedert Scherasmin; wiewohl es rathsam ist,
Uns insgeheim auf Alles, was geschehen
Und nicht geschehen kann, mit Waffen zu versehen.
Doch vor der Hand versuchen wir's mit List!
Wie, wenn Ihr, da Ihr Euch doch nicht des Grabens schämet,
Bei Ibrahim als Gärtner Dienste nähmet?

53.

Gesetzt, er macht auch anfangs Schwierigkeit,
Er sieht Euch schärfer an und schüttelt
Sein weißes Haupt; mir ist dafür nicht leid:
Ein schöner Diamant hat Manches schon vermittelt.
Laßt diese Sorge mir, Herr Ritter! Zwischen heut'
Und morgen sehn wir Euch, trotz aller Schwierigkeit,
Zu einem Gärtnerschurz betitelt;
Das Weitre überlaßt dem Himmel und der Zeit.

54.

Der Vorschlag däucht dem Ritter wohl ersonnen
Und wird nun ungesäumt und klüglich ausgeführt.
Der alte Ibrahim ist bald so gut gewonnen,
Daß er den Paladin zum Neffen adoptirt,
Zu seinem Schwestersohn, der von Damask gekommen
Und in der Blumenzucht besonders viel gethan;
Kurz, Hüon wird zum Gärtner angenommen
Und tritt sein neues Amt mit vielem Anstand' an.

Varianten.

In der ersten Ausgabe fängt hier der zwölfte Gesang an.

Stanze 1. V. 4.

Mitleidig wirft sie ihre trübste Hülle

St. 2. V. 4—8.

Und weint und flieht. Denn, ach! vergebens schwillt
Ihr Herz von Mitgefühl! Ein eisernes Geschicke
Stößt sie, sobald sie sich ihm nähern will, zurücke,
Sie flieht, und wie sie nach dem einst geliebten Strand
Noch einmal umschaut, blinkt ein Goldring aus dem Sand.

St. 3. V. 8.

(•) Zum zweiten Male dich zu meinem Herren krönen

St. 4. V. 4.

(o) Die schweren Augen zu erheben;

St. 7. V. 7.

(a. b) Ihr starkes Herz zu schwach. Nur diesen letzten Stoß

St. 10. V. 3.

Als, in der Stille der Nacht, u. s. w.

St. 11. V. 7, 8.

Mit diesem Wort' entschwebt die Göttin ihrem Blicke,
Doch bleibt noch, wo sie stand, ihr Rosenduft zurücke.

St. 14. V. 3.

Sein leises Aechzen u. s. w.

St. 15. V. 4.

(a) Denn Ehrfurcht hemmet ihn, die Frage u. s. w.

St. 16. V. 6.

Hebt seine Seele noch u. s. w.

St. 19. V. 2.

Der beiden Liebenden im Bilde sehen ließ,

St. 26. V. 8.

(a) — — und mit dem Leben kaum entrann.

St. 30. V. 4.

Und wie er drauf, mit Muscheln ausstaffirt,

St. 35. V. 4.

(a) Sie führen sie vielleicht in diese Lande,

St. 45. V. 2.

Ließ auf der Höh sich eine Barke sehen;

St. 49. V. 3, 4.

(c) Der aus der Brandung sie bis zur Terass' hinan
Auf seinem Rücken trug, u. s. w.

St. 50. V. 1.

(a) Wie dem auch seyn mag, dieß ist ganz gewiß

St. 51. V. 7.

(a) Wohlan dann, Freunde, spricht er, rathet nun,

St. 53. V. 7.

(a) Zum nettsten Gärtnerschurz betitelt;

Eilfter Gesang.

1.

Die Hoffnung, die ihr schimmerndes Gefieder
Um Hüon wieder schwingt, sie, die er einzig liebt,
Bald wieder sein zu sehn, die goldne Hoffnung gibt
Ihm bald den ganzen Glanz der schönsten Jugend wieder.
Schon der Gedanke bloß, daß sie so nah' ihm ist,
Daß dieses Lüftchen, das ihn kühlet,
Vielleicht Amandens Wange kaum geküßt,
Vielleicht um ihre Lippen kaum gespielet;

2.

Daß diese Blumen, die er bricht
Und malerisch in Kränz' und Sträuße flicht,
Um in den Harem sie, wie üblich ist, zu schicken,
Vielleicht Amandens Locken schmücken,
Ihr schönes Leben vielleicht an ihrer lieblichen Brust
Verduften, — der Gedank' erfüllt ihn mit Entzücken;
Das schöne Roth der Sehnsucht und der Lust
Färbt wieder seine Wang' und strahlt aus seinen Blicken.

3.

Die heiße Tageszeit vertritt das Amt der Nacht
In diesem Land' und wird verschlummert und verträumet;
Allein, sobald der Abendwind erwacht,
Fragt Hüon, den die Liebe munter macht,
Schon alle Schatten an, wo seine Holde säumet?
Er weiß, die Nacht wird hier mit Wachen zugebracht;
Doch darf sich in den Gärten und Terrassen
Nach Sonnenuntergang nichts Männlichs sehen lassen.

4.

Die Damen pflegen dann, beim sanften Mondesglanz
Bald paarweis, bald in kleinen Rotten,
Die blühenden Alleen zu durchtrotten;
Und ziert die Fürstin selbst den schönen Nymphenkranz,
Dann kürzt Gesang und Saitenspiel und Tanz
Die träge Nacht; drauf folgt in stillen Grotten
Ein Bad, zu dem Almansor selbst (so scharf
Gilt hier des Wohlstands Pflicht) sich niemals nähern darf.

5.

Amanden (die, wie unser Ritter glaubte,
Im Harem war) zu sehn, blieb keine Möglichkeit,
Wofern' er nicht sich um die Dämmrungszeit
Im Garten länger säumt, als das Gesetz erlaubte.
Er hatte dreimal schon die unruhvollste Nacht
In einem Busch', an dem vorbeizugehen,
Wer aus dem Harem kam, genöthigt war, durchwacht,
Gelauscht, geguckt und, ach! Amanden nicht gesehen!

6.

Fußfällig angefleht von Fatme, Ibrahim
Und Scherasmin, ihr und sein eignes Leben
So offenbar nicht in Gefahr zu geben,
Wollt' er, wiewohl der Sonnenwagen ihm
Zu schnell hinab gerollt, am vierten Abend' (eben
Zur höchsten Zeit) sich noch hinweg begeben,
Als plötzlich, wie er sich um eine Hecke dreht,
Almansaris ganz nahe vor ihm steht.

7.

Sie kam, gelehnt an ihrer Nymphen eine,
Um, lechzend von des Tages strengem Brand',
Im frischen Duft der Pomeranzenhaine
Sich zu ergehn. Ein leichtes Nachtgewand,
So zart, als hätten Spinnen es gewebet,
Umschattet ihren Leib, und nur ein goldnes Band
Schließt's um den Busen zu, der durch die dünne Wand
Mit schöner Ungeduld sich durchzubrechen strebet.

8.

Nie wird die Bildnerin Natur
Ein göttlicher Modell zu einer Venus bauen,
Als diesen Leib. Sein reizender Contour
Floß wellenhaft, dem feinsten Auge nur
Bemerklich, zwischen dem Genauen
Und Ueberflüssigen so weich, so lieblich hin;
Schwer war's dem kältsten Josephssinn,
Sie ohne Lüsternheit und Sehnsucht anzuschauen!

9.

Es war in jedem Theil, was je die Phantasie
Der Alkamenen und Lysippen
Sich als das Schönste dacht' und ihren Bildern lieh;
Es war Helenens Brust und Atalantens Knie
Und Leda's Arm und Erigonens Lippen.
Doch bis zu jenem Reiz' erhob die Kunst sich nie,
Der stets, sobald dazu die Lust in ihr erwachte,
Sie zur Besiegerin von allen Herzen machte.

10.

Der Geist der Wollust schien alsdann
Mit ihrem Athem sich den Lüften mitzutheilen,
Die um sie säuselten. Von Amors schärfsten Pfeilen
Sind ihre Augen voll, und wehe dann dem Mann,
Der mit ihr kampfen will! Denn, könnt' er auch entgehen
Dem feurig schmachtenden Blick, der ihn so lieblich kirrt,
Wie wird er diesem Mund voll Lockungen, wie wird
Er seinem Lächeln widerstehen?

11.

Wie dem Sirenenton der zauberischen Stimme,
Der des Gefühls geheimste Saiten regt?
Der in der Seele Schoß die süße Täuschung trägt,
Als ob sie schon in Wollustseufzern schwimme?
Und wenn nun, eh vielleicht die Weisheit sich's versah,
Verräthrisch jeder Sinn, zu ihrem Sieg vereinigt,
Den letzten Augenblick der Trunkenheit beschleunigt:
O, sagt, wer wäre dann nicht seinem Falle nah?

12.

Doch, ruhig! Fern' ist noch und ungewiß vielleicht
Der Schiffbruch, der uns jetzt fast unvermeidlich däucht.
Zu fliehen — sonst auf alle Fälle
Das Klügste — ging in diesem Augenblick
Nicht an — sie war zu nah — wiewohl an Hüons Stelle
Ein wahrer Gärtner doch geflohen wär. Zum Glück'
Hilft, falls sie fragt, ein Korb mit Blumen und mit Früchten,
Den er im Arme trägt, ihm eine Antwort dichten.

13.

Natürlich stutzt die schöne Königin,
In ihrem Wege hier auf einen Mann zu treffen.
Was machst du hier? fragt sie den Paladin
Mit einem Blick, der jedem andern Neffen
Des alten Gärtners tödtlich war.
Doch Hüon, unterm Schirm gesenkter Augenlieder,
Läßt auf die Kniee sich mit edler Ehrfurcht nieder
Und stellt den Blumenkorb ihr als ein Opfer dar.

14.

Er hatte (spricht er) bloß, es ihr zu überreichen,
Die Zeit versäumt, die Allen seines gleichen
Die Gärten schließt. Hat er zu viel gethan,
So mag sein Kopf den raschen Eifer büßen.
Allein die Göttin scheint in einen mildern Plan
Vertieft, indeß zu ihren Füßen
Der schöne Frevler liegt. Sie sieht ihn gütig an
Und scheint mit Mühe sich zum Fortgehn zu entschließen.

15.

Den schönsten Jüngling, den sie jemals sah — und schön,
Wie Helden sind, mit Kraft und Würde — fremde
Der Farbe nach — in einem Gartnerhemde —
Dieß schien ihr nicht natürlich zuzugehn.
Gern' hätte sie mit ihm sich näher eingelassen,
Hielt nicht der strenge Zwang des Wohlstands sie zurück.
Sie winkt ihm endlich weg; doch scheint ein Seitenblick,
Der ihn begleitet, viel, sehr viel in sich zu fassen.

16.

Sie schreitet langsam fort, stillschweigend, dreht sogar
Den schönen Hals, ihm hinten nachzusehen,
Und zürnt, daß er dem Wink so schnell gehorsam war.
War er, den Blick, der ihn erklarte, zu verstehen
Zu blöde? Fehlt's vielleicht der reizenden Gestalt
An Seele? Trügt das ungeduld'ge Feuer
In seinem Auge? Macht Gefahr ihn kalt?
Wie, oder sucht er hier ein andres Abenteuer?

17.

Ein andres? — Dieser Zweifel hüllt
Ihr plötzlich auf, was sie sich selber zu gestehen
Erröthet. Unruhvoll, verfolgt von Hüons Bild,
Irrt sie die ganze Nacht durch Lauben und Alleen,
Horcht jedem Lüftchen, das sich regt,
Entgegen, jedem Blatt, das an ein andres schlägt:
Still! spricht sie zur Vertrauten, lass' uns lauschen!
Mir däucht, ich hörte was durch jene Hecke rauschen.

18.

Es ist vielleicht der schöne Gärtner, spricht
Die schlaue Zof': er ist, wofern mich Alles nicht
An ihm betrügt, der Mann, sein Leben dran zu setzen,
Um hier, im Hinterhalt, an einen Busch gedrückt,
Mit einem Anblick sich noch einmal zu ergetzen,
Der ihn ins Paradies verzückt.
Wie, wenn wir ihn ganz leise überraschten
Und auf der frischen That den schönen Frevler haschten.

19.

Schweig, Närrin, spricht die Haremskönigin;
Du faselst, glaub' ich, gar im Traume?
Und gleichwohl richtet sie geraden Wegs zum Baume,
Woher das Rauschen kam, die leichten Schritte hin.
Es war ein Eidechs nur gewesen,
Der durchs Gesträuch geschlüpft. — Ein Seufzer, halb erstickt,
Halb in den Strauß, den sie zum Munde hielt, gedrückt,
Bekräftigt, was Nadin' in ihrem Blick gelesen.

20.

Unmuthig kehrt sie um und mit sich selbst in Zwist,
Beißt sich die Lippen, seufzt, spricht etwas und vergißt
Beim dritten Wort schon, was sie sagen wollte,
Zürnt, daß Nadine nicht die rechte Antwort gibt
Und nicht errath, was sie errathen sollte;
Die schöne Dame ist, mit einem Wort — verliebt!
Sogar ihr Blumenstrauß erfährt's — wird, ohn' ihr Wissen,
Zerknickt und, Blatt für Blatt, verzettelt und zerrissen.

21.

Drei Tage hatte nun das Uebel schon gewährt
Und war, durch Zwang und Widerstand genährt,
Mit jeder Nacht, mit jedem Morgen schlimmer
Geworden. Denn, sobald der Abendschimmer
Die bunten Fenster malt, verläßt sie ihre Zimmer
Und streicht, nach Nymphen-Art, mit halb entbundnem Haar,
Durch alle Gartengäng' und Felder, wo nur immer
Den Neffen Ibrahims zu finden möglich war.

22.

Allein vergebens lauscht' ihr Blick, vergebens pochte
Ihr Busen Ungeduld: der schöne Gärtner ließ
Sich nicht mehr sehn, was auch die Ursach' heißen mochte.
Unglückliche Almansaris!
Dein Stolz erliegt. Wozu dich selbst noch länger quälen
(Denkt sie) und, was dich nagt, Nadinen, die gewiß
Es lange merkt, aus Eigensinn verhehlen?
Verheimlichung heilt keinen Schlangenbiß.

23.

Sie wähnt, sie suche Trost an einer Freundin Busen;
Doch, was sie nöthig hat, ist eine Schmeichlerin.
In dieser Hofkunst war Nadine Meisterin.
Der Saft von allen Pompelmusen
In Africa erfrischte nicht so gut
Der wollustathmenden Sultanin gährend Blut,
Als dieser Freundin Rath und zärtliches Bemühen,
Den Mann, den sie begehrt, bald in ihr Netz zu ziehen.

24.

Um Mitternacht und bei verschloss'nen Thüren
Ihn in den Theil des Harems einzuführen,
Worin Almansaris ganz unumschränkt befahl,
Schien nicht so schwierig, seit der Sultan, ihr Gemahl,
Der Leidenschaft zur schönen Zoradinen
(Wie sich die junge Fremde hieß,
Die durch ein Wunder jüngst an diesem Strand' erschienen)
Ganz öffentlich und frei sich überließ.

25.

Die Amme hatte sich im Schließen nicht betrogen;
Es war Amande selbst, die aus der Räuber Macht
Titania durch einen Blitz gezogen
Und unverletzt an diesen Strand gebracht.
Ihr wißt, was sich begab, als sie ans Land gekommen;
Wie ihr Almansor stracks sein flüchtig Herz geweiht,
Und wie mit neidischer verstellter Zärtlichkeit
Almansaris sie aufgenommen.

26.

Der Sultan war vielleicht der allerschönste Mann,
Auf den die Sonne je geschienen,
Und wußte dessen sich so siegreich zu bedienen,
Daß ihm noch nie ein weiblich Herz entrann.
Zum ersten Mal bei dieser Zoradinen
Verlor er seinen Ruhm. Für sie ist nur ein Mann
Auf Erden; sie hat keine Augen, keinen
Gedanken, keinen Sinn, als nur für diesen Einen.

27.

Die Würde ohne Stolz, die edle Sicherheit,
Die anstandvolle, unverstellte
Gleichgültigkeit und ungezwungne Kälte,
Womit sie ihn, der hier befehlen kann, so weit
Von sich zu halten weiß, daß er, wie sehr er brennet,
Ihr kaum durch einen stummen Blick
Zu klagen wagt — dieß Alles sieht und nennet
Almansaris der Buhlkunst Meisterstück.

28.

Gewohnt, des Sultans Herz nach ihrer Lust zu drehen,
Zu herrschen über ihn, im Harem unbeschränkt
Zu herrschen, könnte sie den Scepter ungekrankt
Von dieser Fremden aus der Hand sich spielen sehen?
Zwar leiht sie ihrem Haß' ein lachelndes Gesicht
Und thut, als zweifle sie an Zoradinen nicht;
Doch überall ist's in des Harems Mauern
Verborgner Augen voll, die all ihr Thun belauern.

29.

Allein, seitdem des schönen Gartners Reiz
Mit Amors schärfstem Pfeil' ihr stolzes Herz durchdrungen,
Hat Lustbegier die Eifersucht verschlungen.
Ihr Ehrgeiz weicht nun einem süßern Geiz,
Dem Geiz nach seinem Kuß'. Ihn wieder zu besiegen,
Ist nun ihr einz'ger Stolz. Mag doch die ganze Welt
Zu Zoradinens Füßen liegen,
Wenn sie nur, den sie liebt, in ihren Armen hält!

30.

Sie selbst befördert nun den Anschlag — Zoradinen,
Entfernt von ihr, in einem andern Theil
Des Harems, den Almansor schon in Eil
Für sie bereiten ließ, anständ'ger zu bedienen:
Der Fremden wahrer Stand, wiewohl sie ihn noch nicht
Gestanden, mache dieß zu einer Art von Pflicht;
Beim ersten Anblick könn' es keinem Aug' entgehen,
Sie sey gewohnt, nichts über sich zu sehen.

31.

Indem Almansaris, mit list'ger Höflichkeit,
Auf diese Weise sich in ihren eignen Zimmern
Von einer Zeugin, die ihr lästig ist, befreit,
Läßt, ohne sich um sie, und wie sie sich die Zeit
Vertreiben kann und will, im mindesten zu kümmern,
Almansor, der nun ganz sich seiner Liebe weiht,
Ihr freien Raum, Entwürfe auszubrüten,
Wozu im Harem ihr sich hundert Hände bieten.

32.

Unmäßig grämt indeß der schöne Gärtner sich,
Daß ihm — der schon seit mehr als sieben Tagen
Die Mauern, wo Amanda traurt, umschlich,
(Denn, daß sie traurt, das kann sein eignes Herz ihm sagen)
Das holde Weib auch durch ein Gitter nur
Zu sehn, nur ihres leichten Fußes Spur,
(Er würd' ihn, o gewiß! aus tausenden erkennen!)
Die unmitleidigen Gestirne noch mißgönnen.

33.

Er wirft sich unmuthsvoll bei seinen Freunden hin:
„Könnt ihr, wenn ihr mich liebt, denn keinen Weg ersinnen,
Nur einen einz'gen Mund im Harem zu gewinnnen,
Der meinen Namen nur, und daß ich nah' ihr bin,
Ins Ohr ihr flüstre?" — Still! da kommt mir was zu Sinn,
Ruft Fatme aus: Ihr sollt ihr einen Mahneh schicken!
Geht nur, die Blumen, die uns nöthig sind, zu pflücken;
In dieser Sprache bin ich eine Meisterin.

34.

Und Hassan eilt, wie Fatme ihm befohlen,
Ein Myrtenreis und Lilien und Jasmin
Und Rosen und Jonquillen herzuholen.
Drauf heißt sie ihn ein Haar aus seinen Locken ziehn,
Nimmt dünnen goldnen Draht und windet
Und dreht das Haar mit ihm zusammen, bindet
Den Strauß damit und drein ein Lorbeerblatt,
Worauf er A und H verschrankt gekritzelt hat.

35.

Nun, spricht sie, wenn ich's noch mit Zimmetwasser netze,
So ist's der schönste Brief, den je ein Herzensdieb
Von Eurer Art an seine Liebste schrieb.
Wollt Ihr, daß ich's geschwind Euch übersetze?
Verliere keine Zeit, ruft Hüon, tausend Dank!
Du kannst nicht bald genug mir eine Antwort bringen;
Die Liebe schütze dich und lass' es dir gelingen!
Geh, wir erwarten dich auf dieser Rasenbank.

36.

Die gute Fatme ging. Allein, weil ihr kein Zimmer
Im innern Theil des Harems offen stand,
So lief der Strauß durch manche Sklavenhand
Und ward zuletzt (wie sich der Zufall immer
In Alles ungebeten mischt)
Durch einen Irrthum von Nadinen aufgefischt
Und ihrer Königin, nachdem sie erst durch Fragen
Das Wie und Wann erforscht, frohlockend zugetragen.

37.

Weil Fatme diesen Brief gebracht,
Die Sklavin Ibrahims, so konnte der Verdacht
Auf keinen Andern als den schönen Hassan fallen;
Und daß er aus des Harems Schönen allen
Der Schönsten gelten muß, scheint eben so gewiß;
Zumal nach dem, was jüngst sich zugetragen.
Was könnte denn das A und H sonst sagen,
Als — Hassan und Almansaris?

38.

Und hätte sie, wiewohl es nicht zu glauben,
Auch eine Nebenbuhlerin;
Nur desto mehr Triumph für ihren stolzen Sinn,
Der Feindin mit Gewalt die Beute wegzurauben!
Die Eifersucht, die dieß auf ein Mal rege macht,
Vereinigt sich mit andern sanftern Trieben,
Nicht länger als bis auf die nächste Nacht
Den schönen Sieg, nach dem sie dürstet, zu verschieben.

39.

Indessen kommt, entzückt von ihres Auftrags Glück
Und ohne Argwohn, hintergangen
Zu seyn, fast athemlos, mit glühend rothen Wangen
Vor Freud' und Hastigkeit, die Amme nun zurück.
Ihr Blick ist schon von fern' als wie ein Sonnenblick
Aus Wolken, die sich just zu theilen angefangen.
Herr Ritter, (raunt sie ihm ins Ohr) was gebt Ihr mir,
So öffnet heute noch sich Euch die Himmelsthür?

40.

Mit einem Wort', Ihr sollt Amanden sehen!
Noch heut', um Mitternacht, wird Euch die kleine Thür'
Ins Myrtenwäldchen offen stehen;
Der Sklavin, die Euch dort erwartet, folget Ihr
Getrost, wohin sie geht, und fürchtet keine Schlingen;
Sie wird Euch unversehrt an Ort und Stelle bringen. —
Das gute Weib, dem nichts von Arglist schwant,
Verläßt sich auf den Weg, den sie ihm selbst gebahnt.

41.

„Wie hoch, o Fatme! bin ich dir verbunden!
Ruft Hüon aus — ich soll sie wiedersehn!
Noch diese Nacht! Und wär's, durch tausend Wunden
Unmittelbar von ihr in meinen Tod zu gehn,
Kaum würde weniger die Nachricht mich erfreuen!"
Mein bester Herr, ich habe guten Muth;
Die Sterne sind uns hold, Ihr werdet sie befreien,
(Spricht Scherasmin) und Alles wird noch gut!

42.

Gebt mir drei Tage nur, um heimlich eine Pinke
Zu miethen, die nicht fern' in einer sichern Bucht
Vor Anker liegen soll, bereit, beim ersten Winke,
Sobald der Augenblick zur Flucht
Uns günstig wird, frisch in die See zu stechen.
Noch läßt's das Kästchen uns an Mitteln nicht gebrechen;
Nur Gold genug, so ist die Welt zu Kauf;
Ein goldner Schlüssel, Herr, schließt alle Schlösser auf!

43.

Indeß daß unser Held die Zeit von seinem Glücke
Mit Ungeduld an seinem Pulse zählt
Und, weil sein Puls mit jedem Augenblicke
Behender schlägt, sich immer überzählt,
Seufzt, nicht geduldiger, die reizende Sultane,
Gerüstet schon zum Sieg, die Mitternacht herbei.
Gefällig bot der Zufall ihrem Plane
Die Hand und machte sie von allen Seiten frei.

44.

Ein großes Fest, der schönen Zoradinen
Zu Ehren im Palast vom Sultan angestellt,
Wobei die Odalisken all' erschienen,
Gab ihr in ihrem Theil des Harems offnes Feld.
Daß sich Almansaris für überflüssig hält
Bei dieser Lustbarkeit, schien Keinem ungebührlich:
Im Gegentheil, man fand das Kopfweh sehr natürlich,
Das, wie gebeten, sie auf einmal überfallt.

45.

Die Stunde ruft. Der schöne Gärtner nahet
Sich leise durchs Gebüsch der kleinen Gartenthür.
Wie klopft sein Herz! Ihm fehlt der Athem schier,
Da eine weiche Hand im Dunkeln ihn empfahet
Und sanft ihn nach sich zieht. Stillschweigend folgt er ihr,
Mit leisem Tritt, bald auf bald ab, durch enge,
Sich oft durchkreuzende lichtarme Bogengänge,
Und nun entschlüpft sie ihm vor einer neuen Thür.

46.

Wo sind wir? flüstert er und tappt mit beiden Handen.
Auf ein Mal öffnet sich die Thür'. Ein matter Schein
(Wie wenn sich, zwischen Myrtenwänden,
Mit Ephen überwölbt, in einem Frühlingshain
Der Tag verliert) entdeckt ihm eine Reihe Zimmer
Die ohne Ende scheint; und, wie er vorwarts geht,
Wird unvermerkt das matte Licht zu Schimmer,
Der Schimmer schnell zum höchsten Glanz' erhöht.

47.

Er steht betroffen und geblendet
Von einer Pracht, die Alles, was er je
Gesehn, beschamt; so sehr ist Gold und Lapis Lazuli,
Und was Golkond und Siam Reiches sendet,
Mit stolzer Ueppigkeit hier überall verschwendet.
Doch unbefriedigt sucht sein liebend Auge — sie.
Wo ist sie? seufzt er laut. Kaum ist sein Ach entflogen,
So wird, in einem Blitz', ein Vorhang weggezogen.

48.

Zu beiden Seiten rauscht der reiche Goldstoff auf,
Und welch ein Schauspiel zeigt sich seinen starren Blicken!
Ein goldner Thron, und eine Dame drauf,
So wie ein Bildner sich, verloren in Entzücken,
Die Liebesgöttin denkt. Zwölf Nymphen, jede jung
Und voller Reiz, wie Amors Schwestern, schweben
In Gruppen rings umher, — um, gleich der Dämmerung,
Den steigenden Triumph der Sonne zu erheben.

49.

Von rosenfarbner Seide kaum
Beschattet, schienen sie, zu ihrer Dame Füßen,
Wie Wölkchen, die in einem Dichtertraum'
Um Cythereens Wagen fließen.
Sie selbst, im reichsten Putz' und mit Juwelen ganz
Belastet, zeigt ihm bloß, daß all dies bunte Funkeln
Nicht fähig ist, den angebornen Glanz
Von ihrer Schönheit zu verdunkeln.

50.

Herr Hüon, (der sich nun der Gärtner Hassan nennt)
Sowie sein Auge sich zu ihr erhebt — erkennt
Almansaris, erschrickt, verwirrt sich, wankt zurücke.
Dies allverblendende wollüst'ge Traumgesicht,
Was soll es ihm? — Er sieht Amanden nicht!
Sie suchte hier sein Herz, sie suchten seine Blicke.
Almansaris, die sehr verzeihlich irrt,
Glaubt, daß ihr Glanz allein ihn blendet und verwirrt.

51.

Sie steigt vom Thron' herab, kommt lächelnd ihm entgegen
Und nimmt ihn bei der Hand und scheint bereit, für ihn
Die Majestät, vor der ihm schwindelt, abzulegen
Und allen Vortheil bloß von ihrem Reiz zu ziehn.
Unmerklich wird ihr Anstand immer freier;
In ihren Augen brennt ein lieblich lodernd Feuer
Und spielt elektrisch sich in seinen Busen ein;
Sie drückt ihm sanft die Hand und heißt ihn fröhlich seyn.

52.

Halb unentschlossen scheint sein Blick ihr was zu sagen;
Sie winkt die Nymphen weg, und weg ist auch sein Muth;
Er scheint zu furchtsam, nur die Augen aufzuschlagen.
Die Scene ändert sich. Ein zweiter Vorhang thut
Sich auf. Almansaris führt ihren blöden Hirten
In einen andern Saal, wo rings umher die Wand
Bekleidet war mit Rosen und mit Myrten,
Und mit Erfrischungen ein Tisch beladen stand.

53.

Beim Eintritt werden sie mit Sang und Klang empfangen,
Aus Saiten und Gesang ertönt der Freude Geist;
Und Hassan setzt, wie ihm's die Dame heißt,
Ihr gegenüber sich. Erröthendes Verlangen
Und schöne Ungeduld bekennet, furchtsam dreist,
In ihrem schwimmenden Blick', auf ihren glühenden Wangen
Ihm seinen Sieg; allein aus seinen Augen bricht
Wie aus Gewölk' ein traurig düstres Licht.

54.

Zwar irrt, nicht blöde mehr, sein Blick von freien Stücken
Auf ihren Reizungen umher;
Doch nicht aus Liebe, nicht mit schmachtendem Entzücken,
Nicht, wie sie wünscht, vom Thau wollüst'ger Thränen schwer.
Er ist zerstreut, er scheint sie zu vergleichen,
Und jeder Reiz, der ihm nachstellend sich enthüllt,
Malt nur lebendiger Amandens edles Bild
Und muß, beschämt, dem keuschen Reize weichen.

55.

Vergebens reicht sie ihm den blinkenden Pokal
Mit einem Blick, der Amors ganzen Köcher
In seinen Busen schießt. Beim frohsten Göttermahl
Reicht ihrem Hercules den vollen Nektarbecher
Mit süßerm Lächeln selbst die junge Hebe nicht.
Umsonst! Mit frostigem Gesicht
Nimmt er den Becher an, den kaum ihr Mund berührte,
Und trinkt, als ob er Gift auf seiner Zunge spürte.

56.

Die Dame winkt; und schnell schlingt sich die Schwesterschaar
Der Nymphen, die vorhin den goldnen Thron umgaben,
In einen Tanz, der Todte auf der Bahr
Mit neuen Seelen zu begaben
Und Geister zu verkörpern fähig war.
In Gruppen bald verwebt, bald wieder Paar und Paar,
Sieht Hüon hier die lieblichsten Gestalten
In tausendfachem Licht freigebig sich entfalten.

57.

Vielleicht zu deutlich nur, scheint Alles abgezielt,
Begierden ihm und Ahnungen zu geben:
Er fühlt es immerhin, denkt sie, wenn er nur fühlt,
Wie reich das Schauspiel ist, das hier die Schönheit spielt!
Wie reizend ist der Arme leichtes Schweben,
Der Hüften üppiger Schwung, der Knöchel wirbelnd Beben!
Wie schmachtend fallen sie, mit halb geschloss'nem Blick',
Als wie in süßen Tod, jetzt stufenweis zurück.

58.

Unwillig fühlt die überraschten Sinnen
Der edle Mann in dieser Glut zerrinnen.
Er schließt zuletzt die Augen mit Gewalt
Und ruft Amandens Bild zum mächt'gen Gegenhalt';
Amandens Bild, aus jener ernsten Stunde,
Als er, den Druck noch warm auf seinem Munde
Von ihrem Kuß, zu dem, der die Natur
Erfüllt und trägt, den Eid der Lieb' und Treue schwur.

59.

Er schwöret ihn, aufs neue, in Gedanken
Auf seinen Knien vor diesem heil'gen Bild':
Und plötzlich ist's, als hielt ein Engel seinen Schild
Vor seine Brust, so matt und kraftlos sanken
Der Wollust Pfeile von ihr ab.
Almansaris, die Acht auf Alles gab,
Was ihr sein Blick verrieth, klopft schnell in ihre Hände
Und macht in einem Wink dem üpp'gen Tanz' ein Ende.

60.

Und ob sie gleich mit Müh kaum über sich gewann,
Dem marmorharten jungen Mann'
In ihren Armen nicht Empfindung abzuzwingen,
Versucht sie doch noch Eins, das schwerlich fehlen kann:
Sie läßt sich ihre Laute bringen.
Auf ihrem Polstersitz mit Reiz zurückgelehnt
Und, zum Bezaubern fast, durch ihre Glut verschönt,
Was wird ihr durch die Gunst der Musen nicht gelingen?

61.

Wie rasch durchläuft in lieblichem Gewühl
Der Rosenfinger Flug die seelenvollen Saiten!
Wie reizend ist dabei aus ihrem offnen weiten
Rückfallenden Gewand der schönen Arme Spiel!
Und, da aus einer Brust, die Weise zu bethören
Vermögend war, das mächtige Gefühl
Sich in Gesang ergießt, wie kann er sich erwehren,
Auf seinen Knien die Göttin zu verehren?

62.

Süß war die Melodie, bedeutungsvoll der Sinn.
Es war das Lied von einer Schäferin,
Die lange schon ein Feuer, das keine Rast ihr gönnet,
Verbarg — doch nun dem allgewalt'gen Drang
Nicht länger widersteht und dem, der sie bezwang,
Erröthend ihre Pein und seinen Sieg bekennet.
Das Lied stand zwar im Buch'; allein, so wie sie sang,
Singt Keine, die nicht selbst in gleichen Flammen brennet.

63.

Hier weicht die stolze Kunst der siegenden Natur;
So lieblich girrt der Venus Taube nur!
Die Sprache des Gefühls, so mächtig ausgesprochen,
Der schönen Töne klarer Fluß
Durch kleine Seufzerchen so häufig unterbrochen,
Der Wangen höhers Roth, des Busens schnellers Pochen,
Kurz, Alles ist vollströmender Erguß
Der Leidenschaften, die in ihrem Innern kochen.

64.

Im Uebermaß von dem, was sie empfand,
Fällt ihr zuletzt die Laute aus der Hand.
Die Arme öffnen sich — Doch Hüon, dem es graute,
Greift eilends noch im Fallen nach der Laute,
Wie ein Begeisterter, und stimmt mit mächt'gem Ton
Die Antwort an, gesteht, daß eine Andre schon
Sein Herz besitzt, und daß im Himmel und auf Erden
Ihn nichts bewegen kann, ihr ungetreu zu werden.

65.

Fest war sein Ton, und unbestechlich streng
Sein edler Blick. Die Zauberin, wider Willen,
Fühlt seine Obermacht. Sie blaßt, und Thränen füllen
Ihr zürnend Aug; die Lust kommt ins Gedräng
Mit ihrem Stolz. Sie eilt, sich zu verhüllen;
Verhaßt ist ihr das Licht, der weite Saal zu eng;
Mit einem kalten Blick' auf ihren
Rebellen winket sie, ihn schleunig abzuführen.

66.

Die Gipfel glänzten schon im ersten Purpurlichte,
Als unser Held, die Stirn' in finstern Gram
Gehüllt, zurück zu seinen Freunden kam.
Erschrocken lasen sie in seinem Angesichte
Beim ersten Blick die Hälfte der Geschichte.
Unglückliche, spricht er zu Fatmen, die vor Scham
Zur Erde sinkt, wohin war dir dein Sinn entflogen?
Doch — dir verzeih' ich gern — du wurdest selbst betrogen.

67.

Und als er drauf, was ihm in dieser Nacht
Begegnet war, erzählt, faßt er den guten Alten
Vorn' an der Brust und schwört: ihn soll die ganze Macht
Von Africa nicht länger halten,
Mit Schwert und Schild, wie einem Rittersmann
Geziemt, in den Palast zu dringen
Und seine Rezia dem Sultan abzuzwingen.
Du siehst nun, spricht er, selbst, was ich mit List gewann!

68.

Zu seinen Füßen fleht ihn Scherasmin, und lange
Vergebens, nur drei Tage noch dem Zwange
Der nöthigen Verborgenheit
Sich in Geduld zu untergeben
Und nicht durch einen Schritt, den selbst die Tapferkeit
Verzweifelt nennt, sein und Amandens Leben
Zu wagen; bittet nur um diese kurze Zeit,
Um jedes Hinderniß von seiner Flucht zu heben.

69.

Auch Fatme fleht auf ihren Knieen, streckt
Ihr Haupt der Rache dar, wofern sie zu Amanden
Ihm binnen dieser Frist den Zugang nicht entdeckt.
Sie schwört, zum zweiten Mal soll kein Betrug zu Schanden
Sie machen — Kurz, der Ritter selber fühlt,
Daß ihm sein Unmuth nicht den besten Weg empfiehlt:
Er gibt sein Wort und kehret in den Garten
Zurück, um seines Diensts und des Erfolgs zu warten.

Varianten.

In der ersten Ausgabe fängt hier der dreizehnte Gesang an.

Stanze 4. Vers 1—6.

Die Damen pflegen dann, beim sanften Rosenglanz
Der Dämmerung, (die hier sich selten ganz
Verliert) bald paarweis, bald in Rotten,
Die blühenden Alleen zu durchtrotten.
Oft kürzt Gesang und Saitenspiel und Tanz
Die schnelle Nacht; — —

St. 5. V. 6.

In einem Busch, bei dem (Busche, wo) vorbeizugehen

St. 9. V. 7, 8.

(c) Der sie, sobald dazu die Lust in ihr erwachte,
Zur Siegerin von allen u. s. w.

St. 10. V. 3.

Die um sie wehn. — —

V. 7, 8.

(a. b) Wie wird er dieses Munds Versührungen, wie wird
Er ihrem Lächeln widerstehen?
(c) Wie wird er dieser Lippen Reiz, wie wird

St. 11. V. 5.

— — eh vielleicht die Weisheit sich's versehn,

V. 8.

Wie kann, o, sagt, wie kann er widerstehn?

St. 16. V. 7.

In seinem Blick? Macht die Gefahr ihn kalt?

St. 18. V. 1.

(c) Vielleicht den schönen Gärtner? spricht

St. 20. V. 3.

(c) Beim dritten Worte, was sie sagen wollte,

St. 38. V. 8.

Sie sey gewohnt, nichts über ihr zu sehen.

St. 40. V. 8.

(a) Hält sich des Wegs gewiß, den u. s. w.

St. 42. V. 6.

(c) Das Kästchen läßt es uns u. s. w.

St. 43. V. 1.

(c) Indessen unser Held die Zeit u. s. w.

St. 45. V. 7.

— — — lichtlose Bogengänge,

St. 47. V. 3.

— — — so sehr ist Gold und Lazuli

St. 48. V. 7.

In Gruppen um sie her u. s. w.

S. 53. V. 7.

(c) Des Jünglings Sieg: — —

St. 54. V. 8.

— — — den keuschen Reizen weichen.

St. 56. V. 1.

(c) — — und schnell fügt sich die Schwesterschaar

St. 65. V. 3.

(c) Fühlt seine Obermacht, erblaßt, und Thränen füllen

St. 66. V. 1, 2.

(c) Schon flimmerten im ersten Purpurlichte
Die Gipfel, als der Held u. s. w.

St. 67. V. 4.

Von Africa zurück nicht länger halten,

Zwölfter Gesang.

1.

Indessen sucht auf Polstern von Damast
Almansaris, mit Amors wildstem Feuer
In ihrer Brust, umsonst nur eine Stunde Rast.
Ist's möglich, oder hat das schnöde Abenteuer
Der letzten Nacht ihr nur geträumt? Ein Mann
Verachtet dich, Almansaris? Er kann
Dich sehen und für eine Andre brennen,
Kann dich verschmähn und darf es dir bekennen?

2.

Zur Wuth treibt der Gedanke sie;
Sie schwört sich gränzenlose Rache.
Wie häßlich wird er ihr! Ein Ungeheur, ein Drache
Ist lieblicher, als ihre Phantasie
Den Undankbaren malt — Wie lang'? — In zwo Minuten
Ist sie des vorigen sich schon nicht mehr bewußt:
Bald soll er tropfenweis' im Staub vor ihr verbluten,
Bald drückt sie ihn entzückt an ihre Brust.

3.

Nun steht er wieder da in seiner ganzen Schöne,
Der erste aller Erdensöhne,
Ein Held, ein Gott! — Unmöglich ist er nur
Der Neffe Ibrahims; in seinem ganzen Wesen,
In seinem Ton' und Anstand ist die Spur
Von dem, was er umsonst verbergen will, zu lesen;
Wo ist der Stempel der Natur,
Der einen König macht, sichtbarer je gewesen?

4.

Er, er allein ist ihrer werth,
Ist werth, in ihrem Arm sich zu vergöttern.
Und, o! ihr fehlt ein Blitz, die Feindin zu zerschmettern,
Die ihn bezaubert hält und ihr den Sieg erschwert!
Doch, wie, Almansaris? Fühlst du dich selbst nicht besser?
Gönn' ihm den kleinen Stolz, sich pfauengleich zu blahn
In seinem Heldenthum! selbst dir zu widerstehn!
Das Alles macht doch nur die Lust des Sieges größer!

5.

Bestürm' ihn erst, eh du den Muth verlierst,
Mit jedem Reiz', auf den sich wahre Schönheit brüstet;
Begib, damit du ihn um so viel sichrer rührst,
Der fremden Waffen dich, womit die Kunst uns rüstet;
Er fühl' und seh, was Götter selbst gelüstet!
Und wenn du dann sein Herz noch nicht verführst,
Er dann dich noch verschmäht — dann, Königin, erwache
Dein Stolz und schaffe dir die süße Lust der Rache!

6.

So flüstert ihr aus einer Zofe Mund
Der kleine Dämon zu, den ihr, mit vollem Köcher,
Gebietrisch sitzen seht auf diesem Erdenrund!
Der alle Welt aus seinem Zauberbecher
Berauscht, und den, wer ihn nicht besser kennt,
Zur Ungebühr den Gott der Liebe nennt!
Denn — jeder jungen unerfahrnen Dame
Zur Nachricht sey es kund! — Asmodi ist sein Name.

7.

Almansaris, in deren warmem Blut
Schon ein Verführer schleicht, ist gegen den Betrüger
Von außen weniger als jemals auf der Hut;
Sein Anhauch nährt und fächelt ihre Glut,
Und kaum daß sie, zur Zier, dergleichen thut,
Als wiederstände sie, so ist Asmodi Sieger.
Die Zofe Schmeichlerin, sein würdiges Organ,
Legt den Entwurf sogleich mit vieler Klugheit an.

8.

O! raubet nun dem Blitz die Feuerschwingen,
Ihr Stunden, ihn herbei zu bringen,
Den süßen Augenblick! Zu langsam schleichet ihr
(Wie schnell ihr eilt!) der lechzenden Begier!
Doch — Sie ist's nicht allein, die jetzt Secunden zählet:
Auch Hüon überlebt, von Ungeduld gequälet,
Den trägen Gang der drei verhaßten Tage kaum,
Und wachend und im Schlaf' ist Rezia sein Traum.

9.

Der zweite Morgen war dem sehnlichen Verlangen
Der Haremkönigin nun endlich aufgegangen;
Goldlockig, schön und rosenathmend stieg
Er, wie der Herold, auf, der ihr den schönsten Sieg
Verkündigte; schon säuselt durch die Myrten,
Die, dicht verwebt, der Grotten schönste gürten,
Ein leichter Morgenwind, und tausendstimmig schallt
Der Vögel früher Chor im nah gelegnen Wald.

10.

Doch um die Grotte her ist unterm Myrtenlaube
In ew'ger Dämmerung das Heiligthum der Ruh'.
Hier girret nur die sanfte Turteltaube
Dem Tauber ihre Sehnsucht zu.
In diesen lieblichen Gebüschen,
Dem dunkeln Sitz verborgner Einsamkeit,
Pflegt öfters sich zur stillen Morgenzeit
Almansaris mit Baden zu erfrischen.

11.

Der anmuthsvolle Morgen rief
Den schönen Hassan auf, indeß noch Alles schlief,
Die Blumenkörbe voll zu pflücken,
Die er, mit jedem Tag, dem Harem zuzuschicken
Verbunden war: als ihm ein Sklav' entgegen lief
Und keichend ihm befahl, die Grotte aufzuschmücken.
Der Neger fügt, zur Eil' ihn anzuspornen, bei,
Daß eine Dame dort zu baden Willens sey.

12.

Verdrossen geht Herr Hüon, auszurichten,
Was ihm befohlen war. Er füllt mit bunten Schichten
Von Blumen, Florens ganzem Schatz,
Den größten Korb und eilt zum angewiesnen Platz.
Fern' ist's von ihm, der Sache mißzutrauen.
Allein beim Eintritt in die Grotte fällt auf ihn
Ein dumpfes wunderbares Grauen,
Und ein verborgner Arm scheint ihn zurück zu ziehn.

13.

Betroffen setzt er seine Blumen nieder;
Doch faßt er augenblicks sich wieder
Und lächelt seiner Furcht. Das zweifelhafte Licht,
Das unter tausendfachem Flittern
In diesem Labyrinth mit sichtbarm Dunkel ficht,
Ist ohne Zweifel Schuld an diesem kind'schen Zittern,
Denkt er und geht getrost, bei immer hellerm Schein,
Mit seinem Blumenkorb' ins Innerste hinein.

14.

Hier herrscht ein Tag, wie zu verstohlnen Freuden
Die schlaue Lust ein Zauberlicht sich wählt,
Nicht Tag, nicht Dämmerung; er schwebte zwischen beiden,
Nur lieblicher durch das, was ihm zu beiden fehlt.
Er glich dem Mondschein, wenn durch Rosenlauben
Sein Silberlicht zerschmilzt in blasses Roth.
Der Held, wiewohl ihm hier noch nichts Gefahrlichs droht,
Erwehrt sich kaum, bezaubert sich zu glauben.

15.

Was er am wenigsten sich überreden kann,
Ist, daß man hier, wo Alles um und an
Von Blumen strotzt, noch Blumen nöthig hätte.
Doch, wie sein Auge nun auf allen Seiten irrt,
O, wer beschreibt, wie ihm zu Muthe wird,
Da ihm auf einem Ruhebette
Sich eine Nymph' aus Mahoms Paradies'
Im vollen Glanz der reinsten Schönheit wies!

16.

In einem Licht, das zauberisch von oben
Wie eine Glorie auf sie herunter strömt
Und, durch die Dunkelheit des Uebrigen erhoben,
Mit ihres Busens Schnee die Lilien beschämt;
In einer Lage, die ihm Reizungen entfaltet,
Wie seine Augen nie so schön entschleiert sahn;
Mehr werth, als Alles, was zum Farren und zum Schwan
Den Jupiter der Griechen umgestaltet.

17.

Die Gaze, die nur, wie ein leichter Schatten
Auf einem Alabasterbild,
Sie hier und da umwallet, nicht verhüllt,
Scheint mit der Nacktheit selbst den Reiz der Scham zu gatten.
Weg, Feder, wo Apell und Tizian
Bestürzt den Pinsel fallen ließen!
Der Ritter steht und bebt und schaut bezaubert an,
Wiewohl ihm besser war, die Augen zuzuschließen.

18.

In süßem Irrthum steht er da
Und glaubt, doch nur zwei Augenblicke,
(So schön ist, was er sieht) er sehe Rezia.
Allein, mit Recht mißtrauisch einem Glücke,
Das ihm unglaublich däucht, tritt er ihr naher, sieht,
Erkennt Almansaris und wendet sich und flieht;
Er flieht und fühlt im Fliehn von zwei elastisch runden
Milchweißen Armen sich gefangen und umwunden.

19.

Er kämpft den schwersten Kampf, den je seit Josephs Zeit
Ein Mann gekampft, den edeln Kampf der Tugend
Und Liebestreu' und feuervollen Jugend
Mit Schönheit, Reiz und heißer Ueppigkeit.
Sein Will' ist rein von sträflichem Entzücken;
Allein wie lange wird er ihrem süßen Flehn,
Den Küssen voller Glut, dem zärtlich wilden Drücken
An ihren Busen widerstehn?

20.

O Oberon, wo ist dein Lilienstängel,
Wo ist dein Horn in dieser Fahrlichkeit?
Er ruft Amanden, Oberon, alle Engel
Und Heilige zu Hülf' — Und noch zu rechter Zeit
Kommt Hülf' ihm zu. Denn just, da jede Sehne
Ermatten will zu längerm Widerstehn,
Und mit wollüst'ger Wuth ihn die erhitzte Schöne
Fast überwaltigt hat, laßt sich Almansor sehn.

21.

Gleich einem angeschoss'nen Wild'
Und wüthend, eine Frau, die ihn verschmäht, zu lieben
Hat er, verfolgt von Zoradinens Bild,
Schon eine Stunde sich im Garten umgetrieben:
Der Zufall leitet ihn in dieses Myrtenrund;
Er glaubt die Stimme von Almansaris zu hören,
Und, weil die Grottenthür nur angelehnet stund,
Geht er hinein, sich näher zu belehren.

22.

Der Dämon, der durch seiner Priesterinnen
Gefährlichste des Ritters Treu bestritt,
Wird schon von fern' an seinem Sultansschritt'
Almansors nahe Ankunft innen.
O Hülfe, Hülfe! schreit das schnell gewarnte Weib
Und wechselt stracks mit Hüons ihre Rolle,
Stellt sich, als kämpfte sie um ihren eignen Leib
Mit einem Wüthenden, der sie entehren wolle.

23.

Ihr wilder Blick, ihr halb zerrissenes Gewand,
Ihr fliegend Haar, des jungen Gärtners Schrecken,
Der von der unversehnen kecken
Beschuldigung wie blitzgetroffen stand;
Der Ort, wo ihn der Sultan fand,
Kurz, Alles schien in ihm den Frevler zu entdecken.
O! Allah! sey gelobt, rief die Betrügerin,
Daß ich Almansorn selbst die Rettung schuldig bin!

24.

Drauf, als sie schamhaft sich in alle ihre Schleier
Gewickelt, lügt sie, mit dem Ton
Der Unschuld selbst, ein falsches Abenteuer:
Wie dieser schandliche verkappte Christensohn,
Da ihr die Lust, im Kühlen sich zu waschen,
Gekommen, sich erfrecht, sie hier zu überraschen,
Und wie sie mit Gewalt sich seiner kaum erwehrt,
Als ihn, zu größtem Glück, der Sultan noch gestört.

25.

Um von dem häßlichen Verbrechen,
Deß er beschuldigt wird, den Ritter los zu sprechen,
Bedurft's nur einen unbefangnen Blick;
Doch seinem Richter fehlt auch dieser einz'ge Blick.
Der Held verachtet es, mit einer Frauen Schande
Sich selbst vom Tode zu befrein;
Er schmiegt den edeln Arm in unverdiente Bande
Und hüllet schweigend sich in sein Bewußtseyn ein.

26.

Der Sultan, den sein Unmuth zum Verdammen
Noch rascher macht, bleibt dumpf und ungerührt.
Der Frevler werd' in Ketten weggeführt,
(Herrscht er den Sklaven zu, die sein Befehl zusammen
Gerufen) werfet ihn in eine finstre Gruft;
Und morgen früh, sobald vom Thurm der Imam ruft,
Werd' er im äußern Hof' ein Raub ergrimmter Flammen,
Und seine Asche streut mit Flüchen in die Luft!

27.

Der Edle hört sein Urtheil schweigend — blitzet
Auf das verhaßte Weib noch einen Blick herab
Und wendet sich und geht in Fesseln ab,
Auf einen Muth, den nur die Unschuld gibt, gestützet.
Kein Sonnenblick erfreut das fürchterliche Grab,
Worin er nun tief eingekerkert sitzet;
Der Nacht des Todes gleicht die Nacht, die auf ihn drückt
Und jeden Hoffnungsstrahl in seinem Geist' erstickt.

28.

Ermüdet von des Schicksals strengen Schlägen,
Verdrossen, stets ein Ball des Wechselglücks zu seyn,
Seufzt er dem Augenblick, der ihn befreit, entgegen.
Schreckt ihn das Vorgefühl der scharfen Feuerpein:
Die Liebe hilft ihm's übertäuben;
Sie stärkt mit Engelskraft die sinkende Natur.
Bis in den Tod (ruft er) getreu zu bleiben,
Schwor ich, Amanda, dir und halte meinen Schwur!

29.

O daß, geliebtes Weib, was morgen
Begegnen wird, auf ewig dir verborgen,
Auf ewig auch, dir, treuer alter Freund,
Verborgen blieb'! — Wie gern' erlitt' ich unbeweint
Mein traurig Los! Doch, wenn ihr es erfahret,
Erfahret, wessen ich beschuldigt ward, und mit
Dem Schmerz' um meinen Tod sich noch die Schande paaret,
Zu hören, daß ich nur, was ich verdiente, litt —

30.

O Gott! es ist zu viel, auch dieß noch zu erdulden!
Es büße immerhin für meine Sündenschulden
Der strengste Tod! Ich klage Niemand an!
Dieß Einz'ge nur, o Oberon, gewähre
Dem, den du liebtest, noch: beschütze meine Ehre,
Beschütze Rezia! — Du weißt, was ich gethan!
Sag' ihr, daß ich, den heil'gen Schwur der Treue
Zu halten, den ich schwor, den Feuertod nicht scheue.

31.

So ruft er aus, und, vom Vertraun gestärkt
Daß Oberon ihn hört, berührt ihn unvermerkt
Der mohnbekränzte Gott des Schlummers
Mit seinem Stab, dem Stiller alles Kummers,
Und wieget ihn, wiewohl nur harter Stein
Sein Kissen ist, in leichte Träume ein.
Hat ihm vielleicht, zum Pfand, daß bald sein Leiden endet,
Der gute Schutzgeist selbst dieß Labsal zugesendet?

32.

Noch lag die halbe Welt mit Finsterniß bedeckt,
Als ihn aus seiner Ruh' ein dumpfes Klirren weckt.
Ihn daucht, er hör' im Schloß die schweren Schlüssel drehen;
Die Eisenthür geht auf, des Kerkers schwarze Wand
Erhellt ein blasser Schein, er höret Jemand gehen
Und stemmt sich auf und sieht — in schimmerndem Gewand,
Die Krone auf dem Haupt, die Lampe in der Hand,
Almansaris zu seiner Seite stehen.

33.

Sie reicht die Lilienhand ihm, reizvoll lächelnd, dar,
Und — Wirst du, spricht sie, mir vergeben,
Was nur die Schuld der Noth, nicht meines Herzens, war?
O du Geliebter, hängt an deinem schönen Leben
Mein eignes nicht? Ich komme, der Gefahr
Dich zu entziehn, (trotz deinem Widerstreben!)
Vom Holzstoß dich, wozu dich der Barbar
Verdammt, auf einen Thron, den du verdienst, zu heben!

34.

Die Liebe öffnet dir der Hoheit Sonnenbahn:
Auf, mache sie von deinem Ruhm' erschallen!
Nimm diese Hand, die dir sich schenket, an;
In einem Wink soll dein Verfolger fallen,
Und all sein Volk, wie Staub, um deine Füße wallen.
Im ganzen Harem ist mir Alles unterthan;
Vertraue dich der Liebe sichern Handen,
Und, was sie wagte, wird dein eigner Muth vollenden!

35.

„Hör' auf, o Königin! dein Antrag häufet bloß
Mein Leiden durch die Qual, dir Alles abzuschlagen.
O! warum zwingst du mich's zu sagen?
Ich kaufe mich durch kein Verbrechen los!"
Ist's möglich, ruft sie, kann so weit der Unsinn gehen?
Unglücklicher, im Angesicht
Der Flamme, die bereits aus deinem Holzstoß bricht,
Kannst du Almansaris und einen Thron verschmähen?

36.

Sag mir, versetzt er, Königin,
Ich könne dir mit meinem Blute nützen,
So soll die Lust, womit ich eil', es zu verspritzen,
Dir zeigen, ob ich unerkenntlich bin!
Ich kann, zum Danke, dir mein Herzensblut, mein Leben,
Nur meine Ehre nicht, nicht meine Treue geben.
Wer ich bin, weißt du nicht, vergiß nicht, wer du bist,
Und muthe mir nichts zu, was mir unmöglich ist.

37.

Almansaris, aufs Aeußerste getrieben
Durch seinen Widerstand, sie wendet Alles an,
Was seine Treu durch alle Stufen üben
Und seinen Muth ermüden kann.
Sie reizt, sie droht, sie fleht, sie fällt, verloren
In Lieb' und Schmerz, vor ihm auf ihre Kniee hin:
Doch unbeweglich bleibt des Helden fester Sinn,
Und rein die Treu, die er Amanden zugeschworen.

38.

So stirb denn, weil du willst! — ruft sie, des Athems schier
Vor Wuth beraubt: ich selbst, ich will an deinem Leiden
Mein gierig Aug mit heißer Wollust weiden!
Stirb als ein Thor! des Starrsinns Opferthier!
Schreit sie mit funkelndem Aug' und flucht der ersten Stunde,
Da sie ihn sah, verwünscht mit bebendem Munde
Sich selbst und stürmt hinweg, und hinter ihr
Schließt wieder klirrend sich des Kerkers Eisenthür.

39.

Inzwischen hatte das Gerüchte,
Das Unglücksmährchen gern verbreitet und verziert,
Von ihrem Herrn die traurige Geschichte
Auch Scherasmin und Fatmen zugeführt.
Der schöne Hassan, hieß es, sey im Bade
Vom Sultan mit Almansaris allein
Gefunden worden, und morgen ohne Gnade
Werd' er, im großen Hof', ein Raub der Flammen seyn.

40.

Ob Hüon schuldlos sey, war ihnen keine Frage;
Sie kannten ja der Sachen wahre Lage.
Doch, hätt' er auch gefehlt, so war er mitleidswerth.
In Fällen dieser Art wird echte Treu bewährt,
Anstatt die Zeit mit Jammern zu verderben,
Beschlossen sie, das Aeußerste für ihn
Zu wagen, um ihn noch aus dieser Noth zu ziehn
Und, schlüg' es fehl, mit ihrem Herrn zu sterben.

41.

Kurz eh der Tag begann, gelingt es Fatmens Muth
Und Wachsamkeit, die Hüter zu betrügen
Und unerkannt sich bis ins Schlafgemach zu schmiegen,
Wo Rezia, von Hüon traumend, ruht.
Des unverhofften Wiedersehens Freude
Macht einen Augenblick sie sprachlos alle beide.
Das erste Wort, das Fatme sprechen kann,
Ist Hüon, ist Bericht von dem geliebten Mann.

42.

Was sagst du, goldne Amme? ruft Amande
Und fällt ihr um den Hals — Mein Hüon mir so nah?
Wo ist er? — Ach! Prinzessin, was geschah!
(Schluchzt jene weinend) Hilf! zerreiße seine Bande!
Spreng seinen Kerker auf! Dem Unglücksel'gen droht,
Aus Liebe bloß zu dir, ein jammerlicher Tod.
Und drauf erzählt sie ihr genau die ganze Sache
Und ihres Ritters Treu' und der Sultanin Rache.

43.

Schon, ruft sie, steht der Holzstoß aufgethürmt,
Nichts rettet ihn, wenn ihn nicht Zoradine schirmt!
Mit einem Schrei der Angst, halb sinnlos, fährt Amande
In wilder Hast von ihrem Lager auf,
Wirft, wie sie steht, im leichten Nachtgewande.
Den Kurde um, und eilt in vollem Lauf
Des Sultans Zimmer zu, durch alle Sklavenwachen,
Die sie mit Wunder sehn und schweigend Platz ihr machen.

44.

Sie dringt hinein, nichts achtend, daß es früh'
Am Tage war, und wirft mit lilienblassen Wangen
Und Haaren, die zerstreut um ihre Schultern hangen,
Sich vor dem Sultan auf die Knie':
„Almansor, laß mich nicht vergebens
Dir knieen! Schwöre, wenn mein Leben dir
Erhaltungswürdig scheint, daß du die Bitte mir
Gewähren willst! Es gilt die Ruhe meines Lebens!"

45.

Begehr', o Schönste, spricht erstaunt und froh zugleich
Der Sultan, laß mich nicht in Ungewißheit schweben!
Dir zu gefallen, ist mein feurigstes Bestreben;
Begehre frei! Mein Schatz, mein Thron, mein Reich,
Nichts ist zu viel, was ich zu geben
Vermag. Ein Einzigs nur behält sich Mansor vor,
Dich selbst! — „Du schwörst es mir?" — Der liebestrunkne Mohr
Beschwört's — „So schenke mir des Gärtners Hassan Leben!"

46.

Wie? ruft er mit bestürzter Miene,
Welch eine Bitte, Zoradine?
Was geht das Leben dich von diesem Sklaven an?
„O, viel, Almansor, viel! Mein eignes hängt daran!"
Sprichst du im Fieber? Schwärmest du? Verzeihe,
Doch du mißbrauchst des unbegränzten Rechts,
Das dir die Schönheit gibt. — Am Leben eines Knechts,
Der sein Verbrechen büßt? — „Er büßt für seine Treue!

47.

„Mir ist sein Herz bekannt, er hält an seiner Pflicht,
Ist schuldlos, ist ein Mann von unverletzter Ehre;
Und doch — o Mansor! — wenn er schuldig wäre,
So räche sein Vergehn an Zoradinen nicht!"
Mit Augen, die von kaum verhaltnem Grimme funkeln,
Ruft Mansor: Grausame, was quält dein Zögern mich?
Welch ein Geheimniß dämmert aus dem dunkeln,
Verhaßten Räthsel auf? Was ist dir Hassan? Sprich!

48.

„So wiss' es denn, weil mich die Noth zum Reden zwinget,
Ich bin sein Weib! Ein Band, das nichts zerreißen kann,
Ein Band, gewebt im Himmel selber, schlinget
Mein Glück, mein Alles fest an den geliebten Mann.
Uns drückt mit seiner ganzen furchtbarn Schwere
Des Schicksals Arm — Wer weiß, wie bald an dich
Die Reihe kommt? Du siehst mich elend — Ehre
Mein Leiden, Glücklicher! — Du kannst es, rette mich!"

49.

Wie? du bist Hassans Weib und liebst ihn? — „Ueber Alles!"
Unglückliche, er ist dir ungetreu! —
„Er ungetreu? die Ursach seines Falles,
Ich bin's gewiß, ist einzig seine Treu'." —
Ich glaube, was ich sah! — „So ward er erst betrogen,
Und du mit ihm!" Mit zürnendem Gesicht
Spricht Mansor: Spanne nicht den Bogen,
Zu stolz auf deinen Reiz, so lange, bis er bricht!

50.

Dein Hassan stirbt — und ich kann nichts, als dich beklagen.
Er stirbt? schreit Rezia — Tyrann,
Er, dem ein Wort von dir das Leben schenken kann,
Er stirbt? Du hast ein Herz, mir das zu sagen?
Er hat des Harems Zucht verletzt,
Erwiedert Mansor kalt; ihm ist der Tod gesetzt!
Doch, weil du willst, so sey des Sklaven Leben,
Sein Leben oder Tod in deine Hand gegeben!

51.

Gib, Schönste, mir ein Beispiel edler Huld,
Gib mir die Ruh, die du mir raubtest, wieder!
Ich lege Kron' und Reich zu deinen Füßen nieder;
Ergib dich mir, so sey dem Frevler seine Schuld
Geschenkt! Er zieh, mit königlichen Gaben
Noch überhäuft, zu seinem Volk zurück!
O, zögre nicht, die Güte selbst zu haben,
Die du begehrst! — Ein Wort macht mein und sein Geschick!

52.

Unedler, ruft mit eines Engels Zürnen
Das schöne Weib, so theuer kauft der Mann,
Den Zoradine liebt, sein Leben nicht! — Tyrann,
Kennst du mich so? — Die schlechteste der Dirnen,
Die mich bedienten einst, verschmähte deinen Thron
Und dich um solchen Preis! Zwar steht, uns zu verderben,
In deiner Macht: doch hoffe nicht, davon
Gewinn zu ziehn — Barbar, auch ich kann sterben.

53.

Der Sultan stutzt. Ihn schreckt des edeln Weibes Muth.
Sein feiges Herz wird mehr von ihrem Dräun gerühret,
Als da sie bat; doch ihre Schönheit schüret
Das Feuer der Begier zugleich in seinem Blut.
Was sagt' er nicht, ihr Herz mit Liebe zu bestechen?
Wie bat er sie? wie schlangenartig wand
Er sich um ihren Fuß? — Umsonst? Ihr Widerstand
War nicht durch Drohungen, war nicht durch Flehn zu brechen.

54.

Sie blieb darauf, ihr soll der Tod willkommner seyn.
Der Sultan schwört mit fürchterlicher Stimme
Bei Mahoms Grab, nichts soll vor seinem Grimme
Sie retten, geht sie nicht sogleich den Antrag ein.
„Ist's nicht mein letztes Wort, soll Allah mich verdammen!
Hört man den Wüthenden bis in den Vorsaal schrein:
Entschließe dich, sey auf der Stelle mein;
Wo nicht, so stirb mit dem Verworfnen in den Flammen!“

55.

Sie sieht ihn zürnend an und schweigt. — Entschließe dich,
Ruft er zum zweiten Mal'. — O, so befreie mich
Von deinem Anblick, spricht die Königin der Frauen;
Des Todes Grinsen selbst erweckt mir minder Grauen.
Almansor ruft und gibt, von Wuth erstickt,
Den grausamen Befehl, und Höllenfunken sprühen
Aus seinem Aug. Der Schwarzen Erster bückt
Sich bis zur Erde hin und schwört, ihn zu vollziehen.

56.

Schon steht der gräßliche Altar
Zum Opfer aufgethürmt; schon drängt sich, Schaar an Schaar,
Das Volk herzu, das, gern' in Angst gesetzet,
An Trauerspielen dieser Art
Die Augen weinend labt und schaudernd sich ergetzet.
Schon stehn, zum Leiden und zum Tode noch gepaart,
An einen Marterpfahl gebunden,
Die einz'gen Liebenden, die Oberon rein erfunden.

57.

Ein edles Paar in Eins verschmolzner Seelen,
Das treu der ersten Liebe blieb,
Entschlossen, eh den Tod in Flammen zu erwählen,
Als ungetreu zu seyn selbst einem Thron zu Lieb!
Mit nassem Blick, die Herzen in der Klemme,
Schaut alles Volk gerührt zu ihnen auf
Und doch besorgt, daß nicht den freien Lauf
Des Trauerspiels vielleicht ein Zufall hemme.

58.

Den Liebenden, wie sie gebunden stehn,
Ist zwar der Trost versagt, einander anzusehn;
Doch über Alles, was sie leiden
Und noch erwarten, triumphirt
Die reinste seligste der Freuden,
Daß ihre Lieb' es ist, was sie hierher geführt.
Der Tod, der ihre Treu mit ew'gem Lorbeer ziert,
Ist ihres Herzens Wahl; sie konnten ihn vermeiden.

59.

Inzwischen siehet man mit Fackeln in den Händen
Zwölf Schwarze sich dem Opfer paarweis nahn.
Sie stellen sich herum, bereit, es zu vollenden,
Sobald der Aga winkt. Er winkt. Sie zünden an.
Und stracks erdonnert's laut, die Erde scheint zu beben,
Die Flamm' erlischt, der Strick, womit das treue Paar
Gebunden stand, fällt wie versengtes Haar,
Und Hüon sieht das Horn an seinem Halse schweben.

60.

Im gleichen Augenblick, da dieß
Geschah, zeigt sich von fern' in zwei verschiednen Reihen,
Von angstlicher Bekümmerniß
Gespornt, Almansor hier, und dort Almansaris,
Er Zoradinen, sie den Hassan zu befreien.
Halt! hört man sie aus allen Kräften schreien:
Auch stürzt mit blitzendem Schwert durch die erschrockne Menge
Ein schwarzer Rittersmann sich mitten ins Gedränge.

61.

Doch Hüon hat das Pfand, daß nun sein Oberon
Versöhnt ist, kaum mit wonnevollem Schaudern
An seinem Hals' erblickt, so setzt er ohne Zaudern
Es an den Mund und lockt den schönsten Ton
Daraus hervor, der je geblasen worden.
Sein edles Herz verschmaht, ein feiges Volk zu morden:
Tanzt, ruft er, tanzt, bis euch's den Athem raubt;
Dieß sey die einzige Rache, die Hüon sich erlaubt.

62.

Und, wie das Horn ertönt, ergreift der Zauberschwindel
Zuerst das Volk, das um den Holzstoß steht,
Schwarzgelbes, lumpiges, halb nackendes Gesindel,
Das plötzlich sich, wie toll, im schnellsten Wirbel dreht;
Bald mischet sich mit allen seinen Negern
Der Aga drein; ihm folgt — was Füße hat
Bei Hof, im Harem, in der Stadt,
Vom Sultan an bis zu den Wasserträgern.

63.

Unlustig faßt der Schach — Almansaris beim Arm;
Sie sträubt sich, doch was hilft sein Unmuth und ihr Sträuben?
Der Taumel reißt sie fort, sich mitten in den Schwarm
Der Walzenden mit ihm hinein zu treiben.
In kurzem ist ganz Tunis in Alarm,
Und Niemand kann auf seiner Stelle bleiben:
Selbst Podagra und Zipperlein und Gicht
Und Todeskampf befreit von dieser Tanzwuth nicht.

64.

Indessen, ohne auf das Possenspiel zu blicken,
Hält das getreue Paar, in seligem Entzücken,
Sich sprachlos lang' umarmt. Kaum hat ihr Busen Raum
Für diesen Ueberschwang von Freuden.
Er ist nun ausgeträumt, der Prüfung schwerer Traum!
Nichts bleibt davon, als was ihr Glück verschönt:
Gebüßt ist ihre Schuld, das Schicksal ausgesöhnt,
Aufs neu von ihm vereint, kann nun sie nichts mehr scheiden!

65.

Theilnehmend inniglich, sieht, noch auf seinem Roß,
Der biedre Scherasmin (er war der schwarze Ritter)
Der Wonne zu, worin ihr Herz zerfloß.
Er ist's, der wie ein Ungewitter
Vorhin daher gestürmt, um das geliebte Paar
Zu retten aus der feigen Mohren Händen
Und, schlüg's ihm fehl, ein Leben hier zu enden,
Das, ohne sie, ihm unerträglich war.

66.

Er springt herab, drängt durch den tollen Reigen
Mit Fatme, die ihm folgte, sich hinan,
Den Liebenden von ihrem Throne steigen
Zu helfen und sie im Triumphe zu empfahn.
Groß war die Freude, doch sie schwoll noch höher an,
Da sie den wohl bekannten Wagen,
Von Schwanen durch die Luft, stets niedriger, getragen,
Zu ihren Füßen nun auf einmal halten sahn.

67.

Sie stiegen eilends ein — Die Mohren mögen tanzen,
Solang' es Oberon gefällt!
(Wiewohl der Alte raspeln oder schanzen
Für eine bess're Kurzweil hält.)
Der lüft'ge Phaeton fliegt, leicht und ohne Schwanken,
Sanft, wie der Schlaf, behender als Gedanken
Mit ihnen über Land und Meer,
Und Silberwölkchen wehn, wie Fächer, um sie her.

68.

Schon tauchte sich auf Bergen und auf Hügeln
Die Dämmerung in ungewissen Duft;
Schon sahen sie den Mond in manchem See sich spiegeln,
Und immer stiller ward's im weiten Reich der Luft;
Die Schwanen ließen jetzt mit sinkendem Gefieder
Allmählich sich bis auf die Erde nieder:
Als plötzlich, wie aus Abendroth gewebt,
Ein schimmernder Palast vor ihren Augen schwebt.

69.

In einem Lustwald, mitten zwischen
Hoch aufgeschoss'nen vollen Rosenbüschen,
Stand der Palast, von dessen Wunderglanz
Der stille Hain und das Gebüsche ganz
Durchschimmert schien — War's nicht an diesem Orte,
Spricht Hüon leis' und schaudernd — Doch, bevor
Er's ausspricht, öffnet schnell sich eine goldne Pforte,
Und zwanzig Jungfraun gehn aus dem Palast' hervor.

70.

Sie kamen, schön wie der Mai, mit ewig blühenden Wangen,
Gekleidet in glänzendes Lilienweiß,
Die Erdenkinder zu empfangen,
Die Oberon liebt. Sie kamen tanzend und sangen
Der reinen Treue unsterblichen Preis.
Komm, sangen sie (und goldne Cimbeln klangen
In ihren süßen Gesang, zu ihrem lieblichen Tanz)
Komm, trautes Paar, empfang den schönen Siegeskranz!

71.

Die Liebenden — sich kaum besinnend — in die Wonne
Der andern Welt verzückt — sie wallen, Hand in Hand,
Den Doppelreihen durch: als, gleich der Morgensonne
In ihrem Bräut'gamsschmuck, der Geist vor ihnen stand.
Nicht mehr ein Knabe, wie er ihnen
In lieblicher Verkleidung sonst erschienen —
Ein Jüngling, ewig schön und ewig blühend, stand
Der Elfenkönig da, den Ring an seiner Hand.

72.

Und ihm zur Seite glänzt, mit ihrer Rosenkrone
Geschmückt, Titania, in milderm Mondesglanz.
In beider Rechten schwebt ein schöner Myrtenkranz.
Empfange, sprechen sie mit liebevollem Tone,
Du treues Paar, zum edeln Siegeslohne,
Aus deiner Freunde Hand den wohl verdienten Kranz!
Nie wird von euch, solang' ihr dieses Zeichen
Von unsrer Huld bewahrt, das Glück des Herzens weichen.

73.

Kaum daß das letzte Wort von Oberons Lippen fiel,
So sah man aus der Luft sich eine Wolke neigen
Und aus der Wolke Schoß, bei goldner Harfen Spiel,
Mit Lilien vor der Brust drei Elfentöchter steigen.
Im Arm der dritten lag ein wunderschöner Knab,
Den sie, auf ihren Knien, Titanien übergab.
Süß lächelnd bückt zu ihm die Königin sich nieder
Und gibt, mit einem Kuss', ihn seiner Mutter wieder.

74.

Und, unterm Jubelgesang der Jungfraun, die in Reihn
Vor ihnen her den Weg mit Rosen überstreun,
Ziehn durch die weite goldne Pforte
Die Glücklichen hinein in Oberons Freudenhaus.
Was sie gesehn, gehört an diesem schönen Orte,
Sprach ihre Zunge nie beim Rückerinnern aus.
Sie sahn nur himmelwarts, und eine Wonnethräne
Im glänzenden Auge verrieth, wohin ihr Herz sich sehne.

75.

In einen sanften Schlaf verlor sich wonniglich
Der sel'ge Traum. Und mit dem Tage fanden
Sie beide, Arm in Arm, wie neu geboren, sich
Auf einer Bank von Moos. Zu ihrer Seite standen
Im leicht umschattenden Gebüsch,
Reich aufgeschmückt, vier wunderschöne Pferde,
Und ringsum lag ein schimmerndes Gemisch
Von Waffen, Schmuck und Kleidern auf der Erde.

76.

Herr Hüon, dem das Herz von Freude überfloß,
Weckt seinen Alten auf; Amande
Sucht ihren Sohn, der noch auf Fatmens Schoß
Sanft schlummernd lag. Sie sehn sich um. Wie groß
Ist ihr Erstaunen! — Herr, in welchem Lande
Glaubt Ihr zu seyn? ruft Scherasmin entzückt
Dem Ritter zu — Kommt, seht von diesem Stande
Nach Westen hin und sagt, was Ihr erblickt!

77.

Der Ritter schaut hinaus und traut
Dem Anblick kaum. — Er, der so viel erfahren,
Und dessen Augen so gewöhnt an Wunder waren,
Glaubt kaum, was er mit offnen Augen schaut.
Es ist die Sein', an deren Bord sie stehen!
Es ist Paris, was sie verbreitet vor sich sehen!
Er reibt sich Aug' und Stirn, schaut immer wieder hin
Und ruft: Ist's möglich, daß ich schon am Ziele bin?

78.

Nicht lange schaut er hin, vor Freude ganz betroffen,
So stellt sich ihm ein neues Schauspiel dar.
Ihm däucht, daß Alles um die Burg in Aufruhr war.
Man hört Trommetenschall, und eine Ritterschaar
Trabt dem Turnierplatz zu, die Schranken stehen offen.
Mein Glück, ruft Hüon, läßt mein Hoffen
Stets hinter sich. Geh, Freund! wofern nicht Alles mich
Betrügt, gibt's ein Turnier; geh' und erkund'ge dich.

79.

Der Alte geht. Inzwischen wird Amande
Von Fatmen angekleid't. Denn, was sie haben muß,
Sich mit dem Glanz, der ihrem hohen Stande
Und ihrer Schönheit ziemt, in diesem fremden Lande
Zu zeigen, fanden sie im reichsten Ueberfluß
Gehäuft zu ihren Füßen liegen.
Herr Hüon läßt indeß mit manchem Vaterkuß
Den kleinen Hüonnet auf seinem Knie sich wiegen.

80.

Und sieht, mit inniglicher Lust,
Das schöne Weib durch alles fremde Zieren
Und Schimmern nichts gewinnen, noch verlieren.
Ob eine Rose ihre Brust
Umschattet, ob ein Strauß von blitzenden Juwelen
In Glanz sie hüllt — stets durch sich selber schön
Und liebeathmend, scheint durch den
Ihr nichs geliehn, bei jener nichts zu fehlen.

81.

Der Alte kommt jetzt mit der Nachricht an,
Drei Tage sey bereits der Schranken aufgethan.
Karl (spricht er) immer noch durch seinen Groll getrieben
Hat ein Turnier im Reiche ausgeschrieben:
Und rathet, welchen Dank der Sieger heut' erhält?
Nichts Kleiners, Herr, als — Hüons Land und Leben!
Denn, Euch aus Babylon mit Ruhm gekrönt zu sehen,
Ist, was dem Kaiser nicht im Schlaf zu Sinne fällt.

82.

Auf, waffne dich, ruft Hüon voller Freuden;
Willkommner konnte mir kein' andre Botschaft seyn.
Was die Geburt mir gab, sey nun durch Tugend mein!
Verdien' ich's nicht, so mag's der Kaiser dem bescheiden,
Der's würdig ist: — Er sagt's und siehet Rezia
Ihm lächelnd stillen Beifall nicken.
Ihr Busen klopft ihm Sieg! — In wenig Augenblicken
Steht glänzend schon ihr Held in voller Rüstung da.

83.

Sie schwingen sich zu Pferd, die Ritter und die Frauen,
Und ziehen nach der Stadt; und allenthalben schauen,
Von ihrer Pracht entzückt, die Leute nach, und wer
Die Gassen müßig tritt, lauft hinter ihnen her.
Bald langt mit Rezia Herr Hüon vor den Planken
Der Stechbahn an. Er laßt, nachdem er sich bei ihr
Beurlaubt, Scherasmin zu ihrem Schützer hier,
Zieht sein Visir herab und reitet in die Schranken.

84.

Ein lautes Lob verfolgt von beiden Seiten ihn,
Ihn, der an Anstand und an Stärke
Den Besten, die der ritterlichen Werke
Bisher gepflegt, weit überlegen schien.
Schel sehend stand am Ziel', auf seinem stolzen Roß,
Der Ritter, der in diesen dreien Tagen
Des Rennens Preis davon getragen,
Und mit den Fürsten sah der Kaiser aus dem Schloß.

85.

Herr Hüon neigt, nach ritterlicher Weise,
Sich vor dem Kaiser tief, dann vor den Damen und
Den Richtern — tummelt drauf im Kreise
Den muth'gen Hengst herum und macht dem Sieger kund,
Daß er gekommen sey, den Dank ihm abzujagen.
Er sollte zwar erst Stand und Namen sagen;
Allein sein Schwur, daß er ein Franke sey,
Und seines Aufzugs Pracht macht vom Gesetz' ihn frei.

86.

Er wiegt und wählt aus einem Haufen Speere
Sich den, der ihm die meiste Schwere
Zu haben scheint, schwingt ihn mit leichter Hand
Und stellt, voll Zuversicht, sich nun an seinen Stand.
Wie klopft Amandens Herz! wie feurige Gebete
Schickt sie zu Oberon und allen Engeln ab,
Als jetzt die schmetternde Trompete
Den Ungeduldigen zum Rennen Urlaub gab.

87.

Dem Ritter, der bisher die Nebenbuhler alle
Die Erde küssen hieß, schwillt mächtiglich die Galle,
Daß er gezwungen wird, auf diese neue Schanz
Sein Glück und seinen Ruhm zu setzen.
Er war ein Sohn des Doolin von Maganz,
Und ihm war Lanzenspiel kaum mehr wie Hasenhetzen.
Er stürmet, wie ein Strahl aus schwarzer Wolken Schoß,
In voller Wuth auf seinen Gegner los.

88.

Doch, ohne nur in seinem Sitz zu schwanken,
Trifft Hüon ihn so kräftig vor die Brust
Und wirft mit solcher Macht ihn seitwärts an die Planken,
Daß alle Rippen ihm von seinem Fall' erkranken.
Zum Kampf vergeht ihm alle weitre Lust;
Vier Knappen tragen ihn ohnmächtig aus den Schranken.
Ein jubelnd Siegsgeschrei prallt an die Wolken an,
Und Hüon steht allein als Sieger auf dem Plan.

89.

Er bleibt am Ziel noch eine Weile stehen,
Ob Jemand um den Dank noch kämpfen will, zu sehen;
Und da sich Niemand zeigt, eilt er mit schnellem Trab'
Amanden zu, die, hoch auf ihrem schönen Rosse,
Wie eine Göttin glänzt, und führt sie nach dem Schlosse.
Sie langen an. Er hebt gar höflich sie herab
Und führt sie, unterm Vivatrufen
Des Volks, hinauf die hohen Marmorstufen.

90.

Wie eine Silberwolk' umwebt
Amandens Angesicht ein undurchsicht'ger Schleier,
Durch den sich jedes Aug' umsonst zu bohren strebt.
Voll Ungeduld, wie sich dieß Abenteuer
Entwickeln werde, strömt die Menge ohne Zahl
Dem edeln Paare nach. Jetzt öffnet sich ein Saal;
Hoch sitzt auf seinem Thron, von seinem Fürstenrathe
Umringt, der alte Karl in kaiserlichem Staate.

91.

Herr Hüon nimmt den Helm von seinem Haupt'
Und tritt hinein, in seinen schönen Locken
Dem Gott des Tages gleich. Und Alle sehn erschrocken
Den Schnellerkannten an. Der alte Kaiser glaubt,
Des Ritters Geist zu sehn. Und Hüon, mit Amanden
An seiner Hand, naht ehrerbietig sich
Dem Thron' und spricht: Mein Lehnsherr! siehe mich
Gehorsam meiner Pflicht, zurück in deinen Landen!

92.

Denn, was du zum Beding gemacht
Von meiner Wiederkehr, mit Gott hab' ich's vollbracht!
In diesem Kästchen sieh des Sultans Bart und Zähne,
An die, o Herr, nach deinem Wort', ich Leib
Und Leben aufgesetzt — und sieh' in dieser Schöne
Die Erbin seines Throns und mein geliebtes Weib!
Mit diesem Worte fallt von Reziens Angesichte
Der Schleier ab und füllt den Saal mit neuem Lichte.

93.

Ein Engel scheint, in seinem Himmelsglanz,
(Gemildert nur, damit sie nicht vergehen)
Vor den Erstaunten da zu stehen:
So groß und doch zugleich so lieblich anzusehen,
Glänzt Rezia in ihrem Myrtenkranz'
Und silbernen Gewand. Die Königin der Feen
Schmiegt, ungesehen, sich an ihre Freundin an,
Und alle Herzen sind ihr plötzlich unterthan.

94.

Der Kaiser steigt vom Thron', heißt freundlich sie will=
kommen
An seinem Hof. Die Fürsten drängen sich
Um Hüon her, umarmen brüderlich
Den edeln jungen Mann, der glorreich heim gekommen
Von einem solchen Zug'. Es stirbt der alte Groll
In Karls des Großen Brust. Er schüttelt liebevoll
Des Helden Hand und spricht: Nie fehl' es unserm Reiche
An einem Fürstensohn, der dir an Tugend gleiche!

— — - -

Varianten.

In der ersten Ausgabe fängt hier der vierzehnte Gesang an.

Stanze 11. Vers 4.

Die er, mit jedem Tag, dem u. s. w.

St. 29. V. 4.

(c) Verborgen blieb! — o, litt' ich unbeweint

St. 31. V. 5.

Der mohnbekränzte Geist des Schlummers

St. 36. V. 6.

(a) Nur meine Ehre nicht, nur meine Treu nicht geben.

St. 39. V. 5—8.

(c) Der schöne Hassan, hieß es, ward im Bade
Vom Sultan mit Almansaris allein
Gefunden und wird morgen, ohne Gnade,
Im großen Hof', ein Raub der Flammen seyn.

St. 44. V. 5—8.

(a) Almansor, spricht sie, wenn mein Leben dir
Erhaltungswürdig scheint, so laß mich nicht vergebens
Dir knieen — Schwöre, daß du, was ich bitte, mir
Gewähren willst! — — —

St. 45. V. 5.

(a) Nichts ist zu viel, was du verlangst, und ich zu geben

St. 46. V. 1.

(a) Wie? ruft der Sultan, mit bestürzter Miene,

St. 50. V. 5—6.

(a) Hast du ein Herz, mir das zu sagen?
Er, dem ein Wort von dir das Leben retten kann,
Er stirbt? — So ist es! wer des Harems Zucht verletzt,
Erwiedert Mansor kalt, dem ist der Tod gesetzt.

St. 60.

Im gleichen Augenblick, da dieß
Geschah, zeigt sich von fern, mit lautem Schreien,
Almansor hier, und dort Almansaris.
Sie eilen hastig an, in zwei verschiednen Reihen,

Er Zoradinen, sie den Hassan zu befreien;
Und beiden folgt ein Trupp, bewehrt mit Dolch und Spieß.
Auch stürzt mit bloßem Schwert durch die erschrockne Menge
Ein schwarzer Rittersmann u. s. w.

St. 61. V. 4.

(a) — — — und lockt den lieblichsten Ton

V. 7, 8.

Tanzt, ruft er, tanzt, bis euch der Tanz den Athem raubt!
Dieß soll die Rache seyn, die Hüon sich erlaubt.

St. 67. V. 6.

— — — und schneller als Gedanken,

St. 68. V. 6.

(c) Allmählich sich zur Erde nieder:

St. 71. V. 5.

(a) Nicht mehr ein schöner Zwerg, ein Knäblein, wie er ihnen

St. 72. V. 6.

(a. b) Von unsrer Liebe bewahrt, u. s. w.

St. 74. V. 6—8.

Sprach ihre Zunge niemals aus;
Sie sahn nur himmelwärts, und Freudenthränen brachen
Aus ihren Augen aus, so oft sie davon sprachen.

St. 75. V. 4—7.

— — — Zu ihrer Seite standen,
Reich ausgeschmückt, vier wunderschöne Pferde,
Und ringsum lag, bei Haufen, im Gebüsch'
Ein prächtig schimmerndes Gemisch

St. 77. V. 4.

(a) Glaubt kaum, was er mit Augen schaut.

St. 94. V. 6.

(a) In Karlmanns Brust. — —

Anmerkungen.

Gesang 1.

Stanze 1. Hippogryphen — Roßgeier. Bei den Alten waren, wegen Aehnlichkeit des Wortlautes, die Sagen von den Grypen oder Gryphen, von denen man erzählte, daß sie in einer Gegend Hinterasiens Gold bewachten, und von dem fabelhaften Vogel Greif in einander geflossen, und daraus entstand ein eigenes Fabelthier, welches Philostratus im Leben des Apollonius von Tyana (3, 48) also beschreibt. „Die Greifen, sagt er, hacken mit ihrem starken Schnabel Gold aus der Erde. An Stärke und Größe sind sie den Löwen gleich, und weil sie den Vortheil der Flügel haben, so führen sie auch mit den Löwen Krieg und besiegen Schlangen und Elephanten. Sie fliegen in Kreisen und streiten von der Höhe herab. Dem Wagen der Sonne pflegen die Bildner vier Greife vorzuspannen." Wegen dieses Umstands ward der Greif bei den Griechen ein Vogel Apollons, insofern dieser als Sonnengott gedacht wurde. Hier hat unser Dichter einen Hippogryphen in den Kreis Apollons des Musengottes gebracht, ohne Zweifel statt des sonst gewöhnlichen geflügelten Musenpferdes, des Pegasus, durch dessen Aufflug und Kraft man den Schwung der Begeisterung bezeichnete. Von dem Hippogryphen wissen die Alten nichts; er gehört einem Zauberer bei Ariosto (Orl. fur. 4, 18.)

Von einem Greif kam eine Stute nieder,
So daß natürlich sie ein Roß gebar.
Das stellt an Kopf, an Schwingen und Gefieder
Und Vorderfuß das Bild des Vaters dar.
Der Mutter gleichen alle andre Glieder —
Und Hippogryph des Rosses Name war,
Geboren hinter den gefrornen Belten
Des Nordpols werden sie, doch äußerst selten.

(Uebers. v. Streckfuß.)

Zum Ritt' in das alte romantische Land (d. h. um ein Gedicht zu verfertigen, dessen Stoff der romantischen Poesie des Mittelalters angehörte) schien nun unserm Dichter, wohl nicht mit Unrecht, der moderne Hippogryph vor dem antiken Pegasus den Vorzug zu verdienen. — Noch einmal will er in dieses Land, denn er hatte schon im Idris und Amadis uns dahin geführt.

Man kann die beiden ersten Verse für eine Anrufung der Muse, deren Nähe aber der Dichter bereits fühlt, wie aus Vers 3—6 hervorgeht, und die Stelle von Vers 7 bis Stanze 7 Vers 4 für die Ankündigung des Inhaltes halten. Jene und diese schienen den älteren Theoretikern des epischen Gedichtes wesentliche Bestandtheile; unser Dichter aber treibt mit genialer Laune mehr seinen Scherz damit, als daß er ernstlich daran dächte, ihm gerecht scheinende Anforderungen zu erfüllen. Ungeachtet aber das Ganze nur ironisch gemeint ist, so hat er sich doch weislich gehütet, daß sein Scherz kein unzeitiger werde, und von der sogenannten Ankündigung so viel Vortheil gezogen, als nur irgend möglich war. Er hat ihr große Aehnlichkeit mit den Prologen der griechischen Dramen gegeben und also von dem Inhalt gerade so viel verrathen, als nöthig war, um nicht nur begieriger das Ganze, sondern zugleich auch die Kunst, wie der Dichter es darstellen würde, erwarten zu machen. Mit klaren Worten sagt er das Letzte selbst in der achten Stanze, worin er bestimmt erklärt, daß bei allem Phantastisch-Abenteuerlichen eines romantischen Gedichts die poetische Darstellungskunst doch die Hauptsache sey. G.

St. 3. Hesperien — Italien, welches die ältesten Griechen, weil es ihnen gegen Abend lag, Hesperia, das Abendland, nannten. W.

St. 9. Babylon wird in diesem Gedichte mehrmals (wiewohl unrichtig) als gleichbedeutend mit Bagdad gebraucht, welches letztere unter den abasiischen Khalifen der Sitz dieser mächtigen Fürsten war. Die alten Romanciers übten eine eben so willkürliche Gewalt über die Geographie als über Chronologie und Geschichte aus; und unser Dichter hielt es für schicklich, sich ihnen auch in diesem Stücke gleich zu stellen. Uebrigens ist nicht zu leugnen, daß das Babylon im Roman von Huon de Bordeaux, dessen so genannte Admirale (Miramolins) in den Romanen von Charlemagne und seinen Pairs eine große Rolle spielen, nicht in Mesopotamien, sondern angeblich in Aegypten gelegen haben soll. W.

St. 10. Joppe, jetzt Jaffa, syrische Stadt am mittelländischen Meere. Auf der Rhede von Joppe landen meistens die Pilger von Jerusalem. G.

St. 12. Die Sprache von Oc — Die sogenannte romanische (romana rustica) Sprache, die nach der Zerstörung der römischen Herrschaft in

Gallien vom Volke gesprochen wurde, theilte sich in zwei sehr ungleichartige Mundarten, in deren einer das dermalige französische Bejahungswörtchen oui, oil, in der andern hingegen oc ausgesprochen wurde. Diese leztere, die in dem mittäglichen Frankreich herrschte, hieß daher la langue d'oc und wurde späterhin die provençalische genannt. S. die Einleitung vor les Grands Fabliaux ou Contes du XII. et XIII. Siecle. W.

St. 22. Alquif — Ein weiser Meister und großer Zauberer im Amadis de Gaule. W.

St. 26. Fahren, für reisen, ausziehen, wallfahrten. „Als wir zum heil'gen Grab zu fahren uns verbanden." In noch weiterer Bedeutung hieß fahren herum irren, im Lande herum ziehen; daher fahrende Ritter (Chevaliers errans), fahrende Schüler, Landfahrer u. d. Fahrt (Ges. 5. St. 55) ist also so viel als Zug, Ritt oder das französische Wort Traite. W.

St. 26. Schimpf — „In Schimpf und Ernst," d. i. in Ritterspielen und in gefährlichen Abenteuern, wo Leib und Leben gewagt wurde. — Schimpf wird hier in der veralteten Bedeutung von Spiel und Scherz gebraucht. Noch im funfzehnten Jahrhundert waren scherzen und schimpfen gleichbedeutend. So heißt es z. B. (nach Adelungs Zeugniß) in einer zu Straßburg 1466 gedruckten deutschen Bibel: „Abimelech sah in (ihn, den Isaak) schimpfen mit Rebekka seiner Hausfrauen." — Es wird aus Schimpf noch Ernst werden, ist eine Redensart, die jezt noch in Oberdeutschland zuweilen gehört wird. W.

St. 30. Eitel — In der veralteten Bedeutung: „in eitel Lust und Pracht," statt, in lauter Lust —

St. 35. Rennen — „Bei einem offnen Rennen, „d. i. in einem Turnier; ein in dem alten Amadis aus Gallien und ähnlichen Werken häufig vorkommendes Wort. Noch gewöhnlicher hieß es ein Stechen, Stechspiel, Ritterstechen; daher Stechhelm, ein Turnierhelm, der das ganze Gesicht bedeckte und nur zum Sehen und Athmen Oeffnungen hatte, — Stechpferd, ein starkes zum Turnieren abgerichtetes Pferd, Stechbahn, Stechzeug u. s. w. ein scharfer Stecher. (Ges. 5. St. 12.) Reiten wurde ebenfalls als ein Synonym von turnieren oder eine Lanze mit einander brechen gebraucht: daher ein Ritt. (Ges. 3. St. 10.) Für Turnier wurde damals auch Turnei gesagt, (Ges. 2. St. 19.) im Feld und im Turnei. W.

St. 41. Verdrieß — Die alte Form des Wortes Verdruß, welche hier mit gutem Bedacht der gewöhnlichen vorgezogen worden ist. W.

St. 44. Scapulier — Ein zur Ordenskleidung der katholischen Geistlichkeit gehöriges Stück, aus zwei Stücken Tuch bestehend, die durch eine seidene

Schnur zusammenhängen, und wovon das eine die Brust, das andre den Rücken bedeckt. Oft wird aber auch der Rosenkranz darunter verstanden; wahrscheinlich auch hier. G.

St. 48. Pair (Pair) des Reichs — Es bedarf wohl kaum erinnert zu werden, daß unser Dichter auch hier, da sein Held sich (als Herzog von Guyenne oder Aquitanien) einen Pair des Reichs nennt, in der 49sten Stanze von Fursten des Kaiserreichs spricht und in dieser Qualität das Recht, seinen Ankläger zum Zweikampf heraus zu fordern, geltend macht, nicht der Geschichte, sondern den Ritterromanen von Charlemagne folgt, welche wahrscheinlich erst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ausgeheckt wurden. Der unbekannte Mönch, der seinen aus den abenteuerlichsten Erdichtungen zusammen gestoppelten Roman de Gestis Caroli M. et Rolandi, um ihm das Ansehen einer wahren Geschichte zu geben, dem Erzbischof Tilpin von Rheims (den er Turpin nennt) unterschob, hatte so wenig Kenntniß und Begriff von Karl dem Großen und seiner Regierung, daß er nicht nur die Gebräuche, Sitten und Lebensweise der sogenannten Ritterzeiten, sondern sogar die ganze Verfassung von Frankreich, wie er sie unter Ludwig VII. und Philipp August (unter deren Regierung er lebte) fand, in die Zeit jenes großen Königs der Franken hinüber trägt. Daher denn auch die vorgeblichen zwölf Pairs desselben, die in diesen Romanen als die zwölf großen erblichen Kronvasallen erscheinen, da man doch damals eben so wenig von Erb-Kronvasallen, als von bestimmten Vorzügen und Vorrechten einiger derselben vor allen übrigen wußte, indem alle vom König unmittelbar belehnte Barone, eben darum weil sie alle einander gleich waren, Pares Franciae hießen und, insofern ein jeder nur von seines gleichen gerichtet werden konnte, den Hof der Pairs, la Cour des Pairs ausmachten. Von wem und zu welcher Zeit die ehemals ungeheure Menge der Barone oder Pairs von Frankreich auf zwölf (sechs geistliche und sechs weltliche *) eingeschränkt worden, ist eine eben so problematische oder vielmehr unauflösbare Frage in der französischen Geschichte, als der Ursprung der Kurfürsten in der deutschen; aber so viel ist gewiß, daß von diesen zwölf Pairs erst unter Ludwig VII. Erwähnung geschieht. S. Les Moeurs et Coutumes dans les differens temps de la Monarchie Franç. au Tome VI. de l'Hist. de France de le Gendre. W.

St. 52. Herzog Nayms — Die alten Ritterbücher von Charlemagne und den Helden seiner Zeit sprechen viel von einem Herzog Naymes von

* Jene waren, der Erzbischof Herzog von Rheims, der Bischof Herzog von Laon, der Bischof Herzog von Langres, der Bischof Graf von Beauvais und die Bischöfe von Chalons sur Marne und von Noyon; diese, die drei Herzoge von Burgund, Normandie und Guyenne und die drei Grafen von Flandern, Champagne und Toulouse. W.

Baiern, als dem weisesten Mann an Karls Hofe, für dessen Rath dieser Kaiser immer besondere Achtung getragen habe. Bekannter Maßen kennt die Geschichte dieser Zeit keinen andern Herzog in Baiern, als den unruhigen Tassilo. Ich habe dem seltsamen Namen Naymes überall nachgespürt und nichts gefunden, als daß das in dem Zedlerischen Universal-Lexikon ein Naimus oder Nämus als ein General der Baiern unter Karl dem Großen aufgeführt wird, ohne die Quelle, woraus diese Angabe geschöpft ist, anzuzeigen. W.

St. 52. Urlaub — Das ältere Wort für Erlaubniß, bei Kero Urlaubii, in dem alten Gedichte auf Karls des Großen Feldzug bei Schilter Orlof, bei späteren Schriftstellern Laub, Lave, Lof, bei Opitz Erlaub und Verlaub S. Adelung unter Urlaub. G.

Gesang 2.

St. 5. Heiden, wird hier, nach der Weise der alten Ritterbücher, von allen Nicht-Christen, also auch von Saracenen oder Muhamedanern gebraucht. W.

St. 5. Mahom, und öfters — Eine in den alten französischen Rittergedichten, Fabliaux u. d. ziemlich allgemeine komische Abkürzung des Namen Mahomed, wenn von dem großen Propheten der Saracenen die Rede ist. W.

St. 11. Kobold — Eine Art von Mittelgeistern, Gobelinus im Latein des Mittelalters, von welchen man glaubte, daß sie den Menschen eher hold als zu schaden geneigt seyen, wiewohl dieß so ziemlich von ihrer Laune und andern Umständen abhing. Der Kobold der Bergleute oder das Bergmännchen scheint mit Gabalis Gnomen oder Elementargeistern von der vierten Classe einerlei zu seyn. W.

St. 13. Acqs — Acqus (Aquae Augustae) eine kleine, vor Alters beträchtliche, bischöfliche Stadt in den Landes von Gascogne, die ihren Namen von einer mitten in der Stadt befindlichen heißen Quelle hat. Aus den Worten Scherasmins sollte man schließen, daß Acqus damals im Besitz eines so genannten Gnadenbildes der heiligen Jungfrau gewesen sey. Poetisch zu reden, mußte er das, als in diesen Gegenden einheimisch, am besten wissen, und in so fern kann uns auch, ohne andere historische Beweise, an seinem Zeugniß genügen. W.

St. 16. Fahr — Das veraltete Wort, an dessen Stelle Gefahr gewöhnlich ist. Daher Fährde, Fährlich, Fährlichkeit, wovon ebenfalls in der Dichtersprache (nur pudenter, wie Horaz sagt) Gebrauch zu machen wäre. W.

St. 18. Der große Pan — Eine im Munde Scherasmins fast zu gelehrte Anspielung auf das bekannte Mährchen von dem ägyptischen Schiffer Thamos, dem, als er einst, unter der Regierung des Kaisers Tiberius, an den echinadischen Inseln vorbei fuhr, nach einer plötzlich erfolgten Windstille eine Stimme von den paxischen Inseln her zu dreien Malen befahl: sobald er den Hafen Pelodes (an der Küste von Epirus) erreicht haben würde, sollte er mit lauter Stimme ausrufen: Der große Pan sey gestorben. Thamos hatte diesen seltsamen Auftrag wieder vergessen, als er durch eine abermalige Windstille, die ihn im Angesicht des Hafens Pelodes befiel, daran erinnert wurde; und kaum hatte er den Tod des großen Pans ausgerufen, so ließ sich ein großes Wehklagen und Gewinsel in der Luft hören, wie von unsichtbaren Personen, die an dieser Nachricht ganz besondern Antheil nähmen und ihr Erstaunen und Leidwesen darüber bezeigten. Das Merkwürdigste an dieser schönen Geschichte ist, daß Plutarch in seiner Abhandlung von den Ursachen, warum die Orakel aufgehört hätten, sie einem gewissen Aemilianus in den Mund legt, der sie von seinem Vater, als einem unmittelbaren Augen- und Ohrenzeugen, gehört zu haben versicherte. — Uebrigens ist es, in Rücksicht des bekannten Gebrauchs, welcher in der Folge von dieser Erzählung gemacht wurde, eben nicht unmöglich, daß Scherasmin gelegentlich von seinem Pfarrer etwas von ihr gehört haben könnte, wiewohl ihm nichts davon im Gedächtniß geblieben, als die isolirte Vorstellung, wie still und todt es auf einmal in der Natur werden müßte, wenn der große Pan wirklich zu sterben kommen sollte. W.

St. 20. Ventregris — Ein nur in Scherasmins Munde duldbarer, wiewohl ehemals dem König Heinrich IV. von Frankreich sehr geläufiger gasconischer Schwur, statt Ventre-Saint Gris. W.

St. 25. Manichäer — War in Hüons Zeiten ein eben so gemeiner als verhaßter Ketzername, wobei man sich das Abscheulichste dachte, ohne sich darum zu bekümmern, was die wirklichen Anhänger des Manes ehemals gelehrt hatten oder nicht. Der Caplan konnte also dem tiefstudirten Manne, der sich so positiv gegen die Geister erklärte, keinen schlimmern Streich spielen, als ihm einen Namen anzuhängen, den jener nicht auf sich sitzen lassen durfte, wenn er den anwesenden Laien nicht ein Gräuel werden wollte. Daher vermuthlich der Fechterkniff, im Fortgang des Streits sich hinter so viel Latein zurück zu ziehen, daß die Zuhörer und vielleicht auch der orthodoxe Caplan selbst ihm nichts weiter anhaben konnten. W.

St. 32. Jungfernzwinger — Ein (vermuthlich) von unserm Dichter gestempeltes Wort für Jungfernkloster. Daß sich dazu keine andre Analogie

fand, als das Jägerwort Hundezwinger, wird ihm hoffentlich zu keinem Vorwurf gereichen. W.

St. 32. Betefahrt — In der katholischen Kirche eine Procession mit Kreuz und Fahnen, wobei gebetet wird. Besonders wurde vor Alters der in der sogenannten Kreuzwoche (Hebdomas Rogationum) übliche feierliche Umgang, wobei die Felder und Früchte eingesegnet werden, so genannt. Auch kommt dieses Wort in der allgemeinen Bedeutung von Wallfahrt vor. Es scheint niedersächsischen Ursprungs zu seyn. W.

St. 33. Klosterbühl — Bühel, Bühl (in den härtesten Mundarten Büchel) ist ein gutes altes Wort für Hügel. Die Reichsstadt Dinkelsbühl hat ihren Namen von Dinkel (einer Getreideart, die vermuthlich in ihrer Gegend vorzüglich geräth) und von einem dreifachen Bühl, d. i. Hügel, worauf sie erbaut ist. W.

St. 34. Domina — Wird die Vorsteherin der Frauenklöster in einigen religiösen Orden genannt. W.

St. 46. Langon — Eine kleine Stadt an der Garonne, berühmt durch ihren Wein, der für den besten unter den weißen Bordeaux-Weinen, Vins de Grave genannt, gehalten wird. Melanges tirés d'une grande Bibliothèque. Vol. 36. p. 94. W.

Gesang 3.

St. 2. Knappen — So viel als Schildknappen, Waffenträger, Knapo im mittlern Latein. Es war vor Alters mit Knecht oder Edelknecht (englisch Knight) einerlei und wurde auch von einem jungen Edelmann gebraucht, welcher einem ältern Ritter, entweder als Lehrjunge, um die Ritterschaft zu erlernen, oder als Geselle, um sie unter Anleitung und Aufsicht eines Meisters auszuüben, Dienste that. Nach und nach verlor es, wie Knecht und Schalk, seine vormalige Bedeutung und Würde und ist dermalen nur noch in den Benennungen Tuchknappe, Mühlknappe, Bergknappe, üblich. W.

St. 4. Wehrgeschmeide — Für Waffenschmuck, Waffenrüstung. W.

St. 6. Wehrwolf, Währwolf, Wärwolf, war nach dem alten Volksglauben ein in einen Wolf verwandelter Mensch. Adelung leitet die erste Sylbe ab von War, Vir, ein Mann. G.

St. 18. Magd, Maget, Magad, Maid, Meyd, sind verschiedene Formen eines Wortes, welches in seiner ältesten Bedeutung eine ungeschwächte

junge Frauensperson, eine Jungfrau im eigentlichen Verstande bedeutete. „Es heißt im Deutschen Magd (sagt D. Luther) ein solch Weibsbild, das noch jung ist und mit Ehren den Kranz trägt und in Haaren geht.“ In diesem Sinne wird Maria in einem alten Kirchenliede die reine Magd genannt. Im Heldenbuch, Theuerdank u. a. heißen junge Damen vom ersten Rang edle Meyd oder Magd, ohne daß eben auf die physische Bedingung der Jungfräulichkeit Rücksicht genommen wird. Magdthum bezeichnet daher im alten Deutschen sowohl den jungfräulichen oder ledigen Stand, als was man jetzt in engerer Bedeutung Jungferschaft nennt. W.

St. 27. Aus Titans rohem Samen — Von dem Geschlechte der Titanen, die hier, wie öfters, mit den Giganten verwechselt sind. Diese waren wilde Erdensöhne. Kampf gegen die Götter des Olympus führten jene und diese; der Schauplatz des Kampfes war Thessalien, wo die Berge Ossa und Pelion unterhalb des nördlicher gelegenen Olympus lagen. G.

St. 28. Der große Sohn der langen Wundernacht war Hercules; denn Jupiter verlängerte die Nacht, in welcher er ihn mit Alkmene zeugte, ins Dreifache. — Das Ideal des ruhenden Herkules schuf der Bildhauer Glykon, und wir besitzen es noch unter dem Namen des farnesischen Hercules, der schon im Alterthum oft copirt worden ist. G.

St. 29. Costume der Heldenzeit war das Costume der Natur. G.

St. 36. Verluppt — „Ganz in verlupptem Stahl,“ d. i. in bezauberten Waffen. Luppen, verluppen hieß in der alten allemannischen Sprache vergiften; daher verluppte Pfeile. Weil aber, wie Wachter wohl anmerkt, im gemeinen Volksglauben giftmischen und zaubern verwandte und associirte Begriffe sind, so bekamen die Worte luppen, verluppt auch die Bedeutung von zaubern und bezaubert. So sagt z. B. König Tyrol (beim Goldast):

Der konnte luppen (d. i. zaubern) mit die (dem) Speer;

und der Dichter Nithart (ebenfalls in Goldasts Paraenet.) Zöverluppe für Zauber, fascinum magicum. W.

St. 39. Unangemuthet, d. i. ohne eine Anmuthung zu dieser Person zu spüren, ohne daß sein Herz ihm etwas für sie sagt, ohne daß sie ihn interessirt. Muth (Mod, Muat, Muoth) hieß bei den alten Angelsachsen, Franken und Allemannen animus bene vel malo adfectus, das Gemüth, oder was wir figürlich das Herz nennen, und Muthen war so viel, als das Gemüth in Bewegung setzen, anziehen. Daher Anmuth, was unser Herz anspricht, anzieht. Das Zeitwort anmuthen scheint also vorzüglich dazu geschickt zu seyn, wenigstens in vielen Fällen die Stelle des fremden und unsern Puristen anstößigen interessiren zu ersetzen; zumal wenn unsre Schriftsteller sich entschlössen,

dieses Wort in dem Sinne, worin es ansinnen oder zumuthen (d. i. verlangen, daß ein Anderer über eine gewisse Sache eben so gemuthet sey, wie wir) heißt, nie wieder zu gebrauchen. Von etwas angemuthet seyn oder unangemuthet seyn oder werden, wäre diesem nach so viel als davon interessirt oder nicht interessirt werden: und in diesem Sinne scheint unser Dichter das von ihm vermuthlich zuerst gebrauchte Wort unangemuthet genommen zu haben. W.

St. 40. Großheit — Großheit verhält sich zu Größe, wie Hoheit zu Höhe, nur daß es in dieser Bedeutung im Hochdeutschen noch nicht üblich ist. Der Dichter versteht unter Großheit das, was beim ersten Anblick eine große, über gewöhnliche Menschen weit empor ragende Person ankündigt. Größe, ohne irgend eine hinzu gesetzte nähere Bestimmung, erweckt nur den Begriff körperlicher Quantität; Großheit erregt ein mit Ehrfurcht verbundenes dunkles Gefühl der Würde und Vortrefflichkeit einer Person. Majestät ist nur ein höherer Grad von Großheit, und beide können auch ohne eine über das gemeine Maß hinaus gehende körperliche Größe (Procerität) Statt finden, wiewohl diese unstreitig ein Beträchtliches dazu beiträgt, das Gefühl und Vorurtheil von Großheit und Majestät zu erregen. W.

St. 47. Recke — Ein veraltetes Wort für Riese. Es wurde ehemals auch von andern tapfern und streitbaren Männern gebraucht, und die alten Sueven werden in dieser Bedeutung in dem Lobgesang auf den heiligen Anno St. 19. gute Recken genannt. In den alten isländischen Mythen heißen ihre Heerführer oder Landeshauptleute (Könige) Landrecken. W.

St. 57. Je und ie — Die alte und noch immer übliche oberdeutsche Form der Partikel je ist ie, welches beinahe wie i ausgesprochen wird. So kommt sie bei den Minnesängern immer vor, und die Richtigkeit dieser Form und Aussprache wird auch durch das offenbar aus den alten Verneinungswörtchen ni und ie zusammen gesetzte nie bestätiget. Weil man einem deutschen Dichter das Reimen nicht ohne Noth erschweren sollte, indem unsre Sprache ohnehin arm genug an Reimen ist, so halten wir für billig, daß man reimenden Dichtern erlaube, sich der Wörter je, jeder und jetzt sowohl in dieser neuern, als in der altdeutschen Form, ie, ieder und izt, nach Gefallen zu bedienen. Ohne diese Freiheit hätte hier eine der besten Stanzen des ganzen Oberons entweder gänzlich cassirt oder ins Schlechtere verändert werden müssen. W.

St. 55. Weib — „Da steht vor ihm ein göttergleiches Weib," — wird hier in der altdeutschen Bedeutung gebraucht, vermöge deren es, wie das griechische gyne eine jede Frauensperson, ohne Rücksicht auf Geburt, Stand

und Alter bezeichnet. So kommt das Wort Wib beständig bei den Minnesängern vor, wiewohl schon Walther von der Vogelweide in einem seiner schönsten Lieder sich sehr darüber ereifert, daß man zu seiner Zeit (im dreizehnten Jahrhundert) schon einen Unterschied zu machen anfing, weil die vornehmern nicht mehr Weiber, sondern Frowen (Frauen) heißen wollten. Indessen sagen noch jetzt in Oberdeutschland Personen von Stande, wenn von ihres gleichen die Rede ist — „Sie ist ein schönes Weib;" und auch in unsrer neuern Dichtersprache ist das Wort Weib von Mehrern wieder in seine alte Würde eingesetzt worden. Denn, wie der eben benannte edle Minnesänger sagt:

Wib muß immer sin der Wibe höchster Name. W.

St. 66. Im wohlbekannten Reime, nämlich: Träume sind Schäume; wofür die Franzosen sagen: Songes sont mensonges. G.

Gesang 4.

St. 2. Genevrens Fuß — Der schönen Gemahlin des Königs Artus. G.

St. 3. Gleicht Medusen — Deren abgeschlagenes Haupt die Kraft hatte, Jeden, der es erblickte, in Stein zu verwandeln. Vergl. Ges. 5. St. 37. G.

St. 15. Gaden — Ein uraltes Wort, dessen Gebrauch in Ober- und Niederdeutschland und vornehmlich in der Schweiz hier und da noch in verschiedenen aus einem gemeinsamen Begriff entspringenden Bedeutungen sich erhalten hat. In dem Namen der gefürsteten Propstei Berchtoldsgaden und des oberbaierischen Prämonstratenser-Stifts Steingaden ist Gaden eben das, was hausen, heim, zell in den Namen einer Menge von Klöstern in Oestreich, Baiern und Schwaben. In der Bedeutung von Laden, Kammer, Scheune, Stall sagte man ehemals Würzgaden, Gadendiener, Speisegaden und sagt noch jetzt in der Schweiz Milchgaden (Milchkeller), Käsegaden, Viehgaden, Heugaden. Für Stockwerk eines Hauses kommt es im Schwaben- und Sachsenspiegel u. v. a. und für Zimmer oder Gemach im Heldenbuche vor:

Da schloß die Küniginne
Drei Riegel vor das Gaden.

Eva war ein Gaden (Wohnsitz) aller weiblichen Tugend, sagte der zu seiner Zeit berühmte Prediger Joh. Matthesius noch im sechzehnten Jahrhundert. Man sollte dieses Wort (welches schon beim Ottfried und Willeram in der

Form Gadum und Gegadame vorkommt) um so mehr zu erhalten suchen, da es ohne Zweifel eines von denen ist, die uns aus der ältesten Sprache der gemeinschaftlichen Stammmutter der hebräischen, phönicischen, persischen und keltischen übrig geblieben sind. Denn es ist im Hebräischen Gadar, einzäunen, im Punischen Gadir, Einzäunung, in Gades, dem alten Namen der Stadt Cadiz, und in dem Namen der persischen Stadt Menesgada und der Burg Pasergada oder Persagadum, in der Gegend, wo Cyrus den berühmten Sieg über den Astyages erhielt unverkennbar. In unserm Gedichte scheint es hier, zumal im Munde Scherasmins, an seinem rechten Orte zu stehen und eine kleine Ladenstube oder Kammer eines schlechten Häuschens in einer Winkelgasse zu bezeichnen. W.

St. 36. Han — Eben das, was Kararan- oder Kirwan-Serai; große öffentliche Gebäude in den mohamedanischen Ländern, wo Reisende, jedoch ohne Verpflegung, beherbergt werden. W.

St. 40. Drusen — Völkerstämme in Syrien, auf dem Antilibanus, wo sie ein ungemein fruchtbares Plateau bewohnen. Sie stehen unter vielen Schachs ihrer eigenen Nation, deren Oberhäupter sich Emir nennen. „Die Franzosen, sagt Niebuhr (Reise II. 425.), haben uns versichern wollen, daß die Drusen von ihren Landsleuten abstammten, die in der bergigen Gegend des gelobten Landes zurückblieben, nachdem die Europäer aus diesen Gegenden vertrieben wurden. Daß dieß ganz ungegründet sey, erhellt daraus, daß Benjamin von Tudela ihrer schon erwähnt. Die Drusen sind wohl ursprünglich Syrer.“ Sie sind ein ritterliches, fleißiges, in ihren Religionsgebräuchen geheimnißvolles Volk. Um mit den Türken keinen Religionskrieg zu erhalten, nennen sie sich Mohamedaner. Der Emir und andre Vornehme sind beschnitten; sie lernen auch das Gebet und die dazu gehörigen Ceremonien, bekümmern sich aber übrigens um die mohamedanische Religion gar nicht. G.

St. 47. Bar, „schön wie ein barer Engel“ — ein veraltetes Wort, welches ehemals unter andern die Bedeutung von offenbar, augenscheinlich (manifestus, luculentus) hatte und, insofern dieser Begriff damit verbunden wird, in die Sprache der Dichter (in welcher die Beiwörter größten Theils als Farben zu betrachten sind), wenigstens in die Sprache des komischen, scherzhaften und launigen Styls, aufgenommen zu werden verdient. Man hat es deßwegen einer Person in den Mund gelegt, der es anständig ist, sich in einer, wo nicht niedrigen, doch weniger edeln Sprechart auszudrücken als der Held des Stücks oder der Dichter, wenn er selbst erzählt. W.

St. 47. Fant — „Ein fremder junger Fant“ — Dieses Wort wird hier für Jüngling gebraucht und ist in so fern mit dem alten Worte Knapp

wovon Schildknapp, Bergknapp) gleichbedeutend. In Niedersachsen, wo es so viel als Knecht ist, wird es Fent ausgesprochen; im Isländischen lautet es Fant. Das italienische Fante ist damit vielleicht einerlei Ursprungs. Auch die Bauern (Pions) im Schachspiele werden in einigen Gegenden Fant oder Fänt genannt. W.

St. 54. Bezoar — In dem Magen der Bezoarziege im Kaukasus findet man einen (auch bei andern Thieren beobachteten) Stein, Bezoar oder Bezoarstein, von bläulicher oder grünlicher Farbe und angenehmem starken Geruch. Man schrieb ihm ehedem außerordentliche medicinische Kräfte zu, weil man ihn überhaupt für eine wunderbare Erscheinung hielt. G.

St. 63. Versehen — etwas versehen, d. i. schicken, verfügen, kommt in dieser veralteten Form und Bedeutung öfters in Luthers Bibel vor. W.

Gesang 5.

St. 37. Der Gorgone furchtbares Haupt — Perseus war im Besitz des versteinernden Medusenhauptes und rettete mittelst desselben die Andromeda, die, an einen Felsen angefesselt, einem Meerungeheuer preisgegeben werden sollte. Der Andromeda Vater hatte ihm die Gerettete zur Gemahlin versprochen. Während der Hochzeitfeier aber kam ein früherer Verlobter, um sie ihm zu entreißen und Perseus mußte auch diesen Kampf wieder mit dem Haupte der Gorgone Medusa bestehen. S. Ovid Metam. 4, 668. G.

St. 38. Allzuhauf — Nach der Analogie von allzugleich, allzumal u. a. aus All und zu Hauf (welches letztere in den Redensarten zu Haufe bringen, treiben, kommen, noch nicht völlig aus der Uebung gekommen ist) in Form eines Nebenwortes zusammen gesetzt. Da der Dichter sich keiner Stelle im Heldenbuch, Theuerdank und dergleichen erinnert, auf die er sich zu Rechtfertigung dieses ungewöhnlichen Wortes berufen könnte, so muß er es darauf ankommen lassen, ob es als ein neu gewagtes geduldet oder verworfen werden wird. W.

St. 47. Divan — Collegium des Staatsrathes. — Imam, 1) Oberhaupt der mohamedanischen Kirche; 2) Besorger der gottesdienstlichen Gebräuche. G.

St. 47. Hämmling — Ungefähr eben diese Art von Sklaven kombabischen Geschlechts (Ges. 5. St. 33.), welche in der 48sten Stanze beschnittener Kämmerlinge heißen. Das Wort Hämmling ist nach Wachter sehr alt und scheint nicht von Hammel, sondern von dem alten Wort hämeln, stümmeln

verschneiden, abgeleitet zu seyn. In dem Sinne, worin es hier gebraucht wird, kommt es in einer von Adelung unter dem Worte Hammel angeführten alten Uebersetzung des Terenzischen Eunuchus vor, die im Jahre 1486 zu Augsburg gedruckt wurde. In einer hundert Jahre spätern Uebersetzung eben dieser Komödie, durch M. Josua Loner, Pfarrherrn und Superintendenten zu Arnstadt, wird Eunuchus durch Frauenhut gegeben. „Wenn man (sagt der Uebersetzer) das deutsch wollt geben gut, Möcht man's nennen den Frauenhut." (Hut wird hier, wie man sieht, in einer veralteten Bedeutung für Hüter genommen.) Der Erfinder dieses komischen Wortes ist aber nicht besagter Loner, sondern D. Luther, wie aus folgender von Wachtern angezogenen Stelle aus seiner berüchtigten Schrift Wider Hans-Worst, Wittenberg 1541, zu ersehen ist: „Er were besser ein Frauenhut, der nichts thun sollte, denn wie ein Eunuchus, d. i. ein Frauenhut, stehen in einer Narrenkappe mit einem Fliegenwedel, * und der Frauen hüten, und des davon sie Frauen heißen (wie es die groben Deutschen nennen)." W.

St. 56. Dienstmann — In der weitesten Bedeutung, ein Lehensmann oder Vasall. W.

St. 65. Stange, für Speer oder Lanze, kommt in dieser Bedeutung noch in Luthers Bibelübersetzung vor, Matth. 26, 47. W.

St. 72 und Ges. 7. St. 22. Die Wage, für das, was man bei einer Entschließung wagt. Wage ist in dieser Bedeutung ein zwar veraltetes, aber, wenn es am rechten Orte steht, jedem verständliches und kaum entbehrliches altdeutsches Wort. Auch Wagestück, welches in einigen Provinzen noch gehört wird, für eine gefahrvolle Unternehmung, verlangt mit gleichem Recht wieder in Umlauf zu kommen. W.

St. 75. Askalon — Diese ehemals berühmte Hafenstadt Palästina's, am mittelländischen Meere, die seit den ältesten Zeiten des Christenthums ein Bischofssitz war, ist jetzt zu einem kleinen Dorfe herabgesunken, welches Scalona heißt. G.

Gesang 6.

St. 5. Lepanto — Stadt in Griechenland, in der jetzigen Provinz Livadien. G.

* Eine Anspielung auf den Pseudo-Frauenhut Chärea im Terenz, dem eine Magd, in der Meinung, daß er der Verschnittene sey, welchen ihre Dame zum Geschenk erhalten hatte, die junge Pamphila zu hüten gab, mit dem Auftrag, ihr, während sie nach dem Bade der Ruhe pflegte, Luft zuzufächeln. W.

St. 8. Salern, im Königreiche Neapel. G.

St. 22. Angehen — So viel als unternehmen, beginnen; eine sehr alte Bedeutung dieses Wortes, dessen Gebrauch durch Hagedorns Beispiel (in der Fabel vom Lewen, der mit seinem Bilde im Brunnen fechten will) hinlänglich gerechtfertigt ist:

Und fordert ihn heraus, den Zweikampf anzugehen.

Poetische Werke II. S. 239 nach der Hamb. Ausgabe von 1769. W.

St. 27. Bangen, nach etwas bangen, statt mit bänglicher Ungeduld nach etwas verlangen: ein neu gewagtes Wort, welches sich selbst durch die Welt helfen mag, wenn es kann. Ob es nicht in alten Zeiten schon üblich gewesen, davon finden wir zwar keine Spur; aber wie wenig sind auch die noch vorhandenen Ueberbleibsel aus den Zeiten der Minnesänger theils gekannt, theils benutzt! W.

St. 32. Durstiglich — nach einer veralteten oberdeutschen Form von Nebenwörtern, welche in inniglich, ewiglich, wonniglich und andern, wenigstens in der Dichtersprache, sich noch erhalten hat. Luther gebraucht das Wort dürstiglich in seiner Uebersetzung der Bibel mehrmals, um den höchsten Grad einer leidenschaftlichen Begierde auszudrücken; als, 1. Buch Mos. 34, 25: die Brüder der Dina gingen in die Stadt Sichems dürstiglich und erwürgten Alles, was männlich war — und Sprichw. Salom. 14, 5: ein falscher Zeuge redet durstiglich Lügen. In diesem Sinne wird es hier gebraucht. W.

St. 39. Die drei und dreißig Stücke, welche zu einer vollkommenen weiblichen Schönheit gehören, kann Jeder, wer sie kennen zu lernen Lust hat, bei de la Chambre finden. S. dessen Anleitung zur Menschenkenntniß (Jena 1795.) G.

St. 42. Stapfen, einher stapfen — Ein veraltetes, aber malerisches Wort, für stark und fest auftreten. W.

Gesang 7.

St. 2. Mentorblick — Blick eines aufmerkenden Hofmeisters. Minerva führte unter dem Namen und in der Gestalt Mentors den jungen Telemachos (in der Odyssee), und daher nennt man einen Hofmeister einen Mentor. G.

St. 4. Lateran, (s. B. 11. S. 308). G.

St. 36. Antichrist — Widersacher des Christus oder Messias, ein furchtbarer Feind und Verfolger des Juden- und Christenthums, welcher vo-

der Wiederkunft des Messias erscheinen wird. Er heißt „ein Mensch der Sünde, ein Sohn des Verderbens, der sich selber in den Tempel Gottes setzt und sich zum Gott aufwirft.“ (2. Thessal. 2, 3.) Juden und Christen haben gewetteifert, ihn auszumalen.

Gesang 8.

St. 61. Versteinen — Zu Stein werden, statt des gewöhnlichen versteinern, wo das r in der Endsylbe überflüssig und sogar unrichtig ist. Wenn man verbessern, verschönern, verkleinern, vergrößern sagt, so geschieht es darum, weil etwas besser, schöner, kleiner, größer werden soll, als es war. Bei versteinen hingegen ist die Rede nicht davon, etwas noch steinerner, als es ist, sondern etwas, das kein Stein war, zum Stein zu machen. W.

St. 80. Gold der Aureng-Zeben — Aureng-Zeb (Zeyb) d. i. eine Zierde des Thrones, ward der nachmalige Groß-Mogol Aalem Guyr (geb. 1619, gest. 1707) von seinem Großvater aus Freude über seine Geburt genannt. Durch Hinterlist und Verrath, den Mord des Vaters und der Brüder bestieg er den Thron, bewies sich aber nachher als tapfern und gerechten Regenten. Seine glücklichen Kriege bereicherten ihn noch mehr; nach ihm erlosch der Glanz seines Reiches. G.

Gesang 9.

St. 5. Sultanin — (Sequin) eine türkische Goldmünze, deren Werth hier, wo es auf eine sehr genaue Bestimmung nicht ankommt, etwa einem Goldgülden oder halben Mard'or gleich angenommen werden kann. W.

St. 5. Gulistan — Ein persisches Wort, welches Blumen- oder Rosengarten bedeutet, bekannt aus einem unter diesem Namen in die vornehmsten europäischen Sprachen übersetzten Gedichte des berühmten persischen Dichters Sahdi oder Scheik Mosleheddin Saadi von Schiras, der um das Jahr Christi 1193 geboren wurde und bis 1313 unsrer Zeitrechnung gelebt haben soll. — Der Gebrauch dieses Wortes an dieser Stelle bedarf wohl keiner Rechtfertigung. W.

St. 6. Märtrerberg — Montmartre bei Paris, so genannt, weil nach ehemaligem gemeinem Glauben der heilige Dionysius Areopagita mit seinen Gefährten S. Rusticus und S. Eleutherus den Martertod auf diesem Berg erlitten haben sollen. W.

St. 14. Baskenvolk — Basken (Biscayer) war der alte Name der Gascogner, die ehedem an den Pyrenäen in Spanien wohnten. Hier stehen sie für Gascogner selbst, die zu einem Theile der Provinz Guyenne gehören und in dem Rufe stehen, ihren ganzen, nicht sonderlichen, Witz zu Aufschneidereien zu verwenden. G.

Gesang 10.

St. 43. Laudan — Laudanum, eine aus Opium zubereitete Arznei von der Erfindung des berühmten Paracelsus, steht hier für jedes andere Cordial. W.

St. 49. Idschoglan — Name einer Art von Pagen des türkischen Hofes, die im dritten Hofe des Serai neben dem Divan wohnen und in vier Oda's oder Classen abgetheilt sind, von welchen die vierte unmittelbar zur Bedienung der Person des Sultans bestimmt ist. Vermöge einer den Dichtern immer zugestandenen Freiheit wird hier vorausgesetzt, daß ungefähr dieselbe Einrichtung auch am Hofe des Königs von Tunis Statt gefunden habe. W.

St. 53. Betitelt, mit einem rechtsgültigen Grunde (titulo juris) zum Anspruch an etwas versehen; „zu einem Gärtnerschurz betitelt," statt berechtigt, ist in dieser Bedeutung neu gestempelt. W.

Gesang 11.

St. 9. Erigone — Tochter des Ikarios, eine Geliebte des Bacchus, ward nach ihrem Tode unter die Sterne versetzt und prangt als Sternenjungfrau. Ob der Dichter ihre Lippen als jungfräuliche oder als solche habe preisen wollen, die einen Gott wie Bacchus entzückten, weiß ich nicht; denn ich erinnere mich keiner Stelle, wo von ihrer Schönheit, etwa wie von der der Amazone bei Lucian, besonders die Rede wäre. G.

St. 23. Pompelmusen — Der Pompelmusbaum gehört zu den Orangen. Seine Früchte, mit einem weinsäuerlichen Saft angefüllt, erreichen in einem günstigen Klima eine Schwere von 14 Pfunden. Bei uns bleiben sie herbe. G.

St. 33. Maneh, auch Salam genannt, ist eine unter den Türken und maurischen Saracenen gewöhnliche Art von geheimen Liebesbriefen.

wobei Blumen, Specereien und tausend andere Dinge als symbolische Zeichen, die eine gewisse abgeredete Bedeutung haben, statt der Worte gebraucht werden. In Plants türkischem Staatslexikon ist ein Beispiel davon gegeben, wo eine Weinbeere, ein Strohhalm, eine Jonquille, ein seidener Faden, Papierschnitzel, ein Schwefelhölzchen, eine Pistacie, eine verwelkte Tulpe und ein Stückchen Goldfaden, in einem Beutel der Geliebten überschickt, ihr ungefähr so viel sagen, als: „Holdes Mädchen, erlaube, daß ich dein Sklave sey und laß dir meine Liebe gefallen. Ich brenne vor Sehnsucht nach dir, und diese Flamme verzehrt mein Herz. — Meine Sinne verwirren sich. Ach, möchten wir doch zusammen auf einem Bette ruhen! Ich sterbe, wenn du mir nicht bald zu Hülfe kommst." — Eine ähnliche Probe theilt Lady **Worthley Montague** im vierzigsten der oben angezogenen Briefe ihrer Correspondentin mit. Ihrem Berichte nach ist mit jedem symbolischen Zeichen dieser geheimen Sprache ein gewisser Vers aus einem Dichter combinirt; und sie sagt, sie glaube, es sey eine Million Verse zu diesem Gebrauch bestimmt; — was, wenn wir auch neun Zehntheile von der Million fahren lassen, diese Sprache zu einer der schwersten in der Welt machen würde. W.

St. 41. Odalisken — Die Frauen des Sultans im Serai. G.

St. 47. Golkond und Siam — Golkonda war einst die Hauptstadt eines mächtigen ostindischen Reiches, das oft mit dem gleichen Namen benannt wird. Unter anderem ist es wegen seiner großen und ausgezeichneten Diamanten berühmt. — Das Königreich Siam auf der jenseits des Ganges liegenden Halbinsel Indiens ist reich an Gold. G.

Gesang 12.

St. 16. Glorie — „Wie eine Glorie" — Wenigstens in dieser zu unsrer Malersprache gehörigen Bedeutung, in welcher es das Bild des sich öffnenden Empyreums und der Erscheinung himmlischer Wesen, Engel und Heiligen in der Phantasie erregt, sollte, dünkt uns, dieses zwar fremde, aber schon in Kaisersbergers Postille und einigen unsrer ältesten Kirchenlieder vorkommende und also längst verbürgerte Wort beibehalten werden. Aber auch bloß als poetische Farbe ist es der Dichtersprache, um den höchsten Grad von Ruhm, Herrlichkeit und Majestät auszudrücken (wie so manche andere Wörter, deren man uns ohne Noth oder Nutzen berauben will), unentbehrlich. W.

St. 26. Vom Thurm der Imam ruft — Statt daß bei uns zu gottesdienstlichen Verrichtungen ein Zeichen mit der Glocke gegeben wird,

geschieht es bei den Türken durch Ausruf von den Thürmen (Minarés). G.

St. 43. Kurdé — Ein weites Oberkleid der türkischen Damen. Siehe Letters of Lady M. Worthley Montague L. XXIX. W.

St. 59. Aga — Anführer des Militairs. G.

St. 81 Dank, kommt mehrmals in der Bedeutung vor, die dieß Wort in der alten Turniersprache hatte, worin es den Preis bezeichnete, welchen der Ritter gewann, der alle andere aus dem Sattel gehoben hatte. W.

St. 87. Doolin von Maganz — Doolin von Mainz, den Lesern durch Alxingers Gedicht wohl bekannt. G.

Nachrichten

von

Wielands Leben.

In der folgenden Skizze sollen die Hauptumstände von Wielands Leben aufgeführt und der Zusammenhang zwischen seinen Schriften und seinem Entwicklungsgang gezeigt werden. Wir halten uns dabei vorzüglich an seinen trefflichen Biographen Gruber.

Christoph Martin Wieland wurde am 5. September 1733 zu Oberholzheim, einem damals zum Gebiete der Reichsstadt Biberach gehörigen, jetzt k. würtembergischen Dorfe geboren, wo sein Vater, Matthäus Wieland, Pfarrer war. Gleich im folgenden Jahre wurde der Vater, der einem alten bürgerlichen Geschlechte Biberachs angehörte, in diese Stadt versetzt, wo er anfangs Prediger an der evangelischen Hauptkirche war und später zum Senior des geistlichen Ministeriums vorrückte. — Dieser treffliche Mann ließ es seine vornehmste Sorge seyn, seine Kinder so gut zu erziehen, als es ihm seine beschränkten Vermögensumstände nur immer erlaubten, redlich unterstützt von seiner häuslichen Gattin, einer gebornen Kieke, einer Frau vom sanftesten, aber dabei etwas reizbaren Gemüthe, von deren Naturell auch der Sohn das Meiste geerbt zu haben scheint.

Schon am Knaben Wieland war eine besondere Anlage zum Ernst zu bemerken, der sich selbst in seinen Kinderspielen äußerte, und diese Richtung war ihm vom Vater angestammt;

sie wurde durch das Beispiel desselben verstärkt und ist vom bedeutendsten Einfluß auf das Leben des Dichters geworden. Der Vater hatte einen starken Anstrich von Spenerschem Pietismus, und so wurde das Herz des Knaben von zartester Kindheit an mit reiner Pietät erfüllt. Aber auch mit der geistigen Bildung desselben begann der Vater sehr früh, schon im dritten Jahre. Im körperlich etwas schwächlichen Kinde verband sich die heißeste Lernbegier mit der schnellsten Fassungskraft, und so hatte denn der junge Wieland im vierzehnten Jahre im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, in Mathematik, Logik, Geschichte den besten Grund gelegt und überdieß im Zeichnen und in der Musik bedeutende Fortschritte gemacht. Dabei entwickelte sich aber in ihm, bei der Wärme seines Gefühls und der Erregbarkeit seiner Phantasie, eine bedenkliche religiöse Schwärmerei, welcher nur durch die gleich tiefen Eindrücke anderer Unterrichtsgegenstände das Gleichgewicht gehalten wurde. Im achten Jahre las er bereits des Cornelius Nepos Lebensbeschreibungen römischer und griechischer Helden mit Begeisterung, und im dreizehnten Horaz und Virgil so, daß er sie, wenn auch nicht besser verstand, als sein Rector, doch vielleicht besser errieth. Vom eilften Jahre an offenbarte sich bei ihm der leidenschaftliche, immer wachsende Drang zur Poesie. Im zwölften schon schrieb er, kleine Versuche verschmähend, lateinische Gedichte von mehreren hundert Versen, und in einem derselben brach bereits sein Hang zur satirischen Laune zu Tag; denn seine „Pygmäen" waren nichts, als eine Satire auf die kleine Frau seines langen Rectors, wobei

er den Vers des Juvenal: et levis erecta consurgit ad oscula planta, zu Grund gelegt hatte. Er versuchte sich aber auch in deutschen Gedichten, und hier fehlte es ihm freilich an Mustern, wie er im Lateinischen vor sich hatte. Indessen verrieth sich auch hier schon sein richtiges Gefühl; denn, wenn ihm auch Gottsched ein sehr wichtiger Mann schien, so fühlte er sich doch ganz besonders zu dem gleichzeitigen melodiösen und malerischen Dichter Brockes hingezogen. Er schrieb eine Menge Verse, kleine Singspiele, Cantaten und Schilderungen in der Manier des Brockes und wagte sich im dreizehnten Jahre an ein Heldengedicht, die Zerstörung Jerusalems. Seine Hülfsmittel dabei waren Johannes Hübners Anleitung zur deutschen Poesie und Gottscheds damals so berühmte kritische Dichtkunst. Das Beste dabei war, daß der junge Poet selbst fühlte, daß alle seine, nach solchen Mustern componirten Gedichte nichts taugten, und sie dem Feuer übergab.

Die großen Hoffnungen, welche der Sohn erregte, bewogen den Vater, kein Opfer zu scheuen und ihn einer höhern Lehranstalt zu übergeben, bei deren Wahl er vorzüglich von seinen religiösen Ansichten geleitet wurde. Das blühendste Institut im Geiste der aus Speners theologischer Schule hervorgegangenen Pädagogik war damals Klosterbergen bei Magdeburg, und dorthin ging der noch nicht vierzehnjährige Wieland ab. Von den beiden Gefahren des Pietismus, der Heuchelei und Schwärmerei, konnte einem solchen Gemüthe nur die letztere drohen, und im Anfang seines Schullebens war er auch ein Schwärmer, wie keiner seiner Genossen;

aber auch jetzt, wie im väterlichen Hause, rettete ihn der brennende Wissensdurst. Er verschlang die Classiker, und Cicero wurde als philosophischer Schriftsteller sein Liebling. Ueberhaupt währte es nicht lange, so verlor er sich ganz in der Philosophie; aber der Widerspruch zwischen den durch sie angeregten Ideen und seinen pietistischen Vorstellungen beunruhigte ihn aufs äußerste, und er litt oft die grausamsten Seelenschmerzen, wenn ihm über dem Bestreben, die Wahrheit zu finden, sein Glaube zu wanken schien, und sich ihm dann die ewigen Höllenstrafen vorstellten. Aber trotz dieser Angst ließ er sich bald durch französische Schriftsteller noch weiter in das Labyrinth hineinlocken, und er kam namentlich durch Fontenelle und Voltaire immer tiefer in die Freidenkerei hinein, welche damals der Gottlosigkeit geradezu gleich geachtet wurde. Wieland verfiel ernstlich in Zweifel über die Wirklichkeit Gottes, und dieser innere Zwiespalt drohte ihn zu verzehren. Und jetzt waren es die Griechen, besonders Xenophon, die ihm Beruhigung brachten, indem sie ihn immer mehr zu der Sokratischen Kalokagathie hinzogen, welche sein ganzes Leben hindurch der Grundton seines Charakters geblieben ist. Der durch Xenophon gelegte Keim wurde aber durch die damals allgemein gelesenen englischen Wochenschriften Spectator, Tadler und Guardian weiter entwickelt.

Versenkt in philologische und philosophische Studien und die Vorbereitung zur Theologie, dichtete Wieland in Klosterbergen nur wenig; sein Enthusiasmus für die Poesie war aber noch der alte, und vorzügliche Anregung zur theoretischen

Beschäftigung mit deutscher Dichtkunst erhielt er durch Breitingers Schriften, durch Hallers Gedichte und die damals berühmten sogenannten „Bremer Beiträge.“ In diesen erschienen die drei ersten Gesänge von Klopstocks Messias; diese außerordentliche Erscheinung hat wohl auf Niemanden tiefern Eindruck gemacht, als auf Wieland, und die Begeisterung für Klopstock und sein Gedicht wurde sogar für sein ganzes Leben entscheidend, indem sie es war, die ihn nach der Schweiz führte.

Im Frühjahr 1749 verließ Wieland Klosterbergen und lebte nun ein Jahr lang zu Erfurt bei einem Verwandten, Dr. Baumer, Professor der Medicin, um sich in der Philosophie eiter auszubilden. Baumer, ein philosophischer, heller Kopf, trug ihm Wolfische Philosophie vor; vielleicht den wichtigsten Dienst leistete er ihm aber dadurch, daß er ihn mit Don Quixote bekannt machte. Uebrigens lebte er hier so einsam, wie auf der Schule, und überhaupt gedenkt Wieland nirgends eines Jugendfreundes. Der tiefe Ernst seines Wesens zog ihn immer nur zu ältern Personen hin.

Mit den ungewöhnlichsten Kenntnissen und weit über sein Alter reif, kehrte der siebenzehnjährige Jüngling 1750 in das väterliche Haus zurück. Seltsam gährten in ihm die widersprechendsten Elemente: Mysticismus und Freigeisterei, heidnische Philosophie und evangelische Dogmatik, Wolf und Bayle, Sokrates und Cervantes; aber dieses Chaos sollte durch eine Macht, welche ja überall die größten Wunder wirkt, zu einer Welt gestaltet werden. Was er jetzt wurde, ward er durch die Liebe, durch die Liebe zu jener Sophie

von la Roche, welche in der Literatur der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so oft genannt wird. — Sophie Guttermann, die Tochter eines Augsburgischen Patriciers und gelehrten Arztes, war eine Verwandte Wielands und ein nach Geist und Gemüth so seltenes Wesen, als er selbst. Sie hatte bei den ausgezeichnetsten Anlagen die sorgfältigste, ja fast gelehrte Bildung erhalten, und zwar, was noch seltener ist, ohne Nachtheil für ihre Weiblichkeit. Sophie befand sich, als Wieland nach Hause kehrte, in Biberach, und beide waren einander so ähnlich an früher Reife und an Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne, daß sie sich schnell befreunden mußten, und aus dieser Freundschaft Liebe wurde. Das Mädchen war für Wieland eine wahre Himmelserscheinung; was von Zärtlichkeit und Hingebung in seiner Seele war, wendete er leidenschaftlich ihr zu, und alle Blüthen seines Geistes erschlossen sich zu einem reichen Frühling der Liebe. „Kaum," sagt er selbst, „ging mit Junius Brutus eine solche Veränderung vor. Aus einem flüchtigen und zerstreuten Kopf ward ich gesetzt, zärtlich, edel, ein Freund der Tugend und Religion." Nicht als ob er dieß bisher nicht gewesen wäre; aber er fand jetzt Gelegenheit, Alles, was bisher zerstreut in ihm gelegen, zu einem System zu ordnen, dessen Basis und Gipfel die Liebe war.

Dieses süße Glück dauerte nur allzu kurz, nur vier Monate; denn im Herbst d. J. 1750 ging Sophie nach Augsburg zurück, und Wieland bezog die Universität Tübingen, und zwar mit dem ernstlichen Gedanken an eine einstige Verbindung mit Sophien, trotz des äußern Mißverhältnisses; denn die Geliebte

war einige Jahre älter als er, und er hatte eben das siebzehnte zurückgelegt. Und doch nahm er nicht einmal den Anlauf weder zu der Jurisprudenz, für die er jetzt eigentlich bestimmt war, noch zu einem andern Brodstudium noch weniger aber hatte er Sinn für das, was man akademisches Leben nennt. Er hatte und suchte keine Freunde, überhaupt keinen Umgang, so daß er selbst fürchtete, er möchte am Ende menschenscheu und pedantisch werden. Der neben seiner Liebe ihn völlig beherrschende Gedanke war Ausbildung seines Geistes und Herzens, besonders aber seines poetischen Talents; er wollte die schönsten Geistesblüthen seines Genius zu einem duftenden Kranz um das Haupt der Geliebten winden und dabei noch als Jüngling ehrenvoll in den eben nicht vollen Kreis deutscher Dichter eintreten. — Sein einmal der Geliebten auf einem Spaziergang gegebenes Versprechen, seine höchsten Gedanken von Gott, der Welt und den Menschen niederschreiben zu wollen, veranlaßte jetzt sein Gedicht, die Natur de Dinge, das er im Frühjahr 1751 zu Stande brachte. Ein seltener Mensch und ein seltener Liebhaber, der, voll poetischen Feuers und der ersten Liebe, im siebzehnten Jahre vor der Geliebten sein Herz in einem ernsten philosophischen Lehrgedicht von sechs Gesängen ausschüttet, und noch eine seltenere Geliebte, der sich der junge Poet damit zu empfehlen hoffen durfte.

Wieland stand bei seinen Bestrebungen in dem kleinen Tübingen völlig allein ohne Freund und Berather; überhaupt waren ihm die damaligen Bewegungen auf dem deutschen Parnaß fast ganz fremd, er wußte i. J. 1752 kaum, wer die

Verfasser der Bremischen Beiträge waren; aber er kannte doch den Kampf zwischen den Sachsen und den Schweizern, zwischen den Verehrern und Nachahmern der Franzosen und der Engländer, wobei Gottsched und Bodmer die Heerführer waren, und er stand keinen Augenblick im Zweifel, daß letztere die bessere Partei sey, der er sich anzuschließen habe. Er sandte deshalb sein Gedicht anonym an Meier in Halle, der es auch abdrucken ließ. Alsbald faßte er den Plan zu einer neuen Dichtung, und zwar zu einem Epos, Hermann, und ging sogleich an die Ausführung. Die in wenigen Monaten fertig gewordenen fünf Gesänge schickte er Bodmern, wieder ohne sich zu nennen. Der Schweizer Poet und Kunstrichter nahm diese Probe sehr gut auf, und so entspann sich zwischen beiden ein Briefwechsel und bald ein inniges Verhältniß.

Im Sommer bewohnte Wieland ein Weinberghäuschen auf der Höhe des Oesterberges mit der reizendsten Aussicht. Wieland kursirte, während sein Name allgemein genannt war gewöhnlich unter dem Titel: „der Dichter des Oberon," und zur Bezeichnung, wie schnell sich auch in der jetzigen Welt Mythen bilden, verdient es bemerkt zu werden, daß die guten Tübinger es sich nicht nehmen lassen, bereits in jenem Häuschen seyen Hüon und Amanda an der Hand der Muse bei dem Dichter eingetreten, ein Besuch, den er erst fast dreißig Jahre später erhielt. Seine ganze Zeit war dort zwischen Naturgenuß, einsamem Studiren, Dichten und seiner Liebe getheilt, und auf letztere wurde vom bedeutendsten Einfluß in Mann, mit dem eben der Nation ein ganz neues

Gestirn aufgegangen war — Klopstock. Die Liebesschilderungen in der Messiade machten den eingreifendsten Eindruck auf ihn, und dabei interessirte er sich auf's Lebendigste für Klopstocks Persönlichkeit und seine Liebe zu Fanny. Indessen sind doch nur ein „Lobgesang auf die Liebe," den er im Mai 1751 sehr schnell hinwarf, und sein Gedicht, „der Frühling" als ein unmittelbarer Nachhall von Klopstock zu betrachten; darauf deutet schon die eben erst vom Sanger des Messias eingeführte und zu hohen Ehren gebrachte Form des Hexameters, neben zahlreichen Paradieseslauben, Seraphim, Engelsharfen u. dgl. Aber er wollte vor Allem Klopstock gleichen als reiner, erhabener Mensch, und es ist wohl begreiflich, wenn sich über diesem Streben, und bei der Vergleichung seiner Ideale mit dem Treiben der wirklichen Welt ein gewisser moralischer Stolz in ihm entwickelte. So sehnlich er wünschte, Klopstocks hohen Flug nachzufliegen, so machte er doch weiter keinen Versuch, und der Jüngling verräth die seltenste Selbstkenntniß, wenn er an Bodmer die folgenden Worte schreibt, welche den Charakter seiner Poesie für sein ganzes Leben bezeichnen: „Die Philosophie, der ich mich fast ganz ergeben habe, macht mich in gewissen Maßen unfähig, in der Dichtkunst etwas Ernstliches zu versuchen. Die eigentlichen philosophischen, die moralischen und satirischen Gedichte sind mehr nach meinem Geschmack, als diejenigen, worin die Dichtkunst herrscht. — Ich begnüge mich meine wenigen Nebenstunden dazu anzuwenden, um in philosophischen und moralischen Gedichten, und also in Absicht der Dichtkunst in einer kleineren Sphäre, die liebenswürdige

Tugend zu preisen." Die Gedichte dieser Art, welche in Tübingen entstanden sind, sind die moralischen Briefe, welche durch die damals erschienenen Epitres diverses eines Deutschen, v. Larb, veranlaßt wurden, die moralischen Erzählungen und der Anti-Ovid. Im letztern wollte er, wie er selbst sagt, zeigen, wie die anakreontischen Scherze seyn müssen, wenn sie unschuldig seyn sollen. In allen malt er idyllische Unschuldswelten, beklagt das verlorene Paradies, hebt satirisch den Contrast hervor, worin die Thorheiten und Fehler der Wirklichkeit mit dem Lebensideale stehen, und sucht belehrend letzteres darzustellen. Dem jungen Dichter fehlte dabei freilich das Beste, das durch kein Genie zu ersetzen ist: Menschen- und Weltkenntniß, und er lebte ganz in Idealen. Alle Züge seines Charakters, wie er sich in seinen Schriften ausgeprägt, liegen bereits im Jüngling vorgebildet, und deutlich sticht einer der vornehmsten hervor, jene sokratische Ironie. Aber noch wurde der Geist der Laune und Satire vom supernaturalistischen Ernst und der metaphysischen Schwärmerei niedergehalten; ja diese Elemente sollten in dem zunächst folgenden Abschnitt seines Lebens und der entsprechenden Gruppe seiner Schriften noch mehr das Uebergewicht erhalten.

Im Junius 1752 verließ Wieland Tübingen und kehrte nach Biberach zurück, voll der schönsten Hoffnungen und der süßesten Sehnsucht. Es handelte sich jetzt von einem Plane für seine Zukunft; ihm selbst wäre ein Professorat an einem Gymnasium mit der gehörigen Muße das Liebste gewesen, und besonders war sein Augenmerk auf das Braunschweiger

Carolinum gerichtet. Da sich in dieser Beziehung keine Aussicht zeigte, so beschloß er, Bodmers dringender Einladung zu folgen und in dessen Hause und Herzen gleichsam in Klopstocks Fußstapfen zu treten. Wieland hatte von Bodmer als Mensch und Dichter die allerhöchsten Begriffe; er, nicht Klopstock, war ihm der deutsche Homer. Aber auch in Zürich war man auf Wielands Bekanntschaft sehr begierig, und so brach er dahin auf, in der Hoffnung, dort eine Hauslehrerstelle zu finden, und mit dem schmerzlichen Entschluß, sich der Gedanken an eine Verbindung mit Sophie vorläufig zu entschlagen.

Voll reinen Eifers für Weisheit und Tugend, mit Vorliebe für moralische und religiöse Poesie, doch auch diejenige anerkennend, welche heitern Lebensgenuß zum Gegenstand hat, wenn sie nur unschuldig, reinsittlich ist; den Engländern huldigend, die Franzosen verdammend, mit Menschenkenntniß, aus Büchern erworben, mit entschiedener Neigung zum Studium des Menschen, und doch mit dem Vorsatz, sich auf wenige Freunde zu beschränken und anders Meinende gar nicht kennen zu lernen, schwankend zwischen Enthusiasmus und kalter Prüfung, schon mit einigem Namen, aber unzufrieden mit seinen Leistungen und voll Drang, Vorzüglicheres zu leisten, nicht unselbstständig in der Kritik, aber sein Urtheil dem Bodmers unterordnend — so betrat Wieland das Haus des Dichters des Noah, des Vorläufers und Nachahmers Klopstocks, des großen Antagonisten der Gottschedschen Schule und des Franzosenthums. — Das Verhältniß zwischen beiden war Anfangs ein sehr glückliches, und es

konnte bei der Aehnlichkeit ihrer religiösen, moralischen und ästhetischen Ansichten nicht anders seyn. Bodmer war in der Metaphysik ziemlich Skeptiker geworden; aber sein Skepticismus ängstigte ihn, wenn er damit auf die Dogmatik stieß. Gerade so ging es Wielanden; beide waren bei einem Anstrich von Ketzerei doch ächt religiös, sie hatten sogar Anwandlungen von Bigotterie. Bodmer eiferte streng gegen alle unsittliche, heidnische Poesie; Wieland war etwas toleranter gegen Anakreon, Tibull, Venus, Amor und Bacchus, aber darin ganz mit Bodmer einverstanden, daß sich die Poesie auf der olympischen Höhe erhalten solle, in die sie Klopstock erhoben.

Wielands literarische Unternehmungen in Zürich wurden zunächst von seinem Triebe bestimmt, dem verehrten Manne seine Liebe und Dankbarkeit zu beweisen. Er vollendete eine „Abhandlung von den Schönheiten des epischen Gedichtes Noah" (1753); er veranstaltete eine „Sammlung der Züricherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmacks wider die Gottschedsche Schule von 1741 — 1744 (1753) und begleitete sie mit einer Vorrede. Zur weitern Begründung des eigenen Ruhms dichtete er die Briefe Verstorbener an ihre noch lebenden Freunde, eine Mittelgattung von Elegie und Heroide, im Geschmack der Engländerin Rowe, und das kleine patriarchalische Epos, die Prüfung Abrahams, wozu ihm Bodmer das Thema gegeben und in dem er mit dem Sänger des Noah wetteiferte. Die Gedichte sind zwar nicht so unmittelbare Huldigungen der

Liebe, wie die frühern, aber der Einfluß dieser Leidenschaft auf das Gemüth des Dichters ist auch in ihnen deutlich genug.

Mitten unter seinen Arbeiten und Planen zur künftigen Verbindung mit der Geliebten traten plötzlich Mißverständnisse ein, in deren Folge Sophie Guttermann das Haus seiner Eltern zu Biberach verließ, und ehe er eine ernstliche Gefahr für seine Liebe besorgte, erhielt er die erschütternde Nachricht, Sophie sey Frau v. La Roche, die Gattin eines kurmainzischen Beamten geworden. (Zu Anfang d. J. 1754.) So männlich er auch den Verlust der Geliebten zu ertragen suchte, so mußte doch dieser erste große Schmerz seines Lebens eine nur durch die Zeit zu vertilgende Wirkung auf sein Gemüth machen. Er hatte mit ihr das Wesen, das ihn bisher begeistert, und damit seine ganze Haltung verloren. Die Elegien, in die er seinen Schmerz ergoß, linderten nur augenblicklich, und da nun seine Sehnsucht auf Erden kein Ziel hatte, so wendete sie sich ausschließlich dem Himmel zu, und er gerieth in einen Seelenzustand, in welchem alle religiösen Eindrücke seiner Kindheit wieder lebendig wurden. Sein wankender Glaube, seine Anwandlungen von Skepsis erschienen ihm jetzt als abzubüßende Verbrechen. In keinem Zeitraum seines Lebens war er sich so wenig klar als jetzt, und die Beschäftigungen, denen er sich ergab, konnten ihn auch zu keiner Klarheit kommen lassen. Er studirte aufs Angestrengteste den Plato, dessen Metaphysik ihm natürlich in dem Lichte erschien, in dem die christliche Mystik dieselbe von jeher gesehen hat; er las Kirchenvater, Mystiker, Lebensbeschreibungen von Heiligen, und wurde so immer mehr

zu strenger Ascese hingezogen. Die Poesie reizte seine Phantasie nur noch mehr, weil er sich jetzt nur an Muster wie Young und Klopstock hielt.

Diese Stimmung erklärt vollkommen den Charakter der Schriften, welche er in den Jahren 1755 bis 1756 verfaßt, und zwar im Hause des Herrn von Grebel, dessen Söhne er vom Juni 1754 an vier Jahre lang unterrichtete. Diese Schriften sind theils poetische, theils philosophische. Zu jenen gehören die, obgleich nicht metrisch abgefaßten Empfindungen eines Christen, mehrere Hymnen, von denen der Dichter nachher nur den Hymnus auf Gott beibehalten, und die Erinnerungen an eine Freundin, ein moralisches Gelegenheitsgedicht. Die philosophischen sind: Timoklea, Wielands erster Versuch in sokratischer Manier, die Sympathieen und die platonischen Betrachtungen über den Menschen. Derselbe halb platonische, halb christliche, mystisch ascetische Geist, wie in den genannten Werken, weht auch im Gesicht des Mirza und in dem Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen. In den Sympathieen (1754) verdammt er nicht nur Ovid, sondern auch Anakreon, Tibull, Chaulieu und Prior, und geberdet sich wie ein fanatischer Mönch. Gleim Anakreon wird getadelt wegen seines frivolen Lobes einer erdichteten Phyllis, Petrarch wird bedauert, weil er von einer Laura mit einem Entzücken spreche, worin uns keine menschliche Vortrefflichkeit versetzen soll; ja er erklärt, mit Verleugnung alles ästhetischen Gefühls, geradezu: wer in der Gleichgültigkeit gegen die Religion keine Ehre suche, müsse das schlechteste

Kirchenlied dem reizendsten Lied eines Uz unendlich vorziehen. — In der die „Empfindungen eines Christen" (1755) begleitenden Zuschrift an den Bischof Sack zu Berlin denuncirte er förmlich in den heftigsten Ausdrücken „die schwarmenden Anbeter des Bacchus und der Venus," und ganz besonders die lyrischen Poesien von Uz. Keine Spur mehr vom vorigen Wieland! Der spater von ihm bitter bereute Ausfall gegen Uz war indessen nicht blos die Frucht seiner damaligen Stimmung; es war ein Bodmern, der von Uz angegriffen worden war, geleisteter Freundschaftsdienst. Bodmer wußte überhaupt seine fromme Schwarmerei zu nützen und spornte ihn um eben die Zeit zu einem kritischen Feldzug. Wieland schrieb im selben Jahr 1755 die Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen, ein Sündenregister Gottscheds, der sich damals einer literarischen Falschung schuldig gemacht hatte.

Dieser leidenschaftlich gereizte Zustand führte zu einer Abspannung, in der Wieland eine schriftstellerische Pause von einigen Jahren machte, und in welcher er allmahlich seine natürliche Stimmung wieder fand. Am meisten trug wohl dazu bei, daß er den Vorsatz aufgab, nur Bodmern und dessen Freunden zu leben. Er fing an Bekanntschaften zu machen, er fühlte sich jetzt zu jüngeren Mannern, ja zu zahlreichen lieben Freundinnen hingezogen; er ward allgemach aus seiner idealischen Menschenwelt auf den Boden der Wirklichkeit geleitet. Jetzt erst begann fur ihn das Studium der Welt und der Menschen, wie sie sind, und sein Charakter erhielt von nun an die bestimmte Richtung, der

er sein ganzes übriges Leben treu bleiben sollte. Zu seinen neuen Freunden gehörten vorzüglich Salomon Geßner, Füeßli, der bekannte Kunstfreund, und der damals zu Brugg als Stadtarzt lebende, nachher so berühmt gewordene J. G. Zimmermann. So wenig er darüber Bodmer und Breitinger vernachlässigte, so klagt jener doch schon vom Ende d. J. 1754 an über Vernachlässigung; er wurde diesen Männern immer mehr entfremdet, und obgleich es zu keinem eigentlichen Bruche kam, so sah doch Bodmer nur zu bald mit Schmerz, daß über den jungen Verehrer seiner Poesie und Kritik ein ganz entgegengesetzter Geist gekommen war.

Auch die Liebe kehrte im lebenslustigen Zürich wieder bei Wieland ein. Er äußerte später scherzhaft: im siebzehnten Jahre habe er eine Maitresse gehabt, dergleichen sich kein König rühmen könne, in Zürich aber habe er sich ein Serail gehalten. Er fühlte sich in dem Kreise geistreicher, liebenswürdiger Weiber auf's Verschiedenartigste angezogen, und an die Stelle seiner Serena-Doris treten jetzt Selima, Diotima, Melissa, Cyane, Ismene, Arete, Eulalia, Sacharissa, die alle keine bloßen Geburten seiner Phantasie sind. Seine Neigung og ihn, sehr charakteristisch, vorzüglich zu älteren, geistig völlig ausgebildeten Frauenzimmern; ja er faßte eine sehr ernstliche Leidenschaft für eine Frau, die um das Doppelte älter war als er. Für diese „Favoritsultanin" verfaßte er erst einige seiner Sympathieen und christlichen Empfindungen, einige Jahre später aber Araspes und Panthea, und Theages oder über Schönheit und Liebe. — Alle diese Empfindungen waren ganz platonischer

Natur; aber es ward ihm doch nachgerade unheimlich bei seinem platonisch-christlichen Mysticismus, wobei Religiöses, Moralisches, Aesthetisches und Sinnliches so vermengt war, daß man sehr in Gefahr stand, die Elemente zu verwechseln und sich zu vergreifen. Von jetzt an, da die Religion wieder anfing der Liebe zu weichen, wurde diese Leidenschaft der Gegenstand seiner sorgfaltigsten Forschung; seine Lectüre und sein ganzes Studium erhielten eine von der bisherigen ganz abgewendete Richtung; er erkannte bald, daß er einen Weg verlassen müsse, der eben so weit von der Natur als von der Wahrheit abführe, und der ganze Ton der von ihm zunächst entworfenen und ausgeführten Schriften zeigt, daß er, zurückgekehrt aus den platonischen Höhen und Tiefen, in der hellenischen Welt den Boden schöner Sinnlichkeit und heiterer Philosophie betreten, und damit sich selbst gefunden. Er selbst sagt von sich um diese Zeit: „Ich werde mich nach und nach zeigen, wie ich bin; der Schleier wird fallen, der Fanatiker, der Bodmerianer werden zu dem werden, was aus allen Phantomen wird. — Ich mußte als ein Fanatiker in den Augen der einen, als ein Heuchler in denen der andern erscheinen, inconsequent bei schwerfälligen Geistern, mondsüchtig bei den Weltleuten, ein Poet bei den Philosophen, ein Philosoph bei den Poeten. — Man hat mich für Alles genommen, was ich nicht bin. Ich habe Erfahrungen gemacht; ich werde sie nützen. Immer habe ich leidenschaftlich das Wahre, Gute und Schöne geliebt; ich werde alle Kraft anwenden, um zu werden, was ich geliebt habe. Kurz, ich habe 25 Jahre hinter mir."

Sein Zürichscher Fanatismus war nur ein Rückfall in den alten Klosterbergschen Pietismus, den der Tübinger Sokratiker halb abgestreift, und im Jahr 1758 hatte er sich wieder zu seiner wahren Natur zurückgefunden, und das erste Werk, das seit dem Beginn dieser Umkehr diese wahre Natur des Dichters aussprach und Lessingen Großes von Wieland hoffen ließ, war das Trauerspiel Johanna Gray, sein erstes dramatisches Werk und das erste deutsche, in fünffüßigen Jamben geschriebene. Es wurde im Juni 1758 von der damals berühmten Ackermannschen Gesellschaft zu Winterthur aufgeführt und erhielt hier und nachher auf andern deutschen Bühnen großen Beifall. Er hatte bei dieser Arbeit den Engländer Nic. Rowe etwas stark benützt, und wurde deßhalb von Lessing streng zurechtgewiesen. Wieland war noch von Bodmer her an den Gedanken gewöhnt, daß solche Plünderung keine Sünde, sondern vielmehr ein Verdienst sey. Man weiß, daß er seine ganze Laufbahn hindurch sich fremder Stoffe mit der größten Freiheit bemächtigt hat, und es gibt den besten Maßstab für die Eigenthümlichkeit seines Geistes, daß er trotz dem von keinem billigen Zeitgenossen für einen Nachahmer erklärt worden ist, oder es, nach Klopstocks Ausdruck, so war, wie Nachahmer nicht sind.

Unabhängig von fremdem Einfluß und Ansehen, entwarf er jetzt den Plan zu einem umfassendern Gedicht, und zwar zu einem Epos. Zum Helden wählte er, bezeichnend für den realistischen Standpunkt, auf den er jetzt gekommen war, den Xenophontischen Cyrus. Dieser menschliche Held sollte ihm nach so vielen idealischen Gestalten, mit denen er sich

bisher beschäftigt, der Heros eines eigentlich menschlichen Heldengedichts werden, das er in achtzehn Gesängen ausführen wollte. Er begann damit zu Anfang d. J. 1758 und vertiefte sich während der Arbeit in das Studium der Geschichte und Politik. Die Frucht davon war seine erste politische Schrift: Gedanken über den patriotischen Traum, die Eidgenossenschaft zu verjüngen. Er wurde durch diese Studien immer vertrauter mit der wirklichen Welt, und durch den grellen Contrast derselben mit den Unschuldswelten, in denen er sich bisher so wohl gefallen, konnte in einem Kopfe, wie der seinige, nichts Anderes geweckt werden, als Satire, und diese, oder eigentlicher Ironie, ist es auch, was von nun an in fast allen seinen Schriften den Grundzug bildet. Gerade um diese Zeit wurde er auch mit Lucian vertrauter, und die Bekanntschaft mit diesem ihm so nahe verwandten Geiste brachte in ihm das eben genannte Element vollends zur Entwicklung. In seinem ganzen Leben konnte er dem Reiz nicht widerstehen, einem Schriftsteller, der ihn lebhaft und sympathetisch ergriff, eigenthümlich nachzuschaffen, und so ging es auch sogleich mit Lucian; er entwarf den Plan zu einem satirischen Roman, der den Namen führen sollte: Lucians, des Jüngern, wahrhafte Geschichten, führte denselben aber nur theilweise aus. Die fünf ersten Gesänge des Cyrus erschienen 1758 ohne seinen Namen. Sie wurden zwar beifällig aufgenommen; er nahm aber die unterbrochene Arbeit nicht wieder auf.

Im selben Jahr erhielten seine bisherigen Zöglinge eine andere Bestimmung, und er übernahm 1759 eine ähnliche

Stelle zu Bern im Hause eines Patriziers v. Sinner. Der frühere Mystiker war jetzt schon so sehr Weltkind geworden, daß er sich nach etwas erkundigte, was er selbst eine Nichtswürdigkeit nennt, aber doch gerne gewußt hätte, nämlich, ob es wohl in Bern lächerlich wäre, wenn er zuweilen schwarz gekleidet ginge oder einen schwarzen Rock zu einer weißen Weste trüge.

In Bern, wo ihm sein Ruf die beste Aufnahme verschaffte, sollte er die Liebe von einer neuen Seite kennen lernen. Er erhielt hier schnell eine neue Muse an einem der gebildetsten und gelehrtesten Frauenzimmer der Zeit, an Rousseaus Freundin, Julie Bondeli, der Tochter eines Berner Geistlichen. Während seine bisherigen „Attachements," seit Sophiens Verlust, sehr flüchtiger Natur gewesen waren, entspann sich jetzt zwischen ihm und Julien, die sehr wenig körperlichen, aber desto mehr geistigen Reiz hatte, ein Verhältniß, in dem er allen Ernstes ans Heirathen dachte und sich nach einer festen Anstellung umsah. Er wollte eine Buchhandlung und Buchdruckerei in Zofingen anlegen; aber eben als er am lebhaftesten mit diesem Plan beschäftigt war, erhielt er (1760) die Nachricht, daß er in den Magistrat seiner Vaterstadt durch einstimmige Wahl berufen worden sey. Die Umstände, vor Allem die Pietat gegen seinen Vater, machten es ihm unmöglich, den Ruf abzulehnen; er folgte ihm mit schwerem Herzen, denn er mußte befürchten, im Drang öder, seiner Persönlichkeit widerstrebender Geschäfte, „der treuesten Geliebten seiner Jugend, der Muse," gänzlich entrissen zu werden. Und so zog er nach achtjähriger

Abwesenheit in die geliebte Vaterstadt ein, mit dem festen Entschluß, ihr in dem angewiesenen Wirkungskreise so nützlich zu werden, als er es vermöchte. — Das Einzige, was er in Bern schrieb, war sein Trauerspiel Clementina von Porretta.

Der Umstand, daß in Biberach die Katholiken und die Protestanten in Allem völlig gleiche Rechte besaßen, brachte dort noch mehr Verwirrung hervor, als in diesen kleinen Republiken ohnehin zu herrschen pflegte. Noch dazu kam Wieland gerade in eine ungewöhnlich unruhige Zeit; er hatte sogleich in politischen Intriguen eine Rolle zu spielen, die ihm so neu als widrig war, und so mußte er schnell mit einem Zustand unzufrieden werden, der ohnehin zu seinen Neigungen so gar nicht paßte. Bald nach seiner Ankunft wurde die einträgliche Stelle eines städtischen Kanzleidirectors erledigt; er bewarb sich darum, aber die Kabalen der katholischen Partei machten einen Proceß anhängig, und er mußte froh seyn, daß ihm das Amt vorlaufig mit dem Gehalt von 1000 fl. nebst einem bequemen Haus übertragen wurde, und bei dieser provisorischen Anstellung blieb es auch bis zum Jahre 1764. Unter den ewigen Chikanen litt selbst seine Gesundheit; sein Fleiß und seine Gewandtheit in den Geschäften hatten nur zur Folge, daß man ihm immer mehr aufbürdete, und noch mehr wurden ihm seine ersten Jahre in Biberach durch sein Verhältniß zu Julien getrübt. Er scheint ihre Eifersucht rege gemacht zu haben, und die Eifersucht einer Philosophin ist spitzfindig; Wieland wurde ärgerlich, und Liebe und Verhältniß nahmen ein Ende.

Aber schon im Jahre 1762 trat ein Ereigniß ein, das für Wielands Charakter und Lebensweg entscheidend wurde. In Warthausen, eine Stunde von Biberach, ließ sich Friedrich, Graf von Stadion, erster Minister des Kurfürsten von Mainz, nieder, um daselbst den Rest seines Lebens sich selbst zu leben, und sein Begleiter war der kurmainzische Hofrath, v. La Roche, der Gatte der einst so zärtlich geliebten, seit zehn Jahren nicht gesehenen Sophie. Mit großen Vorzügen des Geistes und Herzens verband der Graf die feinsten Sitten eines Weltmanns; La Roche war ein Mann von der seltensten Bildung, durch die Welt abgeschliffen und erkältet, aber dabei von der heitersten, satirischen Laune, wie er denn sein Talent zur Satire durch die bekannten Briefe über das Mönchswesen hinlänglich beurkundet hat. Im Umgang mit diesen Männern und der geistreichen Sophie, losgekettet von den ärgerlichen Geschäften, fühlte sich Wieland in seinem eigentlichen Elemente; Warthausen wurde für ihn eine Schule höherer geselliger Bildung, und sein Geist zog daraus Vortheile, die er vielleicht in dieser Weise selbst in einer Hauptstadt nicht gefunden hätte. Neue Lebensansichten eröffneten sich dem ehemaligen Klausner, da er den Ton der großen Welt von seiner gefälligsten Seite durch liebenswürdige Frauen kennen lernte, und zwei vorzügliche Männer zur Erweiterung und Berichtigung seiner Welt- und Menschenkenntniß so unendlich viel beitrugen. Wieland schloß sich dabei, so sehr ihn auch Sophiens geistiger Reiz von Neuem anzog, immer mehr an La Roche an, und es kam endlich so weit, daß er sich in allen seinen Lebensansichten von den

schwärmerischen einer Frau, die er zu lieben nicht aufhörte, völlig entfernte und dagegen die des Mannes theilte.

Wielands bereits in der Schweiz begonnene Umstimmung wurde durch diesen Umgang vollendet. Was er vor wenigen Jahren noch für unmöglich gehalten hatte, sah er in Warthausen wirklich. Religion ohne Andächtelei und Aberglauben Philosophie, welche Metaphysik als Träumerei verachtet, dafür aber die Verhaltnisse des Lebens und der Gesellschaft desto richtiger zu bestimmen sucht, Tugend ohne Menschenverachtung, Lebensgenuß und Fröhlichkeit, an denen nichts Verdammliches war, Sinnlichkeit, die ganz gut mit der Sittlichkeit bestand, Liebe, die ohne eine Spur von platonischer Schwärmerei beglückt. Diese Eindrücke wurden noch verstärkt, als er sich jetzt in der reichen modernen Bibliothek des Grafen umsah. Die Periode der sogenannten Aufklärung war eben mit Macht hereingebrochen. Vernichtung all der zahllosen Vorurtheile, welche man der Menschheit verderblich hielt, Erhebung der „gesunden Vernunft" auf den Thron, der ihr gebuhre, dieß war das Losungswort des Zeitgeistes. Auch der religiöse Glaube sollte jetzt der Vernunft weichen, alles Uebernatürliche, Geheimniß- und Wundervolle vom Christenthum abgestreift werden, und dieses nicht mehr als Offenbarung, sondern nur als reine Sittenlehre gelten. Wieland fing jetzt an, die Schriften von Shaftesbury, Condillac, Helvetius, Voltaire rc. die ihm früher so viel Anfechtung und oft Aergerniß bereitet, mit ganz andern Augen anzusehen, und jedes neue Erzeugniß der englischen und französischen Literatur war nur

ein Echo dieser Ideen und Ansichten. Er kam bald dahin, seine frühere supernaturalistische Richtung zu belächeln, und gewann immer mehr die Ueberzeugung, daß ohne seine zu große Befangenheit eigentlich schon lange die Griechen, mit denen er so innig vertraut war, ihn auf denselben Standpunkt hätten stellen müssen, auf den er sich jetzt durch die Einwirkung der Zeit und des Umgangs gestellt sah. Einmal von dem geheilt, was die damalige Entwicklung als Vorurtheil bezeichnete, verspottete und verfolgte, aber mit einer unerschütterlichen Grundlage von Sittlichkeit, fand sich Wielands schöner und dabei unendlich geschmeidiger Geist mit überraschender Leichtigkeit und Sicherheit in den Ton des Zeitalters, wie er in der höhern Gesellschaft und in der feinen Literatur herrschte.

Warthausen wurde sein Parnaß; Alles wehte ihn hier mit Begeisterung an, und er sang, nicht bloß wie es, sondern auch was dem Kreise gemäß war, in dem er sich jetzt bewegte. Gefiel er hier, so durfte er hoffen, den Besten zu gefallen, und so entfalteten sich in dieser Atmosphäre seine Fittige immer freier und glänzender. Gleich das erste Gedicht, das er von Biberach aus bekannt machte, Nadine, ein Erzeugniß ziemlich muthwilliger Laune, beweist, wie sehr der Dichter in der Schule eines Boccaz und Lafontaine Scherz verstehen gelernt hatte. Er begann jetzt die glänzende Rolle, welche er bis zu der mit der großen Staatsumwälzung in der Zeit fast zusammenfallenden Revolution in Philosophie und Aesthetik fortspielen sollte, die Rolle eines Aufklärers,

im besten, wie in dem, bei der jetzigen Stimmung des Zeitgeistes zweideutigen Sinne des Wortes.

Wielands Fruchtbarkeit ist, wie überhaupt, so namentlich in dieser Periode erstaunlich, wenn man bedenkt, daß seine von Laune übersprudelnden und doch auf die ausgebreitetste Gelehrsamkeit gegründeten Producte am Actentisch, neben den verdrießlichsten, seiner Natur widerstrebendsten Geschäften entstanden. In die Jahre von 1764 bis zu seinem Abgang von Biberach fällt eine ganze Reihe von Dichtungen, und darunter manche seiner bedeutendsten Werke, welche den Ruhm des Biberachschen Stadtschreibers schnell in Deutschland und über seine Gränzen hinaus verbreiteten: Agathon, Don Sylvio von Rosalva, Musarion, Idris und Zenide, der neue Amadis.

Die Idee zum Agathon (ersch. 1766 und 1767), seinem vortrefflichsten Werk, zu dem er den Plan schon in der Schweiz entworfen, hatte ihm der Ion des Euripides gegeben. Der Zweck dieses von der Kritik der Zeit so übel verstandenen Buchs war kein anderer, als philosophisch zu entwickeln, wie sich die Widersprüche zwischen unserer sittlichen und unserer sinnlichen Natur bei einem Menschen von bestimmter Gemüthsart auf dem Lebenswege versöhnen. „Durch unerschütterliche Gründung seines Gedankensystems über das, was die wesentlichste Angelegenheit des moralischen Menschen ausmacht, sollte beim Helden der Kopf mit dem Herzen auf ewig in Einverständniß gesetzt werden.“ Und den Agathon zu schreiben, war dem philosophirenden Dichter das innigste Bedürfniß; denn Agathon ist am Ende Niemand,

als Wieland selbst, und er hatte daher Recht, wenn er versichert, Agathon sey eine wirkliche Person.

Auf dem jetzt gewonnenen Standpunkte mußte sich Wieland nothwendig seines alten Freundes Don Quixote erinnern, und schon 1764 entstand in Don Sylvio von Rosalva, oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei, eine Nachbildung des Romans des Cervantes, welche allerdings zum Zweck hatte, den Geschmack des Zeitalters an sinnlosen Feenmährchen, wie sie damals in Menge aus Frankreich kamen, zu züchtigen, wobei er aber doch auch, wie überhaupt in allen seinen Schriften, die herrschenden philosophischen Ideen der Zeit entwickelte.

Aber der Grundton seiner Schriften, das unerschöpfliche Thema, das er von allen Seiten auffaßte, blieb die mächtigste, einflußreichste aller menschlichen Leidenschaften, die schon bisher sein ganzes Leben beherrscht hatte, die Liebe. Wieland wurde jetzt Erotiker in einem Sinn, wie es wohl vor ihm kein anderer Schriftsteller gewesen war, denn er wurde der Philosoph, der Natur- und Geschichtforscher der Liebe. Sein Grundgedanke dabei war, die Sinnlichkeit in ihre von Phantasterei und Sentimentalitat, wie von Frömmelei und Ascetik verkannten Rechte wieder einzusetzen. Dabei war er indessen keineswegs gemeint, der sinnlichen Liebe vorzugsweise das Wort zu reden, ihre Anmaßungen, und am allerwenigsten die gegen Sittenreinheit und dauerndes Menschenglück gerichteten, zu begünstigen; vielmehr erklärte er sich entschieden für die Liebe des Herzens, für sie, welche allein in den Zustand der schönen Menschheit

versetze, indem sie Geist und Gemüth in wohlthätiges Gleichgewicht bringe. — In diesem Sinne erschienen nach einander: Psyche, ein Gedicht, das eine allegorische Geschichte der Seele werden sollte, aber Fragment blieb; die kleine poetische Erzählung Aspasia; die komischen (griechischen) Erzählungen. Idris und Zenide, dieses Werk einer italienischen Einbildungskraft, war die Frucht der Rosenmonde seiner Ehe (1765). In diesem auf zehn Bücher berechneten Gedicht, von denen er aber nur die Hälfte ausgeführt, verrath es sich deutlich, daß der Dichter jetzt die Liebe von ihrer sinnlichen Seite selbst kennen gelernt hat, und dieß gibt seiner Liebesphilosophie von nun an eine gegen die frühere verschiedene Haltung und Färbung. Aber das wichtigste metrische Werk dieser Epoche, klein von Umfang, aber vor vielen seiner Schriften berühmt geworden, ist Musarion (1768), diese Philosophie der Grazien, wie Wieland selbst das Gedicht nennt. Hier wollte er die Liebe des Herzens ins reinste Licht stellen, wo sie weder von stoischer Apathie, noch von pythagoräisch-platonischen Verzuckungen weiter verdunkelt werden konnte. In den Grazien sodann (1770) galt es, die edleren Rechte der Liebe gegen den rohen Trieb zu behaupten. — Ums Jahr 1770 lernte Wieland Sternes Tristram Shandy kennen; dieses Werk, das überhaupt großen Einfluß auf ihn gehabt hat, steigerte sogleich seine Laune noch mehr und begeisterte ihn zum neuen Amadis (erschienen 1771, viel später vom Dichter ganz umgearbeitet). Obgleich er in diesem achtzehn Gesänge umfassenden Gedichte seiner Laune den Zügel noch weit mehr

schießen ließ, als im Idris, und dem Geiste Capriccio alle möglichen Sprünge gestattete, so liegt ihm doch im Wesentlichen dieselbe Idee zu Grunde, welche in dieser ganzen Periode sein Gemüth und seine Phantasie beschäftigt hat.

Durch die angeführten, so schnell auf einander folgenden Werke war nun zwar Wieland als ein höchst bedeutender Geist bekannt geworden, aber auch bei einem Theil des Publikums in den Ruf der Frivolität und unsittlicher Tendenzen gekommen. Die meisten Leser werden sich erinnern, daß zwanzig Jahre nach der Periode, von der hier die Rede ist, Schiller in seinem Aufsatze „über naive und sentimentale Dichtung" den ihm befreundeten Wieland vom erwähnten Vorwurf nicht ganz freisprechen mochte. Hier, wo es nur auf eine rasche Skizze seines Lebens und seiner Schöpfungen ankommt, können wir uns auf seine Vertheidigung nicht einlassen, und wir verweisen auf Grubers Schriften über Wieland,* worin er auf eben so beredte als überzeugende Weise die Ehre des vortrefflichen Mannes als Mensch und als Schriftsteller gerettet hat. In letzterer Beziehung war die Aufgabe allerdings schwieriger, als in ersterer; denn der Mensch Wieland war wohl einer der reinsten Charaktere unter allen, welche dem deutschen Namen Ehre gemacht haben. Nie fiel in den Kreisen, in welchen er lebte, auch nur der Verdacht persönlicher Unsittlichkeit auf ihn, und sein Familienleben war das musterhafteste. — Wir schieben die Notizen,

* C. M. Wieland, geschildert von J. G. Gruber. Leipzig und Altenburg, 1815. 2 Thle.

C. M. Wielands Leben, neu bearbeitet von J. G. Gruber. Leipzig, 1827. 4 Thle.

welche wir darüber zu geben haben, gleich hier ein, um nicht wieder darauf zurückzukommen.

Im Herbst des Jahrs 1764 war ihm endlich, besonders durch den Einfluß des Grafen Stadion auf die Wiener Kanzleien, sein Amt definitiv übertragen worden, und die Umstände machten es nun rathsam, daß er sich verheirathe. Sonderbar! fast vom Knabenalter an hatte Wieland nie ohne Geliebte gelebt, und jetzt, im zweiunddreißigsten Jahre, da er heirathen sollte und wollte, fehlte sie ihm. Aber man suchte und fand für ihn, was er billigen mußte und womit ihm auch das Glück seines ganzen langen Lebens in den Schooß fiel. Er verband sich im Herbst 1765 mit der Tochter eines Augsburger Kaufmanns Hillenbrandt; „ein," so schreibt er selbst an Geßner, „sanftes, fröhliches, gefälliges Geschöpf; die bloße Natur, ungefähr wie die Phyllis Ihres Daphnis, nicht ganz so hübsch, aber doch hübsch genug für einen ehrlichen Mann, der gern eine Frau für sich selbst hat." Der Geliebte einer Sophie Guttermann, einer Julie Bondeli, glänzender weiblicher Geister, verband sich mit einem anspruchslosen Mädchen, das nichts weniger als ein Belesprit war, und der lebensweise Mann wußte recht gut, was er that.

Diese Frau gebar ihm vierzehn Kinder, von denen neun am Leben blieben, und recht auffallend war der scheinbare Contrast zwischen dem galanten Schriftsteller, der alle Lebensverhältnisse bis auf die bedenklichsten Situationen mit leichter, sicherer Hand malt, und dem Familienvater von der einfachsten, schlichtesten Sitte, dem nur zu Hause unter Frau und Kindern wohl ist, an denen sein ganzes Herz hängt.

Auch die Stellung, welche Wieland schon durch die bisher genannten, bei sparsamer Muße verfaßten Schriften in unserer Literatur eingenommen, müssen wir hier kurz berühren.

Wieland wurde der erste gesellschaftliche Schriftsteller Deutschlands. Was ihn dazu machte, das waren die Eigenschaften, die er dem Aristipp in seinem Agathon (3. Band) beilegt, und mit deren Aufzählung er sich selbst schildert. Man denke, um den Mann ganz zu würdigen, an den Zustand der deutschen Literatur und Gesellschaft nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts; man denke, in welchen Fesseln noch die geselligen Formen lagen, und wie selbst die Poesie kaum erst angefangen hatte, erträglich deutsch zu sprechen; man vergegenwärtige sich, wie unendlich weit unsere Nachbarn über Rhein und Kanal in feiner Lebenssitte und in schöner Literatur vor uns voraus waren, und wie sich unsere höchsten Stände von allem Vaterländischen mit Ekel abwandten. Sollte es darin einmal anders werden, war da nicht gerade ein Kopf wie Wieland ganz dazu geschaffen, die Reform im Geiste der Zeit, wie dieser Geist und diese Zeit einmal waren, einzuleiten? Gerade so fein und gewandt, so geistreich und witzig, so ernst und so harmlos launig, so spöttisch und so anmuthig mußte der seyn, der den Deutschen werden sollte, was ihnen noch keiner geworden, ein Dollmetscher der Philosophie und der Vorurtheile der Zeit, ihrer Begriffe vom Guten und Schönen und Liebenswürdigen in deutscher Zunge und in einer anmuthigen Form, die, wenn auch bunt in fremden Farben spielend, immer den deutschen Gehalt

deutlich durchblicken ließ. Gerade so mußte der Dichter seyn, der den Deutschen zeigen sollte, daß ein großes Volk nicht nur in der Wissenschaft auf der Höhe seines Jahrhunderts seyn muß, sondern auch in der feineren Geistescultur und in der Lebenssitte. Damit, daß Wieland die Grazien deutsch reden lehrte, war sehr viel gethan; und von einer eigenthümlichen Blüthe der deutschen Literatur konnte keine Rede seyn, solange sie den fremden Literaturen nur zaghaft nachstümperte; erst dann konnte sie sich selbstständig aufschwingen, nachdem Wieland das, worin die Fremden so weit vor uns voraus waren, den Geschmack und die Meisterschaft der Sprache, auf deutschen Boden verpflanzt.

Wieland war es, der unsern Witz mit unserem Gefühl verfeinerte, unsere Genüsse veredelte, indem er unsere Sitten verschönerte, und welcher Billige, der die damalige Weltlage kennt, kann es ihm verargen, daß er sich in geselliger, wie in literarischer Beziehung den Franzosen näher anzuschließen suchte? Aber man kann wohl sagen: er schloß sich ihnen als ein Grieche an und blieb dabei doch ein Deutscher, wenn er auch dabei, neben dem Griechen und Franzosen, oft sogar Italiener und Engländer war. Die meisten sahen aber in ihm nur den Franzosen, und dieß trug wohl sehr viel dazu bei, seine Wirksamkeit und seinen Einfluß zu verstärken und weiter zu verbreiten. Die französischen gesellschaftlichen Schriftsteller hatten für ihre Literatur und Nation die Höfe und höheren Stände von ganz Europa erobert: Wieland eroberte uns unsere Fürsten und Höfe für Deutschland. Er wurde der Schöpfer unseres feineren Umgangstons

und zeigte zuerst, was die verachtete Muttersprache an Leichtigkeit und Sanftheit, an Reiz und Anmuth, in feinem Scherz, leisem Spott, zierlicher Wendung vermöge, und welcher Bildsamkeit sie auch zu galanten und ästhetischen Zwecken fähig sey. Die Behauptung ist gewiß richtig: es ha das Geschick unserer Literatur entschieden, daß Wieland so ganz für die Sphäre der schönen Poesie geschaffen war, wie Klopstock für die der erhabenen, und beide sind sich an Verdienst gleich.

Noch ist aus seiner Biberacher Periode eines Unternehmens zu erwähnen, das ihm so große Ehre macht, als es bedeutenden Einfluß auf unsere Literatur gehabt hat, nämlich der Uebersetzung Shakespeares. (1762—1768, 8 Bände.) Noch kannte Deutschland diesen Genius so gut als gar nicht, und es stellt Wieland hoch über seine Zeit, daß er etwas wagte, was vielleicht ohne ihn noch lange unterblieben wäre. Mag er Shakespeare auch nicht ganz erkannt und gewürdigt haben, mag er in mancherlei Mißverständnissen befangen gewesen seyn: darf man vergessen, daß er der erste war, der in sehr ungünstiger Zeit die Bahn brach, die jedem Nachfolger das Erreichen des Ziels so sehr erleichterte?

Im Jahr 1768 war der Graf Stadion gestorben und damit Warthausen, das Wielanden so unendlich gefördert, für ihn verödet. So gut er auch am Ende seine Muse und seine Kanzlei in Einklang zu bringen gewußt hatte, so hätte ihm doch das fortgesetzte Leben in so engen Verhaltnissen, wobei er nur späte und sparsame Kunde von den Bewegungen in der Literatur erhielt, schädlich werden müssen. Da, gerade

zur gelegenen Zeit, erhielt er einen Ruf als erster Professor der Philosophie an die damalige kurmainzische Universität Erfurt mit 600 Thalern Gehalt (1769). Er nahm die Stelle an, so ungern er auch aus dem ihm jetzt lieb gewordenen Lebenskreise schied. Es war bei seiner Vocation mehr auf den Glanz der Hochschule abgesehen gewesen, als daß man ihm Vorträge zugemuthet oder auch nur von ihm erwartet hätte. Aber Wieland war nicht der Mann zu einer solchen Rolle; er nahm im Gegentheil seinen Beruf ernstlich, studirte sehr eifrig Philosophie und Geschichte, und hielt sehr viele historische, philosophische und literaturhistorische Vorträge, und hatte auch wirklich auf die Frequenz der Universität bedeutenden Einfluß. Nur in Einem sahen sich die Erfurter in ihm getäuscht: sie hatten im Dichter des Idris und der Musarion einen Lebemann erwartet, und fanden nun zwar den liebenswürdigsten Gesellschafter, aber einen Mann, der alle rauschenden Vergnügungen floh, und dem im Schooße seiner Familie am wohlsten war.

Durch die Beschäftigungen, denen er sich jetzt vorzugsweise hingab, mußte er auch als Dichter und Schriftsteller etwas von dem ihm bisher so vertrauten Liebeselement abgezogen werden, und er hört von jetzt an auf, bloß Erotiker zu seyn. Nachdem er den Amadis und die Grazien, beide in Biberach begonnen, in Erfurt vollendet hatte, schrieb er in dieser Art nur noch den verklagten Amor (ersch. 1772), und wie dieser seiner erotischen Poesie, so dient seine nächste größere Arbeit, der Nachlaß des Diogenes von Sinope (1770), der ganzen Gattung, welcher Wieland nun

bereits acht Jahre gewidmet hatte, als Rechtfertigung. Zum Diogenes hatte ihm offenbar Sterne den Ton angegeben, und keiner ist in der Manier des originellen Britten glücklicher gewesen als Wieland. In dieselbe Zeit (1770) fällt der berüchtigt gewordene Kombabus. Keines seiner Werke zeigt wohl auffallender, wie sehr unser Dichter zwischen den Griechen und den Franzosen in der Mitte steht, als dieses Gedicht, dessen Stoff einem Griechen entlehnt, und von einem Franzosen gleichzeitig bearbeitet wurde. Letzterer hat ein Gedicht im Geschmack Grécourts daraus gemacht; Wieland dagegen suchte den verfänglichen Stoff so züchtig zu behandeln, als es nur immer möglich war. Dem Gedichte fehlt es aber an der Einheit und der Consequenz seiner andern Werke.

Nicht nur Amtshalber, sondern mit innigstem Interesse wendete sich jetzt Wieland der zweiten Freundin seiner Jugend, der Philosophie zu, die eben zu jener Zeit entschieden jene von uns schon oben bezeichnete Richtung nahm, für welche Wieland längst gewonnen war. Man darf nur daran erinnern, daß Voltaire und Rosseau noch in voller schriftstellerischer Thätigkeit waren, und daß Joseph II. seine großartigen Reformen begann, welche das für Aufklärung und die allgemeine Herrschaft der Vernunft schwärmende Zeitalter die nahe Realisirung dieser Principien hoffen ließen. Die Paradoxen des Genfers über den Naturstand und die Schädlichkeit der Wissenschaften und Künste führten Wieland, der sich jetzt auch in die Geschichte vertiefte, zum Studium der Naturgeschichte des sittlichen Menschen, und als Beiträge hiezu sind zu betrachten sein kleiner Roman

Korkor und Kikequetzel, worin er Rousseau mit Voltaires Waffen bekämpft, und drei gegen Rousseau gerichtete Abhandlungen (1770) („über den ursprünglichen Zustand des Menschen;" „über die Versuche, den wahren Stand der Natur des Menschen zu entdecken;" „über die Behauptung, daß ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung nachtheilig sey"), die er unter dem Titel: Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens, aus den Archiven der Natur gezogen, herausgab. Diese Schriften trugen nicht wenig zum damaligen Umschwung der deutschen Philosophie bei, wobei sie sich immer mehr der kritisch-französischen Erfahrungsphilosophie näherte, und fast ganz in Anthropologie und raisonnirender Geschichte aufging. Wieland, ohne eigentlicher Philosoph vom Fach zu seyn, bahnte als gesellschaftlicher Schriftsteller diesen Ideen den Weg; fast alle seine folgenden Schriften sind von diesem Geiste durchdrungen, und er muß daher unter diejenigen gezählt werden, welche unter uns die Popularphilosophie, die Herrschaft des sogenannten gesunden Menschenverstandes einbürgerten.

Wie man jetzt auch von dieser Richtung der Geister denken mag, so muß man anerkennen, daß sie, wie in der Bildung überhaupt, so auch in der deutschen eine nothwendige Stufe war, auf der sich der Deutsche mit den Ideen der Nachbarvölker ins Gleichgewicht setzen mußte, wenn er später frei darüber hinausgehen sollte. Der Einfluß des Philosophen Wieland in dieser Sphäre ist dem, was er als Dichter für die Literatur gethan, ganz analog. Wir

huldigen jetzt nicht mehr unbedingt jener Verständigkeit, welche die letzte Ursache der Dinge selbstklug ignorirt, wir sind in der Poesie origineller, oder bilden es uns oft auch nur ein; aber die spätere selbstständige Entwicklung unserer Philosophie und unserer Literatur kann Wielands Verdienst schon darum keinen Abbruch thun, weil diese Entwicklung zum Theil nur durch ihn möglich wurde.

Hätte Wielands philosophischer Eifer in Erfurt noch eines Sporns bedurft, so hätte er ihn in Kaiser Josephs Streben gefunden. Von Wien schien damals Alles, was schön, groß und herrlich ist, ausgehen zu sollen, und eigentlich, um dem kaiserlichen Reformator in die Hände zu arbeiten, schrieb Wieland seinen goldenen Spiegel, oder die Könige von Scheschian (1772, 4 Thle). „Wenn ich," schreibt darüber Wieland selbst, „je nach dem Beifall von principibus viris gestrebt habe, so geschah es bei diesem Werke, wodurch ich unter dem Vehikel einer ergötzenden Erzählung große, gemeinnützige, freimüthige, und zum Theil kühne Wahrheiten den Edeln und Großen unserer Nation unter die Augen gestellt habe." Bei keinem Buche Wielands ist es so nöthig, sich in die Zeit, in der es geschrieben wurde, zurückzuversetzen, als beim goldenen Spiegel, der Mißbräuche aller Art entdecken half; und es wäre gar zu naiv, wenn sich jetzt einer bei Lesung des Buchs verwundern wollte, wie man über schlechte Institute, über Thorheiten und Abgeschmacktheiten aller Art, welche aus der jetzigen Welt verschwunden sind, so viele Worte machen könne. Durch seinen goldenen Spiegel verstärkte Wieland unter uns die Wirkung Voltaires,

Marmontels und der andern Franzosen. Wäre dieses Werk damals aus Frankreich gekommen, es hätte so berühmt werden müssen, als irgend eines der französischen Encyclopädisten: so kam es aber nur aus Deutschland, dem Land der französischen Höfe, und mußte froh seyn, nicht übersehen zu werden.

Wenn Wieland damals für die deutsche Literatur eine glücklichere Periode hoffte, so war sein Blick vorzüglich nach Wien gerichtet, wohin ja auch Klopstock um dieselbe Zeit zu wirken suchte. Er ahnete nicht daß er ausersehen sey, in einer kleinen Stadt, mit und ohne Wissen, einen Geisterverein stiften zu helfen, auf welchen Vaterland und Ausland mit Bewunderung blicken sollten.

Im Jahr 1772 erhielt er von der Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar den ehrenvollen Antrag, Erzieher des Erbprinzen mit einem Gehalt von 1000 Thalern zu werden. Er nahm denselben an, und er wurde damit das erste Glied, oder eigentlicher der Keim des schönen Vereins, der später die edelsten Geister der Nation in Weimar umfaßte, indem er dem Prinzen den Ehrgeiz anerzog, sich mit solchen Höflingen zu umgeben. Er sah sich dadurch für die fernere Entwicklung seiner großen Talente in die günstigste Lage versetzt, er fand in erhöhtem Maße sein Warthausen wieder, und dazu, was die Hauptsache war, die von ihm bisher vergeblich erwünschte, edle Muße. Er fand sich zu Weimar in einen Kreis versetzt, wie er dem Genie zur Belebung und Ermunterung am wünschenswerthesten ist. So unscheinbar Weimar damals noch war, so hatte sich doch um eine liebenswürdige Fürstin und einen geistreichen Prinzen ein Zirkel

vorzüglicher Männer gebildet. Wieland fand hier Eckhof, Brandes, Beck, Sailer, Musäus, v. Einsiedel, v. Knebel, v. Voigt, Bertuch u. a. Musik und Schauspielkunst standen zu Weimar auf der damaligen Höhe der Zeit und die Kapelle leitete der talentvolle Schweizer. Die Hofluft scheint indessen auf Wielands Dichtungen so wenig Einfluß gehabt zu haben als auf seinen Charakter, und er bewährte sich auch hier, wie in seinem ganzen Leben, als ein ächter Weiser im Sinne des hellenischen Alterthums. Wenn man ihn je bei etwas als Hofdichter in Anspruch nehmen kann, so ist es bei seinen im Jahr 1773 entstandenen Singspielen: die Wahl des Herkules und Alceste, welche, von Schweizer componirt, zuerst in Weimar gegeben und bald überall in Deutschland mit dem größten Beifall aufgeführt wurden. Wieland war, nach seinem eigenen Geständnisse, von der Natur nicht zum dramatischen Dichter berufen. Trotz dem gelang es dem geschmeidigen Geist, auch auf diesem Gebiet ein wohlverdientes Lorberreis zu pflücken, denn er baute auch hier ein eigenes Feld an. Man kann die erwähnten Produkte in gewisser Hinsicht die ersten deutschen Singspiele nennen, und die Grundsätze, die er bei dieser Gelegenheit über diese Gattung der Poesie in einigen Abhandlungen aufstellte, sind noch jetzt sehr der Beherzigung werth. Er erwarb sich durch seine Singspiele ein neues bedeutendes Verdienst um unsere Poesie, und es war das erste, welches der Weimarer Hof hervorgerufen hatte.

Ohne es selbst zu wissen, gab aber Wieland diesem Hofe noch mehr Gelegenheit, sich ähnliche Verdienste zu erwerben,

ja Weimar zum deutschen Athen zu machen; denn seine Unternehmung des deutschen Merkurs wurde Veranlassung, daß Goethe nach Weimar kam.

Bei Herausgabe dieser, bald so berühmt gewordenen Monatsschrift, welche nach seiner Absicht für Deutschland das werden sollte, was der damals so beliebte Mercure de France für Frankreich war, hatte er Anfangs mit vielen Hindernissen zu kämpfen, namentlich von Seiten der Buchhändler, weil er sie, um aus seinen Schriften bessern Gewinn zu ziehen als bisher, selbst verlegen wollte. Er beabsichtigte darin seine Geistesproducte niederzulegen, und daneben sollte der Merkur das seyn, was wir jetzt ein kritisches Organ nennen, zur Verbreitung seiner philosophischen und Kunstansichten. Das Unternehmen hatte bald guten materiellen Fortgang; aber Wieland, der sich bisher nur gelegentlich über die Kritik geärgert hatte, sollte jetzt, da er selbst als Kunstrichter auftrat, förmlich auf den Kampfplatz der Literatur hingerissen werden, und bald von verschiedenen Seiten die heftigste Opposition erfahren. Gerade um diese Zeit waren zwei literarische Parteien entstanden, die Göttinger und die Frankfurter, die, wenn auch sehr verschieden, doch in der Deutschheit und in der Feindseligkeit gegen den undeutschen Wieland zusammentrafen. Der Göttinger Bund, Bürger, Hölty, Voß, die Stolberg u. s. w., von Vaterland und Klopstock, dem Deutschen, begeistert, verbrannten Wielands komische Erzählungen und sein Bildniß. Wichtiger war sein Conflict mit der Frankfurter Partei, an deren Spitze Goethe und gewissermaßen Herder

standen, und zu der noch Lenz, Klinger, Schlosser, Wagner gehörten. Er war dieser Partei im Grunde näher verwandt als allen andern Factionen, in welche damals das philosophische und ästhetische Deutschland sich theilte, und er würde auch schwerlich mit ihr in Mißverhältnisse gerathen seyn, wenn er in seinem Merkur selbst als Kritiker aufgetreten wäre. Aber aus Mangel an Muße, und auch an Lust dazu, übertrug er die Kritiken Andern, wobei die Urtheile des Merkurs nicht immer die gehörige Reife erhielten. Im Jahr 1773 erschien nun im Merkur eine Recension des Götz von Berlichingen, welche Goethen Anlaß zu seiner bekannten Farce: Götter, Helden und Wieland, gab, worin er seinen ganzen Unwillen gegen Wieland als „launischen, einseitigen und ungerechten Kritiker" ausschüttete, vorzüglich aber die im Merkur erschienenen Briefe über die Alceste geißelte, in welchen sich Wieland, nach Goethes Meinung, am Geist des Alterthums versündigt hatte. Wieland, statt erbittert zu werden, zog sich mit einer des geistreichen Weltmanns würdigen heitern Wendung über die damals unter dem Namen Kraftgenies bekannten jungen Genialen aus der Sache. Aber der Scharfsichtige war weit entfernt, Goethen mit dem Trosse zu verwechseln; er ließ ihm von Anfang an volle Gerechtigkeit widerfahren, und die beiden Männer hatten ja auch einen wichtigen Berührungspunkt: die Liebe zum Alterthum und das Verständniß desselben, welches Verständniß freilich, wenn gleich bei beiden tief, dieß doch bei beiden auf ganz verschiedene Weise war. — Durch den großen Ruf des Angegriffenen und das Interesse,

das der geniale Angreifer bereits erregte, mußte nun aber Goethes Farce das größte Aufsehen erregen; sie blieb auch Wielands fürstlichen Zöglingen nicht fremd. Da sie eben auf einer Reise durch Frankfurt kamen, wollten sie doch den jungen Dichter sehen, der ihren Hofmeister so aristophanisch gehofmeistert; daraus entspann sich schnell das Verhaltniß zwischen Goethen und dem Erbprinzen, und ohne diesen Zufall wäre vielleicht Goethe nie nach Weimar gekommen.

Im selben Jahr, wie Goethe (1775), kam auch Herder dahin, und so sah Wieland auf einmal die zwei Männer in seinen Kreis gerückt, von denen er für den literarischen Ruhm der Deutschen am meisten hoffte. Alle Mißverständnisse waren bald ausgeglichen, und drei ausgezeichnete Geister erkannten, achteten und liebten sich. Die Augen von ganz Deutschland richteten sich jetzt auf Weimar, und Jeder hoffte, daß an den Ufern der Ilm ein neues Ferrara erblühen werde, und mehr als ein solches.

Von 1773 bis 1795, in welchem Jahre Wieland eigentlich aufhörte, Herausgeber des Merkurs zu seyn, war seine meiste Zeit und Kraft dieser Zeitschrift gewidmet, in welcher in der genannten Periode alle seine Schriften zuerst erschienen. Er hatte nämlich dem Publicum das Versprechen gegeben, von den Eingebungen seiner Muse nichts auf einem andern Wege, als durch den Merkur, bekannt zu machen. Seine erstaunliche Fruchtbarkeit und Mannigfaltigkeit blieb auch jetzt die alte, ja sie steigerte sich noch. In dieser Reihe von mehr als 20 Jahren ereignete sich schwerlich etwas von Wichtigkeit in der politischen und literarischen Welt, woran

er nicht mehr oder minder lebhaften Antheil genommen hatte, so daß gewiß nie einer mit größerem Rechte den Spruch des Terenz: „homo sum, nihil humani a me alienum puto." auf sich anwenden konnte. Sein Talent als gesellschaftlicher Schriftsteller entwickelte sich aufs Vielseitigste, und man sieht überall, daß es ihm, der nun so auserwählter Gesellschaft genoß, nicht bloß um leichten Zeitvertreib müßiger Menschen zu thun war, sondern um das, wornach er von Jugend an gestrebt, um Bildung für das Wahre, Gute und Schöne, und um Verbreitung dieser Bildung. Nicht nur als Dichter, sondern auch als Philosoph, als Literator, als Historiker und Politiker wirkte er rastlos für diesen Zweck.

Es ist kein Zweifel, daß seine Philosophie mit jener französischen, welche man seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die gesunde genannt, große Aehnlichkeit hat; aber sie war bei ihm keineswegs ein Kind der raffinirten Sinnlichkeit; sie unterscheidet sich von der französischen hauptsächlich durch eine ernstere Rücksicht auf die Bestimmung des Menschen und die Menschheit, und er hielt nur daran fest, daß die Philosophie sich nicht über den Kreis der Erfahrung versteigen, sich stets von der Erfahrung leiten lassen solle. Aus diesem Gesichtspunkt ist Alles zu betrachten, was Wieland in seiner langen Laufbahn auf seine Zeitgenossen als Philosoph zu wirken suchte. Seine frühe gewonnene Richtung behielt er auch jetzt bei; er blieb Sokratiker, sowohl in Hinsicht der Gegenstände der Untersuchung, als dieser selbst. Aus dem Kreise der Psychologie, Moral, Rechtslehre und

Religion ging er nicht heraus, beschäftigte sich aber immer am liebsten mit dem, was in diesen Fächern problematisch war. Daher gab er auch zuweilen im Merkur Aufgaben, meist philosophischen Inhalts, die als eben so viele moralische Probleme zu betrachten sind. — Der Mann, der, kräftiger als irgend einer seiner Zeitgenossen, das Evangelium der allgemeinen, schrankenlosen Aufklärung, der unbedingten Herrschaft der Vernunft predigte, der sich überzeugt hatte, daß ungehemmte Ausbildung dem Menschengeschlechte nicht schädlich seyn könne; der Mann, der gegen allen Wunderglauben und Aberglauben, soweit er noch in seiner Zeit war, oder neu auftrat, gegen Theosophie aller Art, gegen Rosenkreuzerei, Stein der Weisen, Magnetismus, Swedenborgianismus mit Lucianischer Laune zu Felde zog, ein solcher Mann mußte auch in Sachen der Religion freie Prüfung für ein unveräußerliches Menschenrecht erklären, und dieses Rechtes bediente er sich in vollem Maße in seiner merkwürdigen Abhandlung: Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen. Wieland war keineswegs so sehr bloßer Verstand, um das Gemüth und die Regungen desselben für nichts zu achten, aber er glaubte mit der großen Mehrzahl der erleuchtetsten seiner Zeitgenossen, gegen die Täuschungen des Gefühls und der Speculation sehr auf der Hut seyn zu müssen. Nicht als ob das metaphysische, das platonische Element, das ihn in der frühen Jugend in so schwere Anfechtungen gestürzt, sich nicht sein ganzes Lebenlang zuweilen in ihm gerührt hätte; aber die Folge war in der Regel nur, daß er bald über sich selbst zu lachen anfing.

Mitten unter den mannigfaltigsten literarischen Arbeiten verließ Wielanden auch die Muse nicht; aber die Richtung auf die Philosophie, welche er in Erfurt erhalten, ließ es bei ihm längere Zeit zu keinem reinen poetischen Producte kommen, und so erscheint die Geschichte des Danischmend und der drei Kalender (1773) als ein Nachhall der Erfurtschen Bemühungen. Auch hiebei war es auf einen Beitrag zur Geschichte der Menschheit abgesehen, und sein Zweck war, zu zeigen, daß Unterdrückung und ihre Töchter, die Ueppigkeit, die mit den Unterdrückern, und die Dürftigkeit, die mit den Unterdrückten gepaart ist, die wahren Ursachen des menschlichen Verderbens seyen. — In demselben Jahr 1773 entstand seine originelle, vielgerühmte Geschichte der Abderiten. Niemand war geeigneter, der Geschichtschreiber derselben zu werden, als Wieland, und wie glücklich er gewesen, beweist der Umstand, daß man in allen Ecken Deutschlands die Originale seiner Archonten, Nomophylare und Sykophanten, des Zunftmeisters Pfriem und des Priesters Strobylus u. s. w. fand; das Geschrei war laut, und der treue Portraitirer sollte, noch manchen Abderiten, mit bösem Willen gemalt haben.

Auch bei den Abderiten noch hatte der Dichter im Dienste der Philosophie gestanden; aber aus reiner Freude an poetischer Production entstanden nun in dieser Periode seine liebenswürdigen poetischen Erzahlungen und Mahrchen. Die einen, Geron der Adeliche, das Winter- und das Sommermährchen, Pervonte, die Wasserkufe, sind bloß Nachbildungen auslandischer Dichtungen, die ihn

bei seinen literarischen Excursen besonders anzogen; bei Hann und Gulpenheh, Liebe um Liebe, Sixt und Clärchen, Schach Lolo, Clelia und Sinibald hatte er zwar auch fremde Stoffe vor sich, die er indessen so frei und eigenthümlich gestaltete, daß er dabei wohl als Erfinder gelten kann. Fast alle diese Erzählungen gehören in die Classe der launigen und unterscheiden sich dadurch wesentlich von des Dichters frühesten sentimentalen und den in Biberach entstandenen komischen, welche sämmtlich sich um griechische Situationen drehten. Jenen griechischen stehen nun die jetzt entstandenen Erzählungen als romantische gegenüber. Die Ader von Persiflage, welche fast in allen seinen Werken zu bemerken ist, läuft auch durch diese muntern Darstellungen. Immerhin erinnert auch hier die eine und die andere Scene an den ehemaligen Erotiker; allein dergleichen Auftritte sind jetzt mit einem Anstande, einer Zurückhaltung geschildert, daß man den Dichter wohl schwerlich mehr persönlicher Lüsternheit beschuldigen kann. Man erkennt hierin deutlich den Einfluß eines Hofes, wie sie selten sind, auf ihn und sein so feines Gefühl des Schicklichen. Der Biberachsche Stadtschreiber hatte natürlich, wie jetzt der Weimarsche Hofrath, den höhern deutschen Ständen gefallen wollen, und jener hatte dazu kein Mittel, als sich der Weise der Franzosen zu nähern, ohne darüber seine Eigenthümlichkeit aufzugeben; er war aber doch wohl im Irrthum gewesen, wenn er den Beifall ganz französisch gebildeter Männer, wie der Graf Stadion und v. La Roche, für den Maßstab dessen nahm, was man dem deutschen

sogenannten gebildeten Publicum überhaupt bieten dürfe. Er hatte jetzt kennen lernen, was in dieser gebildeten deutschen Welt eigentlich feiner Ton war, und von nun an stellt er auch wiederholt den Grundsatz auf, daß der unterhaltende Dichter in seinen Schilderungen diesen feinen Ton zum Maßstab zu nehmen habe; ein Grundsatz, gegen den sich freilich im Allgemeinen Manches einwenden ließe, dessen Befolgung ihn aber doch fortan gegen weitere Anschuldigungen schützte.

Aber bald fühlte sich Wieland noch einmal zu einer romantischen Epopöe begeistert:

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,
Zum Ritt ins alte romantische Land;

und zwar zu einer Epopöe, die sich von seinem Idris und Amadis und seinen romantischen Erzählungen so sehr unterscheidet, daß man behaupten kann, er habe mit ihr eine ganz neue Bahn gebrochen. Im Jahre 1780 entstand Oberon, das prächtige Gedicht, das allein hinreichte, den Ruf eines Dichters fest zu gründen, und das so allgemein bekannt und geschätzt ist, daß eine Charakterisirung desselben hier ganz überflüssig wäre. Wir erwähnen daher nur, daß die Fabel des Oberon, dem größten Theile nach, aus dem alten Ritterbuche „von Hüon de Bordeaux" genommen ist, wovon sich in der Bibliothèque universelle des romans ein freier Auszug befindet. Auch hier, bei demjenigen seiner Werke, das Zeitgenossen und Nachkommen am höchsten gestellt haben, zeigt sich der allgemeine Charakter unseres Dichters. Er selbst sagt

es von sich aus, daß er kein eigentlich erfinderisches Genie sey: er hatte fast überall zu seinen Dichtungen Vorbilder, besondere Veranlassungen, individuelle Aufforderungen; aber einmal ist wohl die Behandlung bei jedem Dichter das entscheidende Moment, und dann bedurfte unsere Literatur gerade damals eines so gewandten, schmiegsamen Kopfes, der durch geniale Germanisirung fremder Stoffe die Deutschen von der rücksichtslosen Bewunderung des Fremden nach Stoff und Form heilte und ihnen Zutrauen auf die Kraft und Wirksamkeit ihrer eigenen Sprache einflößte.

Mancher in der Schule der neuern Poetik Aufgewachsene und damit an strengere Form Gewöhnte stößt sich an der Ungebundenheit der Wielandschen Stanzen in seinen epischen Gedichten, im Idris, Amadis und Oberon. Aber man bedenkt nicht, daß Wieland noch mit Sprache und Ausdruck zu ringen hatte, daß er zum Theil erst die Sprache geschaffen, in der wir unsere kostbaren Octaven zusammenbauen. Er selbst charakterisirt seine Stanzen ganz richtig, wenn er sie eine Art von Stanzen nennt. Es ist sichtbar, daß er bei Bildung seiner Versart mehr auf die Bewegung, als auf die Form der italienischen Stanze Rücksicht genommen und darüber allerdings letztere, wenn sein Vers dem italienischen Muster ähnlich bleiben sollte, vielleicht zu sehr vernachlässigt hat. Aber einmal hat jeder Dichter das Recht, die Form zu wählen, die ihm für Inhalt und Ton seines Werks die angemessenste scheint, und dann hat Wieland mit den gewählten Mitteln seinen Zweck so gut erreicht, daß Idris und Oberon, trotz der lockern Stanzenform, für den erzählenden Ton der

episch-romantischen Dichtungsart noch immer die besten Muster in unserer Sprache sind.

Auch aus dem Oberon, so objectiv er gehalten ist, leuchtet sichtbar der Zweck, der alle Werke Wielands beherrscht, der Zweck, die schöne Menschheit außer sich hervorzubringen. Aber nicht genug, daß er dazu den eigenen Geist und das eigene Herz in den mannigfachsten Schöpfungen ausprägte, unternahm er es jetzt, Horaz und Lucian den Zeitgenossen durch Uebersetzung näher zu bringen, überzeugt, daß ihnen kaum etwas heilsamer seyn könne, als die Ironie und feine Urbanität des erstern, das attische Salz, die beißende Satire des letztern, dessen Inhalt sogar oft für das Zeitalter wie berechnet schien. Im Grunde gab Wieland auch mit diesen Arbeiten nur sich selbst; denn die Natur hatte ihn jenen Geistern so ähnlich geformt, daß ihm während der Uebersetzung, besonders Lucians, gar oft der Glaube an die Seelenwanderung fast zur Täuschung wuchs. Er hatte bei diesen Arbeiten mehr die höhere gebildete, als die gelehrte Welt im Auge; dennoch hat er dabei nicht nur das Verdienst, den Geschmack am Studium der alten Literatur verbreitet zu haben; er hat auch den Gelehrten viele nützliche und wichtige Winke gegeben und in der Kunst des Uebersetzens in mancher Beziehung den rechten Weg gewiesen.

Bei der erstaunlichen Geschmeidigkeit seines Geistes konnten diese Uebersetzungen, mit denen er sich Jahre lang beschäftigte, nicht ohne Rückwirkung auf seine eigenen Darstellungen bleiben. Besonders wirkte auf ihn Lucians Verschmelzung des philosophischen und dramatischen Dialogs zu

einer neuen Gattung, und nun suchte er auch die Zwecke, die er sich als Schriftsteller für das höhere Publicum vorgesetzt, auf diese Weise zu erreichen. So entstanden im Merkur seine Dialogen im Elysium, seine Göttergespräche, und später seine Gespräche unter vier Augen, welch letztere Wieland als Politiker charakterisiren. Seine Beschäftigung mit Lucian veranlaßte auch noch seinen Peregrinus Proteus (zuerst im Merkur 1789), einen meisterhaften Versuch, die Nachrichten Lucians über diesen berüchtigten Schwärmer zu ergänzen und das ganze moralische Räthsel des Lebens und Todes dieses seltsamen Menschen befriedigend aufzulösen. — Als Gegenstück zum Peregrinus Proteus ist sein Agathodämon zu betrachten; dieses Buch dient einem andern verrufenen Schwärmer, dem Apollonius von Tyana, zur Ehrenrettung und entwickelt Ideen über die Bildung des Christenthums. Besonders in diesen merkwürdigen Werken zeigt sich, wie bei Wieland die Kühnheit der Ideen mit den Jahren immer zunahm, was gewiß der Einwirkung Goethes, Herders und Schillers zuzuschreiben ist, und ohne eine gewisse Redseligkeit würde man kaum glauben, daß wir den Schriftsteller nun bereits ins vierundsechzigste Jahr seines Lebens begleitet haben.

Wieland hatte in dem Vierteljahrhundert, das er nun in Weimar zugebracht, sehr Vieles dazu beigetragen, diese Stadt zum deutschen Athen zu machen. Der Sokratiker Wieland gehörte dazu, wenn dort Alles werden sollte, wie es geworden ist, und was er hier empfing und was er gab, wurde gleich wichtig für die deutsche Kultur. Er hat uns hauptsächlich

in der Poesie dem griechischen Genius zugeführt. Die dadurch herbeigeführte Veredlung und Verfeinerung der Lebenssitte, des Tons im Umgang, wie in der Literatur erscheint uns jetzt als eine nothwendige Stufe in unserer Kultur, und Wieland wurde durch sein Streben recht eigentlich Goethes Vorläufer in seiner dritten Periode. Je weniger der feine Ton des Weltmanns eine unter deutschen Musenjüngern gemeine Tugend ist, desto wichtiger wurde Wielands Einfluß auf seine Zeit, die gerade eines Mannes mit diesem feinen Gleichgewicht verschiedener Geisteskräfte, mit dieser Mischung poetischer und philosophischer Anlagen bedurfte. Man kann beweisen, daß er an Erfindung und gewaltiger, umfassender Darstellungskraft Mehreren nachsteht, ohne daß dieß seinem wahren Ruhme Eintrag thut; denn in der Wirkung auf seine Zeit war er einzig. Immer war vorzüglich er es, der die Forschung über Gegenstände der Religion, der Politik, der Gesellschaft weckte, oder doch reizte, und eine Menge für die Kultur, in der Richtung, die sie damals eingeschlagen, wichtiger Ideen in Umlauf brachte und die Philosophie in die höhern Cirkel einführte. Für den Zeitgeist, der sich ihm zuerst in Warthausen offenbart, und den er einmal für einen guten erkannt, wirkte er rastlos, und sieht man, wie er als Dichter und Philosoph auf Ausrottung theologischer Irrthümer und religiöser Mißbräuche, Staatsgebrechen, Mängel unsers sittlichen und bürgerlichen Lebens, bald mit Laune, bald mit Ernst, mit lachendem Spott und edler Entrüstung, beständig gewirkt hat, so mag man ihn wohl den Voltaire Deutschlands nennen; aber Wieland,

der Deutsche, war nicht bloß Spötter; in seiner Seele lebte ein sittliches Ideal, zwar nicht mehr, wie in seiner Jugend, von überirdischer Vollkommenheit, aber von hellenischer Liebenswürdigkeit. Er erkannte es als Ziel der menschlichen Bildung und war rastlos thätig dafür. Aber seine Wirkung auf das deutsche Publicum war auch unermeßlich, und dieser so geistreiche und gewandte, meist so anmuthige und heitere, oft so witzige und immer verständige Schriftsteller mußte in einer Welt, wo der Verstand herrschte, um so mehr der Liebling der höhern Classen werden, je mehr er aus dem Zeitgeist für den Zeitgeist schrieb, immer aber wenigstens eine Stufe höher stand als seine Zeit. Für den großen Beifall des Publicums zeugten die vielen Auflagen seiner Werke, neben den Nachdrucken, am meisten aber die i. J. 1793 von Göschen veranstaltete prächtige Gesammtausgabe, das erste Unternehmen der Art in Deutschland, wobei Zeichner und Kupferstecher mit dem Drucker wetteiferten, dem gefeierten Schriftsteller ein ehrenvolles Denkmal zu setzen.

Mit dieser Ausgabe seiner Werke, auf welche er durch fleißige Feile, ja durch völlige Umarbeitung mehrerer Schriften, auch seinerseits die größte Sorgfalt verwendete, stand Wieland auf dem Zenith seines Rufs und seines Glücks. Er war nach und nach, trotz der Größe seiner Familie, bei seiner äußerst einfachen, patriarchalischen Lebensweise, zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangt, und jetzt erlaubte ihm der Ertrag der Gesammtausgabe, einen lieben, längst gehegten Wunsch zu befriedigen und, gleich seinem Freund Horaz, im Genusse der ländlichen Natur ganz sich und den Musen zu

leben. Er erwarb das Gut Osmanstädt, drei Stunden von Weimar an der Ilm, und bezog dieses Osmantium, wie er es nannte, i. J. 1798. Und hier mögen noch einige Notizen über Wieland als Mensch Platz finden.

Wie Wieland durch ein eigenthümliches Gleichgewicht der Geisteskräfte das wurde, was er als Dichter und Philosoph war, so wurde seine Individualität als Mensch durch ein besonderes Gleichgewicht der Seelenvermögen und deren Harmonie mit den Geisteskräften bestimmt, und darum kann man den Menschen, den Dichter und den Philosophen in ihm eigentlich gar nicht trennen. Wenn es je wahrhaft große Talente gegeben hat, die von den Leidenschaften der Habsucht, Herrschsucht, Ehrsucht, Hinterlist nicht frei waren, so gehört Wieland wenigstens nicht dazu. Sein Charakter, wie ihn die Natur in ihm angelegt, war der edelste und beste, und er befestigte das Werk der Natur durch die Kraft des Willens. Das sittlich Schöne, das seine Phantasie bildete, war bei ihm in die Gesinnung übergegangen. Er steht bei Manchen im Ruf des Epikuraismus; aber in dem Sinn, in dem Wieland Epikuräer war, sind es wohl von jeher die meisten höhern Menschen gewesen, die gut und verständig zugleich waren. Seine Weisheit ist gewiß unverdächtig. Ihr Bekenner will angenehm, heiter, glücklich leben; aber dieß kann er nur, wenn er frugal, nüchtern, keusch, mit sich und der Welt in Frieden, in freundlichen Verhältnissen mit seiner Umgebung lebt. Sein Charakter, wie er ihn durch seine Weltweisheit erworben, war recht eigentlich die Sokratische Kalokagathie, und dieser gemäß war Wielands ganzes

einfaches Leben, mäßig seine Forderungen an das Glück, weise der Gebrauch, den er davon machte.

Er machte nie, was man ein Haus machen heißt; aber er übte die edelste Gastlichkeit gegen Freunde und junge, der Unterstützung, wie er sie einst bei Bodmer gefunden, bedürftige Männer. — Nie war einer von der Sucht, zu scheinen, weiter entfernt, als er; er gab sich in allen Verhältnissen, auch zu den höchsten Personen, immer wie er war, ohne Anmaßung, aber auch ohne Blödigkeit, seinem Grundsatz gemäß, daß ein Gentleman überall „tête levée" erscheinen dürfe. — Sein häusliches Verhältniß war von jeher das schönste und glücklichste gewesen; im friedlichen Kreise der Häuslichkeit, im Schooße der Seinigen fühlte er sich immer am glücklichsten. Nach 22jähriger Ehe versicherte er selbst, er könne nicht acht Tage von seinem guten, einfachen, häuslichen Weibe entfernt seyn, ohne eine Art Schweizerheimweh nach ihr zu empfinden. Und er verließ sie auch selten genug; der vielerfahrene und gewandte Weltmann kam höchst selten weiter von Weimar und seinem Gute weg, als auf die Landsitze der herzoglichen Familie, und seine Reisen kommen in seinem Lebenslaufe gar nicht in Betracht. Den bedeutendsten Ausflug machte er i. J. 1797 in die Schweiz, um sich dort in der Erinnerung zu verjüngen, und diese Reise wurde für ihn zu einem wahren Triumphzug.

In seiner ländlichen Ruhe zu Oßmanstädt besuchte ihn 1799 die Geliebte seiner Jugend, die Freundin seiner männlichen Jahre, Sophie v. La Roche: sie hatten sich dreißig Jahre nicht mehr gesehen.

Wieland war jetzt bereits ins höhere Alter getreten; aber dem Dichter, dem Philosophen und Menschen standen im Angesicht des Hafens noch harte Stürme und schwere Prüfungen bevor. Im Westen Europa's stand eine mächtige Nation auf und schickte sich mit furchtbarem Ernste an, die Ideen, welche in der Aufklärungsperiode von Philosophen und Dichtern gepredigt worden, in einer Weise zu realisiren, wie es jene denn doch nicht gemeint. Zu gleicher Zeit kam aus dem Norden Deutschlands eine neue Philosophie, welche die Grundlage aller bisherigen Weltanschauung erschütterte und im Gebiet des Geschmacks Veränderungen herbeiführte, wodurch die Autorität der bisherigen Herrscher auf dem Gebiet des Geistes so sehr bedroht war, als die Throne der Könige durch die Revolution. Von der durch die Revolution, durch Kantische Philosophie und Schlegelsche Aesthetik aufgeregten Gährung und Leidenschaftlichkeit wurde auch Wieland unsanft berührt.

Wieland nahm, wie alle edlen Geister seiner Zeit, an der Revolution ein großes kosmopolitisches Interesse, und es erscheint auf den ersten Anblick auffallend, wie sie selbst von der liberalen Seite zu mannigfachen Verunglimpfungen des Mannes führen konnte, welcher von jeher die Rechte der Vernunft so eifrig vertheidigt, die Sultanschaft wie die Bonzenschaft unermüdlich bekriegt und die Freiheit der Presse als ein Menschenrecht in Anspruch genommen hatte. Aber als nun die Revolution ernstlich verwirklichen wollte, worüber die Aufklärung philosophirt hatte, sah er sich praktisch, und damit auf's Bedenklichste in eine Klemme versetzt, aus

der er im Grunde theoretisch in seinem ganzen Leben nicht herausgekommen war, in die Klemme zwischen dem Idealen und Realen, dem Platonismus und Epikuräismus, dem Anerkennen und Verkennen des ungewöhnlich Großen und Hohen, der Begeisterung und der spottenden Ironie. Diese auf dem Gleichgewicht zwischen Verstand und Phantasie beruhende Duplicität seines Wesens brachte gewisse Schwankungen in sein ganzes schriftstellerisches Wirken, und sie war es auch, die, wiewohl sie sich mehr scheinbar als wirklich in seinen politischen Schriften offenbart, doch gerade hier verursachte, daß er es mit beiden Theilen verdarb. Die demokratischen Enthusiasten konnten es ihm natürlich nicht vergeben, daß er der Revolution, vom Convent an, ein durch den Erfolg vollkommen bestätigtes, aber ihren Wünschen so schlecht entsprechendes Horoscop stellte, und als am Ende der scharfsichtige Mann den Franzosen als einziges Rettungsmittel einen Dictator vorschlug, da hieß er ein feiler Tyrannenknecht. Er selbst sagt in dieser Zeit von sich: „Es ist mir geradezu unmöglich, eine Partei gleichsam zu heirathen, ein Fleisch mit ihr zu werden," und wie vielen Mißdeutungen solche Charaktere in einer leidenschaftlichen, von politischen Parteien zerrissenen Zeit ausgesetzt sind, sehen wir auch in unsern Tagen.

Bald aber wurde er auch in den heftigsten Kampf der philosophischen und ästhetischen Parteien verwickelt. Sein gutes Verhältniß zu Goethe und Schiller sollte dadurch stark und wiederholt, doch nie auf die Dauer gestört werden. Wieland konnte dem persönlichen Einflusse des „holden

Unholds," wie er Goethen nennt, nie widerstehen. Die Pulvertonne der Goethe'schen und Schiller'schen Xenien zersprang, und damit begann die Umbildung unserer Aesthetik, aber auch in der Gelehrtenrepublik ein so arges revolutionäres Treiben wie in der politischen Welt. Auch Wieland wurde dabei von mehreren Geschossen empfindlich getroffen und äußerte seinen höchsten Unwillen über „die vornehme, aristokratische oder vielmehr duumviralische Miene, die sich das Paar poetischer Titanen gab." — Die neue ästhetische Schule fiel nach und nach immer schonungsloser über ihn her; man erklärte sein ganzes Streben für null, schalt es mattherzige Schlaffheit, manierirte Nachahmerei, seine Prosa völlig ungenießbar, fand unter seinen Gedichten ein einziges gutes — Geron der Adelige — und ließ ihm kein Verdienst als das — Hans Sachsens Werth erkannt zu haben. Wieland ging es, wie schon so vielen großen Männern, welche den Schmerz erleben mußten, in ihrem Alter von einer neuen Weltanschauung übersegelt zu werden, und den Werth ihrer ganzen Existenz in Frage gestellt zu sehen. Nachdem er sein Leben daran gesetzt, den Menschenverstand zu Ehren zu bringen, sollte nun auf einmal dieser Verstand ein Irrlicht, der wahre Verführer und Satan seyn, und er sah dafür eine schwärmende Einbildungskraft auf den Thron gesetzt. Mit Grauen glaubte er, aus den neuen, mystisch-sentimentalen Theorien wieder alle jene Nachtgeister hervorgehen zu sehen, die er mit seinem Lichte längst verscheucht zu haben meinte. Er rief warnend, die Barbarei klopfe wieder an die Pforten, und man wolle uns durch Sykophantentrug wieder

zurückstoßen in die Nacht des Aberglaubens und die Gräuel des Geistesdespotismus.

Ermüdet trat er vom Kampfplatz zurück, und jetzt kehrten auch die Musen wieder in seine ländliche Einsamkeit ein. Er unternahm nun sein attisches Museum, wodurch er die Nation mit einer Reihe von Meisterwerken der griechischen Poesie, Philosophie und Beredsamkeit bekannt machte. Später folgte das neue attische Museum, das er gemeinschaftlich mit Hottinger und Jakobs herausgab. — Aber auch als Dichter ging er noch einmal in sein zweites Vaterland, Griechenland, zurück, nämlich in seinem letzten großen Werk: Aristipp und einige seiner Zeitgenossen. Er schildert darin im Grunde seinen eigenen Entwicklungsgang, und man kann sagen, daß er bei dieser Arbeit sein ganzes Leben noch einmal lebte. — Mit den bald darauf erschienenen kleinen Romanen: Menander und Glycerion, und Krates und Hipparchia bewies er, wie wenig seine Geisteskraft geschwächt war und von ihrer Eigenthümlichkeit verloren hatte.

Nun kam aber die Zeit heran, wo er, nach Allem, was als Schriftsteller über ihn ergangen, auch als Mensch noch hart geprüft werden sollte. Im Jahr 1801 wurde der Greis durch den Tod der Frau, mit der er in 35jähriger Ehe ein seltenes häusliches Glück genossen, auf's Tiefste erschüttert, und vollends vereinsamt fühlte er sich, als nun i. J. 1803 vollends die Letzten aus seiner Blüthenzeit hingingen Gleim, sein innigster Freund, und Klopstock, und er nun der Nestor auf dem deutschen Parnasse war. Dazu kam

noch, daß er sein Landgut ökonomisch nicht behaupten konnte; mit tiefem Schmerze entsagte er dem friedlichen Idyllenleben zu Osmanstädt und zog nach Weimar zurück.

Weimar hatte indessen durch Goethes und Schillers Reife den höchsten Flor erreicht; das literarische Ungewitter, das Wielanden so hart zugesetzt, hatte ausgetobt, und er trat jetzt als Vater Wieland, wie er von jetzt an hieß, in den schönen Kreis zurück, in dem der ehrwürdige Alte überall nur Liebe und Hochachtung fand. Er wurde der tägliche Gesellschafter seiner hohen Gönnerin, der Herzogin Amalia, theilte ihren Sommeraufenthalt zu Tiefurt und wurde nach und nach eigentlich als ein Glied des Hauses und des Hofes angesehen, als welches er auch im Theater seinen Platz in der herzoglichen Loge hatte. Es fehlte nicht an zarten Aufmerksamkeiten für den greisen Dichter: so erblickte man bei der ersten Aufführung des Tasso, auf Veranstaltung Goethe's, statt der Hermen Virgils und Ariosts, welche den Garten von Belriguardo zieren sollen, die Büsten Schillers und Wielands, wodurch die feinsten Beziehungen vermittelt waren. — Bald, mit der Invasion der Franzosen, folgten schreckliche Tage für Weimar; aber mitten in der allgemeinen Verwirrung erhielt Wieland einen Beweis der Achtung, welche ihm seine Schriften auch in Frankreich erworben, indem einer der französischen Generale das Haus, in welchem der Voltaire Deutschlands wohnte, unter den Schutz einer besondern Wache stellte.

Noch einmal kehrte er um diese Zeit auf den Boden der Philosophie zurück in seiner Euthanasia. Diese ihrer Zeit

vielbesprochene Schrift wurde dadurch veranlaßt, daß damals ein gewisser Wötzel mit dem Bericht von der Erscheinung seiner verstorbenen Frau Aufsehen gemacht hatte. Am Rande des Grabes sprach hier Wieland seinen alten Vernunftglauben und seine sokratische Lebensansicht in voller Starke aus: er gab dadurch vielfachen Anstoß, aber Keiner, wenn er auch Wielands Ansichten von der Unsterblichkeit nicht theilte, konnte wohl dem Charakter des Mannes, wie er sich in diesem seinem letzten Worte ausspricht, die Achtung versagen.

Still verlebte er den Spätabend seines Lebens, weder lebenssatt, noch lebensmüde; aber im Jahr 1808, im fünf und siebenzigsten seines Alters, sollte er, dem wichtigsten Mann der modernen Geschichte gegenüber, sich selbst als historische Person fühlen. Wahrend des Erfurter Congresses kam Napoleon nach Weimar. Im Theater war ihm der Alte mit dem interessanten Kopf aufgefallen, und auf seinen Wunsch erschien Wieland auf dem Hofball mit seinen Tuchstiefeln und seinem Sammtkappchen. Napoleon unterhielt sich mit ihm unter vier Augen, so lange, daß Wieland am Ende Casarn bitten mußte, ihn zu entlassen, weil er nicht länger stehen könne. Wieland selbst sagt über diese Zusammenkunft: „Er sah, daß ich, meiner leidigen Celebrität zum Trotz, ein schlichter, anspruchsloser alter Mann war, und da er, wie es schien, auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher seyn konnte, seine Absicht zu erreichen. In meinem Leben habe ich keinen einfachern, ruhigern, sanftern und anspruchslosern Menschensohn gesehen.

Er unterhielt sich mit mir, wie ein alter Bekannter mit Seinesgleichen, und — was noch keinem andern Meinesgleichen widerfahren war — anderthalb Stunden lang in Einem fort und ganz allein, zu großem Erstaunen aller Anwesenden." Das Gespräch verbreitete sich über Poesie, Philosophie, Religion. „Aus seinen Aeußerungen über Poesie," sagt Wieland, „ging hervor, daß er so ein Ding, was die Deutschen Gemüth nennen, durchaus nicht habe, und ungeachtet der Mann ungemein freundlich und verbindlich gegen mich war, so kam es mir doch zuweilen vor, als sey er aus Bronze gegossen." — „In der Religion machte Napoleon den Skeptiker so sehr, daß er die historische Existenz Christi bezweifelte. Das war aber nur ein sehr alltäglicher Skepticismus, den er da auskramte, und ich fand an seiner Freigeisterei nichts zu bewundern, als die Offenheit, mit welcher er sie mir preisgab."

Auch Alexander bezeigte ihm seine Achtung. Er erhielt den St. Annenorden und die Ehrenlegion, und es ist doch sonderbar, daß es zwei fremde Herrscher waren, die auf solche Weise sein Verdienst ehrten, während dieß keinem deutschen Fürsten einfiel, und noch sonderbarer, daß Wieland zwar Mitglied des französischen Instituts, aber keiner deutschen Akademie war. Solche Erfahrungen waren übrigens nicht im Stande, seinen Patriotismus zu erkälten; die Schmach Deutschlands erfüllte ihn mit dem tiefsten Kummer, ja dem hochbetagten Mann entfielen oft die leidenschaftlichsten Aeußerungen. Indessen hatte der Weise gegen den Drang der Zeit auch jetzt Heilmittel gefunden. Er unternahm vom

Jahr 1806 an die Uebersetzung der Briefe Ciceros, seine letztere größere Arbeit, welche er bis an seinen Tod fortsetzte. — Im April 1809 wurde er von der Freimaurerloge Amalia zu Weimar auf ausgezeichnete Weise als Bruder aufgenommen, und als er i. J. 1812 zu Jena seinen achtzigsten Geburtstag feierte, überraschten ihn die Brüder mit einem Beweis ihrer Achtung, indem sie ihm eine auf ihn geprägte Medaille überreichten.

Noch im Winter von 1812 auf 1813 nahm der Achtziger bei ganz guter Gesundheit den lebendigsten Antheil an Ifflands kunstreichen Darstellungen auf der Weimarer Bühne. Ganz unerwartet bekam er im Januar einen schlagartigen Anfall. In seinen Fieberträumen gingen mannigfache Bilder des Alterthums vor seiner Seele vorüber; anderemale verriethen die italienischen Worte, die er sprach, daß er in Ariosts Gefilden wandle, und zuletzt ruhte sein edler Geist auf Shakespeare. Seine Kinder hörten ihn am letzten Tage mehreremale, schwach, aber doch vernehmlich, Hamlets berühmte Worte: „Seyn oder Nichtseyn," erst deutsch, dann auch englisch sprechen. Am 20. Januar 1813 trennte sich die schöne Seele von der irdischen Hülle.

Seine sterblichen Reste ruhen zu Osmanstädt neben denen seiner Frau und Sophiens Brentano, der von ihm zärtlich geliebten Enkeltochter seiner Freundin Sophie v. la Roche. Wieland hatte den Platz, wo er seine Frau und seine junge Freundin neben einander begraben, längst zu seiner eigenen Ruhestätte bestimmt und sich denselben im Jahr 1804 von dem Käufer seines ehemaligen Landgutes abtreten lassen.

Die Stelle bezeichnet eine dreiseitige Pyramide, welche die im Jahre 1806 von Wieland verfaßte Inschrift trägt:

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Die Verdienste dieses außerordentlichen Mannes um unsere Literatur und unser ganzes Leben sind größer, als wir, die eine ästhetische Revolution von der Zeit seiner Blüthe trennt, zu ermessen vermögen. Allerdings floß die eigene Quelle der Poesie bei ihm minder reichlich, als bei einigen andern; aber er hat die schönsten Quellen der Griechen, Römer, Engländer, Franzosen, Italiener und Spanier in ihr Bett geleitet, daß sie als ein breiter, herrlicher Strom dahinfloß. Wer möchte ihn jetzt darum tadeln, daß er Lucian und Horaz, Xenophon und Shaftesbury, Ariosto und Cervantes, Voltaire und Chaulieu, Sterne und Metastasio unter uns erneuert? Wissen wir doch nicht, was aus unserer Literatur geworden wäre, wenn er nicht mit diesen Incarnationen die Kraft des deutschen Geistes und der deutschen Sprache erprobt hätte! Er lieferte uns Muster von didaktischen Gedichten, dergleichen keine andere Nation hat; er führte das romantische Epos unter uns ein, und ist von keinem seiner Nachfolger übertroffen; er gab uns die ersten philosophischen Romane, die bei allem Wechsel des Geschmacks bleibenden Werth behalten; er gab uns Singspiele, wie wir sie nicht geahnt, und als es noch kein erträgliches unter uns gab; er war einer der melodiosesten Sänger und die deutsche Sprache verdankt

ihm weit mehr, als Viele glauben; denn durch seinen Einfluß vorzüglich bildete sich die feinere Umgangssprache, durch welche erst die französische aus den höhern Cirkeln verdrängt wurde. Dazu kommt die Masse von Wissenswürdigem aller Art, das er in angenehmer Form dem Publicum vorgelegt; er hat hiedurch, wie durch sein ganzes Streben, die Bildung seiner Zeit und seines Volks bedeutend gefördert, und die Grazien, diese steten Gefahrtinnen seines Lebens, auch in die geselligen Kreise unserer Väter eingeführt. Trotz seinem Anschließen an fremde Stoffe und Formen ist er fast immer dem Grund und Wesen nach deutsch, und trotz des Anscheins von Frivolität und Sinnlichkeit wirkte in ihm das Höhere. Aber er kannte nichts Höheres als die Vernunft. Er war im merkwürdigen Zeitalter, wo im Namen dieser Vernunft in Staat und Kirche, in Literatur und Leben der Boden von Vorurtheil und Unsinn, von wirklichen und eingebildeten Mißbräuchen gesäubert werden sollte, einer der rüstigsten Kämpfer, der meist mit den zweischneidigen Waffen des Spotts und der Satire focht, dem aber auch die des Ernstes und des edlen Zornes zu Gebot standen.

Wieland war ein schöner, ein umfassender Geist; was aber seiner Erscheinung erst das Siegel aufdrückt: er war auch ein guter, ein reiner Mensch. Ein Charakter, der, wie Goethe von ihm bezeugt, wohl mit seinen Meinungen, aber nie mit seiner Gesinnung spielte, den weder Neid, noch sonst eine häßliche Leidenschaft entstellte; ein Mann, in dem der Höfling nie mit dem einfachen Familienvater in Conflict kam, der in patriarchalischer Häuslichkeit sein einziges Glück

fand, frugal, von unbescholtenster Sittenreinheit — gibt es unter unsern großen Männern viele, denen man Solches nachrühmen kann?

Wieland war auf der Höhe seines Rufs und seines Strebens der Stolz seiner Nation; diese Anerkennung der Besten seiner Zeit gibt ihm die vollsten Ansprüche auch auf die Achtung der Nachwelt, und seine Werke, welche mehr als ein halbes Jahrhundert umfassen, werden immer eines der schönsten Monumente aus einer wichtigen Periode unserer Bildung bleiben.

